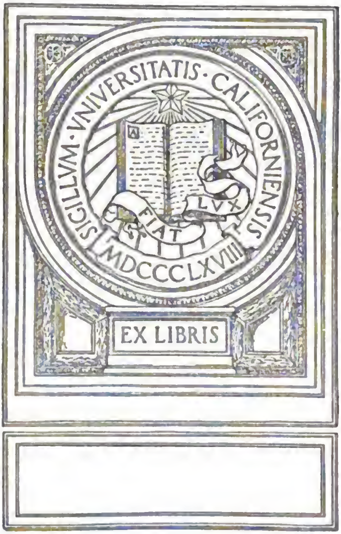
Zeitschriften.
52.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Grenzboten.

Zeitſchrift für Politik und Literatur,

redigirt von

Guſtav Freytag und **Julian Schmidt.**

JUR: POL: LESEVEREIN

9. Jahrgang.

II. Semeſter. II. Band.

Leipzig,

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

1850.

Digitized by Google

Digitized by Google

AP30
G7
v.9:4
★★

Inhalt.

Nr. 40. Robert Schumann. 2) S. 521. — Studien zur Geſchichte der franzöſiſchen Romantik: Johanna von Vaudeuil. S. 530. — Nachträgliches zu Balzac. S. 535. — Flüchtige Skizzen über ruſſiſche Literatur und ruſſiſches Theater. S. 536. — Dramaturgiſche Miscellen. 3) S. 542. — Politik. 1) Eine Bekehrung. S. 547. 2) Die Legitimen. S. 549. — Kleine Correſpondenz. S. 551. — Literaturblatt. S. 558.

Nr. 41. Die alte Municipalverfaſſung und die neue Organiſation der politiſchen Behörden in Ungarn. S. 561. — Eine Stimme aus England über Haynau und die Brauer Barclay's. S. 570. — Politik. S. 574. — Kaſſel und Berlin. S. 579. — Alfred Tennyſon. S. 583. — Adam Oehlenſchläger. S. 586. — Die Aufklärung und das Chriſtenthum. II. S. 591. — Kleine Correſpondenz. S. 396.

Nr. 42. Deutſche Romane. S. 601. — Die Philologenverſammlung in Berlin. S. 608. — Deutſche Staatsmänner. 5) Ludolf Camphauſen. S. 616. — Kleine Correſpondenz. S. 631. — Literaturblatt. S. 634.

Nr. 43. Die Zigeuner im Königreich Polen. S. 641. — Die Centraliſation. S. 650. — Aus dem ſiebenbürger Sachſenland. S. 663. — Correſpondenz aus Wien. 1) u. 2). S. 666. — Ein ruſſiſches Urtheil über Radowitz. S. 670. — Aus Holſtein. 1) S. 674. — Aus Meiningen. S. 676. — Literaturblatt. S. 677.

Nr. 44. Vom ſchleswig-holſteinſchen Heere. S. 681. — Biographien unberühmter Ruſſen: 2) Schickſale eines unirten Popen. S. 685. — Die Juden in Ungarn. S. 691. — Bosniſche Haiduken. S. 699. — Anlage deutſcher Capitalien in den Vereinigten Staaten. S. 703. — Viel Lärm um Nichts. S. 713. — Engliſche Literatur. S. 717.

Nr. 45. Friedrich Hebbel. S. 721. — Eine Erinnerung an Agnes Franz. S. 733. — Der ſechste October 1848. S. 737. — Der Kurfürſt und Haſſenpflug. S. 744. — Kriegsgerüchte. S. 750. — Kleine Correſpondenz. S. 753. Literaturblatt. S. 758.

Nr. 46. Das Ende der Kriſis? S. 761. — Die dramatiſche Behandlung des Mährchens. S. 769. — Die Staatsmänner Kurheſſens: 1) Das März-Miniſterium. S. 773. — Ein neues Werk über Galizien. S. 786. — Die preußiſche Politik. S. 792. — Kleine Correſpondenz. S. 797. — Neuigkeiten der franzöſiſchen Literatur. S. 800.

Nr. 47. Zum Schillerfeſt. S. 801. — Niels W. Gade. S. 809. — Die Kriegszüge der Tyroler Schützen im Jahre 1848. S. 816. — Preußiſcher Brief. S. 827. — Kleine Correſpondenz. S. 830. — Literaturblatt. S. 837. — Die Luftſchifffahrten. S. 840.

M284037

Digitized by Google

Nr. 48. Börne, Heine und das Judenthum unſerer neuen Literatur. S. 841. — Lamartine's neueſte Schriften. S. 849. — Die Staatsregierung Sachſens und die 21 Profeſſoren. S. 853. — Oeſtreichs Deviſe: A. E. I. O. U. S. 856. — Polniſche Proceſſe. S. 859. — Aus Petersburg. S. 868. — Kleine Correſpondenz. S. 874. — Literaturblatt. S. 877. — An die Abonnenten der Grenzboten. S. 880.

Nr. 49. Neue Romane. S. 881. — Bairiſches Militärweſen. S. 889. — Zur Geſchichte der Preſſe. I. S. 898. — Die ungariſche Emigration in England. S. 904. — Annalen der deutſchen Geſchichte von Heinrich Rückert. S. 911. — Kleine Correſpondenz. S. 914.

Nr. 50. Das Tagewerk eines Adjutanten im ſchleswig-holſteinſchen Heere. S. 921. — Zur Geſchichte der Preſſe. II. S. 929. — Geſchichte des deutſchen Städteweſens von F. W. Barthold. S. 935. — Heſſiſche Staatsmänner: v. Bardeleben, ſpäter Kriegsminiſter. S. 941. — Neue Romane: 2) S. 945. — Herodes und Mariamne. S. 953. — Literaturblatt. S. 958. — Für die deutſchen Zeitungen. S. 960.

Nr. 51. Das Ende der Kriſis. S. 961. — Aus der Affaire von Friedrichſtadt, S. 969. — Ueber die preußiſche Armee. S. 982. — Die Wiederaufnahme des franzöſiſchen Claſſicismus im franzöſiſchen Theater. S. 992. — Correſpondenz. S. 997.

Nr. 52. Oeſtreich und die freien Conferenzen. S. 1001. — Schleſiſche Gedichte von Karl v. Holtei. S. 1007. — Ungariſche Zuſtände. S. 1010. — Das März-Miniſterium in Kurheſſen. S. 1017. — Liberalismus und hiſtoriſche Schule. S. 1025. — Die projectirte Sonntagfeier in Preußen. S. 1032. — Ein engliſches Urtheil über Oeſtreich. S. 1037. — Literaturblatt. S. 1039.

Digitized by Google

Robert Schumann.

2.

Schumann hatte ſich durch die zuletzt aufgeführten Werke in Leipzig eine Menge Freunde gewonnen, die den unbedingten Anhängern Mendelsſohn's gegenüber die Form einer Partei annahmen. Vielleicht liegt in den Reibungen jener Tage mit eine Urſache, daß Schumann ſeinen Wohnort wechſelte und ſich nach Dresden überſiedelte. Der hauptſächlichſte Grund war aber eine von Tag zu Tage ſich ſteigernde Kränklichkeit, herbeigeführt durch übertriebenen Fleiß und mancherlei kleine Sorgen. Eine geraume Zeit war er unfähig, zu ſchreiben. Nach Jahresfriſt hatte ſeine kräftige Natur die Krankheit überwunden.

Einen größern Einfluß auf ſeine Thätigkeit übte ſeine eheliche Verbindung mit der größten Künſtlerin unſers Jahrhunderts, der vortrefflichen Clara Wieck. Schumann lebte Jahre lang in ihres Vaters Hauſe, er kannte ſie und fing ſie an zu lieben, als ſie noch Kind war und unter der ſtrengen väterlichen Aufſicht mehr zur Muſik genöthigt wurde, als ſie freiwillig übte. Der Vater war wie viele Andere in jener Zeit in dem Wahne begriffen, Schumann würde nie die Stufe überſchreiten, die er in ſeinen erſten Claviercompoſitionen erklommen hatte. Gegen ſeinen Willen vereinigte das Appellationsgericht das Paar zu einem Bunde, der für Beide zu einer Quelle des reichſten Glücks und für die Kunſtwelt von großer Bedeutung war. Frau Clara Schumann hat die Grenzen, in denen ſich weibliche Künſtlerinnen zu halten pflegen, weit überſchritten: ſie denkt und ſpielt Muſik wie ein Mann. Der Vater hatte ihr eine rein virtuoſe Richtung gegeben. Daß eine ausgezeichnete techniſche Unterlage für den Vortrag der claſſiſchen Compoſitionen weſentlich und nothwendig iſt, dürfte kaum geleugnet werden. Das Unglück der letztvergangenen Kunſtperiode beſtand darin, daß ein großer Theil der Künſtler die Erreichung der höchſt möglichſten Technik als Zweck betrachtete, während ſie doch nur als Mittel zum Zweck dienen ſoll. Clara Wieck lebte mitten unter den Virtuoſen jener Zeit, ſie ſtritt ſo mit den gediegenſten unter ihnen,

Digitized by Google

wie mit den Wagehälſen um die Palme und hat immer ehrenwerthe Erfolge errungen. Von der Zeit ihrer geiſtigen Mündigkeit an ſtrebte ſie ſich von der Richtung ihres Vaters zu emancipiren. Sie hat im Gegenſatze zu andern Virtuoſen es faſt immer vermieden, ihre eigenen Compoſitionen zu ſpielen, obwohl ſie beſſer und gediegener geſchrieben hat, als viele der gerühmteſten Künſtler jener Wanderzeit. Von den Neuern das Beſſere wählend, indem ſie Mendelsſohn's, Chopin's und ihres Mannes Werke vorzugsweiſe ſpielte, iſt ſie doch mit den Alten eben ſo vertraut. Bach, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber, Alle ſind ihr geläufig, oder beſſer, ſie verſteht ſie Alle, und weiß Jeden ſo zu behandeln, wie es ſeine Individualität gebietet.

Früher wurde ſchon angedeutet, mit wie überraſchender Schnelligkeit Schumann's Werke in ſeiner beſten Zeit in der Oeffentlichkeit erſchienen ſeien. Das hauptſächlichſte Verdienſt gebührt davon den Leipziger Muſikalienhandlungen, welche mit Aufopferung ſich ſeiner annahmen. Rühmend ſind hier beſonders hervorzuheben die Verlagshandlung von Breitkopf und Härtel und nächſt dieſer von Fr. Kiſtner. Die Bezeichnung „Aufopferung" iſt hier gewiß am rechten Orte, denn die Unternehmungen zu Gunſten Schumann's geſchehen ſchon zu einer Zeit, in welcher er nur noch wenig Anhänger zählte und andere Städte, außer Leipzig, ihn kaum den Namen nach kannten. Bei einem frühern Aufenthalte in Wien erſchienen dort eine nicht unbeträchtliche Anzahl Werke von ihm. Das Muſiktreiben Wien's iſt aber im Allgemeinen jeder ernſten Richtung ſo abgeneigt, daß die Verleger mit Freuden die Gelegenheit ergriffen haben, ſo manche der von ihnen herausgegebenen Sachen an norddeutſche Verleger zu überlaſſen und ihre Niederlagen von dem unnützen Plunder zu ſäubern. Seit nun Schumann ein gemachter Mann, iſt das Begehren der Verleger nach ſeinen Werken ein größeres geworden.

In Dresden hat Schumann eine wirkliche und zu thatſächlicher Unterſtützung führende Theilnahme nie gefunden. Einzelne Vereine, deren Leitung er übernahm, und einige gebildete Kreiſe ſchloſſen ſich innig und treu an ihn. Daß er im größern Publicum unbeachtet blieb, liegt an den eigenthümlichen Verhältniſſen Dresdens. Dieſe Stadt beſitzt an der königlichen Kapelle ein ausgezeichnetes Kunſtinſtitut, deſſen Mittel um das Doppelte die Kräfte des Leipziger Orcheſters überwiegen. Und dennoch iſt Dresden ſeit Weber's Dahinſcheiden muſikaliſch todt. Es theilt in dieſer Beziehung das Schickſal noch größerer Reſidenzſtädte Deutſchlands. Die Kurzſichtigkeit der an der Spitze ſtehenden Männer, der geringe Trieb vieler unter den für Lebenszeit verſorgten Muſikern, die aus Pflichtgefühl eben nur das Nöthige abarbeiten und die Bemühungen der „Provinzialſtädte" vornehm über die Achſel anſehen, ſind die vorzüglichſten Hinderniſſe. Dresden beſaß einige Jahre an Richard Wagner einen Mann von vieler Fähigkeit und regem Streben nach Fortſchritt. Ihm wäre es vielleicht gelungen,

Digitized by Google

die träge Maſchine wieder in raſchere Bewegung zu bringen. Die politiſchen Verhältniſſe haben ihn von dannen getrieben und Dresden ſchickt ſich jetzt von neuem an zu ſchlummern. Der Verſuch, ein Concertinſtitut nach Art des Leipziger zu gründen, iſt ebenfalls mißlungen. Es gehört jetzt unter die Ereigniſſe in Dresden, wenn jährlich an dem beſtimmten Tage ein größeres Orcheſterwerk und Oratorium mit unendlicher Geſchäftigkeit an das Licht gebracht wird. Man iſt jetzt eben dahin gelangt, Mendelsſohn nothdürftig zu kennen, daß Gade lebt, weiß man, und daß Schumann verſucht hat, Dies oder Jenes zu ſchreiben, dies zu glauben, iſt leider Mancher getrieben worden, indem er zuhören mußte oder in dem noch ſchlimmern Falle ſich befand, mitzuwirken. Jetzt, wo Schumann Dresden verlaſſen, indem er einem ehrenvollen Rufe nach dem kunſtſinnigen Düſſeldorf folgte, iſt jede Veranlaſſung geſchwunden, ſich Schumann's zu erinnern. Die officielle Muſik wird nicht mehr behelligt ſein durch Aufführung ſeiner Sinfonien, der Peri, oder der Muſik zu dem zweiten Theil des Göthe'ſchen Fauſt.

Letztgenanntes Werk wurde in Dresden aufgeführt zur Feier des 100jährigen Geburtstages Goethe's. Obgleich es ſo ſpät in die Oeffentlichkeit gebracht wurde, gehört es doch einer frühern Zeit an. Es iſt unmittelbar nach der Peri entſtanden und war ſchon bis zu dem Schlußchore fertig, als Schumann ſich nach Dresden überſiedelte. Dieſer Schlußchor unterſcheidet ſich auch ſichtlich von den erſten Nummern. Während dieſe ſich in ihrer Klarheit und Darſtellungsweiſe der Peri nähern, gehört der genannte Chor ſchon der Zeit an, in welcher es ſich als Schumann's Hauptbeſtreben herausſtellt, kunſtreich und mit großangelegten Formen zu ſchreiben. Das contrapunktiſche Element erſcheint hier, wie in den ſpätern größern Werken, herausfordernd. Schumann iſt in dem ganzen Werke Göthe's myſtiſchen Verzückungen mit vielem Eifer gefolgt. Die Schilderung der einzelnen Geſtalten iſt wohlgelungen, vielleicht war er auch der Einzige, der es vermöge ſeines zur Schwärmerei ſich neigenden Naturells vermochte, dieſe Geſtalten auf ſo ideale Weiſe wiederzugeben. Der Schlußchor, die Quinteſſenz des ganzen dramatiſchen Gedichtes in ſich bergend:

Alles Vergängliche iſt nur ein Gleichniß ꝛc.

hat von Schumann eine doppelte Behandlung erfahren. Einmal ſtellt er ihn, als wirklichen chorus mysticus, in einer langſamen, ſchweren Bewegung $\frac{4}{2}$, auf religiöſe Weiſe, mit imitatoriſch eintretenden Stimmen dar. Das Orcheſter giebt dazu in gehaltenen Accorden die weſentliche harmoniſche Unterlage. Die anfänglich ernſtere Färbung geht allmählich in ein helleres, verklärtes Licht über: Fauſt iſt ja in den Himmel aufgehoben und das Bewußtſein ſeiner Seligkeit wird ihm zur Klarheit.

Vom edlem Geiſterchor umgeben,
Wird ſich der Neue kaum gewahr,
Er ahnet kaum das friſche Leben,
So gleicht er ſchon der Heiligen Schaar ꝛc.

Digitized by Google

Die Muſik entwindet ſich dem feſſelnden D moll und ſchreitet über zu dem ſeligen F Dur. Ein ächter chorus mysticus weben ſich die 8 Chorſtimmen zu den wunderbarſten Verſchlingungen und Combinationen, erſt einzeln auftretend, dann immer mehr und mehr ſich vereinigend, in immer eindringlichern und vollern Klängen ausrufend:

Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan!

Als er in ſeiner Steigerung zu dem Punkte gelangte, wo Chor und Orcheſter im Zuſammenwirken die höchſte Freude des Himmels mit mächtigem, breitem und würdigem Klange austönen ſollen, bricht er ab und gibt denſelben Text in einem langen Allegro mit Wettgeſang von zwei Chören und fugirter Arbeit wieder. Man iſt beim Anhören dieſes Chores nur zu geneigt, zu glauben, der Componiſt habe dem ganzen Werke einen brillanten Schlußchor hinzufügen wollen. Als ob die Engel im Himmel nöthig hätten, ſo laut und geräuſchvoll ſich in Freudensbezeugungen zu ergehen, wie wir armen Erdenſöhne! Die Textesworte widerſtreben gänzlich dieſer Auffaſſung, abgeſehen davon, daß es überhaupt nicht möglich iſt, ein und denſelben Kunſtſtoff auf entgegengeſetzte Weiſe zu behandeln. Noch ein anderer Vorwurf iſt dem Allegro zu machen: die durch die weite Anlage des ganzen Satzes hervorgebrachten häufigen Textwiederholungen einzelner Phraſen. Wenn ſie oft unpaſſend in andern Werken erſcheinen, ſo thun ſie dies doppelt bei den hier immer wiederkehrenden Worten: das Ewig-Weibliche zieht uns hinan. Mit Gewißheit läßt ſich behaupten, daß der nicht vollſtändige Erfolg dieſer ſo trefflichen Muſik ſeinen Grund in dem Schlußchor findet. Die vorausgehenden Sätze ſind ohne Ausnahme klar und voll der bedeutendſten Motive, welche durch intereſſante und treffende Inſtrumentation gehoben werden. Der langſame Satz des Schlußchores erhebt zur Andacht, das Allegro aber ermüdet und es bleibt für daſſelbe nur ein lebhaftes Bedauern über die ſo freigebige Verſchwendung ſo vieler Kunſt und ſo vieler Kunſtmittel.

Nächſt dieſer Muſik treten unter den Compoſitionen in der letzten Periode am meiſten hervor die zweite Sinfonie in C, (op. 61) und die Oper Genoveva, deren Text von ihm ſelbſt nach Hebbel und Tieck zuſammengeſtellt wurde. Die zweite Sinfonie gehört ſchon dem Umfange nach unter die größten deutſchen Orcheſterwerke, indem ſie wenigſtens eine eben ſo lange Zeit für ihre Ausführung beanſprucht, als Franz Schubert's große in C Dur, die nach Beethoven's D moll (Sinfonie mit Chören, Nr. 9) die in der Form am weiteſten ausgedehnte iſt. Von der erſten (B-Dur) unterſcheidet ſich dieſe zweite weſentlich in ihrem Charakter; in jener weht ein heitrer, friſcher Frühlingsodem, es erklingt das ſelige Jauchzen eines freien Jünglings, hier begegnen wir den Thaten des ernſten Mannes, der Leid und Unglück ſchon getragen und ſich erſt nach großem Kampfe von den beengenden Feſſeln befreit hat. Von dieſer Sinfonie an tragen alle Werke Schumann's das Zeichen eines ernſten Mannes an ihrer Stirne. Der Sprung

Digitized by Google

von der zweiten Periode in dieſe dritte hinein iſt um ein Bedeutendes größer, als der der erſten in die zweite, denn dort war ein ziemlich genauer Uebergang nachzuweiſen, während hier nur ſchwache Andeutungen gegeben ſind. Die Sinfonie iſt das erſte größere Werk nach ſeiner Krankheit und mag wohl noch als die That eines Auferſtandenen begrüßt werden, womit er der Welt zeigen wollte, daß ſeine Kraft noch nicht gebrochen ſei. Darum darf man wohl auch in der Sinfonie einen tiefern Sinn ſuchen. Das Einleitungsadagio mit dem in langen Noten gehaltenen cantus firmus der Meſſinginſtrumente mahnt, eine feierliche Engelsſtimme, den Künſtler, ſich emporzuraffen und muthig einen neuen Lauf zu beginnen. Da ermannt er ſich und ſtürzt ſich im nachfolgenden Allegro in das Treiben der Welt, anfangs haſtig, ungeduldig, dann aber immer entſchiedener bei zunehmenden Schwierigkeiten. Der zweite Satz der Sinfonie iſt der potenzirte erſte, er iſt noch unruhiger und drängender, gleichſam ein letzter heftiger Angriff feindlicher Dämonen, um den Künſtler zurückzuwerfen. Der aber iſt von der Ahnung des Sieges durchdrungen und feiert in wehmüthigem ernſten, aber ſich zum Gefühl der Freude und des Dankes gegen die Gottheit aufklärenden Andante in ſeiner ſtillen Innerlichkeit das Feſt des Sieges. Im letzten Allegro tritt er aus der Einſamkeit wieder hinaus in die Welt; er hat geſiegt und überwunden, er wird frei bekennen, was er glaubt und fühlt, und wird ein Held ſein in der Kunſt, und wenn er auch den Märtyrertod darüber erleiden ſollte. Die Partitur dieſer Sinfonie reiht ſich den beſten Inſtrumentalwerken an, welche wir beſitzen. Scharfſinnige Combinationen, gut angelegte und ebenſo trefflich ausgeführte Contrapunkte, neue und dem Weſen der verſchiedenen Inſtrumente angepaßte Effecte begegnen dem aufmerkſamen Zuhörer in Menge. Die Motive, wiewohl edel und tiefer gedacht, als in der erſten Sinfonie, und im rhythmiſchen Schwunge ihnen gleich ſtehend, ſind nicht im gleichen Maße eindringlich, das einzige Andante ausgenommen, das an Klarheit, Innigkeit der Empfindung und Nobleſſe in der Darſtellung beinahe über allen Inſtrumentalſätzen des Meiſters ſteht. In ſeinen Motiven iſt das Allegro des erſten Satzes am wenigſten bevorzugt, da das eintactige rhythmiſche Thema in ſeiner unausgeſetzten Wiederkehr Monotonie erzeugt und das neben ihm ſtehende Motiv des Mittelſatzes nicht contraſtirend genug erſcheint, ſondern ſich gleich ruhelos bewegt. Dieſer ganze Satz erregt das meiſte Intereſſe durch ſeinen lebendigen Fortgang, ſeine ſcharf betonten Rhythmen, ſeine ſchönen contrapunktiſchen Fügungen und die bis an den Schluß wohlangelegte Progreſſion ſich mehrender Steigerung. Der Inhalt des Scherzo iſt vorhin angedeutet worden: es läßt ſich nicht viel dazu bemerken, denn in unſerer Zeit gelingt jedem Componiſten ein Scherzo, darum iſt das Gelingen des folgenden Andante höher anzuſchlagen, da nach der Wiener Periode nur wenige gute Andante im Inſtrumentalſatze geſchaffen wurden. Der letzte Satz iſt ſeinem Umfang nach der bedeutendſte, er iſt es auch ſeinem Inhalte nach, indem ſich

Digitized by Google

hier alle Gedanken des Vorhergegangenen concentriren. Die muſikaliſchen Combinationen ſind in ihm ſo reichlich und mit ſo vieler Kunſt angelegt, daß er beim erſten Hören auch dem Kunſtverſtändigen ſich nicht erſchließt, wozu noch kömmt, daß ſeine übergroße Ausdehnung und die prächtige und glänzende Inſtrumentation theils ermüden, theils von dem ruhigen Verfolgen des ziemlich complicirt angelegten Planes abziehen. Wir begegnen hier das erſtemal dem überwiegenden Vorwalten der Reflexion, welche von nun an ſich immer mehr und mehr in den Vordergrund drängt. Die Leichtigkeit und Natürlichkeit der vorhergehenden Periode iſt verſchwunden, ſie taucht blos hier und dort als freundlicher Gruß aus der Vergangenheit auf, das Ernſte und Großartige und eine beſtimmte Willenskraft tritt auf, vorſätzlich jede inſtinctmäßige Handhabung der Kunſt zurückſtoßend. Doch muß dem deutſchen Künſtler zur Ehre nachgeſagt werden, daß bei ihm dieſes Beſtreben entſtanden iſt in der künſtleriſchen, edlen Abſicht, ſeinem Stoffe in jeder Beziehung gerecht zu werden, Berlioz aber und ſeine Schule ſind bis jetzt immer noch an der geſuchten Darſtellung des Aeußerlichen geſcheitert, ſie ſind für einzelne Fälle geiſtreich geworden, aber die Summe aller ihrer geiſtreichen Einfälle wiegt an Qualität geringer, als an Quantität. In dieſer ernſten Richtung nähert ſich Schumann der vergangenen claſſiſchen Periode, ohne jedoch zu irgend einer Zeit ſtrenger Nachfolger zu ſein, denn wenn er auch ſeine Schreibart auf die Kunſt des Contrapunkts ſtützt und im Allgemeinen die heilig geachteten Kunſtformen zur Baſis ſeiner Operationen anwendet, ſo ſind eine Menge Abweichungen von dieſer Bahn in ſeiner ſelbſtſtändigen Natur begründet, ſo wie er auch über manches Vorurtheil der claſſiſchen Zeit ſich emporgerafft hat. Schon ſeine Melodien ſind der Art, daß ſie ſich nicht der gewohnten Vorarbeitung fügen, ſondern eine andere thematiſche Behandlung verlangen. Schumann's Weiſe der Melodie wird unſrer nächſten Zeit als Norm dienen. Bis jetzt aber iſt und wird ſie noch lange ein Hinderniß für Schumann's Bekanntwerden bleiben, beſonders wird darunter ſeine Oper Genovera leiden. Das Theaterpublicum befaßt ſich nur ungern mit ernſten, deutſchen Melodien, die Italiener und buhleriſchen Künſtler, wie Meyerbeer, haben ihm das Herz vergiftet, aber es ſteht noch ſchlimmer, die große Maſſe hört überhaupt nicht mehr auf die Muſik; die Beine von Balletſpringerinnen, prächtige Kleider und Kanonenſchläge ſind die Reizmittel, welche die Maſſe in Thaliens Hallen locken. Die Kunſtwelt wartet mit Schmerzen auf einen Meſſias der Oper, es wird aber nur einem zweiten Gluck gelingen, dieſen Augiasſtall auszumiſten. Ob Schumann dieſen Beruf hat? Es iſt kaum glaublich, wenigſtens werden bei ihm noch manche Erfahrungen im praktiſchen Leben und ein tüchtiges, auf den Kern der Sache gehendes Studium unſerer dramatiſchen Tonſetzer, ſogar der trivialern, vorauszuſetzen ſein. Anzuerkennen iſt in ſeiner erſten Oper „Genoveva“ der Ernſt, mit welchem er ſeine Aufgabe behandelte, der Muth, alle Ungehörigkeiten zu ver-

Digitized by Google

meiden, die Reſignation, lieber auf allen Beifall zu verzichten, als ſich dieſen mit künſtleriſch unehrenhaften Mitteln zu gewinnen. Nach dieſen Anſichten hat Schumann in ſeinem Buche vermieden, unnöthigen Aeußerlichkeiten allzu großen Raum zu verſtatten. In dieſer Gewiſſenhaftigkeit liegt allerdings noch nicht die Garantie für den wirklichen Werth, die Gewißheit eines dauernden Erfolgs. In der alten Sage von der Genoveva findet ſich zu wenig Anhalt für eine längere dramatiſche Ausſpinnung, und ſelbſt die beiden Dichter, nach denen Schumann ſein Buch modelte, haben die dramatiſche Form dafür mit mancher Anſtrengung zubereitet. Tieck hat ſich, wiewohl auf allzu kindliche Weiſe, noch glücklich in dem Mährchenhaften zu halten gewußt, Hebbel hat die Fabel nach ſeiner ſinnlich excentriſchen Weiſe verunſtaltet. Leider hat ſich Schumann zu ſehr darauf geſtützt und die Hebbel'ſchen Figuren des Golo und der Margarethe, die niedere Rachſucht und die boshafteſte Ränkeſchmiederei treten gegen alle edlern Empfindungen zu beleidigend in den Vordergrund. Das Hauptmoment der modernen ernſten Oper, das ſelbſtſtändige Auftreten der Chöre, ihr lebendiges und ſelbſtſtändiges Miteingreifen liegt genau genommen der ganzen Handlung fern, weshalb auch die großen Chöre am Anfange des erſten Actes und am Schluſſe des Stückes nur als gewohnte, zur nöthigen Abwechslung dienende Zugaben zu betrachten ſind. Selbſtſtändiger und motivirter erſcheinen der Chor der betrunkenen und ungehorſamen Knechte, obwohl dieſer durch ſein Verweiſen hinter die Scene in ſeiner Wirkung bedeutend abgeſchwächt wird, und das Finalchor, in welchem die aufgewiegelte Schaar der Knechte und Mägde den ehrlichen Drago im Gemache der Herrin findet und ihn ihrer Rache als Opfer fallen läßt.

Ueber die Muſik der Oper hat ſich bis jetzt, ſelbſt unter den Künſtlern, noch kein beſtimmtes Urtheil feſtgeſtellt, es ſind ſogar die lebhafteſten Streitigkeiten in der Neuen Zeitſchrift für Muſik darüber entbrannt, indem der Redacteur Fr. Brendel mancherlei Einwendungen gegen die Muſik und Schumann's Richtung überhaupt zu machen verſuchte, welche ein glühender Anhänger des Componiſten auf ziemlich leidenſchaftliche Weiſe zurückzuweiſen ſich beſtrebte. Beide Theile haben Unrecht; der Eine, indem er zu haſtig abſprach und nicht genügend berückſichtigte, welche leitende Abſichten dem Werke zu Grunde gelegen haben, und daß es überhaupt als erſter Verſuch in einer neuen, beginnenden Richtung zu betrachten iſt; der Andere, weil er zu blind auf den Meiſter ſchwört und jede abweichende Meinung als feindſelig anſieht. Nur die Frage kommt hier in Betracht, ob der hier eingeſchlagene Weg ein ſolcher iſt, daß das Fortwandeln auf ihm gerechtfertigt ſein wird. Und gewiß iſt es ſo, wenn je das Streben nach Wahrheit und Einfachheit unnützem Tande und unlautern Effecten vorzuziehen iſt. Wie ſehr eine Sehnſucht nach Reform im Opernweſen begründet iſt, zeigt die große Theilnahme und die Spannung, mit welcher Schumann's Oper erwartet wurde. Es klingt parador, wenn man ausſpricht, er habe zu gut gearbeitet, und dennoch leiden manche von

Digitized by Google

Schumann's letztern Werken an dieſem Uebermaße. Durch die reiche Inſtrumentation, durch das Verdecken der Melodien, durch die neben den Geſangſtimmen mit zu großer Sorgfalt behandelte Figuration in der Begleitung erſcheinen die Geſangspartien nicht mehr als Hauptſache, ſondern faſt nur als Inſtrumente, die ihren Theil, wie jedes andere Inſtrument zur Totalwirkung mit beitragen müſſen. Es kommt noch hinzu, daß die Motive, an ſich ſelbſt edel, nicht überall der gewöhnlichen Art und Weiſe des Geſanges angemeſſen ſind. Die Sänger verſtehen ſie nicht zu bewältigen, nicht wegen ihrer Schwierigkeit allein, ſondern weil dieſe Art der Melodieführung ihnen noch neu und fremd iſt, weil es unter ihnen ferner bis jetzt noch Ton geweſen, das deutſche Lied, Trivialitäten von Gumbert und Krebs ausgenommen, mit Verachtung bei Seite zu legen. Außer dieſen Mängeln iſt der Umſtand noch zu bemerken, daß die Oper dem Zuhörer keine Ruhepunkte bietet; vom Anfange bis an's Ende herrſcht das gleiche Streben nach dem Höchſten. Die Recitative ſind nicht der freien Declamation überlaſſen, und wie ſonſt eine weiſe Praxis verlangt, mit geringer harmoniſcher Begleitung unterſtützt, ſie ſind im Gegentheil in die Grenzen des Textes hineingebannt, und das Orcheſter thut oft mehr, als eine weiſe Oekonomie für räthlich halten würde. So iſt überall das Uebermaß des Guten, überall ſo viel Stoff zu ernſthafter Betrachtung gegeben, daß das Anhören des Werks ſelbſt für den einſichtigſten Künſtler eine ziemlich ermüdende Aufgabe iſt. Die Kunſt gehört aber nicht allein ihren Prieſtern. Schumann neigte ſich zum Extreme aus einem gerechten Abſchen gegen die Afterkünſtler, die dem Pöbel mit ihren Späßen bis jetzt unterhalten haben, und ſo begründet deshalb dieſe Oppoſition war, ſo wirkte ſie doch nicht genügend, weil ſie durch ihre Heftigkeit die Kraft der Ueberzeugung verloren hatte.

Größere, ſelbſtſtändige Orcheſterwerke aus den letzten Jahren ſind von Schumann nicht in den Kreis der Beſprechung zu ziehen, es müßte denn noch erwähnt werden ein Concert für vier Ventilhörner, welches den letzten Winter im Gewandhauſe aufgeführt wurde. Die Schwierigkeiten in den concertirenden Stimmen ſind kaum zu löſen, und nur ein beſonderes Glück ließ in dem Orcheſter zufällig vier Männer von ausreichender Befähigung finden. Neben dieſem Werke ſind noch einige Studien für Inſtrumentalmuſik anzuführen: eine Fantaſie für Horn und Clavier und eine Muſik für Clarinette mit Pianoforte, beide Inſtrumentaliſten ſchon darum empfehlenswerth, da überhaupt in dieſen Fächern wenig Gutes vorhanden iſt.

Zwei Werke für Kammermuſik gehören in dieſe Periode: ein Trio für Pianoforte, Violine und Cello in D moll (op. 63) und ein zweites in Es Dur, (op. 80). Beide ſchließen ſich rühmlich an die ſchon früher erwähnte Kammermuſik, nur tragen ſie, weil ſie der jüngſten Zeit angehören, die unterſcheidenden Merkmale der letzten Werke Schumann's an ſich. Sie verhalten ſich zu op. 44 und 47 auf dieſelbe Weiſe, wie die zweite Sinfonie zur erſten. Zu ihrem Verſtändniſſe iſt

Digitized by Google

es unumgänglich nöthig, in die frühern Werke eingeweiht zu ſein, ohne dieſe Kenntniß werden ſie ſtaunen machen, aber kalt laſſen.

Unter den Pianofortewerken ſind zu erwähnen für 2 Hände: 6 Fugen über den Namen Bach (auch theilweiſe auf der Orgel zu ſpielen), op. 60; Adagio und Allegro für Pianoforte, op. 70; Album für Pianoforte, op. 69; vier Märſche für Pianoforte, op. 76. Fugenwerke ſind ſeit dem Abſchluß der claſſiſchen Periode nur vereinzelt und in ziemlich langen Zwiſchenräumen erſchienen, die neueſte Zeit hat nur Mendelsſohn's ſechs Präludien und Fugen und das angeführte Werk von Schumann aufzuweiſen, einzelne wenige Werke geringern Gehalts abgerechnet, die hier nicht in Anſchlag zu bringen ſind. Die ſchon früher gemachte Andeutung, daß Schumann's Art, Muſik zu ſchreiben und zu denken, auch in der Handhabung der claſſiſchen Formen Abweichungen bedinge, findet hier von neuem ſeine Beſtätigung. Mendelsſohn ſtrahlt viel mehr im Abglanze unſerer alten Fugenmeiſter, obgleich an ihm die neue Zeit nicht ſo ganz wirkungslos vorbeigefloſſen iſt. Die vier heiligen Noten: B, A, C, H, beginnen nach dem Muſter, welches Bach humoriſtiſcher Weiſe ſchon vor 100 Jahren gab, die Motiven der jedesmaligen Fuge, die weitere Fortführung derſelben liegt dann in der Willkür des Componiſten. Man darf keine Nachahmung oder nur entfernte Uebereinſtimmung mit der gewohnten Weiſe der alten Meiſter erwarten. Das Neue liegt in der Genialität in der Anwendung der ſanctionirten Formen. Schumann hat damit dem Altvater Bach ein gleich ſchönes Monument geſetzt, als Mendelsſohn durch Begründung des Bachdenkmals an der Thomasſchule zu Leipzig gethan. Die Märſche, op. 26, führen in großen Zahlen die Ueberſchrift: 1849; ſie ſind ein Product der bewegten Zeit, die an uns vorübergefloſſen. Wenn man in ſpätern Zeiten die Geſchichte unſerer Revolution leſen wird, ſollte man nicht unterlaſſen, die Märſche zu ſpielen. Von großer Wichtigkeit für den Unterricht und zur Hebung eines beſſern Geſchmacks, zu gleicher Zeit als eine Polemik in Noten gegen die ſeichten Unterrichtswerke iſt das Album für Clavier, op. 69. Es beginnt mit kleinen leichten Stücken und bietet nach und nach in ſeinen ſpätern Nummern immer größere Schwierigkeiten. Die meiſten Stücke ſind mit Ueberſchriften bezeichnet, z. B. der fröhliche Landmann von der Arbeit zurückkehrend, Wilder Reiter, Reiterſtücke, der erſte Verluſt, Erinnerung an den 4. Sept. 1847 (Mendelſohn's Todestag), Gruß an Gade, mit den vier Anfangsnoten: G, A, D, E u. ſ. w. Schon in ſeinen Kinderſcenen (op. 15) wendet Schumann derartige Ueberſchriften an. Die Muſik ſteht in bewunderungswürdiger Uebereinſtimmung mit den gegebenen Beziehungen, es iſt keineswegs eine niedrige, ſinnliche Tonmalerei, welche uns entgegentritt, ſondern nur eine in allgemeinen, aber treffenden Strichen gegebene Situationszeichnung, mit dem nöthigen Licht und Schatten. Alle dieſe kleinen Stücke verdienen die lebhafteſte Empfehlung. Ein ähnliches Album zu 4 Händen iſt eben jetzt erſchienen und bietet gleich Ausge-

Digitized by Google

zeichnetes. Die Bilder aus Oſten, op. 66, vierhändige Clavierſtücke, ſind nach Rückert's Makamen gearbeitet.

Von mehrſtimmigen Geſangswerken ſind anzuführen: op. 62, Drei Lieder für 4 Männerſtimmen; Ritornelle für Männerſtimmen op. 65; Romanzen und Balladen für gemiſchten Chor, op. 67 und 75; Adventlied für Chor und Orcheſter, op. 71; Spaniſches Liederſpiel für Solo, Chor und Pianoforte, op. 74; Romanzen für Frauenſtimmen, op. 69 und 77; 4 Duetten, op. 78, und Album für Geſang (eine Stimme), op. 79. Das letzte Werk geht von gleicher Abſicht aus, als die oben erwähnten Werke für Clavier; es enthält zu den ausgewählteſten Texten die einfachſten ſinnigſten deutſchen Melodien. Die angeführten mehrſtimmigen Werke ſind in bedeutendem Grade hinſichtlich ihrer Ausführbarkeit unterſchieden, ſo iſt op. 62, obgleich von tiefem Gehalte, nur durch die ausgezeichnetſten Stimmen und die ſicherſten Sänger zu exécutiren; op. 65 iſt ſowohl wegen ſeiner Formen als ſeiner Texte nur ein Werk für Künſtler auf hoher Bildungsſtufe. Leichter auszuführen und theilweiſe hinreißend ſchön ſind die Romanzen und Balladen für gemiſchten Chor und das ſpaniſche Liederſpiel.

Dies ſind die hauptſächlichſten Compoſitionen Schumann's, von ihrem Anfange an bis zu op. 80. Die wenigen über dieſe Anzahl erſchienenen Werke wird der ſelbſt mit Fleiß aufſuchen, welcher in dieſem kurzen Abriſſe über die künſtleriſche Thätigkeit eine Aufmunterung fand, ſich mit dieſem genialen Tonkünſtler in eine nähere geiſtige Beziehung zu ſetzen. Und dies war der eigentliche Zweck dieſes Aufſatzes: er ſoll Propaganda machen für den Meiſter, der von vielen Seiten bis jetzt gefliſſentlich gemieden wurde, den Andere noch gar nicht kennen. Und ſo ſchließt der Verfaſſer in dem Glauben, daß ſeine Meinungen nicht falſch gedeutet werden dürfen, da ſie aus redlichem Herzen gefloſſen ſind und ihm wenigſtens einige Erfahrungen in der Kunſt zur Seite geſtanden haben.

Studien zur Geſchichte der franzöſiſchen Romantik.

Johanna von Vaudreuil.*)

Der genannte Roman iſt in Frankreich wie in England mit großem Beifall aufgenommen worden, und er wird ſich vorausſichtlich auch in Deutſchland Bahn brechen, um ſo mehr, da der Ueberſetzer ſich Mühe gegeben hat, über das Niveau der gewöhnlichen Fabrikarbeiter hinauszugehen.

Johanna von Vaudreuil gehört zu jenen Erzeugniſſen des neuerwachten Chriſtenthums in Frankreich, denen man ſeine Aufmerkſamkeit nicht entziehen darf, auch wenn man mit ihrer Richtung unzufrieden iſt. Das Buch iſt ſo religiös gehalten,

*) Aus dem Franzöſiſchen von C. van Dalen. Erfurt, Villaret.

Digitized by Google

daß jedes Capitel mit einem ziemlich langen Gebet ſchließt, in welchem in der Regel Jeſus Chriſtus aufgefordert wird, ſich dem Zeitalter, welches ſehnſüchtig ſeiner harrt, ohne ihn finden zu können, endlich zu offenbaren.

Es rührt augenſcheinlich von einer Frau her; die eigenthümliche Bewegung des Denkens wie die Empfindungsweiſe iſt weiblicher Natur. Doch iſt es eine Frau von ſeltner Bildung und großer Intenſivität des Gefühls; ſie kann in ihrer Art mit George Sand wetteifern, die freilich in Beziehung auf den Inhalt ihrer Anſichten ihr vollſtändiger Antipode iſt. Ihr Name iſt nicht bekannt geworden. Sie ſteht in der Art ihres Producirens eigentlich den britiſchen Schriftſtellerinnen näher, als ihren eignen Landsleuten, und die Lectüre von Mſtrs. Inchbald, Grace Kennedy, Charlotte Bury, Gräfin Bleſſington u. a. wird auch wohl nicht ohne Einfluß auf ſie geblieben ſein.

Der Inhalt der Geſchichte iſt ſehr einfach; von äußern Begebenheiten iſt wenig die Rede, das Ganze kommt auf eine Reihe von Seelenzuſtänden heraus. Victor Vaudreuil gehört zu den Vorkämpfern der kirchlich=legitimiſtiſchen Partei, die er aber eigentlich mehr aus ſtolzer Verachtung des Zeitgeiſtes vertritt, als aus innerlicher Erweckung; durch tieferes Studium der antireligiöſen Schriften wird er zuerſt zum vollſtändigen Unglauben getrieben, dann zu einer Art ſelbſtgemachter, äußerlicher Religion mit einem Anſtrich von phariſäiſcher Selbſtgefälligkeit, bis er endlich durch den Einfluß ſeiner Gattin und einige Schickſale, die ihn treffen, zum wahren Chriſtenthum geführt wird. Dieſe Gattin iſt „die ſchöne Seele“ des Stücks, die ſich in dem Kern ihrer Empfindungen vom Anfang bis zu Ende gleich bleibt, aber unter den geiſtigen Irrfahrten ihres Gemahls ſehr viel leidet, und endlich an zu großer Freude ſtirbt, als er zu dem Pfade des Heils zurückgekehrt iſt. Als Gegenſatz zu beiden tritt ein alter, ſkeptiſcher Marquis auf, der in der Ueberzeugung von der Eitelkeit alles Idealismus reſignirt hat, und blos den kalten Beobachter ſpielt, ohne doch die urſprüngliche Wärme ſeines Herzens vollſtändig bewältigen zu können. Trotz ſeiner ſcheinbar vollkommenen Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt wird er als der Unſeligſte, der am tiefſten Gefallene dargeſtellt, denn das Aufgeben des Ideals, die Bezwingung der Schmerzen, in denen wir ſeinen Verluſt, alſo auch ſeine Exiſtenz empfinden, iſt das tiefſte Elend des Menſchen. — Die übrigen Figuren dienen nur zur Folie.

Dieſe Charaktere ſind ſowohl in ihrer Anlage als in ihrer Entwickelung intereſſant. Freilich iſt dieſe Entwickelung mehr novelliſtiſch, als dramatiſch; wir ſehen wohl eine Reihe verſchiedenartiger Seelenzuſtände an uns vorübergehen, wir empfinden auch einen innern Zuſammenhang unter denſelben, aber ihre Nothwendigkeit wird uns nicht klar. Es ſind immer nur pſychiſche Abenteuer.

Die Religioſität der Johanna von Vaudreuil ſteht unendlich höher, als die der meiſten ihrer neumodiſchen Glaubensgenoſſen, des Herrn von Chateaubriand,

Digitized by Google

Herrn von Montalembert und ihrer Freunde und Anhänger. Um den Unterſchied ſcharf auszuſprechen, muß ich weiter zurückgehen.

Ich finde in der geſammten franzöſiſchen Literatur, ſowohl in der kirchlichen wie in der freigeiſtiſchen, zwei entgegengeſetzte Richtungen, die ich nach ihren erſten hiſtoriſchen Vertretern als die Jeſuitiſche und die Janſeniſtiſche bezeichnen möchte.

Die Jeſuitiſchen Schriftſteller — und ich rechne zu dieſen ebenſowohl den frommen Boſſuet wie den ungläubigen Voltaire und den romantiſchen Chateaubriand — gehen ganz äußerlich zu Werke. Sie nehmen den Inhalt der kirchlichen Glaubensſätze und Gebräuche empiriſch in ſich auf, und ſuchen denſelben, je nach ihrem Standpunkt, dem Publicum entweder aufzuſchmeicheln oder lächerlich zu machen. Von einem tiefern Eindringen in das Princip des Chriſtenthums iſt keine Rede. So ſucht z. B. Herr von Chateaubriand in ſeinem Génie du Christianisme alle möglichen Einzelheiten zuſammen, um die Religion vom äſthetiſchen Standpunkt zu empfehlen, — die Orgel, die Glocken, die Mutter Gottes und die chriſtlichen Malerſchulen, Dante und Milton, den gothiſchen Kirchenbau, die Meßgewänder u. ſ. w., um dem ungläubigen Publicum zu zeigen, wie viel Schönes in derſelben enthalten ſei: Alles, nur nicht das, was zur Sache gehört. Gerade wie es die Jeſuiten auf ihren Miſſionen gemacht haben. Und ebenſo macht ſich Voltaire über die Details der verſchiedenen Religionsformen luſtig, ohne nach ihrem Kern zu greifen; ſein Haß iſt mehr Inſtinct, als innere Ueberzeugung. So ſtellen die modernen Gläubigen den Katholicismus wieder her, weil er ihnen convenirt, weil er ein bequemes Banner iſt, gegen die rothe Republik zu Felde zu ziehen.

In der Janſeniſtiſchen Richtung — und um näher anzudeuten, was ich darunter verſtehe, will ich die Reihenfolge der großen Schriftſteller angeben, in denen ſie ſich vorzugsweiſe charakteriſirt: es ſind Montaigne im 16., Pascal im 17., Rouſſeau im 18. Jahrh., ſpäter Frau von Staël und George Sand, an die ſich dann eine große Menge minder bedeutender Namen anſchließen, wie z. B. Frau v. Krüdener, deren Valerie in mancher Beziehung an den vorliegenden Roman erinnert — in dieſer Richtung findet das Umgekehrte ſtatt. Sie vertiefen ſich mit einer ſolchen Energie in das Weſen der Sache, daß ſie die Totalität ihrer Erſcheinung aus den Augen verlieren. — Dieſes Weſen der Sache liegt ihnen in dem unendlichen Elend des Menſchen, oder in dem unendlichen Widerſpruch zwiſchen dem unbegrenzten Horizont des Herzens und den Schranken des Lebens. Aus dieſem innern Gefühl leiten ſie die Nothwendigkeit einer über die Natur des Menſchen hinausgehenden Erlöſung her.

„Ich erkenne an der Philoſophie, heißt es p. 49, einen großen Nutzen, der hinreichend iſt, daß ich mich vor ihr beuge, den, daß ſie faſt unausbleiblich jeden aufrichtigen Geiſt zur Verzweiflung führt. Dieſer Erfolg iſt in meinen Augen

Digitized by Google

ſchön, wünſchenswerth, ſelten genug, daß ich eine Wiſſenſchaft preiſe, die dazu führt. In der Nähe betrachtet liegt die Verzweiflung auf dem Grunde des Lebens eines Jeden; ſie iſt das tägliche Brod der meiſten Seelen, nur geſtehen ſie es nicht. Sie verhüllen und ſchmücken ſie, ſie bekränzen ſie mit Blumen; ſie iſt darum nicht weniger da, denn die Verzweiflung iſt die Wahrheit ohne Jeſus Chriſtus. Man muß dieſe Wirklichkeit kennen lernen; die Philoſophie zwingt uns dazu.“ — (p. 19.) Woher zuweilen das ſchwermüthige Gefühl beim Anſchauen der Natur? — „Weil wir zwiſchen ihr und uns eine Verſchiedenheit der Stimmung bemerken, die einen Mißton hervorbringt. Wir können uns nicht bis zu ihr erheben, und wenn ſie ſich ſo bezaubernd und ruhig zeigt, ſo ruft uns eine innere Stimme zu, daß wir wie ein Flecken in dem Gemälde ſtehen. . . Dagegen wenn graue Wolken u. ſ. w., ſollte man da nicht ſagen, daß unſere Traurigkeit (tristesse, als immanente Eigenſchaft des Menſchen) aus uns heraustönt, um ſich über die Natur zu verbreiten?“ — (p. 163): „Unaufhörlich das Ideal verfolgen und an ungeſtilltem Durſte ſterben, das iſt das Höchſte, wohin die menſchliche Sittlichkeit gelangen kann.“ — Noch im Zuſtand des Scepticismus erläutert Baudreuil ſeinem Freunde (p. 190): „Damit ein glänzender Sieg das Böſe auf immer überwinde, muß eine neue Thatſache kommen, unermeßlich wie die erſte, tiefgreifend in ihren Folgen, von Gott ſelbſt ausfließend. Um ſolche Ergebniſſe hervorzubringen, genügen nicht die durch die kalte Vernunft oder durch die finſtere Verzweiflung einiger Philoſophen erzeugten Träumereien; es genügen nicht die Zuckungen einer furchtſamen Andacht, noch die ohnmächtige, wiederholte Reue der auserwählten Seelen: es bedarf eines allumfaſſenden Heilmittels für ein allumfaſſendes Uebel. . . . Sollte dieſes Heilmittel nicht vorhanden ſein? Sollte Gott nichts dem Falle, dem tiefen Falle entgegengeſetzt haben? Wenn der Menſch gewaltſamer Weiſe aus den Bahnen der Natur herausgetreten iſt, um ſich in den Abgrund zu ſtürzen, warum ſollte nicht Gott auch aus ihnen heraustreten, um ſein Geſchöpf wieder aufzurichten?“ — Endlich das Werden der Bekehrung (p. 186): „Er war ruhig, obgleich bewegt und betrübt. Er fühlte undeutlich, ſein Elend zu erkennen und zu beklagen, ſei ein erſter Schritt zum Guten. Er glaubte nicht an die Wiedererhebung, er hatte auch keinen Grund, daran zu glauben, und doch fanden ſich in ſeinem Herzen Empfindungen, die ſich nur aus der Hoffnung erklären laſſen. — Der Name Gottes erweckte in ihm unausſprechliche Regungen. . . . Er ahnte die unbegreifliche Liebe Gottes, und im voraus empfand er dafür eine Art Dankbarkeit, welche ſich in Freude zu verwandeln begehrte.“ —

Das iſt eine Auffaſſung, wie wir ſie bei Montaigne und Pascal genau wiederfinden. Ich könnte lange Stellen abſchreiben. Ich muß dabei bemerken, daß es in unſerm Roman keineswegs bloße Reminiscenzen ſind; jene Gedanken,

Digitized by Google

Vorſtellungen und Stimmungen entwickeln ſich organiſch aus der Ader eines individuellen Lebens.

Jener Glaube, ſo ängſtlich er ſich an eine vermeintliche Thatſache klammert, iſt doch nichts als ein Product des ſubjectiven Bedürfniſſes. Wenn die Lelia der G. Sand in der Verzweiflung ſtehen bleibt, die Corinna der Frau v. Staël jene geſuchte Idealität im irdiſchen Glück ausbreitet, ſo ändert das im Weſen der Sache nichts.

Es iſt in jenen Schriftſtellern eine wunderbare Miſchung von ſcharfem, blendendem Verſtand und trüber Myſtik; von tiefem, glühendem Gefühl und zaghafter Reflexion, die dieſem Gefühl die Freiheit verkümmert. Das iſt die Natur der maßloſen Subjectivität; ihre krampfhaften Anſtrengungen, ſich über die irdiſche Bedrängtheit zu erheben, verwickeln ſie immer tiefer in das Netz der irdiſchen Widerſprüche. — So iſt es auch hier. Zuweilen ein überraſchender, ergreifender Zug des Herzens nach unbedingter Wahrheit, die mit einer ſchneidenden, harten Kälte der Empfindungen zerſetzt, und dann wieder eine träge Schwärmerei, die ſich geradezu in Affectation und Manier verliert; ein zartes, bis zur Paradoxie feines Gefühl für die intimen Seiten des menſchlichen Herzens *), und gleich darauf eine bigotte Verleugnung der Natur, die ſo weit geht, daß die Kindesliebe ſich ſelber als ſchuldig bekennt, weil man über die Liebe zum Geſchöpf den Schöpfer aus den Augen laſſe.

An eine Gewißheit des Glaubens iſt eigentlich nicht zu denken. Die Angſt des Scepticismus treibt ſich in eine Wärme, die krankhaft iſt. Die beſtändige Schwelgerei in Seelenzuſtänden führt zu einem Raffinement, das zuletzt die Wahrheit aufhebt. Es iſt doch ein Luxus der Empfindung, der das Weſen des Herzens nicht mehr berührt. Es iſt ein Spiel des Geiſtes mit ſich ſelbſt, wenn auch nicht ohne Schmerzen. Wäre nicht das künſtliche Feſthalten an der äußerlich hinzutretenden Erlöſung, die doch immer kein natürlicher Mittelpunkt für die Seele ſein kann, ſo würde dieſe bei ihrer Virtuoſität des Empfindens in jenes Chaos der Willkür verſinken, das zur Blaſirtheit führt, wie bei der Hahn-Hahn,

---

*) Ich kann mich nicht enthalten, Einiges anzuführen: (p. 16.) „Es gibt keinen leichtern Augenblick als den, in welchem die Ausſicht auf Schmerzen wie auf Freuden gleich nahe iſt. Die Entfernung, welche die erſtern vermindert, vergrößert die letztern: ſie entrückt uns zugleich die genaue Einſicht in das Unglück und die Zerſtückelung unſerer Freuden. Nicht das Unglück als Ganzes verurſacht Schmerzen, ſondern die einzelnen Umſtände deſſelben; uns genügt nicht eine Freude, um uns glücklich zu machen, wir müßten alle in jedem Augenblick haben.“ — „Die höchſte Anſtrengung der Liebe iſt, die Forderungen des Herzens zum Schweigen zu bringen.“ — „Wenn man tiefe Regungen empfindet, bebt man vor dem Gedanken zurück, Uneingeweihte könnten ſie mit andern, weſentlich von ihnen verſchiedenen, obgleich in ähnlichem Gewande auftretenden verwechſeln. Man hat das Bedürfniß, bis in das Einzelnſte verſtanden zu werden, und durch wen wäre das möglich, außer durch den, der uns Neigung einflößt?“ — Eine Sterbende ſagt: „Mein Geiſt iſt nicht klar genug, um ihn zu verſtehen. Ach es iſt ſo *demüthigend*, zu ſterben!“

Digitized by Google

wie es bei der G. Sand geſchehen wäre, wenn ihr realiſtiſcher Sinn ſie nicht aus ihren hochfliegenden Träumereien in die bedingte Welt des endlichen Lebens zurückgeführt hätte.

Die Natur dieſes Denkens und Empfindens läßt ſich auf den Mangel an objectiver Beſchäftigung zurückführen. Mantaigne, Pascal, Rouſſeau, die Janſeniſten überhaupt waren *einſame* Denker, denen jede weltliche Thätigkeit verdächtig war. Bei den Frauen findet ein ganz ähnliches Verhältniß ſtatt. Man wird aber zuletzt verwirrt, wenn man beſtändig in ſich hineinſpricht.

Vaudreuil iſt durch ſeine legitimiſtiſchen Anſichten vom Staatsleben ausgeſchloſſen; ſeine Güter ſcheinen in ſo gutem Stand zu ſein, daß er ſich nicht viel darum zu kümmern braucht. So hat er denn hinlängliche Muße zu innerer Betrachtung, d. h. zu Träumereien. Seine philoſophiſchen Studien gehen aus dem Traumleben nicht heraus, einerlei, welches Ziel ſie ſich augenblicklich ſtecken. Nachdem er ſich zuletzt mit Gott verſöhnt und ſo die ideale Seite ſeines Wahnes befriedigt hat, wird die Frage ſchwer zu beantworten ſein, was er nun weiter anfangen ſoll.

Mit der „ſchönen Seele“ ſeiner Gattin iſt es auch eine bedenkliche Sache. So empörend in der Indiana die unſittliche Trennung iſt, in welcher die femme incomprise ſich ihrem realiſtiſchen Gemahl gegenüber erhält, weil ſie ſich von vornherein in den Kopf geſetzt hat, er ſei nicht geeignet, ſie zu verſtehen, ſo läſtig muß auf die Länge dieſes Beſtreben werden, ſich mit ihm in beſtändigem Seelenrapport zu erhalten, dieſes ewige Vigiliren auf die Natur ſeiner Anſichten, ſeiner Empfindungen, ſeines Glaubens. Die Menſchen ſind wahrhaft erfinderiſch, ſich einander zu quälen, aus Liebe nicht weniger wie aus Haß. Wenn eine Frau ſich von den Reminiscenzen ihrer Kinderzeit nicht trennen mag, und den Glauben, der ihr in denſelben gegeben iſt, durch Verſtandesgründe nicht erſchüttern läßt, ſo iſt nichts dagegen zu ſagen; eine geſunde Natur wird auch durch einen falſchen Glauben nicht corrumpirt, und bei Frauen kommt es überhaupt weniger darauf an, wie ſie räſonniren, als wie ſie empfinden; wenn ſie aber ihr Gefühl als Maßſtab an das Denken und Empfinden ihres Mannes legt, ſo hat dieſe Berechtigung des Inſtincts gegenüber der Autonomie des Gedankens ihre Grenze. Das Ueberſchreiten derſelben iſt, auch wenn es von einem feingeſtimmten Herzen ausgeht, immer eine Erſcheinung jenes Hochmuths der Subjectivität, die nirgend einen bequemern Spielraum findet, als in religiöſen Dingen.

Nachträgliches zu Balzac.

Wir fügen unſerer Charakteriſtik in Heft 37 noch Einiges über die Reihenfolge ſeiner Schriften hinzu. — In ſeine erſte Periode (1822—1826) gehören die ſchlechten Bücher: Deux Hector, Deux Beringhen, Clotilde de Lusignan ou le beau Juif, le Vicaire des Ardennes, Annette et le Criminel. Die beiden letzten ſind inſofern ſchon für Balzac's ſpätere Richtung charakteriſtiſch, als der

Digitized by Google

Hauptheld, für den ſich nicht nur alle weiblichen Perſonen des Romans, ſondern auch der Verfaſſer ſelbſt mit vollſtem Herzen intereſſiren, ein ganz gemeiner Verbrecher iſt, Räuber und Mörder, das Vorbild des ſpätern Vautrin. In die Jahre 1827—1829 fallen ſeine buchhändleriſchen und kaufmänniſchen Speculationen. Dann zieht er ſich in die Vendée zurück, und dort erſcheint: (1829) les Chouans; la Peau de chagrin (1831) und der Reihe nach ſeine beſten Schriften: les contes philosophiques, la Recherche de l'absolu, l'histoire intellectuelle de Louis Lambert, Eugènie Grandet, le médecin de campagne, Père Goriot, endlich le lys dans la vallée (1836). Dann folgt, gleichzeitig mit dem Ueberhandnehmen des Feuilleton-Romans, eine Periode der Verwäſſerung. — Es exiſtiren auch von ihm mehrere Theaterſtücke, von denen aber nur eines: la marâtre durchgedrungen iſt; ich kenne nur Vautrin, ein ganz ſchlechtes Stück. — Ein franzöſiſcher Kritiker ſagt von ſeiner Darſtellung: les tableaux ou paysages sont vastes, fleuris, enchantés; les intérieurs sont peints avec la précision flamande, tons chauds et lumineux, touche large et vraie jusqu'à l'illusion, les objets viennent à vous . . . . les passions, les vertus, les vices, il les déshabille comme des mannequins. Il analyse jusqu'aux instincts, il aime à décomposer le coeur humain pour le reconstruire, et quelquefois il pense si fort et si profondement à propos du modèle, qu'il oublie de le peindre.

Flüchtige Skizzen über ruſſiſche Literatur und ruſſiſches Theater.

Ich finde in Nr. 29 der Grenzboten einen intereſſanten Artikel über die Theaterbildung in Rußland, deſſen ſachkundiger Verfaſſer aber eine mit beſonderer Animoſität gegen alles Ruſſiſche durchgeführte Parallele zwiſchen dem ruſſiſchen und polniſchen Volke zieht. Es iſt hier nicht meine Abſicht, die den Polen vindicirten Tugenden in Abrede zu ſtellen, eben ſo wenig, mich zum Anwalte der ruſſiſchen Regierungsform aufzuwerfen. Aber wenn man den Druck, den das ruſſiſche Volk von der Unterdrückung durch das Tatarenjoch bis auf die Willkürherrſchaft ſeiner eigenen Fürſten Jahrhunderte lang zu erdulden hatte, in Betracht zieht, ſo wird man eher ſtaunen, daß der ruſſiſche Geiſt ſo viel Elaſticität und Widerſtandskraft behalten konnte, um das zu leiſten, was er nicht durch die Pflege, ſondern den ungünſtigen Einwirkungen der Regierung zum Trotze, in ſocialer und literariſcher Beziehung geleiſtet hat.

Wir haben noch immer gefunden, daß das Drama ſeine eigentliche Entwicklung bei Völkern gefunden, die ſich auf einem Ruhepunkte befanden, von wo ſie das vollbrachte Werk überſchauten, oder wo der Staat von einer großen Idee

Digitized by Google

erfaßt, an deren endlichen Inslebentretung arbeitet und das Volk, der Regierung gleichſam freien Spielraum laſſend, ſeine Muße für Kunſtwerke benützt. Rußland iſt noch nie in einer ſolchen Lage geweſen, da die Regierung die Curatel über das leider immer für unmündig erklärte Volk nicht einen Augenblick aufgegeben hat. Trotzdem haben wir in Rußland Perioden nachzuweiſen, wo der geiſtige Aufſchwung aus dem Volke kam und der Ruſſe durch originelle Schöpfungen den Beweis lieferte, daß er mehr ſei, als „durch und durch Körper, grobes ſinnliches Behagen, voller Tüchtigkeit zum Schlagen und Balgen, ohne große Fähigkeit, ſchnell Eindrücke aufzunehmen und zu verarbeiten."

Es iſt ein ſehr hartes Urtheil, das der unbekannte Herr Verfaſſer über ein ganzes Volk gefällt, und es gehört gar viel Material dazu, ein ſolches Urtheil durch thatſächliche Beweiſe zu erhärten. In dieſem Urtheile liegt, was der Verfaſſer gewiß nicht beabſichtigte, das höchſte Lob der Regierung, denn wenn auch in Rußland Alles wirklich nichts als „gewaltthätige Nachahmung fremder Form" wäre, ſo gehört der genialſte Schöpfungsgeiſt dazu, auf dieſen ſinnlichen Klotz, den man ruſſiſches Volk nennt, dieſen ganzen Apparat von Kunſt, Literatur und Wiſſenſchaft, den ganz wegzuleugnen doch allzu ſchwierig wäre, hinzupflanzen.

Ich will's verſuchen, durch eine flüchtige Skizzirung der ruſſiſchen literarhiſtoriſchen Entwicklung den Beweis zu liefern, daß wir in der ruſſiſchen Literatur nicht immer auf ſclaviſche Nachahmung des Auslandes ſtoßen, daß es dem ruſſiſchen Volke nicht an originellen Talenten gemangelt, die von der Befähigung des ruſſiſchen Volkes Zeugniß ablegten. Schon unter der Regierung des Czaar Alexius bildete ſich der Bojare Matwejeff eine Truppe, die Luſtſpiele, Tragödien und Ballete aufführte. Es wurden gewöhnlich Geſchichten, als der verlorene Sohn, Judith und Holofernes u. dgl. auf die Bühne gebracht. Peter der I. ließ im Jahre 1700 in Moskau und Petersburg theatraliſche Vorſtellungen geben. Unter Eliſabeth wurde 1756 zu Petersburg und 1759 zu Moskau ein Theater erbaut. Unter Katharina II. war die Liebe zum Theater beim Volke bedeutend, und es war nicht blos der Hof, der die dramatiſche Kunſt emancipirte. Rußland beſaß zu dieſer Zeit ſchon einen bedeutenden dramatiſchen Volksſchriftſteller; Beweis genug, daß der Adel nicht allein, ſondern auch das Volk das Theaterpublicum bildete. Von dieſer Zeit datiren ſich die Anfänge der ruſſiſchen modernen Literatur, die wohl in der Ariſtokratie, in einem Ferjawin und Schiſchkow bedeutende Stützen, aber im Volke, in dem Sohne eines Fiſchers, in Lomonoſſow ihren eigentlichen Begründer fand. Das höhere Drama konnte nichts Bedeutendes leiſten, weil dem Volke das höhere ſociale und ſtaatliche Selbſtbewußtſein fehlte, das allein fähig iſt, zu Charakterdramen zu begeiſtern. Aber den beſten Beweis des rührigen, charakteriſtiſchen Volkslebens geben die Luſtſpiele des originellen

Digitized by Google

Vonderwieſen, eines trotz ſeines deutſchen Namens durch und durch ruſſiſchen Schriftſtellers, der in und mit dem Volke lebte, zu ſeinen geiſtreichen Schöpfungen Charaktere aus dem Volke wählte und zugleich zur Heranbildung des Volkes bedeutend mitwirkte. Vonderwieſen's „Nidoroßl" (Mutterſöhnchen) kann noch heute als Meiſterſtück gelten und liefert das treueſte Gemälde der damaligen Zeit.

Mit wenigen wegwerfenden Worten fertigt der Verfaſſer des vielgedachten Artikels die Geſammtbeſtrebungen der ruſſiſchen Literatur ab. Es iſt ein Unrecht, das ich einem Deutſchen nicht zugetraut hätte. Es iſt aus dieſem Paar flüchtiger Sätze nicht zu entnehmen, ob hier nur von der Gegenwart oder Vergangenheit der ruſſiſchen Literatur die Rede iſt. Denn Rußland hatte eine literariſche Vergangenheit, die ſich in gar manchem Genre nicht nur den ſtammverwandten ſlaviſchen, ſondern auch allen europäiſchen Literaturſchulen kühn an die Seite ſetzen darf. Und es war keine „Nachahmerei fremder Form", es war kräftige, naturwüchſige Originalität, es war nicht blos „epiſche Anlage", ſondern künſtleriſche Feſthaltung der Form, die ſich in den Werken eines Keilow und Marlinski (Beſtuſchew), in den unſterblichen Büchern eines Puſchkin und Jukowski in der ſchönſten Vollendung ausſprachen. Trotz der Unbeliebtheit des ruſſiſchen Namens in Deutſchland, welche ſchon eine Reihe von Jahren andauert, haben dieſe Schriftſteller ihre deutſchen Ueberſetzer und die verdiente Würdigung gefunden. Sie ſind von der deutſchen Kritik ſchon vielfach beſprochen worden und ich hebe ſie nur deswegen hervor, eben weil ſie fern von jedem Nachahmungstriebe in ihrer Urſprünglichkeit ihre Größe finden und weil ſie im vollen Sinne des Wortes populäre, volksthümliche Schriftſteller ſind, und zum Eigenthume des Volkes geworden, das ſie in Sprüchwörtern im Munde führt, in den Dörfern, aus Mangel der gedruckten Bücher, in Abſchriften der beliebteſten Geſänge und Fabeln heilig aufbewahrt.

Auf Puſchkin habe ich noch beſonders hinzuweiſen, nicht allein weil er in allen ſeinen Werken den ruſſiſchen Nationaltypus mit Meiſterhand feſtgehalten und ſelbſt im Eugen Eineginn die ihm vorſchwebende Byroniſche Don Juan-Idee ſo gut zu zerſetzen wußte, daß kein fremdes Gewächs, aber nur ein durch die modernen Ideen blaſirter, aber durch die den Sieg erringende kräftige innere Natur aufgerüttelter Ruſſe zur Erſcheinung kömmt, was unſern Verfaſſer in Bezug auf die geringe Befähigung des ruſſiſchen Geiſtes auf andere Meinung bringen ſollte. Aber ich will Puſchkin als Beiſpiel anführen, wie ſich bei den Ruſſen außer für das Epiſche, auch für das Reindramatiſche nicht nur Anlage, ſondern geniale Begabung finden kann. Leider wurde Alexander Puſchkin inmitten ſeiner Laufbahn, als erſt ſein Talent ſich nach der Gährung der Jugend geläutert der Reife näherte, gewaltſam von dannen geriſſen. Aber er hinterließ ein Werk, das Product ſeiner literariſchen Klärung, das uns die Ueberzeugung verſchafft, Rußland habe an Alexander Puſchkin noch den Verluſt eines großen Dramatikers

Digitized by Google

zu beweinen. Sein Boris Godunow, der eine vollendete Tragödie, das erſte Glied eines dramatiſchen Cyklus hatte bilden ſollen, das die wichtigſte Geſchichtsepoche des ruſſiſchen Reiches umfaßte, ſteht als Ganzes und Fragment zugleich da, deſſen kleinſte Theilchen aber den vollendeten Meiſter beurkunden. Die ruſſiſche Literatur beſitzt nur dieſe eine wirklich große Tragödie.

Im Luſtſpiele hat die ruſſiſche Literatur auch nur ſehr wenig Vorzügliches aufzuweiſen, doch dieſes Wenige iſt keine ausländiſche Nachahmung, es iſt auf ruſſiſchem Boden erwachſen, die Idee, der Stoff wie die Durchführung ſind gleich ruſſiſch und doch muß dem einen dieſer Werke die künſtleriſche Vollendung zugeſprochen werden. Es heißt Góre ot umá (Sorge aus Verſtand) und der Verfaſſer Gribojedoff liefert darin ein meiſterhaftes Bild der Moskauer ariſtokratiſchen Geſellſchaft mit allen ihren Gebrechen und Lächerlichkeiten, wobei die beißendſte Satyre die Geißel ſchwingt und die komiſchſten Situationen das Intereſſe des Zuſchauers in fortwährender Spannung erhalten. Rußland hat ein wahres Unglück mit ſeinen Dichtern. Es iſt, als ob das Schickſal ſich für die gewaltſame Unterdrückung der Geiſter dadurch rächen wollte, daß es dem Lande geniale Perſonen ſchenkt, die es ihm wieder, ſobald ſie die Flügel zu entfalten beginnen und den engen Raum zur Entwicklung bemerken, entzieht. Puſchkin ſtarb im Duelle, Marlinski fiel von der Kugel eines Tſcherkeſſen auf dem Kaukaſus, Gribojedow wurde als Mitglied der ruſſiſchen Geſandtſchaft in Perſien niedergemetzelt, Lermentow, ein junger Dichter, der die kühnſten Erwartungen übertroffen hätte, fiel gleichfalls als Opfer eines Zweikampfes. Ein nicht weniger genialer Volksſchriftſteller, Nikolaus Gogol, hat mit einem Male ſeine geiſtige Richtung geändert und iſt aus einem aufgeweckten, humoriſtiſchen, die Gebrechen der Geſellſchaft und des Beamtenweſens mit kauſtiſcher Schärfe geißelnden Literaten ein pietiſtiſcher Frömmler geworden, alſo für die Literatur als abgeſtorben zu betrachten. Gogol gehörte dem Volke an, er hat nur für daſſelbe geſchrieben und ſein Reviſor wie ſeine todten Seelen ſind das Gemeingut des Volkes geworden. Im Reviſor, einem an die Poſſe grenzenden Luſtſpiele, wird die Beſtechlichkeit der Beamten mit draſtiſcher Komik vorgeführt und dadurch ein lebendiges Gemälde des Lebens und Treibens in einer ruſſiſchen Kreisſtadt geliefert. Der Reviſor darf auf keiner Bühne des Reiches fehlen und ſelbſt der Kaiſer ſoll ihn mit Vergnügen ſehen. Die todten Seelen haben in Rußland als das treffendſte Bild der niedrigen und mittlern Geſellſchaftsclaſſen, wie durch die freimüthige Beſprechung der innern Gebrechen des Landes in allen Zweigen der Bureaukratie und in vielen höhern Kreiſen in Rußland beinahe ſo viel Aufſehen gemacht als die Mystères de Paris, und der erſte Theil dieſes Romans, von dem der zweite, ſei es durch das Verbot der Cenſur, ſei es durch die umgeänderte Geiſtesrichtung des Verfaſſers, nicht mehr erſchienen iſt, hat dem Verleger beinahe 10,000 Silberrubel reinen Gewinn eingetragen. Sind das Beweiſe für das

Digitized by Google

grobe ſinnliche Behagen ꝛc., das ausſchließlich dem ruſſiſchen Volke eigenthümlich iſt?

In Bezug auf Kukolnik erlaube ich mir, den Verfaſſer des erwähnten Artikels zu berichtigen, indem Niemand dieſen Herrn für ein Wunderweſen hält. Ich habe nachgewieſen, daß Rußland eine bedeutende literariſche Vergangenheit hinter ſich hat, der die modernen Literaturheroen bis auf wenige Ausnahmen nicht werth ſind die Schuhriemen aufzulöſen. Kukolnik gehört um vieles eher zu den ſchreibſeligen Büchermachern, die ihre Arbeiten in den Monatsſchriften in zerſtückelter Geſtalt erſcheinen laſſen, und an denen man höchſtens ihre Fruchtbarkeit, aber durchaus nicht ihren literariſchen Werth bewundert. Wenn es dem Verfaſſer als Kenner der ruſſiſchen Literatur ſchon genehm war, aus der Maſſe einen bekannten beliebten Namen hervorzuziehen, ſo hätte die Wahl auf Polewoi fallen ſollen. Polewoi's ſchriftſtelleriſche Arbeiten ſind keine Kunſtwerke, es läßt ſich an ihnen der höhere äſthetiſche Maßſtab nicht anlegen. Aber trotzdem gehört er zu den gefeierteſten ruſſiſchen Schriftſtellern und ſeine Volksdramas machen immer volle Häuſer. Polewoi gehört dem Volke an, er iſt Autodidakt, ein Ladendiener von Hauſe aus und deswegen in ſeinen Neigungen und Sympathien mit denen des Volkes verflochten. Polewoi begriff, daß die moderne ruſſiſche Literaturſchule, zu der auch Kukolnik mit ſeinen Romanen und Dramen auf italieniſchem und deutſchem Boden gehörte, auf furchtbare Abwege gerathen und den Boden unter den Füßen verliere, weil ſie in fremden Literaturprincipien, aber nicht in dem Geſchmacke und dem Verſtändniſſe des Volkes ihren Halt ſuchte. Polewoi, der Mann des Volkes, der die ihm vom Kaiſer angebotene Adelserhöhung ausſchlug, um ſich dem ruſſiſchen Volke nicht zu entfremden, begriff, daß es die Aufgabe des ruſſiſchen Dichters ſein müſſe, auf das Volk zu wirken, ſeinen Geſchmack zu läutern, aber vorzüglich durch Vorführung hiſtoriſcher, vaterländiſcher Stoffe das Volk zu belehren und die ihm ſonſt fremden Ideen des eigenen Bewußtſeins wie ſeiner innern Kraft, in der die Könige ihre Stütze finden, in's Gedächtniß zu prägen. Polewoi hatte liberale Anſichten, eben weil er nicht dem Adel angehörte. Eine Zeitſchrift, der Telegraph, den er eine Zeit lang in Moskau herausgab und wo er ſich im populären Style zu manchen ſocialen und ſtaatlichen Deductionen hinreißen ließ, wurde vom Kaiſer ſelbſt ausdrücklich verboten. Seine Dramen: Iwan Saſſunin, Nataſcha Sibiratſchka (die Sibirerin) und noch viele andere, deren Titel, da ich ohne irgend welche Quellen ſchreibe, mir jetzt nicht einfallen, gehören zu den beliebteſten Volksdramen, die, wenn auch auf Effect berechnet, durch ihre moraliſche Abſicht die äſthetiſchen Sünden verzeihen laſſen. Polewoi, der auch zu früh ſtarb, hat auch eine ruſſiſche Geſchichte für Kinder geſchrieben, aus der man das tiefe Gemüth und den moraliſchen Zwang herausleſen kann.

Auch über die Romanliteratur ſpricht der Verfaſſer ein abſprechendes Urtheil

Digitized by Google

und führt wie abſichtlich Stücke an, die auf dem literariſchen Markte ganz entwerthet ſind. Die Ruſſen könnten, wenn ſie hochmüthig ſein wollten, den Deutſchen den Vorwurf machen, daß auch ſie keinen vollkommen tadelloſen Roman aufzuweiſen haben. Doch ſie beugen ſich immer in Demuth vor der deutſchen Literatur. Nichtsdeſtoweniger könnten die Ruſſen einige gute Romane aufweiſen, worunter Sagoskins Juri Miloslawſki und Roslawlew oder die gewichtigſten Geſchichtsepochen, die Wendepunkte des ruſſiſchen Reiches, die Jahre 1612 und 1812, als Volksbücher hervorzuheben ſind. Als geiſtreiche Schriftſtellerin der höhern Stände iſt Zeneïde G . . . (Madame Hahn) zu nennen, deren romantiſche Genrebilder auch bei den mittlern Claſſen Anklang gefunden haben. Ich will mich in keine Aufzählung der größern oder geringern Talente einlaſſen, aber hier nur die Bemerkung machen, daß die aus dem ruſſiſchen Leben gewählten Stoffe ſehr geleſen werden, weil im Volke der Wunſch lebendig iſt, ſeine Lage kennen zu lernen, um wo möglich an Beſſerung zu denken.

Was nun die Begabung des Ruſſen zur darſtellenden Kunſt und das Gefühl für darſtellende Poeſie betrifft, ſo zeigt ſich, daß das Theater in Rußland durchaus kein fremdes Inſtitut iſt. Es leben im Lande nicht, wie der Verfaſſer meint, Schauſpielergeſellſchaften in fremden Sprachen, ſondern faſt jede bedeutende Gouvernementsſtadt, in Rußland die einzigen größern Städte, beſitzt ein Theatergebäude und eine Schauſpielergeſellſchaft in ruſſiſcher Sprache und ſie hat ſich im Winter immer voller Häuſer zu erfreuen. Manche Geſellſchaften bringen einen Theil des Sommers auf den großen Jahrmärkten zu, die in Rußland wahrhafte Meſſen, wo für viele Millionen Geſchäfte gemacht werden und wo Gäſte aus allen Theilen des Landes hinſtrömen. Die Theatergeſellſchaften haben ſich über ihre Einnahmen nicht zu beklagen; ein Beweis, daß der Ruſſe ſich mit dem Theater ſchon ziemlich vertraut gemacht hat. Hin und wieder findet man in den Provinzialtheatern ausgezeichnete Talente, die natürlich bald in die Hauptſtädte gehen, um dort ihr Glück zu machen. Die Provinzialtheater könnten ſich in dem blühendſten Zuſtande befinden und wahre Nationalinſtitute bilden, wenn ſie dann und wann einer Aufmunterung oder Unterſtützung des Staates ſich erfreuten. Dies iſt aber nie der Fall, die Regierung kümmert ſich nicht um ihren Beſtand und ſo iſt es manchmal der Fall, daß ein Theater nicht aus Mangel an Beſuch, ſondern durch die Eiferſüchteleien der Schauſpieler und dergleichen Intriguen dahinſiecht. Was die großen Inſtitute in Moskau und Petersburg betrifft, ſo iſt der mittelmäßige Stand der darſtellenden Kunſt gewiß nicht dem Mangel an Talenten, als eben der allzu rigoroſen Leitung von Seiten des Hofes und dem ſchlechten Geſchmack der höhern Stände zuzuſchreiben, die ſich an Balleten und Schauſtücken ergötzen, nicht aber der Gleichgültigkeit des Volkes, das in beiden Hauptſtädten nicht durch ein angemeſſenes Repertoir angezogen wird. Indeſſen haben die ruſſiſchen Bühnen Moskaus und Petersburgs manche wahrhafte Künſtler

Digitized by Google

ſowohl im tragiſchen, als komiſchen Fache aufzuweiſen. Ich will hier nur zwei nennen, Schtſchezkni in Moskau und Karatigin in Petersburg. Schtſchezkni iſt als Leibeigener geboren und wurde, als ſich in der früheſten Jugend ſein Talent zur Mimik offenbarte, vom Edelmann frei gelaſſen und zur Ausbildung in die Hauptſtadt geſchickt. Er gehört ſowohl im komiſchen, als im ernſt gemüthlichen Genre zu den beſten Mimen, die nur eine deutſche Bühne aufzuweiſen hat. Karatigin kann ſich als tragiſcher Mime nach den Urtheilen deutſcher Kritiker kühn einem Anſchütz und Ludwig Löwe zur Seite ſtellen. Er gibt vollendete Charaktere und er allein liefert mehr als hinreichende Belege von der Fähigkeit des Ruſſen zur darſtellenden Kunſt. Es würde in Rußland Literatur und Kunſt einen ganz andern Aufſchwung nehmen, trotzdem, daß ſo wenig für die Bildung des Volkes geſchieht, wenn nicht der Druck der Despotie wie ein Alp auf den Gemüthern laſtete und alles geiſtige Leben im Keime erſtickte. Gegen dieſe Regierungsform trete man in die Schranken, aber man verdächtige nicht das Volk, ein kräftiges, naturwüchſiges, voller Anlagen und Fertigkeiten, das trotz der Knute, die von dem Dorfe bis in die Reſidenz geſchwungen wird, noch lebensluſtig iſt und jeden geiſtigen Genuß, deſſen Verſtändniß man ihm verſchafft, mit innigem Dank empfängt.

Dramaturgiſche Miscellen.

3.

Das Luſtſpiel. Die Geſellſchaft der Rachel gab uns Gelegenheit, ein Paar franzöſiſche Komödien zu hören (le mari de la veuve von Al. Dumas und Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée von Alfred de Musset), die durchaus nicht zu den vorzüglichſten gehörten, ſich auch keiner beſondern Darſteller erfreuten, die aber doch genügten, uns zu überzeugen, daß im Luſtſpiel die Franzoſen, ſowohl was die Erfindung als was die Darſtellung betrifft, uns weit voraus ſind. — Dieſer Vorzug gründet ſich auf zweierlei.

Einmal verſtehen ſich die Franzoſen auf eine lebhafte, anziehende, zum Theil geiſtreiche Converſation. Davon haben wir Deutſche noch keinen Begriff, und das iſt der Grund, warum bei uns kein gutes Luſtſpiel aufkommen kann. Trotz unſerer vielgerühmten Beſcheidenheit ſind wir nur allzu geneigt, uns mit unſern Schwächen zu brüſten, und unſere Laſter für Tugenden auszugeben. So verfallen wir nicht ſelten in die Marotte, die Mängel unſerer geſelligen Unterhaltung in die Tiefe unſers Gemüths zu ſchieben. Eine ſolche Erklärung wäre noch eher gerechtfertigt, wenn das Stocken des Geſprächs in lakoniſcher Kürze ſeinen Grund hätte. Einzelne Provinzen unſers Vaterlandes, namentlich in Norddeutſchland,

Digitized by Google

leiſten darin allerdings viel: ich glaube, es liegt in den Sitten unſerer Univerſitäten, wo ſich die Unterhaltung, wenn man nicht eine Saufmeſſe brüllt, darauf beſchränkt, daß der Eine dem Andern ein halb Hämpchen vorſteigt, und dieſer mehr durch Thaten als durch Worte Beſcheid thut. Ich hatte ein Paar Bekannte, die ſich täglich beſuchten. Wenn der Eine beim Eintritt „'Morgen!" ſagte, ſo warf ihm der Andere einen finſtern Blick wegen dieſer Geſchwätzigkeit zu, wies mit ſtummem Ernſt auf den Tabakskaſten; die Pfeife wurde geſtopft, ſie ſaßen mit türkiſcher Grandezza neben einander, und wetteiferten, den Rauch ringförmig von ſich zu blaſen. War die Pfeife ausgeklopft, ſo erſetzte der Gaſt, gewitzigt durch die üble Aufnahme, die ſeine Redſeligkeit gefunden hatte, ſeinen Scheidegruß durch ein gelindes Brummen. So etwas, wie geſagt, kann noch aus Gemüthstiefe entſpringen; aber wenn wir ein lang ausgeſponnenes Geſpräch Schwarz auf Weiß vor uns haben, und wenn bei aller Anſtrengung, ſich ſo geſcheidt als möglich auszudrücken, nur ein fades Gewäſch herauskommt, ſo kann dieſe Entſchuldigung nicht mehr gelten. Unſer Dialog leidet nicht nur an Unbehülflichkeit, dem ließe ſich durch Bildung abhelfen; er iſt ſchon corrumpirt, namentlich in unſerer modernen Literatur, die mit aller Gewalt geiſtreich ſein will, und das am beſten dadurch zu erreichen glaubt, wenn ſie von ſich ſelbſt redet. In unſern Tagen glaubt kein Dichter, ein tüchtiges Luſtſpiel geſchrieben zu haben, wenn er nicht bei der Gelegenheit ſeine Anſichten über Goethe und Schiller, über die hiſtoriſche Schule und über den Socialismus, über den Weltſchmerz und über die Republik an den Mann gebracht hat. Die neueſten Dorfgeſchichten verderben vollends alle verſtändige Unterredung, denn nun iſt es nicht mehr möglich, daß man nach Art vernünftiger Menſchen mit einander ſpricht, man muß Originalität, Charakter und naturwüchſiges Weſen entwickeln, auch wenn man nichts weiter fragt, als wieviel die Uhr iſt. Künſtler, Lorle oder Wadeleswirth, eins von den Dreien muß man ſein, wenn man ſich in anſtändiger Geſellſchaft präſentiren will. — Dieſe Hetzjagd nach Originalität iſt nicht erſprießlich für's Luſtſpiel, unſer Styl leidet ſchon ſo an Willkür und Formloſigkeit, daß ein Stück, welches vor 20 Jahren geſchrieben iſt, uns völlig fremd vorkommt; wenn nun noch in dieſen Brei die Idiome der verſchiedenen Stämme eingerührt werden, ſo ſinkt das Theater zuletzt ganz zu einem Raritätenladen herab. — Unſer Luſtſpiel iſt gewöhnlich aus ein Paar Virtuoſen, die Juden und Betrunkene vortrefflich ſpielen — in dieſen beiden Rollen laufen wir den Franzoſen gewiß den Rang ab — vielleicht auch aus einem Liebhaber, der ſich im Studentencoſtüm leidlich zu tragen weiß, und ſonſt aus mittelmäßigen Figuranten zuſammengeſetzt, die keinen Begriff davon haben, wie ſie gehen oder ſtehen, noch weniger wie ſie ſprechen ſollen. — Das Luſtſpiel wird aber um ſo beſſer ſein, je mehr die Charakteriſtik in die Handlung, je mehr die Handlung in den Dialog aufgeht. Darum haben beiläufig die Engländer ebenſowenig ein gutes Luſtſpiel als wir, ſie leiden an den-

Digitized by Google

ſelben Fehlern. — Bei uns iſt der Grund allgemein bekannt: wir ſind mehr oder minder Kleinſtädter, unſere Dichter haben keine Gelegenheit, das nationale Leben concentrirt vor ſich zu ſehen; das, was man Geſellſchaft nennt, fehlt bei uns gänzlich. — Es iſt nun die Frage, ob man das Luſtſpiel dadurch hebt, wenn man häufig franzöſiſche Stücke aufführt. In ausgedehntem Maaß iſt das nicht gut möglich. Einmal verliert der franzöſiſche Dialog unendlich auch durch die beſte Ueberſetzung. Die Feinheit liegt zum großen Theil in der Sprache. Dann aber iſt es nothwendig, daß unſere Kunſt, wenn ſie etwas Bleibendes leiſten ſoll, ſich aus unſerem Leben heraus entwickelt, ſo kümmerlich dieſes vor der Hand auch ſein mag. Die ſittliche Grundanſchauung der Franzoſen bis zu den Gebräuchen herunter iſt eine andere, als die unſrige, trotz der allgemeinen europäiſchen Politur; gerade jene Ehebruchsgeſchichten u. ſ. w., die in Paris nicht den geringſten Anſtoß erregen, berühren unſer Publicum unangenehm, und es iſt das immer noch ein gutes Zeichen, welches wir nicht verkümmern wollen, wenn wir auch mit unſerm eigenen ſittlichen Weſen nicht zu viel Aufhebens zu machen haben. Mehr noch als die Tragödie muß das Luſtſpiel aus der Natur des Volkes herauswachſen, denn es ſteht auf realem, endlichem Boden. — Aber unſere Dichter ſollten das franzöſiſche Theater eifriger ſtudiren, als es bis jetzt geſchehen iſt, nicht um einzelne Einfälle zu entlehnen, denn an Einfällen fehlt es uns auch nicht, ſondern um ſich für den Dialog zu ſchulen. Man kann über jeden beliebigen Gegenſtand anmuthig und verſtändig plaudern, und ehe wir das nicht gelernt haben, wird uns kein Luſtſpiel gelingen. Ihrerſeits werden die Franzoſen in Bezug auf die höhere, ideale Sprache bei uns in die Schule gehen können, denn den Adel der Gedanken, Bilder, Anſchauungen u. ſ. w., den wir in den beſſern Sachen von Goethe und Schiller finden, hat keiner ihrer Tragöden erreicht.

Ein zweiter Vorzug des franzöſiſchen Luſtſpiels liegt in ihrer lebhafteren, freien Phantaſie. In unſerer Motivirung liegt ein viel zu ängſtlicher Pragmatismus. Es kommt bei der Intrigue eines Luſtſpiels gar nicht auf die größere oder geringere Wahrſcheinlichkeit der äußerlichen Zufälle an, deren ſie ſich bedient, wenn nur die pſychologiſche Wahrheit und das äſthetiſche Geſetz der Steigerung beobachtet wird. Um von Dumas gar nicht zu reden, deſſen celtiſche Phantaſie allzuhäufig ins Ungeheuerliche übergeht, ſo iſt der Leichtſinn, mit dem ſelbſt Scribe combinirt, für einen Deutſchen wahrhaft erſchreckend. Wo er im „Glas Waſſer", der „Feſſel," der Cameraderie u. ſ. w. irgend eine ſeiner Perſonen gebraucht, ſind ſie auch da. Wir können nicht umhin, jede neu eintretende Perſon ſich gleichſam entſchuldigend darüber ausſprechen zu laſſen, warum ſie überhaupt kommt, und warum ſie gerade jetzt kommt. Dieſe pedantiſche Gewiſſenhaftigkeit bedingt auch den häufigen Scenenwechſel, der mitunter geradezu unerträglich wird. Wir ſind gar nicht daran gewöhnt, einander ohne große Anmeldung und Vorbereitung

Digitized by Google

zu beſuchen; man muß ſich gleich gefaßt machen, die nothwendigen Vorbereitungen der Küche mit in den Kauf zu nehmen. Von dieſen Gewohnheiten müſſen wir uns wenigſtens in der Poeſie emancipiren, wenn wir uns frei bewegen wollen.

Wir ſind im Allgemeinen zu wenig heiter; wir können zu Zeiten ausgelaſſen luſtig ſein, aber der Grundzug unſers Lebens iſt jene Reflexion, die alle Unbefangenheit verkümmert. Wo unſer Gemüth angeregt oder unſere Reflexion beſchäftigt wird, laſſen wir uns Alles gefallen, jeder Spaß aber muß zergliedert werden. Die Stücke, in denen Gutzkow und Laube am meiſten aus ihrer jungdeutſchen Richtung herausgegangen ſind: Zopf und Schwert, Rococo, das Urbild des Tartüffe, haben verhältnißmäßig wenig Eindruck gemacht; wo ſie aber ſentimental oder „geiſtreich" ſich gebärden, iſt ihnen Alles erlaubt. Etwas mehr Freiheit in der äußerlichen Combination, und etwas mehr Gründlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit auf dem pſychologiſchen Gebiet wird unſerer Bühne nicht ſchaden.

Die Allegorie. Die Revolution hat den franzöſiſchen Luſtſpieldichtern, wie ihre ältere Vorgängerin, mehrfach zur Satyre Veranlaſſung gegeben, und der Genius der modernen Romantik hat ſich mit beſonderer Vorliebe in der Ariſtophaniſchen Form Luft gemacht. Das heißt nichts Anderes, als daß die Charaktere in Allegorien verflüchtigt ſind, der Gang der Handlung durch Ueberſpringen aus einem Bild in das andere in ein zuſammenhangloſes Quodlibet aufgelöſt iſt, das durch die eingeſtreuten proſaiſchen Parabaſen und ſatyriſche Couplets an poetiſchem Gehalt nicht eben gewinnt. Bekanntlich hat dieſe Form bei uns durch Tieck in den ſogenannten gebildeten Kreiſen Eingang gefunden. Es hat dieſe Kreiſe höchlich befriedigt, ohne jene Anſtrengung der Aufmerkſamkeit, welche eine zuſammenhängende Handlung und ausgearbeitete Charaktere doch immer in Anſpruch nehmen, die einzelnen Sätze ihres äſthetiſchen und politiſchen Katechismus in unmittelbarer Beziehung wiederzufinden, und ſich über den Pöbel, — d. h. diejenigen, welche dieſe Anſichten nicht theilen — luſtig zu machen, ohne die undankbare Mühe, auf den Inhalt ihrer Gegner einzugehen. Damals war die ziemlich allgemein verbreitete Anſicht, dergleichen ſpirituelle Poeſie ſei nur für die Lectüre, was der Ariſtokratie der Theecirkel, denen es nicht gut genug war, mit dem gemeinen Mann zuſammen eine Bühne zu beſuchen, in welcher ja doch ſeit Fleck alle wahre Kunſt untergegangen war, aus mehr als einem Grunde conveniren mußte. — Später, als die Romantik ſich von realiſtiſchen Gelüſten anwandeln ließ, hat Tieck freilich erklärt, er habe bei all' ſeinen Ariſtophaniſchen Komödien beſtändig die Bühne im Auge gehabt, und man hat auch in der That den Verſuch gemacht, wenigſtens das eine oder das andere, z. B. den geſtiefelten Kater, aufzuführen. Trotz der Anwendung ſehr bedeutender Kräfte iſt dieſer Verſuch als vollſtändig geſcheitert anzuſehen. — Seitdem hat ſich Ariſtophanes in die Vorſtadttheater geflüchtet, und aus dem ſpirituellen Leſeſtück iſt die Zauber-

Digitized by Google

poſſe mit obligatem ſatyriſchem Vaudeville hervorgegangen; die Zauberflöte mit Reminiscenzen aus den fliegenden Blättern und dem Kladderadatſch. —

In dieſem Fall gewinnt die Allegorie eine neue Bedeutung. Die Sticheleien auf politiſche Fragen behalten zwar ihren Werth und werden mit Beifall aufgenommen, namentlich wenn ſie perſönliche Anſpielungen, Witze auf Namen u. dgl. enthalten. Die Hauptſache iſt aber der bunte Wechſel der Decorationen und Coſtume. — In Paris, wo dieſe Aeußerlichkeiten ſich in einem viel großartigern Maßſtabe geltend machen, graſſirt dieſe politiſch-äſthetiſche Zauberpoſſe in noch viel weiterem Umfang. Namentlich machen die antirevolutionären Dichter, denen ihrer ganzen Stellung nach die Ironie näher liegt, als das Pathos, davon Anwendung. — So habe ich u. a. ein Luſtſpiel von de Leuven und Brunswick (eine der beliebteſten Firmen der Reaction) vor mir: la foire aux idées, in der unter andern allegoriſchen Figuren auch die Idee, die Caprice, das Theater, Californien, die Muſik, die Literatur, Paris, die verſchiedenen Straßen und Plätze, die Provinzen, die Vernunft u. ſ. w. auftreten. Es iſt eine willkürlich aneinander gefädelte Satyre auf verſchiedene revolutionäre Figuren. — Im erſten Act führt ein Marionettenhändler die politiſchen Charaktere als Gliedermänner auf, und läßt ſie Männchen machen; die einzelnen Anſpielungen ſind uns, die wir mit den kleinen Perſonalien nicht ſo vertraut ſind, ganz unverſtändlich. — Im zweiten befinden wir uns in einem reich decorirten Zaubergarten, in dem ſich Paris zuerſt mit ſeinen Straßen prügelt, dann wird ein Scheibenſchießen aufgeführt, dann treten Candidaten auf, die in poſſenhaften Stellungen einfältiges Zeug declamiren, dann wird ein Blatt mit ellenlangen Annoncen herabgelaſſen, z. B. A vendre. Un meuble Louis XV. qui a appartenu à Louis XIV. — Salon de Fraternité. Il nettoie les gants, et si l'on veut laisser les mains dedans, il nettoie es mains avec. — Dann ſingt die Idee einige Couplets, worin die Meinung der Gutgeſinnten auseinandergeſetzt wird. — Dann eine Zuſammenkunft zwiſchen Paris und den Provinzen, die ihm die Wahrheit ſagen; unter andern allegoriſchen Perſonen tritt auch das Firmament auf: Je me nomme Firmament, visible tous les soirs à l'oeil nu, juste en face messieurs Lusse et compagnie, cinquième pavé à gauche. — Oh! ſagt Paris, je vous ai souvent aperçu en sortant du Vaudeville; das Firmament zeigt ihm in einem Teleſkop die Zukunft Frankreichs, die Wiederherſtellung der guten Bourbonen, worüber der gute Bürger Paris außer ſich vor Entzücken geräth. — Der folgende Act ſpielt im Grund der Seine, eine Menge phantaſtiſcher Fiſchgeſtalten bewegen ſich darin umher und führen lächerliche Volksverſammlungen und Tänze auf, bis die Vernunft kommt und ihnen die Wahrheit vorſingt. Das Schlußtableau iſt eine brillante Induſtrieausſtellung, in der Frankreichs wahre Intereſſen zu ihrem Recht kommen. — Daß dieſer reflectirte Unſinn, wenn es ihm gelingt, beſſere Dichter von der natürlichen Richtung abzuziehen, der Kunſt verderblich ſein muß, liegt auf der

Digitized by Google

Hand. — Ich erwähne bei dieſer Gelegenheit noch ein älteres Stück: La propriété c'est le vol, von Clairville et Cordier, welches in Berlin unter dem Namen: Der Traum eines rothen Republikaners, dem Friedrich-Wilhelmſtädter Theater eine ziemlich lange Zeit volle Häuſer machte. Die Berliner hatten es mit Recht, wenn auch etwas ungeſchickt, in eine Localpoſſe umgewandelt, und wenn auch der Zuſammenhang nicht erheblich groß war, ſo befand man ſich doch überall in bekannten Kreiſen und konnte ſich über Einzelnes amuſiren. In dem Pariſer Original iſt eine Art ideeller Zug, der aber die Dürftigkeit der Erfindung um ſo unangenehmer hervortreten läßt. Die Hauptfiguren ſind nicht der Held der Locomotive mit ſeinen Freunden, den Gelehrten des Kladderadatſch, und der ehrliche Weißbierphiliſter der Spandauerſtraße, ſondern „die Schlange" des Paradieſes und der alte Adam; der letztere iſt aber der Prototyp der Eigenthümer, der durch die Anfechtung des communiſtiſchen Satans bis an's Ende der Welt verfolgt wird. Zuletzt nimmt die in einen Engel verwandelte Eva dem böſen Feind ſein Attribut, die Brille ab, das Symbol der neidiſchen Skepſis, und er wird gleichfalls bekehrt. „Allen Sündern ſoll vergeben, und die Hölle nicht mehr ſein." — Dieſe Pièce iſt immer noch die beſte der Art, es iſt wenigſtens einige Laune darin, und zuweilen iſt die Rechtsverwirrung der Zeit komiſch genug vergegenſtändlicht; es iſt aber doch eine bloße Schmarotzerpflanze, die für ſich kein Leben hat. — Die Dichter werden beſſer thun, den alten ſoliden Weg des ordentlichen Luſtſpiels wieder einzuſchlagen, der freilich mehr Mühe macht und weniger abenteuerliche Sprünge erlaubt, aber dafür auch ſicherer zum Ziele führt.

Politik.

1. Eine Bekehrung.

Die Leipziger werden ſich noch eines jungen „Dichters" entſinnen, Julius Schanz, der in den Märztagen zuerſt im Charivari, dann in den demokratiſchen Clubs gegen die reactionäre Bourgeoiſie die Sache der Freiheit und Gleichheit vertrat. Er gehörte zu den weit vorgeſchrittenen Propheten der Zukunft, denen die Republik noch ein höchſt zurückgebliebener Standpunkt iſt, wenn man nicht einen Marat an ihre Spitze ſtellt, um die Tyrannen und Philiſter auszurotten. Dieſer Dichter, der ſich wegen ſeiner Theilnahme an den Maitagen, dem erſten Verſuch der demokratiſchen Partei, mit ihrer Fracturſchrift Ernſt zu machen, in Unterſuchungshaft befindet, iſt in der Muße ſeines Kerkers in ſich gegangen, und hat ein Gedicht gemacht, in welchem er ſich in wohlgefügten Stanzen dem König zu Füßen wirft und ihn um Gnade anfleht: zwar habe er ſchwer geſündigt, aber

Digitized by Google

wenn bittere Thränen der Reue ein Verbrechen gut machen könnten, ſo ſei das bei ihm in reichlichem Maße der Fall. — Es wird außerdem verſichert, er habe ſich im Fall ſeiner Begnadigung zu Mittheilungen erboten, und man habe ihm geantwortet, es käme darauf an, was das für Mittheilungen wären; indeß dieſer Umſtand iſt nicht urkundlich beglaubigt, und wir halten uns lediglich an die officielle Notiz der Fackel, die jenes Bußgedicht vollſtändig mittheilt. Es iſt in guten Reimen abgefaßt und ſchließt mit einem Refrain à la Beranger.

Herr Häpe, der Redacteur der Fackel, hat große Freude an dieſer Bekehrung. Sie bringt ihm ſeine eigene Vergangenheit in Erinnerung. Auch er iſt aus dem Schooße der Demokratie hervorgegangen, und hat ſich dann durch die Vermittelung einer Secretärſtelle bei dem Miniſter Falkenſtein in der Mitte jener Partei gefunden, die Alles, was nicht den Staub von den Füßen der Machthaber leckt, für Verräther, Mörder und Juden erklärt. An einem reuigen Sünder haben die Engel im Himmel mehr Freude, als an tauſend Gerechten, ſo ſteht es geſchrieben. Die Bekehrung iſt im Lager der Demokratie keine ſeltene Erſcheinung; Herr Ohm hat auch den Guten viel Freude gemacht, in höhern Kreiſen fällt mir der Herr Geheimrath Scherer ein, der im Vorparlament mit Hecker, nach den rettenden Thaten mit Manteuffel und mit Gerlach ſtimmte.

An ſich iſt nichts dagegen zu erinnern. Es iſt ſchön, wenn man von ſeinen Irrthümern zurückkommt: beſſer einmal als keinmal. Aber zwei Bemerkungen können wir nicht unterdrücken.

Dieſe — Helden der Demokratie haben keinen Augenblick verſäumt, Männer wie Sylveſter Jordan als Fürſtenknechte zu brandmarken, weil ſie das Heft des Staats nicht in die Hände des Pöbels überantworteten. Dieſe „Fürſtenknechte“ haben Jahre langen Kerker geduldet, ohne von ihrer Ueberzeugung abzugehen, ſo wenig ſie ſich von dem Geheul der betrunkenen Menge erſchüttern ließen. Jetzt möge das Volk richten zwiſchen denen, die, als es raſend war, vor ihm krochen, und denen, die es zur Vernunft zu bringen ſuchten.

Eine zweite Bemerkung dringt ſich uns auf in Bezug auf den Gehalt jener ephemeren Poeſie, die, namentlich ſeit Herwegh, die politiſchen Probleme durch Arbeit im Rhythmus und im Reime zu löſen ſuchte. Damals galt ihnen Jeder für infam, der es nicht glauben wollte, daß ſich „Republik“ auf „Völkerglück“ reimte. Jetzt kommen ſie doch zu der Ueberzeugung, daß ſich im Reime und im Rhythmus verſchiedene Dinge ſagen laſſen. Jenes Bußgedicht iſt gerade ebenſo gut als die frühern Strafpredigten gegen die feigen Tyrannen und ihre Knechte; ja es iſt beſſer, denn es geht aus einer individuellen Empfindung hervor. — Wir Deutſche ſind in dieſer Beziehung ſeit 1840 die größten Kinder von der Welt geweſen. Aeſthetiſch läßt ſich das Entgegengeſetzteſte verklären, der Mondſchein der Subjectivität beſtrahlt verfallene Klöſter ebenſo romantiſch, als die Gräber gemordeter Freiheitshelden; der Rothmantel des Kroaten iſt in einer

bunten Landſchaft ganz ſo wohl angebracht, als der Dolman des ungariſchen Huſaren. Wenn die Poeſie ſich mehr in ihre Ideale, die Politik ſich mehr in die Wirklichkeit vertiefen wird, ſo wird es um beide beſſer ſtehen.

2. Die Legitimen.

Der Congreß zu Wiesbaden hat unter den franzöſiſchen Legitimiſten eine Spaltung an den Tag gebracht, die eigentlich ſchon ſeit der Julirevolution beſtand. Damals waren die Vertreter des göttlichen Rechts durch ihre Theilnahme an den politiſchen Inſtitutionen des neuen Frankreich mit ihrem eignen Gewiſſen in einen ſeltſamen Widerſpruch geſetzt. Indem ſie dem Barrikadenkönig den Eid der Treue leiſteten und doch als ihren legitimen Herrn den Erben der alten Bourbons verehrten, konnten ſie dies Mißverhältniß vor ſich ſelber nur dadurch rechtfertigen, daß ſie ihren Eid nicht auf eine beſtimmte Perſon, ſondern auf den thatſächlichen König von Frankreich bezogen und ihre Treue nur bis zu dem Zeitpunkt ausdehnten, wo dieſes thatſächliche Verhältniß ſich ändern würde. Eine ſolche Ordnung konnte aber, da man von einer Intervention der Fremden, der Barbaren nichts mehr wiſſen wollte, nur durch den Willen der Nation erfolgen, und ſo ergab ſich die wunderliche Combination, daß die Hoffnungen des legitimen Princips auf die Idee der Volksſouveränetät geſtützt wurden. Allerdings eine bedenkliche Stütze, denn die Hand, welche das Scepter gab, kann es auch wieder nehmen! So iſt es aber zu erklären, daß die Leidenſchaftlichern unter den Legitimiſten, an ihrer Spitze der ritterliche Marquis von Larochejacquelein, mit den Radicalen in der Forderung des allgemeinen Wahlrechts, um den Willen der Nation auf eine unumſtößliche Weiſe zu conſtatiren, Hand in Hand gingen, freilich mit der ganz entgegengeſetzten Vorausſetzung.

Der Sturz Ludwig Philipp's und die Einführung der Republik gab dieſem Verhalten eine zweckmäßigere Form. Allein es trat nun ein doppeltes Intereſſe ein: das conſervative, gegen die Feinde der Geſellſchaft gerichtet, welches bei der eigentlichen Stütze der Partei, dem hohen Adel und der Geiſtlichkeit vorwiegen mußte, und das ideale, welches in der momentanen Ausübung der Souveränetät von Seiten des Volks die bequemſte, freiwillige Rückkehr zum Princip der Legitimität erkannte.

In dem letztern Sinn ſtellte Larochejacquelein in der Nationalverſammlung den Antrag, und vertheidigte ihn in ſeinen Blättern, das franzöſiſche Volk in den Urverſammlungen entſcheiden zu laſſen, ob es die Monarchie wolle oder die Republik. Faſt die ganze Partei trat dieſem Antrag entgegen, nicht blos aus Gründen der augenblicklichen Zweckmäßigkeit, ſondern auch, weil man ſich ein ſolches Präjudiz nicht konnte gefallen laſſen; denn ſonſt hätten nach Wiederherſtellung der Monarchie die Urverſammlungen auf's Neue zuſammentreten, und ſich zur Abwechſelung wieder einmal für die Republik erklären können.

Digitized by Google

Es iſt daher dem Princip ganz entſprechend, wenn der Graf von Chambord und ſein verantwortliches Miniſterium, (wozu auch Herr Berryer gehört, einer der Abgeordneten, denen die Nationalverſammlung die Huth der Conſtitution, d. h. der Republik, anvertraut hat) ſich mit großer Entſchiedenheit gegen ein ſolches Verfahren erklärten, und dieſe Erklärung in einer Art Bulle veröffentlichten. Larochejacquelein hat daraus Gelegenheit genommen, mit ſeiner Partei zu brechen; er nimmt die thatſächlichen Zuſtände an, und ſtellt die Zukunft Gott anheim, indem er hinzuſetzt, er habe nie an das Myſtiſche, das man in den Begriff der Legitimität zu legen ſuche, geglaubt, er könne ſie nur als einen Ausfluß des Volkswillens begreifen.

Wenn man nun aber auch zugeben muß, daß die übrigen Legitimiſten in ihrem Treiben conſequenter ſind, ſo muß man doch die Frage aufwerfen: wie denken ſie ſich denn eigentlich die Umwandlung der jetzigen Zuſtände, wenn ſie nicht durch das Volk geſchehen ſoll? — Sie werden ſich hüten, auf dieſe Frage eine directe Antwort zu geben. — Es iſt mit dem Princip der Legitimität, wenn man es abſtract faßt, nichts anzufangen, es iſt unfruchtbar, und gewährt weder einen politiſchen, noch einen ſittlichen Halt, denn was kann unſittlicher ſein, als dieſer Jeſuitismus? der als Hort einer ihm verhaßten Verfaſſung auftritt, um ſie als Waffe für ein ihr feindliches Princip zu gebrauchen.

Wo möglich einen noch widerwärtigern Eindruck machen unſere deutſchen Legitimiſten. Obgleich ſie unter einander ſelber hadern, weil ihre eigenen Rechtsanſprüche collidiren, ſo gleichen ſie einander doch wie die Waſſertropfen. Der eigentliche Sinn aller Operationen, durch welche in ganz Deutſchland jetzt die alten Zuſtände wiederhergeſtellt werden, iſt der: wir waren früher in Noth, und darum haben wir euch alle Zugeſtändniſſe gemacht, die ihr irgend verlangt habt, jetzt hat das aufgehört, wir nehmen unſere Zugeſtändniſſe wieder zurück. — So offen wird das faſt nirgend geſagt, nicht einmal in Oeſtreich, die legitime Form iſt: wir haben den neuen Rechtszuſtand nur unter der Bedingung anerkannt, daß etwas Erſprießliches dabei herauskommt, das iſt nicht geſchehen, wir ſind alſo nicht gebunden. So hat Oeſtreich und Preußen geſprochen, ſo Sachſen zu ſeinem Volke, ſo ſpricht jetzt der von Oeſtreich in ein Scheinleben galvaniſirte Bundestag zu Preußen. Je mehr der Schein des Rechts gewahrt wird, deſto empfindlicher wird das lebendige Rechtsgefühl verletzt. Vielleicht am meiſten bei der Erledigung der meklenburg-ſchwerin'ſchen Verfaſſungsfrage. Das Schiedsgericht hat ſich beeilt, nicht nur die Competenz der rechtlich aufgelöſten Ritterſchaft zu erkennen — in der hannöverſchen Sache im Jahre 1838 war man darin bedenklicher — ſondern man hat auch ihre juriſtiſchen Spitzfindigkeiten adoptirt in einem Verhältniß, das aus dem Großen geſchnitzt iſt. Weil eine Formalität fehlt, die Verhandlungen mit den beiden Seeſtädten Roſtock und Wismar, und weil der Strelitzer Hof, den man zu Anfang des Verfaſſungswerks als gebunden anſah, ſich zurückgezogen hat,

ſo ſchiebt man nicht etwa die Vollendung der Verfaſſung auf, ſondern man wirft ſie über den Haufen. Daß man dadurch ein neues Rechtsverhältniß, auf Eid und Treue gegründet, auf das Gröblichſte verletzt, daß man ein Rechtsſubject beſchädigt, welches denn doch unendlich die Legitimität der ſogenannten Ritterſchaft überragt, darauf wird keine Rückſicht genommen. — Wenn alſo die Höfe über Kurheſſen verſchiedener Anſicht ſind, ſo iſt es nicht ein Conflict der Rechtsprincipien, ſondern lediglich ein Conflict der Intereſſen. Der Bundestag wird ſeinen Freund Haſſenpflug unterſtützen, die Union wird ihn — — in ihren Blättern tadeln; in der Grundanſicht ſind ſie einig, ſie adoptiren Alle das lächerliche Machwerk des Herrn Stüve, nach welchem es „Empörung“ iſt, wenn Unterthanen ihre Rechte in Anwendung bringen. Auch einem Nero müſſen die Steuern gezahlt werden, denn jede Obrigkeit iſt von Gott, und man ſoll dem Kaiſer geben, was des Kaiſers iſt. — Sie vergeſſen, daß, wenn man das Volk wirklich zu der Ueberzeugung bringt, es gebe für daſſelbe keinen Rechtsweg zur Abwehr auch der wahnſinnigſten Tyrannei, man ſich dadurch — auf das Gebiet der Thatſachen begibt. — Dank dem Herrn v. Schleinitz für dieſe Wendung! — Wir gedenken jene Obrigkeit von Gott in Kurzem näher zu beleuchten.

Kleine Correſpondenzen.

Aus Peſth.

Den 18. September 1850.

Unſere Profeſſoren haben zwar wenig, ſehr wenig gelernt, aber um ſo mehr vergeſſen. So hatten ſie im März 1848 ganz daran vergeſſen, daß die alma et celeberrima, die in ihrer Verwaltung und in ihrem Lehrſyſteme von der Wiener Univerſität unabhängig ſein ſollte, nur ein Filialinſtitut dieſes Jeſuitencollegiums bildete; daß die ungeheuern Einkünfte unſerer Hochſchule — ſie iſt nach der Oxforder die reichſt dotirte in Europa — Donau aufwärts wanderten, um in der großen Stadt jenſeits der Leitha Hofrathstitel und Ordensbänder für gewiſſe Rectoren, Oekonomen und Decane einzuſammeln; daß die einzige Hochſchule Ungarns, trotz des mächtigen Aufſchwunges, den bei uns die Wiſſenſchaft und beſonders die politiſche und vaterländiſche Literatur in den letzten Decennien genommen, bei 1800 ſtehen geblieben, und von manchen armen, nur von mittelloſen proteſtantiſchen Gemeinden unterhaltenen Gymnaſien hoch überragt worden iſt; dies Alles vergaßen ſie, und betheuerten in Studentenverſammlungen, in den Hörſälen und in den Zeitungsblättern, daß nicht ſie, ſondern das — Syſtem daran ſchuld war, und daß kein Menſch auf dieſer Erde ſich der neuen Errungenſchaften mehr freue, als eben ſie, da ihnen nun Gelegenheit gegeben iſt, ihren Eifer für den Fortſchritt an den Tag zu legen. Jetzt zeigen ſie, daß ſie im März wieder nichts gelernt und das damals Geſagte bereits vergeſſen haben; denn mit dem Falle

Digitized by Google

Ungarns fielen auch jene Profeſſoren, welche von dem ungariſchen Miniſterium angeſtellt, oder auch nur weiter befördert wurden, und ſie, die „ſich ſo ſehr der neuen Errungenſchaften freuten", beherrſchen nun wieder allein die Lehrſtühle unſerer Hochſchule, und dennoch iſt dieſe in einem Zuſtande, gegen den der vormärzliche ein göttlicher zu nennen iſt.

Damit will ich nicht geſagt haben, daß unſere Profeſſoren ein ſchlechtes Gedächtniß oder ein ſchwaches Auffaſſungsvermögen hätten. Im Gegentheil! Sie beſitzen dieſe zwei Seelenfähigkeiten in ſo hohem Maße, daß ſie ſich noch jetzt alles deſſen genau erinnern, was ihre von der ungariſchen Regierung protegirten Collegen während der letzten zwei Jahre gethan und geſprochen haben, und da ſie im Intereſſe des allgemeinen Wohls ihre Kenntniſſe und Erfahrungen ſehr gerne mittheilen, ſo haben ſie beſonders viel zur Purificirung unſerer Hochſchule beigetragen. — Ja bei einem unſerer Profeſſoren iſt das Auffaſſungsvermögen ſo ſehr geſteigert, daß er unlängſt, als ein bekannter hieſiger Kunſthändler — der, wie es heißt, auch zur rebelliſchen Majorität unſerer verderbten Stadt gehören ſoll — vor ihm auf der Straße herging, jedes Wort, welches dieſer zu ſeinem Freunde über Politik ſprach, auffaßte und gleich darauf bei der Polizei, wenigſtens nicht weniger anzugeben wußte, als der Kunſthändler geſprochen hatte u. ſ. w.

Allein all dieſer ſchöne Eifer reicht nicht hin, den revolutionären Geiſt aus unſerer Jugend zu bannen; in den Hörſälen der für Ruhe und Ordnung ſo ſehr beſtrebten Scholarchen herrſcht zwar tiefe Ruhe und ſtille Ordnung, aber die Zuhörer, welche ihnen nicht zuhören, wagen es noch, an eine Zukunft Ungarns, an eine Zeit, wo der Belagerungszuſtand aufgehoben ſein wird, u. ſ. w. zu denken, während ſie überhaupt gar nicht denken ſollten; unſere Profeſſoren kamen alſo auf die glückliche Idee, die Univerſität aus der Koſſuth'ſchen Stadt in eine andere, loyale zu verlegen. — Anfangs hieß es, ſie ſoll nach der deutſchen, als hyperloyal bekannten Stadt Ofen verlegt werden; allein ein kleines Experimentchen mit einem Gymnaſium hat leider zu der Ueberzeugung geführt, daß das Uebel ſich bereits über die Kettenbrücke geſchlichen habe. Neulich wurde das Archigymnaſium zu Ofen für ein deutſches Gymnaſium erklärt — hier werden nämlich nach der neueſten Methode die Dinge für das erklärt, was ſie ſein ſollen — und ſiehe da, die loyalen geſammtöſtreichiſchen Patrioten Ofens behielten ihre Kinder zu Hauſe und entſchloſſen ſich, dieſelben in das Peſther ungariſche Gymnaſium zu ſchicken. Da erſchien eines Abends der heilige Geiſt dem Herrn Vinozſil, einer berühmten vormärzlichen Capacität und dieſer Zeit Rector unſerer Hochſchule, in Geſtalt eines Panſlaviſten, und Morgens darauf begab ſich der Herr Rector nach Wien, um bei der hohen Regierung die Verlegung der Univerſität nach Trenau zu erflehen, wo man zugleich den Vortheil hätte, mit der Hochſchule eine ſlaviſche Muſterſchule verbinden zu können. So meint Herr Vinozſil. — Δ

Ueber Wien nach Linz.

— — In Oderberg beſorgte ich vor Allem die Viſirung meines Paſſes. Oeſtreich iſt wieder nach dem Wahlſpruche ſeines Miniſters des Innern in die Reihe der **beſonnen vorwärts** ſchreitenden Staaten getreten, und da wird auf ein Paßviſo viel geſehen. Ich erhielt endlich, nach einer kleinen Geduldprobe im engen Zimmerchen des hochwichtigen Beamten, den Stempel der Ehrlichkeit auf meine Reiſelegitimation aufgedrückt und begab mich in's Gaſtzimmer, um vor Abgang des Zuges noch ein hiſtoriſches Roſtbratel zu verzehren, deſſen lieblicher Duft gleich beim Uebertritte der preußiſchen Grenze als das ſicherſte Merkmal des öſtreichiſchen Einfluſſes ſich herausſtellt. Es blieb mir wenig Zeit, auf meine Reiſegefährten einen Blick zu werfen, nur fiel mir der Contraſt des **Einſt** und **Jetzt** gar ſehr auf. Noch iſt's nicht gar lange, waren hier alle Zungen gelöſt, man fühlte ſich auf deutſchem Boden, die Grenzſcheiden ſchienen gefallen, und ein Franzoſe ſagte mir damals mit einem gewiſſen dépit: „C'est étonnant, on ne voit que des Allemands.“ Jetzt glaubte man ſich ſchon im Belagerungsrayon, wie man aus Annaberg kam, unwillkürlich ſtiegen vormärzliche Erinnerungen auf, man lachte ſich ſelbſt aus, aber die Phantaſie blieb doch Herrin und die Unterhaltung ſtockte. Auch in meinem Coupé war es mänschenſtille, ich lehnte zum Schlafen in einen Winkel, ſah blos im Halbdunkel Uniformen blinken, und erfuhr erſt, als ich mit Tagesanbruch in Lundenburg die Augen aufſchlug, daß ich die Ehre gehabt, mit drei Rettern des einigen Oeſtreich in einem Coupé zu ſchlafen. Die Herren decorirten Offiziere verſtanden ſich aber hoffentlich auf's Losſchlagen beſſer, als auf den Wortkampf, denn das Geſpräch wurde nicht recht flüſſig, drehte ſich um Avancement, Dienſt und Uniformirung, und nur ein junger Oberlieutenant, der mit ſeinen zwei Sternchen am Kragen wohlgefällig liebäugelte, fragte ſeinen Kameraden, ob in der neuen Garniſon der **Soldatenfreund** zu finden wäre, hinzufügend, es ſei das einzige Blatt, welches ein braver Soldat leſen kann. Ich bat um die Erlaubniß, den Herren ein kleines Anekdötchen in Bezug auf den loyalen Soldatenfreund zu erzählen.

— Es war im denkwürdigen September 1848, erzählte ich, als ich mit einem Freunde auf dem Glacis herumſpazierte. Wir ſprachen eben von dem Unterſchiede zwiſchen echter und geheuchelter Geſinnung, als mein Freund, ein gefeierter Dichter aus der öſtreichiſch-lyriſchen Schule, von einem mir Unbekannten auf's wärmſte begrüßt wurde. Er freuete ſich unendlich, wie er verſicherte, den Sänger der Freiheit, den Verfechter des Volkes gegen Deſpotie und Uebermacht in den Mauern des einſt abſoluten Wien wiederzuſehen, und ſchwärmte, ohne uns zu Worte kommen zu laſſen, von den Segnungen der Volksſouveränetät, die der Hort und Schirm des Geſetzes ſei. Ich war feſt überzeugt, ein Mitglied des demokratiſchen Vereins, einen Mitarbeiter eines jener Blätter vor mir zu haben, deren Aufgabe es geweſen, das unreife Wien durch das Anfachen tropiſcher Hitze raſch in die Höhe zu treiben, die aber, während ſie das Wachsthum förderte, zugleich Blüthen und Blätter verſengte. Die Frage meines Freundes berichtigte meinen Irrthum. „Ich dachte Sie noch immer in Berlin, wo ich Sie zuletzt geſehen, ganz der Sorge um Ihre häuslichen Angelegenheiten hingegeben?“

— Ach nein, antwortete er, ich bin hier, ſeit Wien aus dem Todtenſchlafe aufgerüttelt wurde, und arbeite mit am Neubaue Oeſtreichs, ich bin bei einem hieſigen Blatte betheiligt, quaſi ein halber Eigenthümer.

Digitized by Google

— Gewiß bei einem radicalen Organe, nach Ihren Aeußerungen zu ſchließen, bemerkte ich in meiner Unſchuld.

— Das gerade nicht, erhielt ich zur Antwort, es iſt der „Soldatenfreund", das Blatt iſt ſchwarz-gelb bis in den Nachen, doch das Geſchäft bringt's mit ſich.

Wir hielten gerade im Wiener Bahnhofe, die Aufmerkſamkeit der Herren Offiziere wurde von einigen Bekannten in Anſpruch genommen, die an die Waggonsfenſter traten, und ſo kann ich als gewiſſenhafter Erzähler nicht den Eindruck meiner wahrhaften, verbürgten Geſchichte berichten. Ich war froh, angelangt zu ſein, und rüttelte nach Leibeskräften an der Thüre, um dem Conducteur ein Zeichen zum ſchnellern Oeffnen zu geben. Doch vergebens, die Thüre blieb geſchloſſen, weil ein Beamter von Waggon zu Waggon ging, die Päſſe in Empfang zu nehmen, und Niemand herausgelaſſen werden durfte, bis dieſe übergeben waren.

Ich ließ mir kaum ſo viel Zeit, mich bei einem Freunde, bei dem ich einkehrte, umzukleiden, um nur raſch einen Gang durch die Stadt zu machen, die ich in der höchſten Aufregung der Octobertage verlaſſen hatte. Ich rieb mir die Augen, ich kniff mir in den Arm, um mich zu überzeugen, ob ich wache oder träume. Es war das alte Wien, das gute, gemüthliche Backhändlwien, wie ich es vor einer langen Reihe von Jahren in meinem kümmerlichen, aber immer ſchönen Studentenleben kennen gelernt hatte. Die letzte, verhängnißſchwere Zeit war rein weggewiſcht, es war, als ob man aus dem heimiſchen Wohnzimmer, wo man ein Haustheater mit Brettern, Fernſichten und Couliſſen aufgeführt hatte, all dieſen fremden Plunder weggräumt, und die langgewohnten Meubel, das Bild der Großmutter im Erker, der lederne Großvaterſtuhl in der Ecke und die alte Wanduhr mit ihrem ſchnarrenden Pendel wieder zum Vorſchein kommen. Ich ſah keine Nationalgarden und keine Legionäre mehr, die, ich will's nur offen geſtehen, im Jahre 1848 ſelbſt, wo alle Leute, die nüchternſten ſogar einen kleinen Duſel im Kopfe hatten, mir wie linkiſche Statiſten vorgekommen waren, die, mit einem Male zu wirkenden Artiſten erhoben, ſich in die ihnen zugetheilten Rollen gar nicht zu finden wiſſen. Ich ſah mich an der Ferdinandsbrücke vergebens nach fliegenden Buchhändlern mit gedruckten Unſterblichkeiten um, wie nach deren verbrüderten Genoſſen, den Proletariern, die immer die Hände auf dem Rücken und die Naſe in der Luft hielten, als ob ſie das Revolutionswetter riechen wollten. Mein Blick fiel auf die Mauer am rothen Thurmthore und ich ſpähete umſonſt nach ellenlangen Placaten, die Eſſenz aller demokratiſchen Gelüſte, gezeichnet: „ein Nationalgarde oder Legionär dieſer oder jener Abtheilung." Die Theaterzettel ſtechen mir in die Augen, und mein Herz jubelt laut auf; die beiden Klingsberg wurden im Burg- und Nationaltheater gegeben. Auguſt von Kotzebue, der Abgott meiner Kindheit, den geringzuſchätzen, mir in den reifern Jahren am meiſten Mühe, ja Schmerz gekoſtet, Auguſt von Kotzebue paradirt wieder auf dem Repertoir des erſten Theaters der erſten deutſchen Stadt. Ich ſtürmte in die Stadt hinein und blickte mit einem kleinen Erſtaunen auf die überall ſich bewegende Municipalgarde, die mir mit ihrer grünen Uniform und rothen Aufſchlägen nicht recht in die auferſtandene alte Zeit hineinpaßte. Doch die Jugend denkt nicht lange nach, und ich war ja wieder jung geworden und hatte fünfzehn Jahre wie eine unnütze Bürde von mir abgeſchüttelt. Auf dem Stephansplatze begrüßte ich den ehrwürdigen Dom wie einen guten, alten Bekannten, und es ſchien mir, als ob auch er ſich verjüngt und auf das luſtige Getreibe zu ſeinen Füßen mit dem heitern Auge des kräftigen Alters blicke, dem es Freude macht, wenn die Jugend

Digitized by Google

ihre wilden Gelüſte gebändigt und, ſtatt an der Glocke des Aufruhrs zu zerren, ſich mit unſchuldigem Tande beluſtigt.

Ich lenkte meine Schritte auf den Graben und bog, wie mechaniſch, rechts um die Ecke, um die Bilder vor der Kunſthandlung zu betrachten, mich der Unzahl von Gaffern anzuſchließen, die hier den Tag über nicht fehlen dürfen. Es ſchwebte mir dunkel in der Erinnerung, wie vor kurzem noch hier die Bruſtbilder der großen Reichstagsredner, der Lieblinge des Volkes ausgehängt waren und ſich die Leute dieſelben mit den Fingern zeigten und die pompöſen Sätze wiederholten, die als facsimile unter den Bildern ſtanden. Seltſamer Widerſpruch der menſchlichen Gefühle! In dem Momente, wo ich in einer faſt vergeſſenen Zeit lebte, fielen mir die Portraite der Wiener Deputirten ein, und ich ſehnte mich jetzt nach ihnen, während ich doch früher denſelben kaum einen flüchtigen Blick geſchenkt hatte. Meine Augen ſuchten ſie aber vergebens, ſie waren von ihren Piedeſtalen geſtürzt, in eine vergeſſene Schublade geſteckt, und der ſpeculative Kunſthändler hatte vor den Blicken der zahlloſen Pflaſtertreter eine ganze Reihe von Bildern entfaltet, die von Gold, Silber und Diamanten glänzten. Da hingen alle die großen und kleinen Helden, welche mehr oder weniger zur Rettung, zur Feſtigung des einigen Oeſtreich beigetragen haben. In erſter Reihe war der am meiſten angeſtaunte und bewunderte greiſe Radetzky. Den Sieger von Novara betrachteten alle Volksclaſſen mit wahrhafter Pietät, und es überraſchte mich beſonders die Bemerkung eines ſchlichten Oberöſtreichers, der mit einer Holzladung die Donau heruntergeſchwommen war. „Es iſt doch ſchön," meinte er „daß der Feldmarſchall nicht in Ungarn geweſen, dort durfte er keine Siege feiern, wir hätten ihn dann nicht ſo von Herzen lieben können." Ich blickte unwillkürlich auf Haynau, der ſeine blutigen Lorbeeren auf den Gefilden Italiens und in den Pußten Ungarns gepflückt. Es ruhete auch mein Auge auf dem ſchönen, ausdrucksvollen Geſicht des ritterlichen Banus, das ein wehmüthiger Zug umſpielt, als ob er jetzt erſt in ſeinem Innern den Kampf durchkämpfe zwiſchen der ſeinem Kaiſer geſchworenen Treue und der anerkannten Berechtigung aller Volksſtämme, ſich nach eigenem Verſtändniß den Tempel der Freiheit zu erbauen und zu ſchmücken.

Zuletzt fiel mein Blick noch auf das Bild eines ſchönen jungen Mannes, der anſpruchlos und beſcheiden inmitten der reichuniformirten Generäle, faſt wie im Schatten ſtehend, ſich ausnahm. Und doch iſt es die hohe, ſelbſt die Schultern des kräftigſten Mannes niederdrückende Miſſion dieſes jüngern Mannes, des Kaiſers des centraliſirten Oeſtreich, an der Spitze all dieſer gewaltiger Männer das große Werk der Neugeſtaltung des Kaiſerreichs zu vollenden, eines Staates, der nicht wieder in die alten, losgegangenen Fugen zurückgebracht werden ſoll, ſondern deſſen morſche Theile ausgeſchieden werden müſſen, um die brauchbaren neu geformt zu einem kräftigen Ganzen ſtark und feſt zu verbinden.

Ich war unbemerkt durch dieſe Bilder in die Gegenwart verſetzt, ich war um fünfzehn Jahre älter geworden, und ich ſah jetzt erſt, daß auch Wien eine Zeit gewichtigen Inhalts hinter ſich habe. Nun erſt, nachdem der erſte flüchtige Eindruck ſich verwiſcht hatte, konnte ich die Phyſiognomie der Kaiſerſtadt genauer betrachten, und da fiel mir mancher wehmüthige Zug auf, der trotz der wiedergekehrten Ruhe und Ordnung und der faſt vergeſſenen naiven Gemüthlichkeit nur allzu bemerkbar wurde. Das Kind war zum Manne geworden, er ſchämte ſich ſeiner kindlichen Sorgloſigkeit, er ärgerte ſich, daß man ihm die Kinderſchuhe wieder angezogen, und zwiſchen den à l'enfant friſirten Locken blickten

Digitized by Google

ein trotziges Geſicht und kecke Augen hervor, in denen noch die Erinnerung der allzu kurzen Zeit der Großjährigkeit, der Flegeltage der Freiheit zu leſen war. Er hatte freilich, gleich nachdem man ihn mündig erklärte, ſich übernommen und in muthwilliger Ausgelaſſenheit ſeinen frühern Vormündern manchen Schabernack geſpielt. Aber es war doch zu hart, daß man ihn dafür wieder in die Kinderjacke hineinzwängte und unter die Zuchtruthe eines Lehrmeiſters, des geſtrengen Herrn Belagerungszuſtand ſtellte. Der ſo ſchwer geprüfte, ſo arg beſtrafte, der Schule entlaufene Mann geht nun ſcheinbar ruhig und gelaſſen einher. Aber die Vergangenheit iſt für ihn keine verlorene, und während er wieder ſein unterthänig gehorcht, geht er vielleicht mit Unheil drohenden Gedanken ſchwanger, die in nächſter Zukunft möglicherweiſe ſchon zu Thaten werden.

Alles rannte noch wie vor Jahren ſeinen Geſchäften nach, das Gewühl und Gedränge in den Straßen war noch ganz daſſelbe, aber man ſah die Leute mit Morgen- und Abendblättern aus den Handlungen treten und ſie raſch durchfliegen. In den Kaffeehäuſern rollten die Billardkugeln eben ſo fleißig wie einſt, aber man ſah damals nicht wie jetzt dieſe Gruppen in den Winkeln und Ecken die Journale gierig verſchlingen, die Abendblätter mit Ungeduld erwarten und ſich dann gegenſeitig, halb laut, halb verſtohlen die neueſten Nachrichten zuflüſtern. Die Speiſekarten ſind in den Gaſthäuſern eben ſo lang und eben ſo künſtlich rubricirt, wie der alte Metternich es nur mit ſeinen Protokollen machte. Aber es gehen dem Wiener nicht mehr die Augen über beim Dufte eines Backhändels oder Naturſchnitzels, er ſchnalzt nicht mehr vor Luſt die Zunge, wenn ihn eine feine Mehlſpeiſe anlächelt. Die Ballſäle ſind noch ſo voll wie früher, und es wird noch immer zwei Schritt gewalzt, als ob die Pforten aller weltlichen Freuden zu erwalzen wären. Aber es fehlen die frühern Walzerheroen, auch Johann Strauß iſt todt, und mit ihm wurde das alte Wien zu Grabe getragen. Es fehlt die kindliche Luſt, der ein Ball beim Sperl oder bei der Birn das Alpha und Omega aller irdiſchen und geiſtigen Seligkeiten geweſen. Es iſt, als ob zwiſchen den blühenden Guirlanden, zwiſchen den glänzenden Kandelabres und funkelnden Lampen, die den Saal zieren, ſelbſt zwiſchen den luſtigen Geigenſtrichen ein neckiſcher Dämon ſeinen Spuck treibt, und den erhitzten Paaren im heißeſten Wirbel des Tanzes ein Memento zuruft, das ſie erſchreckt in die Dunkelheit der letzten Vergangenheit, in das Schauerhafte einer ungewiſſen Zukunft blicken läßt.

Die Theater waren übervoll, die Hoftheater hatten ihr Repertoir unter der Direction Schreivogel's beibehalten, die Vorſtadttheater gaben die frühern Poſſen und Schwänke. Aber es wurden im Burgtheater die Orbelien und Griſeldis nicht mehr ſo beweint, im Kärntnerthore die Beine der Tänzerinnen und die Tournüre der Choriſtinnen nicht mehr ſo lorgnettirt und bewundert. Im Kasperletheater waren Scholz und Neſtroy nicht mehr die unfehlbaren Beherrſcher des Geſchmacks, und die Elmar'ſchen Poſſen machten Furore, weil der Capitaliſt Papperl von Politik zappelte und die Freiheit in Sibiren ſuchte, der Hofnarr Gervinus vom einigen Deutſchland, von einem freien Oeſtreich erzählte, wobei er die Schellen an ſeiner Kappe ſchüttelte. — —

Aus Wien.

Die neueſte Maßregel des Handelsminiſteriums — die indirecte Journalbeſteuerung — iſt ein unzweideutiger Beweis, daß man alle Minen ſpringen laſſen will, um die Preſſe todt zu machen. Das Traurige dabei iſt nur, daß durch dieſe unzeitige Maß-

Digitized by Google

regel der einzige liberale Miniſter Oeſtreichs ſeine Popularität einbüßen wird. — Eine andere Verordnung des Finanzminiſteriums iſt gleichfalls wenig geeignet, das herrſchende Mißtrauen in unſere proviſoriſchen Zuſtände zu beheben. Bei dem Umſtande nämlich, daß die Verzehrungsſteuer in Ungarn noch nicht eingeführt iſt, hat man es für nothwendig erachtet, trotz der am 1. k. M. erfolgenden Aufhebung der Zwiſchenzolllinie, dennoch für gewiſſe Ein- und Ausfuhrartikel interimiſtiſche Gebühren zu ſtatuiren und ſo den Nutzen gedachter Auflaſſung zur Illuſion zu machen. Und bei alle dem gewinnt der Staat keinen Heller durch dieſe Maßregel, welche beſonders für Reiſende höchſt läſtig iſt; denn obwohl bei der Einfuhr einzelner Gegenſtände, z. B. des Tabaks in Länder, wo das Monopol beſteht, eine ziemlich hohe Gebühr (für Tabakblätter 2 fl., für Tabakfabrikate 2 fl. 30 Xr. pr. Pfund) gefordert wird, ſo ſind doch weit überwiegend die Gehalte für das erforderliche Finanzwach-Perſonal, welche Summe an der italieniſchen Grenze gewiß einen viel größern Nutzen ſchaffen würde. — In gleicher Weiſe macht die projectirte Erhöhung der Salzpreiſe in Galizien und den Grenzbezirken, ſo wie die Einführung des Stempels in Ungarn und den quondam partibus annexis, Croatien u. ſ. w., einen üblen Eindruck, namentlich auf das in dieſen Landestheilen wenig cultivirte Landvolk. Ueberhaupt begreift es ſich etwas ſchwer, was Ungarn durch die Centraliſation gewonnen hat. Zwar iſt das Landesſtatut für dieſes Kronland noch nicht kund gemacht; aber ſchon die jüngſt publicirte definitive Organiſation der politiſchen Verwaltung läßt errathen, welchen Weg die Regierung einzuſchlagen gedenkt. Man hat dem Lande ſeine 300jährigen Inſtitutionen geraubt, um ihm dafür ein Heer durch Sprache und Sitten fremder Beamten aufzudringen, berufen, die neuen Geſetze vom Papier in's Leben zu übertragen. Die vormärzliche Conſtitution gab dem Volke das Recht der freien Wahl ſeiner Comitatsbeamten. — Die nachmärzliche Regierung ſetzt deutſche und ſlaviſche Beamte hin, und glaubt ſo ein Netz um das ganze Land geſpannt zu haben, um ſeine Nationalität, ſeine Selbſtſtändigkeit ſyſtematiſch zu vernichten. — Ein Gleiches gilt von Italien, deſſen zur Theilnahme an der Ausarbeitung des Landesſtatuts nach Wien berufene Vertrauensmänner unmittelbar nach Verlegung des oberſten Gerichtshofes von Verona nach der Reſidenzſtadt hingeeilt ſind, ohne die Vollendung deſſelben abzuwarten, in der Ueberzeugung, bei dieſem ſtarren Feſthalten des Miniſteriums an der Centraliſationsmanier ihrem Vaterlande nichts nützen zu können. — Dazu kommt noch der zur Verſinnlichung der Gleichberechtigung über alle Nationen des Reiches verhängte Belagerungszuſtand, der namentlich in Wien, wo er bald den zweiten Jahrestag ſeiner Einſetzung feiern wird, auf eine crudele Weiſe geübt wird. Erſt neulich wieder wurden in majorem regni gloriam verſchiedentliche Stock- und Ruthenſtreiche applicirt; die Veranlaſſung war — Verhöhnung der Nationalhymne! Und doch dürften ſolche argumenta ad hominem den Beweis von der Vortrefflichkeit des Centraliſirungsplanes auch den Deutſch-Oeſtreichern ſchwerlich einzuimpfen im Stande ſein. Freilich exiſtirt hier eine ſchwarzgelbe Race, welche bei jeder Gelegenheit bemüht iſt, ihre ſpecifiſch öſtreichiſche Begeiſterung an den Tag zu legen. So hat erſt in dieſen Tagen der hieſige Gemeinderath dem F. Z. M. Haynau zur Entſchädigung für die in London erlittenen Unbilden das *Ehrenbürgerrecht* ertheilt. Solche Creaturen verdienen wohl hie und da einen allergnädigſten Fußtritt; aber die Geſchichte der Stadt Wien wird dafür ihren soi-disant Vertretern von heute ein Extrablatt bewahren.

Digitized by Google

Literaturblatt.

Die Roſenfee, Oper in 3 Acten, Muſik von Halévy, Text von Scribe. — Ein Machwerk ohne allen künſtleriſchen Gehalt, lediglich darauf berechnet, daß dem Decorateur und dem Garderobier Gelegenheit gegeben wird, ihre Künſte zu entfalten. Der Text iſt eine gewöhnliche Zauberpoſſe, die Muſik ohne allen Stil und Charakter, weder ernſt noch komiſch, deſto häufiger ſentimental und langweilig, wenn auch nicht ohne artige Einfälle. Aber eine Menge feierlicher Aufzüge, wo in fremdartigen, ſeltſamen Coſtümen eine große Fülle Seide und Flittergold verſchwendet iſt, Tableaux mit kleinen Engeln und Feen, die in der Luft herumflattern, romantiſche Beleuchtungen, z. B. eine blaue Grotte unter dem Meer; dann fortgehende Verwandlungen, die alle Kraft des Maſchiniſten in Anſpruch nehmen, z. B.: im erſten Act eine verfallene Pagode, in der plötzlich der ganze Hausrath, Beſen, Tiſche, Stühle, Götzenbilder, Gläſer und Retorten zu tanzen anfängt; im zweiten ein wunderbares Aufblühen von tauſend verſchiedenen Blumen und ein Ballet phantaſtiſch aufgeputzter Damen mit Blumenmasken nach der neueſten Pariſer Romantik, im dritten Bayaderentänze u. ſ. w. — Wenn man ſchon ein Ballet haben will, ſo muß es ein ganzes Ballet ſein; die beſtändige rhythmiſche Bewegung einer Maſſe zierlich aufgeputzter Figuren muß wenigſtens eine Art künſtleriſcher Einheit hervorbringen, und die Muſik muß dieſem Charakter entſprechen. — Daß dergleichen in einem großſtädtiſchen Theater dem ſchauluſtigen Publicum vorgeführt wird, wo einmal ein zahlreiches, wohl einexercirtes Ballet vorhanden iſt, und doch verwerthet werden muß, iſt ganz in der Ordnung; und wenn ſich Scribe und Halevy dazu hergeben, ihr Talent an dergleichen zu vergeuden, weil ſie gut bezahlt werden, ſo iſt dagegen auch nichts zu erinnern. — Wenn aber ein mittleres Theater, deſſen Kräfte gemeſſen ſind, wie das Leipziger, ſich beikommen läßt, in dergleichen Poſſen ſeinen Pariſer und Berliner Rivalen den Rang abzulaufen, ſo muß die Kritik ſehr ernſthaft dagegen auftreten, denn ein ſolches Theater läuft Gefahr, völlig darin aufzugehen. Es iſt nun ſchon das zweite Stück in dieſem Jahr, welches mit dieſer, der Kunſt ganz fremden Verſchwendung ausgeſtattet wird. Der Prophet hätte in dieſer Beziehung vollkommen genügt. — Wir wollen gern den Beſtrebungen der jetzigen Direction die Anerkennung zu Theil werden laſſen, die ſie verdient; es iſt ein zahlreiches, und im Ganzen genommen leidliches Schauſpielperſonal zuſammengebracht, darunter ſogar einige vorzügliche Kräfte. Aber es wird damit nichts gemacht, nur in den ſeltenſten Fällen kommt einmal ein größeres Schauſpiel zu Stande, und dann iſt es ſehr mittelmäßig arrangirt. Das iſt nicht allein vom Standpunkt der Kunſt anzugreifen, es iſt auch eine falſche Speculation. Denn der Leipziger iſt entſchieden für's Claſſiſche; ſelbſt das Actienpublicum hat die Poſſen und Localſtücke leer gelaſſen, und das Haus iſt gedrängt voll geweſen, ſobald ein Schauſpiel einmal einen größern Anlauf nahm. — Aber der Tadel muß viel größer werden, wenn wir uns auf das Gebiet der Oper wenden. Was könnte das Leipziger Theater mit ſeinem glänzenden Orcheſter, das mit jedem hauptſtädtiſchen in die Schranke treten darf, nicht alles leiſten! Für einen kleinen Theil der Koſten, welche dieſe Zauberpoſſe macht, hätte eine Coloraturſängerin, ein tiefer Baß engagirt, hätte der Chor verbeſſert, hätte eine erſte Sängerin — denn man darf in dieſem Punkt nicht unbillig ſein — wenigſtens zeitweiſe beſchäftigt werden können. Wie es jetzt aber ſteht, verſchwindet

Digitized by Google

die gute Oper faſt ganz vom Repertoire, die Sänger verlernen die Muſik, und das Publicum wird corrumpirt.

Noch eine Bemerkung müſſen wir an die Aufführung der Roſenfee knüpfen. Sie hat uns wieder recht in der Ueberzeugung beſtärkt, daß die phantaſtiſche Romantik, welche wir aus dem Schauſpiel glücklich vertrieben haben, auch in der Oper ihre Stelle nicht findet. Auch die Muſik wird uns nur dann ergreifen, wenn ſie reale, menſchliche Empfindungen ausdrückt und begleitet. Das iſt aber nur möglich in einer menſchlich rührenden und ergreifenden Handlung. Im menſchlichen Gemüth iſt ein reicher Abgrund, Hölle und Himmel; die Kunſt darf nur das Herz ſtudiren, um ihn heraufzubeſchwören. Elfentänze und Vampyrorgien mögen dem Salon überlaſſen bleiben, wo man nicht ergriffen und bewegt, ſondern geiſtreich unterhalten ſein will. Nur der Laut, der aus der Natur quillt, ergreift das Gemüth, der Spuk der übernatürlichen Welt iſt nichts als eine Negation der Natur, und mit Negationen hat die Kunſt nichts zu ſchaffen.

Engliſche Hexameter.

Es wird für manche unſerer Leſer, die noch keinen engliſchen Hexameter geſehen haben, von Intereſſe ſein, folgendes Bruchſtück aus einer Ueberſetzung des Homer in metriſcher Beziehung zu vergleichen.

Then to Telemachus glided on board divinest Athenè,
Where on the poop she sat, and near her Telemachus rested.
Then were the moorings loosed by the mariners coming abroad her,
Joyous coming on board, and seated apart on the benches.
A fair westerly breeze by the blue-eyed goddess was wafted,
Cheerfully rippling along, and over the deep-coloured ocean.
Now to his shipmates shouted Telemachus, while to the oar-blades
Leapt the impatient surge, till each at his order obeying,
Stepped they the pine-mast then in the mast-hole ready amidships,
Firmly staying it both ways down; and next by the well-twisted hide-thongs,
Snowily spreading abroad, the sails drew fluttering downward.
And in the sail-breast blew the bellying wind with a murmur,
The purple wawe hissed from the prow of the bark in its motion;
Into the riotous wawe she plunged, pursuing her voyage.
But when their oars they drew back to the galley securely, —
The swift, dark-sided bark, as she full on her journey exulted —
Then to her foaming beak they brought the o'er-bubbling goblet
Of red-hued wine, and poured out on her head a libation
To the immortal gods, that dwell in the sky and in ocean,
But to the blue-eyed daughter of Jupiter mostly, Athene.
All night then they sailed, till the morning rose on their voyage.

Dieſe Verſe ſind allerdings noch im Zuſtand der Kindheit. Zunächſt fällt uns ein entſchieden ſiebenfüßiger Hexameter auf (V. 10); dann Spondeen wie dieſe: a fair (V. 5), from the (V. 13), the swift (V. 16); but when | their oars | they drew | (V. 15); of red | hued wine | and poured | (V. 18); ferner Daktylen: then were the (V. 3), deep-coloured (V. 6), the purple (V. 13), dark-sided (V. 16), o'er-bubbling (V. 17) u. ſ. w. Aber es finden ſich auch vollkommen richtig gebildete Verſe darunter, und es zeigt ſich in der ganzen Anlage, daß die Britten bei einer ähnlichen Mühe, wie die deutſchen Metriker ſie ſich gegeben haben, auch ihre Sprache in die fremden, ungewohnten Formen hätten zwängen können.

Preisbewerbung. Seit neun Jahren hat ſich der Verein zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksſchriften angelegen ſein laſſen, ſeinen Mitgliedern, deren Zahl ſich

Digitized by Google

gegenwärtig auf 6763 beläuft, fort und fort neue Gaben zu bieten, und es iſt ihm gelungen, für die verſchiedenſten in die Volkscultur einſchlagenden Fächer manche tüchtige Hand zu gewinnen. Um jedoch auch einmal eine nach Inhalt und Form möglichſt vollendete Volksſchrift zur Verbreitung zu bringen und zugleich den Männern, die bisher ihre Kräfte dem Vereine noch nicht gewidmet haben, Gelegenheit zur Betheiligung zu bieten, hat ſich das unterzeichnete Directorium entſchloſſen, eine Preisbewerbung zu eröffnen, zu welcher es hiermit alle Volksſchriftſteller, die dazu den Beruf in ſich fühlen, auf das freundlichſte einladet.

Da der Verein in Gemäßheit ſeiner Statuten, „im Einklange mit dem Geiſte des Chriſtenthums für vernünftige und zeitgemäße Aufklärung und chriſtliche Geſittung zu wirken,“ ſich zur Aufgabe gemacht hat, ſo darf auch in der Preisſchrift weder ein anderer Geiſt herrſchen noch eine andere Tendenz darin verfolgt werden. Ein beſtimmtes Thema wird für ſie eben ſo wenig vorgeſchrieben als die zu wählende Form; Alles bleibt vielmehr hierbei dem eignen Genius und Ermeſſen des Verfaſſers überlaſſen. Nur wird erwartet, daß der Stoff, ſei er dem Geſchichtlichen, Religiöſen, Staatlichen, Häuslichen, Gewerblichen, Oekonomiſchen, Naturkundlichen oder ſonſt woher entnommen, anziehend und belehrend, überhaupt in Uebereinſtimmung mit jenem Geiſte zu Nutz und Frommen des Volkes erfaßt, vor Allem aber die Sprache verſtändlich, körnicht und ächtvolksthümlich ohne erzwungene Künſtelei und falſche Popularität ſei, ſodaß nur die Schrift, die durch und durch als eine geſunde, kräftige, geiſtige Leſefrucht und Hausmannskoſt ſich ankündigt, des Preiſes würdig erfunden werden kann. Hinſichtlich ihres Umfangs wird gewünſcht, daß ſie zehn bis zwölf Bogen des Druckes der hieſigen Volksſchriften betrage; umfänglichere würden nach Befinden in zwei Bändchen erſcheinen müſſen.

Die Manuſcripte ſind in leſerlicher (und zwar der Unparteilichkeit wegen, von den bisherigen Mitarbeitern durch fremde Hand zu bewirkender) Reinſchrift an das unterzeichnete Directorium ſpäteſtens bis Ende Februar 1851 in der gewöhnlichen Weiſe derartiger Preisſchriften mit verſiegeltem Zettel, worin ſich der Name des Verfaſſers und als Aufſchrift ein mit der Preisſchrift gleichlautendes Motto befindet, einzuſenden. Zur Prüfung der eingehenden Schriften wird ſich das Directorium nach Befinden durch Zuziehung anderer und auch auswärtiger Vereinsmitglieder verſtärken und das Ergebniß Ende Mai 1851 zur öffentlichen Kenntniß bringen.

Der Preis, welcher ungetheilt der beſten unter den eingehenden Schriften — ſobald nur ſonſt eine angenommen wird — zuerkannt werden ſoll, beträgt dreißig Louisdor in Gold und außerdem zehn Thaler Honorar für jeden Druckbogen, wofür die Schrift in das Eigenthum des Vereins übergeht. Ueber die übrigen Schriften, die, wenn ihnen auch jener Preis nicht zuerkannt wird, doch dem Directorium werth genug erſcheinen, unter die Vereinsſchriften aufgenommen zu werden, behält man ſich weitere Einigung mit den Verfaſſern vor.

Zwickau, den 31. Auguſt 1850.

Das Directorium des Vereins zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksſchriften.

Dr. Döhner, Kirchen- und Schulrath. Hartz, Reg.-Rath. Bamberger, Kaufmann. Dr. Bräunig, Superintendent. Flechſig, Diak. Hertel, Rektor. Kuhn, Oberlehrer. Geyler, Bezirks-Steuereinnehmer, Vereinscaſſirer und Rechnungsführer.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Guſtav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von C. E. Elbert.

Digitized by Google

Die alte Municipalverfaſſung und die neue Organiſation der politiſchen Behörden in Ungarn.

Das längſt Gefürchtete, das von Vielen Vorausgeſehene, nur Wenigen Unerwartete iſt eingetroffen. Die Autonomie der ungariſchen Municipien, das 800jährige Selfgovernment Ungarns iſt vernichtet, vernichtet durch den Federzug eines fremden Miniſters, ohne und gegen den Willen des ungariſchen Volkes, ohne Parlament, ja ſelbſt ohne Beirath von Vertrauensmännern.

Ich werde hier keine Kritik über die Centraliſation und die Bureaukratie überhaupt folgen laſſen; ich werde nur in Kurzem erörtern, was Ungarn an ſeinem Municipalweſen beſeſſen, und man wird daraus ſchließen können, was es mit der Aufhebung deſſelben verloren, oder ob ein Volk überhaupt einen ſolchen Verluſt ertragen kann.

Zu den ungariſchen*) Municipien gehörten: 55 Comitate, 52 königl. Freiſtädte und 4 freie Kreiſe; doch wir wollen hier nur von den Comitaten, als den wichtigſten und den größten Theil des Landes in ſich faſſenden ſprechen; die freien Kreiſe wurden, mit nur geringen Modificationen, nach derſelben Norm verwaltet, die königl. Freiſtädte ſtanden ſo ſehr unter Curatel der Regierung, daß ſich in ihnen ein eigentliches Municipalleben gar nicht entwickeln konnte.

Das Comitat bildete ein für ſich beſtehendes, in ſeiner Verwaltung ſelbſtſtändiges, nur unter Controle der königl. ungariſchen Statthalterei ſtehendes Ganze. — Die Verwaltung des Comitats wurde von Beamten geführt, welche dreijährlich von dem im Comitate wohnenden Geſammtadel — nach Verböczi das Volk (populus) — gewählt. Jeder mündige männliche Adelige, der innerhalb der Grenzen des Comitats ſein Domicil hatte, war ohne allen Cenſus ſowohl bei der Beamten- als Deputirtenwahl wahlfähig; die Wählbarkeit war nur bei den Reichstagsdeputirten an den Beſitz eines adeligen Grundeigenthums geknüpft.

*) Wir ſprechen hier blos von Ungarn mit Kroatien und Slavonien. Siebenbürgen hatte ſein eigenes, von dem ungariſchen nur wenig abweichendes Municipalweſen; die Militärgrenze hatte auch in ihrer politiſchen Verwaltung eine militäriſche Verfaſſung.

Digitized by Google

Die Beamtenſchaft des Comitats beſtand aus folgenden Individuen:

1) Ein Obergeſpann, der in manchen Comitaten ſtets das älteſte Mitglied einer gewiſſen Familie oder der Träger einer gewiſſen Würde war, in den meiſten aber von dem Könige auf lebenslänglich ernannt wurde. Dieſer bildete das Verbindungsorgan zwiſchen der Regierung und dem Municipium. An ihn wurden die der Comitatsverſammlung vorzulegenden Regierungsreſcripte entſendet; er präſidirte bei dieſen Verſammlungen, und legte bei den Wahlen die Candidatenliſten vor. Dieſes Amt wurde durch den Umſtand, daß die Obergeſpänne nur gering beſoldet waren (1500 Gulden jährlich) und die dazu ernannten hohen Ariſtokraten meiſt andere, ihre Thätigkeit in Anſpruch nehmende Aemter bekleideten, zu einer den Beſitzer hochehrenden, aber ihm wenig Macht verleihenden Würde.

2) Der erſte und zweite Vicegeſpann. Der erſte Vicegeſpann war die eigentliche Seele des Comitats. Er vertrat in Abweſenheit des Obergeſpanns vollkommen deſſen Stelle, war Präſes des oberſten Gerichtshofs des Comitats und hatte die oberſte Leitung aller Verwaltungszweige. Nur der Vicegeſpann konnte Reiſepäſſe in die kaiſerlichen Erbländer ertheilen.

3) Die Ober- und Unterſtuhlrichter, welche nach der Größe des Comitats und deſſen Eintheilung in Seſſionen (járás) je 4—6 an der Zahl waren. Dieſe konnten mit Recht die Lebensadern des Municipalkörpers genannt werden, denn durch ſie gingen die Verordnungen und Satzungen der Comitatsverſammlung in das Leben des Volkes über, und kamen die Anforderungen und Beſchwerden von da wieder zurück. Zum Amte des Stuhlrichters gehörten: a) die Befehle der Statthalterei und der Comitatsverſammlungen currentiren zu laſſen und über deren Befolgung von Seiten der Ortsvorſteher und der Bevölkerung zu wachen; b) Die Volksconſcription, ſo wie die Conſcription der wahlfähigen adeligen Einwohner des Comitats; c) die Aufſicht über die Repartirung der vom Comitate auf einzelne Ortſchaften ausgeworfenen Steuerſummen unter den einzelnen Einwohnern; d) die Eincaſſirung der vom Landtage beſtimmten freiwilligen Subſidien des Adels für die Regierung; e) die Aufſicht über Brücken-, Straßen- und Dämmebau; f) das Sanitäts- und Polizeiweſen, wozu auch das Ertheilen von Päſſen für das Inland gehörte; g) Verpflegung und Einquartierung der Soldaten.

Dem Stuhlrichter wurde ein Adjunct unter dem Namen Juraſſor (esküdt) beigefügt, der ihn in ſeinem ſchweren Amte unterſtützte, und mit dieſem bildete der Stuhlrichter in gewiſſen Rechtsfällen einen Gerichtshof erſter Inſtanz; beide nahmen Theil an den Patrimonialgerichtsſitzungen (Herrenſtühle) und wurden überhaupt in Criminal- und andern Unterſuchungen als beglaubigte Perſonen betrachtet.

4) Zwei Ober- und mehrere Unterſteuereinnehmer, welche die Abgaben des ſteuerpflichtigen Volkes einzucaſſiren hatten.

Digitized by Google

5) Ein Ober- und mehrere Unterſchriftführer (notarii), welche bei den Comitatsverſammlungen das Protocoll führten, die Antwortſchreiben und Unterbreitung an die Regierungsbehörden, ſo wie die zu currentirenden Beſchlüſſe des Comitats abfaßten und die Correſpondenz mit den übrigen Municipien beſorgten.

6) Ober- und Unterfiscale, welche die öffentlichen Auflagen führten, und als Sachwalter des nicht berechtigten, ſteuerpflichtigen Volkes auftraten.

7) Gerichtstafelbeiſitzer (Tabulæ judiciariæ assessores), allgemein Táblabirák genannt, welche aus dem beſitzenden und intelligenten Adel durch den Obergeſpann, meiſt auf Anempfehlung der Comitatsverſammlung, ernannt wurden, und keinen ordentlichen Gehalt, ſondern für ihre Leiſtungen bei der Comitatsgerichtstafel und Ausſendung von Commiſſionen, Stattarien u. ſ. w. Diurnien bezogen.

Außer dieſen eine gewiſſe Anzahl von Schreibern, Hußaren, Panduren, Trabanten, Gefängnißwärtern und Dienern.

Den Schwerpunkt ſeiner Thätigkeit hatte aber das Municipium nicht in ſeiner Beamtenſchaft, ſondern in den berühmten, im In- und Auslande oft beſprochenen Comitatsverſammlungen oder Congregationen.

Dieſe Verſammlungen waren zweierlei, nämlich die viermal im Jahre unausbleiblich abzuhaltenden Generalcongregationen und die vom Obergeſpann bei außerordentlichen Veranlaſſungen zu berufenden Particularcongregationen. An den Congregationen konnte, wie an den Wahlen, jeder adelige Einwohner des Comitats perſönlich Theil nehmen; doch wurden die Congregationen von dem Bauernadel nur ſpärlich beſucht, weil ſie, wenigſtens viermal des Jahres abgehalten, dieſen arbeitenden Adelsclaſſen zu viel Zeit raubten, während die Reichstags- und Beamtenwahlen nur alle drei Jahre einmal ſtattfanden und an und für ſich ſo wichtig waren, daß ſie kein Adeliger mit lebendigem — wenn auch nicht geſundem — Leibe ohne beſondere unabwendbare Hinderniſſe vernachläſſigte. — Nur wenn es galt in der Congregation eine beſonders wichtige Motion durchzuſetzen, einem anticonſtitutionellen Regierungsreſcript den Sieg zu verſchaffen, oder demſelben eine Niederlage beizubringen, wurde dieſes ſchwere Geſchütz des Municipalkrieges aufgeboten, und in den letzten Jahren, wo die Parteien ſich am ſchroffſten gegenüberſtanden, hat ſich der Bauernadel ſelbſt daran gewöhnt, den Congregationen eine größere Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Der Präſes der Congregation war der Obergeſpann, in deſſen Abweſenheit der Stellvertreter (Adminiſtrator), oder in Ermangelung eines ſolchen der erſte Vicegeſpann.

In den Congregationen wurden vorgenommen:

a) Der Bericht über den Zuſtand des Comitats, über das Wirken der Beamtenſchaft und über etwaige beſondere Vorkommniſſe, welcher von dem Vicegeſpann verleſen und von der Verſammlung begutachtet wurde.

b) Die Wahl der Reichstagsdeputirten, die Ausarbeitung der ihnen zu ertheilenden Inſtructionen, und die Zurückberufung derjenigen Deputirten, die durch

Digitized by Google

Uebertretung oder Mißachtung ihrer Inſtruction, oder ſonſtiges dem Geiſte der Majorität des Comitats zuwiderlaufendes Betragen beim Reichstag das Vertrauen ihrer Committenten verloren hatten. In den Märzgeſetzen wurden die Inſtructionen überhaupt, und alſo auch das Zurückberufungsrecht der Committenten abgeſchafft.

c) Die Wahl der Beamten und die Klagen gegen deren Amtirung.

d) Die ſeit der vorigen Congregation herabgelangten Regierungsreſcripte. Jeder Befehl der Regierung wurde nämlich an den Obergeſpann, in Ermangelung deſſen an den Adminiſtrator oder erſten Vicegeſpann geſendet. Dieſer konnte nur dann angenommen und in Ausübung gebracht werden, wenn der Gegenſtand dringend war und durchaus nicht im Widerſpruch mit den beſtehenden Geſetzen ſtand; wofür aber der Vollzieher jedenfalls der Congregation verantwortlich war. War die Sache dringend, der Befehl aber ließ die Deutung einer Geſetzverletzung zu, ſo berief der Obergeſpann oder deſſen Stellvertreter eine Particularcongregation zuſammen, der die Regierungsverordnung vorgelegt wurde. In den gewöhnlichen Fällen wurden die Regierungsreſcripte der Generalcongregation vorgelegt; dieſe nahm ſie an und ließ ſie currentiren, wenn ſie mit den Reichsgeſetzen nicht in Widerſpruch ſtanden; im entgegengeſetzten Falle wurden ſie nebſt einer Vorſtellung über deren geſetzwidrigen Charakter an die Regierung zurückgeſendet, Ein Reſcript von negativem, tadelndem oder ermahnendem Charakter wurde, wenn die Majorität ſich dagegen ausſprach, meiſt nur einfach ad acta gelegt. — Dies war das Hauptfeld, auf dem ſich die Parteien geltend zu machen und einander den Sieg abzuringen ſtrebten.

e) Die Repartirung der Steuern, welche zweierlei waren: die Kriegsſteuer. welche von dem Reichstag bewilligt, und nach Porten*) auf die Comitate repartirt wurde, und die Hausſteuer, welche das Comitat jährlich zur Deckung ſeiner Verwaltungskoſten ſelbſt feſtſetzte und nach Diken**) auf die einzelnen Ortſchaften repartirte. Die Feſtſetzung und Repartirung der Hausſteuer ſtand unter directer Controle der königl. Statthalterei.

f) Die Ausarbeitung neuer, für die innere Verwaltung nöthig gewordenen Statute und reſpect. deren Reformirung, welche mit den Reichsgeſetzen nie in Widerſpruch ſtehen durften und ſtets die Sanction des Thrones erhalten mußten. Verweigerte die Regierung einem von der Congregation ausgearbeiteten Statut die

---

*) Eine Steuereinheit, die einſt nach der Zahl der im Lande befindlichen Häuſer genommen wurde, durch deren Thor (porta) ein Heuwagen einfahren konnte. Später verſtand man darunter vier Bauernhöfe oder acht Häusler. In der letztern Zeit bedeutete porta nur eine gedachte Steuereinheit. Das ganze Land wurde in 6346 Porten eingetheilt und jedes Comitat mußte nach der Zahl ſeiner Porten einen entſprechenden Theil der bewilligten Kriegsſteuer aufbringen.

**) Auch der Name einer kleinern Steuereinheit bei der Repartition der Hausſteuer auf die Ortſchaften.

Digitized by Google

Sanction, ſo wurde der Gegenſtand den übrigen Municipien mitgetheilt und durch die Deputirten des Comitats als Beſchwerde beim Reichstag vorgebracht.

g) Die Correſpondenz mit den übrigen Municipien des Landes, welche einen bedeutenden Zweig des Municipalweſens bildete, da die Motionen, welche in einem Comitate geſtellt und angenommen wurden, allen übrigen Municipien mitgetheilt, und dadurch eine gewiſſe Einheit in den Reformbeſtrebungen und eine Solidarität in der Oppoſition bewerkſtelligt wurden. Wurde einem Comitate von einem andern eine der politiſchen Geſinnung der Majorität zuwiderlaufende Motion eingeſendet, ſo wurden in einem Antwortſchreiben dagegen Vorſtellungen gemacht, oder der Brief einfach ad acta gelegt.

h) Die Ueberwachung aller Verwaltungszweige des Municipiums, die Einprotocollirung der Beſchlüſſe der etwa ſtattgehabten Particularcongregationen und der jährliche Bericht über den Zuſtand des Comitats an die königliche Statthalterei.

Endlich hielt nach Beendigung einer jeden Generalcongregation der oberſte Gerichtshof des Comitats ſeine Sitzungen. Als Gerichtsſtühle erſter Inſtanz im Comitate galten nämlich: die Patrimonialgerichte oder Herrenſtühle der größern Grundbeſitzer; die Gerichtsſtühle der mit einem geordneten Senat verſehenen Städte und Marktflecken (die königlichen Freiſtädte bildeten eigene Municipien und gehörten alſo nicht hierher); der Stuhlrichter im Verein mit ſeinem Juraſſor. Von dieſen Gerichtsſtühlen wurden die Rechtsfälle größtentheils zum Comitate appellirt. Der Gerichtshof des Comitats wurde sedria genannt und beſtand aus den Táblabiró's, den Comitatsfiscalen, einigen Stuhlrichtern und Juraſſoren unter Vorſitz des Vicegeſpanns. Von hier ging die Appellation an die hohe königliche Gerichtstafel und an die Septemviraltafel, welche beide zuſammen die curia regia bildeten.

Betrachten wir nun das Enſemble dieſer Verwaltungsform, ſo finden wir darin alle Garantien eines nach Freiheit und Ordnung zugleich ſtrebenden Staatslebens. Das Municipium darf keinem vom Reichstage auf conſtitutionellem Wege gebrachten Geſetze die Ausführung verſagen, oder gar dagegen handeln. Findet das Municipium ſich durch ein ſolches Geſetz in ſeinen Rechten oder ſeinen Intereſſen gekränkt, ſo hat es das Recht, im kommenden Reichstag durch ſeine Deputirten dagegen zu reclamiren und auf Abänderung deſſelben anzutragen; aber bis dahin muß das Geſetz in ſeiner vollen Kraft beſtehen und gehandhabt werden. Nur gegen ſolche Verordnungen der Regierung, welche entweder offen den Charakter von Ordonnanzen an ſich tragen, oder in den beſtehenden Geſetzen **keinen** Berechtigungsgrund haben, ſteht den Municipien das Recht der Gegenvorſtellung und reſp. der Ausübungverweigerung zu. Die innere Verwaltung wird von Männern gehandhabt, die aus der Wahl des Volks hervorgegangen, und als einheimiſche mit den Localverhältniſſen und den Bedürfniſſen der Ein-

Digitized by Google

wohner wohl vertraut ſind. In den Congregationen übt das Volk ſein Recht der Ueberwachung der Verwaltung, ſo wie das Recht der Initiative wegen neuer Einrichtungen und Reformen aus. Die Regierung als oberſtes leitendes Princip, der geſammten Staatsverwaltung hat durch die jährlichen Berichterſtattungen Gelegenheit, etwaige Mißbräuche oder Geſetzverletzungen zu überwachen, und theils durch geſetzliche Verordnungen dagegen einzuſchreiten, im Widerſpenſtigkeitsfalle aber durch den Landtag die Zurechtweiſung oder Züchtigung des widerſpenſtigen Municipiums zu bewerkſtelligen. — Das Beamtenperſonal iſt ſo klein an der Zahl und die Koſten der Verwaltung ſind ſo gering *), wie man ſie kaum in einem Lande Europa's finden dürfte, und der Gang der Geſchäfte erlitt dadurch nur unbedeutenden Aufſchub, da er nicht an jenen Schneckenweg gebunden war, der die Bureaukratie ſo ſchwerfällig und gebrechlich macht. Die Beamten konnten jeder in ſeiner Sphäre das Gute fördern und das Böſe hindern, ohne an die Laune oder Pedanterie eines übelwollenden oder mürriſchen Vorgeſetzten gebunden zu ſein, und durften andererſeits ihre Machtvollkommenheit nicht eigenmächtig erweitern, da ſie der Generalverſammlung für ihre Handlungsweiſe verantwortlich waren.

Aber trotz aller dieſer Vortheile hatte das ungariſche Municipalweſen große Mängel, und viele Uebel und Mißbräuche, beſonders aber die Vernachläſſigung Ungarns in vielen Zweigen der Verwaltung ſind zum großen Theil dieſen Mängeln zuzuſchreiben. Allein dieſe Mängel ſind nicht in der Municipalverfaſſung überhaupt, ſondern einzig und allein in der Art und Weiſe, wie ſie in Ungarn im Schoße der alten Verfaſſung gehandhabt wurde, zu ſuchen; beſonders aber waren es die ausſchließliche Berechtigung des Adels zur Ausübung ſtaatsbürgerlicher Rechte, die Steuerfreiheit des Adels und der Mangel einer von fremdartigen anticonſtitutionellen Einflüſſen freien verantwortlichen Regierung, aus welchen faſt alle Uebel des ungariſchen Municipalweſens erfloſſen.

Das Volk, wie es vor dem März beſtand, und welches man gewöhnlich den populus Verböczianus nannte, war eine privilegirte Claſſe, die kaum den zehnten Theil der Bevölkerung bildete, von allen Staatslaſten befreit war, und dennoch alle politiſchen Rechte im Staate überhaupt und im Municipium insbeſondere ausſchließlich ausübte. Die Wahl der Beamten wurde nicht durch Urwahlen oder durch gewählte Wahlmänner aus allen Theilen der ſteuerzahlenden Bevölkerung, ſondern von dem außer dem Volke ſtehenden Geſammtadel vorgenommen. Die Wähler ſowohl als die Gewählten disponirten alſo größtentheils

---

*) Das Peſther Comitat hatte auf eine Bevölkerung von einer halben Million Menſchen ein Beamtenperſonal von 70 Individuen (ohne Táblabiró und Dienerſchaft) und brauchte in den Jahren nach 1840 zur Beſoldung deſſelben nicht viel über 30,000 Gulden Münze. Der wirkliche Mangel, der in manchen Zweigen der Verwaltung ſtattfand, hatte durch Hinzufügung einiger untergeordneter Beamten leicht erſetzt werden können.

Digitized by Google

über Summen, die nicht aus ihrem Beutel kamen, und vertraten Intereſſen, die ihnen fremd, ja oft den ihrigen feindlich waren. Es hing alſo blos von dem individuellen liberalen oder illiberalen, menſchenfreundlichen oder egoiſtiſchen Charakter des Beamten ab, ob das Volk drei Jahre hindurch gut regiert, tyranniſirt oder — was noch ſchlechter — vernachläſſigt werde, um dann bei einer neuen Wahl vielleicht noch ſchlimmer mitgenommen zu werden. Ueberhaupt wurden die Beamtenwahlen als rein politiſche Kämpfe der Parteien betrachtet, denn andere Intereſſen hatten weder Wähler noch Gewählte, als daß die Partei, welche ihre Männer in die Bureaus brachte, durch drei Jahre das Comitat beherrſchte, mit Sicherheit ihre Candidaten für den Reichstag, und mit Wahrſcheinlichkeit ihre Parteimänner auch bei der nächſten Beamtenwahl durchzubringen hoffen konnte. Hier wurde alſo nicht darauf geſehen, ob der Candidat zu dem Amte, für welches er ſich aufſtellen ließ, genügende Sachkenntniß und Fähigkeiten habe, ſondern ob er auf dieſem Poſten die Intereſſen ſeiner Partei zu wahren und geltend zu machen wiſſen werde. So wurde z. B. bei der Wahl des Stuhlrichters, von dem beſonders das Wohl und Wehe des rechtloſen Volkes abhing, vor Allem darauf reflectirt, ob der Candidat in ſeinem Kreiſe das Zutrauen des Bauernadels, und das Talent, dieſen für die Intereſſen der Partei zu bearbeiten, beſitze; mit einem Worte, ob er ein guter Kortes ſei *).

Um ein klares Bild von der Verfahrungsweiſe der Parteien bei den Beamtenwahlen zu geben, wollen wir dieſen Act des vormärzlich ungariſchen conſtitutionellen Lebens etwas näher betrachten.

Einige Wochen vor Ablauf des Beamtenmandats kündigte der Obergeſpann den Tag an, an welchem die Wahl der neuen Beamten (Reſtauration) vorgenommen werden ſoll. Damals oder noch früher begannen die Agitationen der Parteien. Die hervorragenden Mitglieder derſelben verſammelten ſich nämlich bei dem Chef der Partei im Comitate, und berathſchlagten über die Mittel und Wege, welche man bei dem bevorſtehenden Kampfe in Anwendung bringen ſoll. Hier wurde vor Allem eine Liſte der vorzuſchlagenden Candidaten verfertigt, und in allen Gegenden Männer beauftragt, die den Bauernadel für die Sache der Partei gewinnen ſollten. Dieſe Männer ſtanden meiſt ſelbſt auf der Candidatenliſte, oder ihre Erwählung wurde eben von dem Erfolg ihres Wirkens bedingt. Ferner wurde über das Aufbringen der Geldmittel berathen, welche zur Werbung unumgänglich nothwendig waren, da hier Wein, Muſik und directe Beſtechung bedeutende Rollen ſpielten. Das Geld wurde durch freiwillige Beiträge zuſammengebracht, und dafür wurde mancher Neffe oder Vetter eines freigebigen Par-

*) Bekanntlich wurden in Ungarn bei den Deputirten- und Beamtenwahlen förmlich Stimmen geworben. Manche Landedelleute aus dem beſitzenden und intelligentern Adel, welche die Fähigkeiten beſaßen, den Bauernadel (Kortes) zu gewinnen, wurden allgemein als vorzügliche Kortes bezeichnet.

Digitized by Google

teimitgliedes aus politiſchen Rückſichten in die Liſte der Candidaten aufgenommen. Bot die Fraction einer andern Partei während der Werbungszeit ihren Anſchluß an, ſo wurde die Candidatenliſte mittels Uebereinſtimmung modificirt, und einige Mitglieder der neuen Bundesgenoſſen aufgenommen; tauchte während des Kampfes ein neues bisher unbekanntes Kortes-Talent auf, ſo mußte ihm einer der Candidaten Platz machen, damit ja nicht die Partei eines ſolchen Kämpfers beraubt werde. Wie die Werbung ſelbſt vor ſich gegangen, iſt allbekannt, und wir fügen nur noch hinzu, daß ſelbſt die liberale Partei bei den damaligen Verhältniſſen nicht immer die reinſten Mittel wählen konnte, und auch in ihren Beamtenliſten Nepotismus, Eigennutz und beſonders Parteigeiſt oft das Beſtreben, taugliche und wohlwollende Beamte in die Bureaus zu bringen, in den Hintergrund drängten.

Unter ſolchen Umſtänden konnte von eigentlicher Verantwortlichkeit der Beamten nicht wohl die Rede ſein, denn die Partei betrachtete die Männer, welche ſie in den Wahlen durchgebracht, als den Nerv ihres Lebens, und wenn deren Handlungsweiſe in den Congregationen angegriffen wurde, trat die ganze Partei für ihre Führer und Kämpfer in die Schranken, und ſo wurden oft offener Mißbrauch der Beamtengewalt, ja ſelbſt Verbrechen durch Abſtimmung für untadelhaft erklärt. Der Beamte ſelbſt betrachtete ſeine Stellung, die ihm direct nur wenig einbrachte, nicht als einen Beruf, in einem gegebenen Kreiſe nach Kräften für das Wohl der Geſellſchaft zu wirken, ſondern als eine Belohnung für ſeine Parteiverdienſte; und da das Volk, für welches und über welchem er amtirte, ihn weder befördern noch ſtürzen konnte, ſo war ſein ganzes Streben nur dahin gerichtet, ſich die Zufriedenheit ſeiner Partei zu erwerben und dieſer ihre ſiegende Stellung im Municipium zu ſichern. Dieſes Verhältniß der Beamten zu ihrer eigenen und zu ihrer Gegenpartei machte auch das ſtrenge Sondern der Geſchäftszweige und die nähere Beſtimmung des Wirkungskreiſes eines jeden Beamten unmöglich, und ſo wurde Vieles vernachläſſigt, weil es von Jedem als nicht zu ſeinem Berufe gehörig bezeichnet wurde, Anderes wieder von Mehrern zugleich gehandhabt, weil ſich Mehrere um die Befugniß dazu ſtritten.

Mit der Regierung ſtand das Municipium entweder in einem jeder Selbſtändigkeit entbehrenden, dieneriſchen, oder in einem höchſt feindlichen, trotzenden Verhältniſſe, je nachdem die mit der Regierung im Bunde ſtehende conſervative, oder die mit ihr in ewiger Oppoſition lebende liberale Partei obſiegte.

So kam es, daß in manchen Municipien den Geſetzverletzungen der unverantwortlichen Regierung alle Thore geöffnet wurden, während in manchen andern ſelbſt die für das Municipium nöthigen Reformen auf unbeſiegbare Hinderniſſe ſtießen, wenn ſie von der Regierung ausgingen, weil einestheils die liberale Oppoſition die verhaßte Regierung kein Terrain gewinnen laſſen wollte, und andererſeits die Regierung ihre Reformen meiſt auf anticonſtitutionellem Wege ein-

Digitized by Google

ſchmuggeln wollte, um ſo für jedes Stückchen materiellen Vortheil, den das Land erhalten ſollte, einen Paragraphen von der Verfaſſung abzwacken zu können. — Die Nichtverantwortlichkeit der Regierung ließ es nicht zu, daß das Municipium zu ſeinem Obergeſpann, der auch als Regierungsbeamter betrachtet wurde, je ein wirkliches Vertrauen gefaßt hätte, und ſo trachtete man ſtets ſeinen Wirkungskreis zu beſchränken; der Mangel an poſitiven Geſetzen für viele Zweige des Staatslebens ließ bei jeder Regierungsverordnung eine parteiliche Deutung zu, die Regierung konnte, ohne ſich ſelbſt zu compromittiren, nicht auf wirkliche Verantwortlichkeit der Beamten dringen, und ſie controlirte die Handlungsweiſe der Beamten der liberalen Partei nicht als überwachende Behörde, ſondern als Oppoſition machende Partei.

Dieſe Mängel wurden von der vormärzlich-liberalen Partei wohl erkannt, und eine ihrer Hauptbeſtrebungen war, die Municipien radical zu reformiren; allein bei den Grenzen, welche die alte Verfaſſung der liberalen Partei ſetzte, konnte, wie wir ſoeben auseinanderſetzten, eine eingreifende Reform des Municipalweſens nicht wohl vorgenommen werden. Daß die liberale Partei auch dies wohl eingeſehen, bezeugt ihr Programm von 1847, in welchem ſie der Mangelhaftigkeit des Municipalweſens erwähnt, und zugleich der Wegräumung jener Haupthinderniſſe gedenkt, welche die Reform deſſelben unmöglich machen. Unter a) wird auf Vertheilung der Staatslaſten auf alle Einwohner des Landes, und auf Verantwortlichkeit der Regierung, unter b) auf Ertheilung der ſtaatsbürgerlichen Rechte an alle Claſſen der Bevölkerung gedrungen, denn mit dieſen Errungenſchaften mußte ein großer Theil der Uebel des Municipalweſens von ſelbſt wegfallen, das Uebrige iſt dann ſehr leicht zu beſeitigen.

In den Märzgeſetzen hat die liberale Partei ihr Ziel erreicht, und die Municipien ſahen einer ſchönen Zukunft, einer für alle Claſſen der Bevölkerung nur heilbringenden Umgeſtaltung entgegen. — Bei der Wahlfähigkeit und Wählbarkeit aller Einwohner des Municipiums mußten Beamte an die Geſchäfte kommen, die wirklich nur ihrer Befähigung und ihrer volksfreundlichen Geſinnung ihre Berufung zu verdanken haben; der Sieg der Partei konnte nicht mehr Zweck ſein, ſondern mußte Mittel werden, um das der Geſellſchaft zugedachte Gute zu errichten; die Verantwortlichkeit der Verwaltung mußte bei der Verantwortlichkeit der Regierung zu einer Wahrheit werden; das Mißtrauen gegen dieſe und das abſolute Opponiren mußten aufhören; der Beamte durfte nicht mehr um die Gunſt einer Partei buhlen, ſondern mußte ſich die Anhänglichkeit des Volkes zu erwerben ſtreben, wenn er bei der nächſten Wahl in ſeiner Stellung belaſſen oder gar befördert werden wollte; die Verantwortlichkeit mußte die Beamten ſelbſt drängen, ſich ihren Wirkungskreis und ihre Machtvollkommenheit genau beſtimmen zu laſſen u. ſ. w.

Nun iſt Ungarn in fünf Kreiſe getheilt, die Namen der Comitate und der

Beamten ſind beibehalten, aber nicht das Volk erwählt ſich dieſe, ſondern ſie werden bis hinab zum letzten Schreiber von der Regierung ernannt; von Comitatsverſammlungen keine Spur; die Statthalterei mit ihrem Statthalter an der Spitze iſt auch ein bloßer Name, denn an der Spitze der fünf Kreiſe ſitzen fünf Obergeſpänne, die nicht dem Statthalter, ſondern direct dem Wiener Miniſterium untergeordnet ſind: an die Stelle des lebendigen Municipalweſens iſt die todte Bureaukratie getreten. Δ.

Eine Stimme aus England über Haynau und die Brauer Barclay's.

Brighton, 24. September.

Am Ufer des ewig blaugrünen Meeres läßt ſich am unbefangenſten über den blaugrünen Rücken eines geprügelten öſtreichiſchen Feldzeugmeiſters räſonniren. Wenn in Deutſchland nur halb ſo viel über dieſe mißliche Geſchichte geſchrieben wurde, als bei uns in England, dann dürfen Sie dieſe Zeilen ungedruckt bei Seite legen, ſie werden Ihnen ſchwerlich etwas Neues ſagen, aber bei uns iſt jetzt die parlamentsloſe Zeit, die Rieſenſpalten unſerer Blätter bedürfen außer der Rieſenſchlange noch menſchliche Nahrung. Sie dagegen haben in Deutſchland — wo ich nicht irre — irgendwo ein Parlament ſitzen, Sie werden daher wahrſcheinlich Haynau nicht ſo breitgeſchlagen haben, als unſere Journaliſten zu thun Muße haben. Hören Sie eine Stimme aus England.

Die Prügel ſind hiſtoriſch und die öſtreichiſchen Schulbücher, welche die alte griechiſche Geſchichte nach ihrem eigenen Geſchmack verſtümmelt haben, werden kaum im Stande ſein, ſie wegzuleugnen. Daß Haynau in London eine praktiſche Lehre erhielt, wie ſchauerlich einem Menſchen zu Muthe iſt, wenn er dem Tode wehrlos gegenüber ſteht, das — man darf es kühn behaupten -- iſt den Meiſten von uns Engländern gar nicht unlieb; dagegen muß ich offen geſtehen — es wäre uns lieber geweſen, wenn die einſeitige Schlacht von irländiſchen Fäuſten geliefert worden wäre. Die Nemeſis hätte ihr Recht behalten, und wir Engländer hätten immer noch ſagen können: „jeder Britte iſt ein geborener Gentleman, er reſpectirt den Wehrloſen und den Fremden.“ Es iſt dies eine Schwäche, wenn Sie wollen, aber daran iſt zum Theil Deutſchland Schuld: man hat es uns von drüben ſo lange eingeredet, daß wir lauter feinerzogene Jungen ſind, bis wir daran geglaubt haben.

Zu ehrlich jedoch, um am Factum auch nur ein Komma in Geſtalt eines Brauerbeſens wegleugnen zu wollen, begnügen wir uns, die Sache im rechten Lichte zu erblicken. Wir haben unſern Mob, wie Sie Ihren Pöbel. Unſer Mob hat oft das Herz auf dem rechten Flecke, wie Ihr Pöbel, den ich aus eigener

Digitized by Google

Anſchauung kenne. Unſer Mob war uns diesmal ganz daſſelbe, was Haynau dem Fürſten Schwarzenberg und dem Herrn Dr. Bach war. Das Werkzeug hat zu unſerer Zufriedenheit ſeine Schuldigkeit gethan; jetzt erlauben wir uns mit ſalbungsvoller Bildung, ihm ein hartes Urtheil zu ſprechen. Das iſt nicht edel, und die radicalen Journale, die heute noch rufen: „Recht gethan, Ihr Brauer" ſind moraliſcher als wir, trotz ihres ungentilen Anſtrichs.

Von der deutſchen Preſſe, ſoviel mir hier davon zu Geſichte gekommen, iſt die Sache ſehr deutſch, d. h. in ſehr ſubmiſſer Weiſe aufgenommen worden. Die deutſche Preſſe, welche ſo blutige Geſchichten von Haynau zu erzählen wußte, die zur Zeit, als er in Ungarn hauſte, einſtimmig über ihn den Stab brach — wer in aller Welt that es nicht — hätte jetzt füglich ſagen müſſen: Dem unbarmherzig ſtrengen Mann geſchah ſein Recht, John Bull war aber wieder einmal ein roher, ungezogener Bengel." — Roh, ungezogen, bengelhaft, unritterlich hat uns wohl die deutſche Preſſe geſcholten, aber daß nur ein Journal den Muth hatte, zu ſagen: „dem unbarmherzig ſtrengen Manne geſchah ſein Recht," das habe ich nicht gefunden. Vielleicht iſt die Landeinſamkeit, in der ich lebe, wohin ſich nur wenig deutſche Blätter verirren, an meiner Unwiſſenheit Schuld, vielleicht, — und das ſcheint mir wahrſcheinlicher — liegt der ſanfte Ton der deutſchen Preſſe in dem unſanften Druck Eurer Zuſtände. — Die eine Anſicht ſcheint ſich jedoch in den conſervativen deutſchen Blättern ziemlich allgemein geltend gemacht zu haben, daß die Brauer von Bankſide durch fremde Emigranten, oder was der öſtreichiſchen Reichszeitung daſſelbe bedeutet: „durch flüchtige Hochverräther" inſpirirt worden ſeien. Das Verdienſt dieſer ſchlauen Erfindung gehört unſerer Times, wie ſie überhaupt in dieſer Angelegenheit die Schlauheit bis zur Plumpheit getrieben hat. Fremden Blättern iſt dergleichen verzeihlich, ſie kennen London und ſeine Verhältniſſe nicht, ſie wiſſen nicht, daß man ſehr viel Geld haben muß, um in London etwas zu erfahren, bevor es die Penny a liners den Verdauungswerkzeugen der Zeitungen übergeben, ſie wiſſen auch nicht, daß in London große Mittel dazu gehören, um Verbindungen, Clubs und dgl. zu organiſiren, ſie wiſſen endlich nicht, daß die hier lebenden Emigranten ſehr vereinzelt und zerſtreut leben, weil ſie zu ſehr aufs Sparen angewieſen ſind, um — bei der koſtſpieligen Londoner Ortsbewegung — regelmäßig zuſammenzukommen. Alles das jedoch weiß die Times; ſie ſelbſt hatte erſt die Anweſenheit Haynau's erfahren, nachdem der Willkommruf von Bankſide ſo viel Eclat gemacht hatte; die armen flüchtigen Ungarn ſollten aber ſchon Zeit gehabt haben, die armen ſchwerbeweglichen Brauer in Feuer und Flammen verſetzt zu haben!? —

[illegible] Times ging in ihrem Eifer, ſich Oeſtreich verbindlich zu machen, noch viel weiter. Sie griff ihr Herzenskind, den Herzog von Wellington an und wir mußten es erleben, daß ein engliſches Blatt Wellington mit Koth bewarf, um Haynau weiß zu waſchen. Der edle Herzog, der vor der Börſe zu Pferde ſitzt,

Digitized by Google

macht ſeitdem ein ſehr albernes Geſicht; das hatte er von ſeiner alten Muhme in der City nicht erwartet. Die liberalen Wochenblätter, welche mit bei Wellington Thee getrunken hatten, halten es unter ihrer Würde, den alten Herzog gegen die ungerathene Muhme in Schutz zu nehmen, aber ſie waren geſchäftig wie alte Kaffeeſchweſtern, der Times ihr Sündenregiſter in allen Tonarten vorzuſpielen, während Weekly-Dispatch, Weekly-News, Sunday-Times, Weekly-Chronicle ꝛc. im Bunde mit allen Provinzverwandten die Times geradezu ein foreign paper nannten, das für ruſſiſch-öſtreichiſches Geld aller Welts und Englands Ehre verſchachere; ging ihr der feingeſchriebene Examiner am härteſten zu Leibe, indem er die Anſichten der Times vom Jahre 1849 und 1850 fein ſäuberlich zuſammenſtellte und ihr boshafterweiſe bewies, ſie ſelbſt habe durch ihre vorjährigen fulminanten Artikel gegen den „Butcher" den Mob zu jener „Miſſethat" aufgeſtachelt, die ſie jetzt ſo ſalbungsvoll verdamme. Arme Times! ſie ſtand mit Morning-Chronicle ganz vereinzelt. Selbſt die Toryblätter zogen von doppeltem Haß gegen ſie und Rothſchild gepeitſcht gegen ſie zu Felde. Standard und Morning Herald, die beiden Herren in Glacéhandſchuhen, drückten den Brauern von Barclay Perkins die rußigen Hände, und wollten vom Patchouli der Times nichts wiſſen. Jetzt hat ſich der Baron von Rothſchild freilich entſchuldigt, aber der Times wird das nicht ſo leicht werden; ſie kann ihre Artikel nicht desavouiren, ſie hat keinen Buchhalter, keinen Aſſocié, den ſie vorſchieben konnte. Arme Times, wenn ſchon die City Dich verdammt, wenn ſchon die conſervativen Banquiers von Lombard-Street ihr den Rücken drehen! Sie könnte verſucht werden, nach Wien oder Petersburg auszuwandern, wenn ſie nicht die Annoncen am Kleide feſthielten! —

Endlich zog Times den letzten Pfeil aus ihrem Köcher, er hatte die Spitze und die Schwungfedern der Wiener Zeitung abgeborgt. Ueber 400 magyariſche Schaudergeſchichten ſollten uns Engländern beweiſen, daß wir uns mit unſern Sympathien für Ungarn, gelinde geſagt, lächerlich gemacht hatten. Daily News übernahm es friſchweg, uns vor einem Ridicule zu ſchützen. Die große Liſte magyariſcher Verbrechen machte auf unſere Fiſchnatur nicht mehr Eindruck, als wir ſie engliſch in der Times laſen, denn damals, als ſie uns die Wiener Zeitung deutſch brachte. Die Quelle iſt doch gar zu ſumpfig. Times iſt dadurch unſerm geſunden Menſchenverſtande, wie früher unſerm alten Herzog nahe getreten. Wird doch ein von der Cholera Hingeopferter der Barbarei der Magyaren aufgebürdet! Braucht es mehr, um die ganze ſpaltenreiche Schauergeſchichte zur Fratze zu machen? Und dann — ich erinnere mich eben an eine Anekdote, die aus den Grenzboten in ein hieſiges monthly magazine überging: an den komiſchen Zorn jenes gutmüthigen Wiener Dummkopfes, der Haynau mit den Worten entſchuldigte: „Die Cholera hat mehr Menſchen abgeſchlachtet, als er und Windiſchgrätz zuſammengenommen, und damals hat kein Menſch deshalb ſo großen Lärm ge-

ſchlagen, wie jetzt wegen der paar Dutzend Hingerichteten.“ Der harmloſe Verfaſſer jener Reiſeberichte aus dem öſtreichiſchen Oberlande wohnt zwei Häuſer von mir am Meeresſtrande; wir treffen uns täglich; er ſucht von mir Engliſch, ich von ihm Deutſch zu profitiren, und da erzählte er mir, er ſei auch ein Verbannter, ein von Oeſtreich Verfolgter! Seine beſten, vernünftigſten Bürger ſtößt Oeſtreich übers Meer, und traut ihnen hinterdrein die Beſchränktheit zu, einen Haufen Brauerburſchen gegen einen alten Corporal zu hetzen. Es iſt doch gar zu lächerlich, für den Verſtand eines Engländers unbegreiflich.

Jetzt zum Schluß nur wenige praktiſche Bemerkungen. Oeſtreich, ſo ſchreibt man, hat für Haynau auf Satisfaction gedrungen, Oeſtreich, ſo meint Times und Chronicle verblümt, hat ein Recht dazu, wenigſtens ein ebenſo großes, wie Palmerſton dem blokirten Griechenland gegenüber hatte. Der Vergleich iſt grundfalſch. Der engliſche Botſchafter in Athen hatte vergebens bei der griechiſchen Regierung und den dortigen Behörden um Schadloshaltung für Pacifico angehalten. Sie wurde verweigert, oder vielmehr die Anfrage ganz ignorirt. Dann erſt griff der Staatsſecretär d. A. zu Gewaltmitteln. Wo Gerichte keine Klage annehmen, ſchafft ſich die Fauſt ihr Recht, wie in den Zeiten des vielgelobten menſchlichen Naturzuſtandes. Das iſt bei uns in England doch nicht der Fall. Laſſen Sie den General Haynau oder in ſeiner Abweſenheit den öſtreichiſchen Botſchafter oder den erſten beſten Advocaten für ihn eine Klage einreichen. Sie wird angenommen werden; es wird einen ehrlichen Proceß geben, bei dem zwei Advocaten Gelegenheit haben werden, ihren Witz zu zeigen. Wofern ſich aber nicht ein abſichtliches riot, eine Felonie, ein *prämeditirter* Angriff erweiſen läßt, da wird die Strafe der Schuldigen ſehr unbedeutend ſein. Haynau's, als des Hauptzeugen, Gegenwart wird muthmaßlich von den Gerichten gefordert werden. Wird er nach England kommen, um einen Proceß gegen Karrenführer durchzufechten? — Schwerlich. Und kann er bei uns eine Bevorzugung vor jedem andern Privatmann fordern, weil er öſtreichiſche Epauletten trägt? Gewiß niemals. — Die Genugthuungsforderung Oeſtreichs iſt eine Force einem Staate gegenüber, deſſen Gerichte zu jeder billigen Unterſuchung erbötig ſind. — Das Einzige, wofern Haynau den Proceß nicht aufnimmt, bleibt Oeſtreich übrig: das Bild unſerer Königin zu zerſäbeln und unſchuldige engliſche Reiſende zu prügeln. Beides iſt geſchehen ad majorem gloriam der öſterreichiſchen Offiziere.

Anm. der Red. Die deutſche Preſſe hat doch Recht in ihrem Urtheil über jene Lynchjuſtiz, denn 1) hat der Pöbel kein Urtheil darüber, ob Haynau ein unmoraliſcher Menſch iſt, er empfindet nur, was die Londoner „Reibeiſen“ u. ſ. w., d. h. die Canaille der Preſſe ihm vorgeſungen haben, 2) ſind Barclayer Brauer weder Richter noch Executoren. — So gut wie Haynau kann eine ſolche Lynchjuſtiz Jeden treffen, der der Winkelpreſſe nicht convenirt.

Politik.

Parlamentariſche Größen. Von R. Walter. 6ſter Bd.: die Conſervativen (Gerlach. Stahl. Walter. Radowitz. Dahlmann. Camphauſen. Simſon. Hanſemann. Vincke.) 1850. Berlin, Hofmann.

Die gegenwärtige Lage unſerer Politik zwingt uns zu einigen ernſten und unerfreulichen Betrachtungen, die wir dadurch zu mildern ſuchen, daß wir ihnen eine heitere Einleitung vorausſchicken. Dazu giebt uns die Beſprechung des genannten Buchs Veranlaſſung.

Die Nationalzeitung bezeichnet es als das Werk eines der geiſtreichſten Männer ihrer Partei, deſſelben, der die Portraits der Berliner Nationalverſammlung in den Grenzboten gezeichnet. Für einen, der dieſe Portraits geſehen, muß es eine nicht geringe Ueberraſchung ſein, daß der Verfaſſer derſelben zur Partei der Nationalzeitung gehört. Die Schilderungen, die er von Waldeck, Jung, Berg, Held, Dierſchke, Weichſel u. ſ. w. gab, waren nicht geeignet, das vermuthen zu laſſen. Aber die Nationalzeitung iſt in dem eifrigen Bemühen, die zerſprengten Fähnlein der ſogenannten Demokratie zu ſammeln, nicht ſehr wähleriſch; ſie fordert nichts als das Schiboleth ihrer Partei, das Nichtwählen, im Uebrigen nimmt ſie Jeden auf, der nur „recht weit geht," wenn er auch ſo weit geht, die geſammte Partei der Nationalzeitung und des paſſiven Widerſtandes — die „Staats-Demokratie" — für einfältig zu erklären.

Wenn wir uns erlauben dürfen, uns über den politiſchen Standpunkt des Verfaſſers ein Urtheil zu bilden, ſo wäre es folgendes. Im Jahr 1848, als er jene Schilderungen in den Grenzboten ſchrieb, war er, wie die meiſten Berliner, die nicht Miniſter waren, nicht in der Nationalverſammlung ſaßen, und nicht Emeuten machten, — und auch unter dieſen noch viele — mehr Touriſt (Bummler) als Politiker. „Der Bummler ſteht auf einer höhern Warte, als auf den Zinnen der Partei." Ich muß übrigens dabei hinzuſetzen, ganz wie er ſelber, als er die Gothaer „Wetterfahnen" nennt: dieſe Bezeichnung ſoll nicht die geringſte ſittliche Entrüſtung enthalten. — Das Intereſſe des Touriſten an den Narrheiten der Volksvertreter war ein äſthetiſches, objectives; ohne alle Beimiſchung eines politiſchen Intereſſe. Im Gegentheil diente das gravitätiſche Kopfſchütteln, das hin und wieder die muntere Erzählung unterbrach, nur dazu, den Reiz des Humors zu erhöhen. — Wir hatten freilich ein anderes Intereſſe dabei; wir wollten dieſe Verſammlung, deren wüſtes Treiben den Staat an den Rand des Unterganges brachte, wenigſtens ärgern, da wir ihr nicht mit ſtärkern Waffen entgegentreten konnten.

Seitdem hat Herr Walter allerdings einen politiſchen Standpunkt gefunden. Es iſt der Standpunkt der Abendpoſt, des Freihandels und der Staatloſigkeit,

Digitized by Google

— ein Standpunkt, der für den Kritiker ſehr bequem iſt, weil man von ihm aus ziemlich alle diejenigen, die ſich in den letzten Jahren mit Politik beſchäftigt haben, als Narren und Einfaltspinſel darſtellen kann.

Auf eine Frage werden uns die Anhänger der Abendpoſt die Antwort wohl immer ſchuldig bleiben. Geſetzt, ihr Ziel, die Abſorption alles Staatslebens in kündbare Privatverträge, wäre das höchſte Ziel aller Politik — auf welchem Wege gedenken ſie dieſes Ziel zu verfolgen? — Einer ihrer Propheten, Max Stirner, behauptete vor den Märztagen, eine Revolution werde nicht mehr erfolgen, denn eine ſolche vertiefe die Menſchheit nur immer noch mehr in jene Staatsintereſſen, denen man ſich eben entwinden müſſe; dagegen werde eine allgemeine „Empörung“ ſtattfinden. Das iſt aber ein leeres Spiel des Witzes, denn allgemeine Empörung und Revolution iſt identiſch. — Da der Staat einmal ein thatſächliches Verhältniß iſt, ſo kann man, um ihn loszuwerden, nur zwei Wege einſchlagen: entweder den der geſetzlichen Thätigkeit, wo man die vom Staat gegebenen Organe gegen ihn ſelber benützt, oder den der Revolution. Der letzte ſcheint der zweckwidrige zu ſein, denn jede Revolution verſtärkt die Energie des politiſchen Bewußtſeins und die Herrſchſucht der Sieger, und die letztern — welcher Partei ſie auch angehören mögen — werden ſchwerlich geneigt ſein, den Intereſſen jene vollſtändige Autonomie zu laſſen, welche die Freihändler fordern. — Der conſtitutionelle Weg bliebe alſo auch für die Abendpoſt der rathſamſte, gleichviel, ob ſie mit dem Princip des conſtitutionellen Staats übereinſtimmt oder nicht. — Den Staat zu ignoriren, wäre der Weg des Straußes, welcher der Kugel des Jägers zu entgehen glaubt, wenn er den Kopf verſteckt.

Aber die Freihändler werden auch nach ihrem Sieg über den Staat daran denken müſſen, die alte Ordnung der Dinge durch eine neue zu erſetzen, denn die Ueberzeugung, daß der Grundſatz, auf den ſie ihr Syſtem bauen: die Intereſſen, richtig verſtanden, widerſprechen ſich nie, an zwei Grundfehlern leidet, wird ſich ihnen bald handgreiflich aufdrängen. Der erſte Grundfehler iſt, daß er nicht wahr iſt: denn wenn zwei Schiffbrüchige auf einem Balken ſitzen, der nur einen von ihnen tragen kann, ſo widerſprechen ſich ihre Intereſſen allerdings; der zweite, daß er nicht ausreichte, auch wenn er wahr wäre: denn die Menſchen werden nicht blos durch die Intereſſen beſtimmt, ſondern ebenſo durch Leidenſchaften und durch Ideen; ohne dieſe abzuſchaffen, wird man den ewigen Frieden unter den Menſchen nicht herſtellen, wird man alſo eine ſtaatliche Ordnung zur Ausgleichung dieſer Differenzen nicht entbehren können.

Wenn aber der Grundſatz für die Praxis nicht geeignet iſt, ſo giebt er dafür dem Kritiker jene Vogelperſpective, das Gewühl der thätigen Menſchen in ſeiner Nullität zu betrachten — freilich auch in unrichtigen Verhältniſſen. Denn in Verhältniß zu dieſem unnahbaren Princip geſtellt, wird jede politiſche Thätig-

Digitized by Google

keit, die nothwendig einen Gedanken der Vermittelung in ſich ſchließt, als eitel erſcheinen.

So iſt es auch Herrn Walter gegangen. Aber davon abgeſehen, iſt in den neuen Portraits ein großer Fortſchritt. Sein Styl iſt beſſer geworden, und der Umfang ſeiner Beobachtungen reicher. Zwar iſt noch Manier darin, z. B. die ſchlechte Art, am Schluß die Geſchilderten zu apoſtrophiren. „Nein, Herr Hanſemann, mit Ihrem Grundſatz iſt es nichts, gehen Sie weg" u. ſ. w., „nein, Herr Camphauſen" u. ſ. w.; zwar führt ihn das Princip zuweilen auf eine ſolche Höhe, daß ihm der Verſtand ausgeht, wie den Luftſchiffern der Athem, wenn er z. B. mitleidig über die Verblendung der Conſtitutionellen lächelt, die noch an die Exiſtenz der engliſchen Verfaſſung glauben. Aber im Allgemeinen ſind die Portraits nicht nur brillant ausgeführt, ſondern auch zum Theil ſehr gut getroffen — freilich getroffen, wie die Bilder des Punch, des Kladderadatſch, des Charivari — man erkennt ſie ſogleich, aber es ſind Carricaturen.

Oder wenn dieſer Vergleich zu wenig ſchmeichelhaft ſein ſollte, ſo will ich mich dazu verſtehen, ſie den Schilderungen des Herrn von Cormenin an die Seite zu ſtellen. Wer die portraitirten Perſonen kennt, wird durch einzelne frappant getroffene Züge an ſie erinnert werden; wer ſie aber erſt aus den Portraits kennen lernen will, wird ein falſches Bild von ihnen bekommen. Denn gerade wie im Punch ſind einzelne, beſonders hervorſpringende Züge wiedergegeben, aber die Verhältniſſe verändert und die verbindenden Glieder ausgelaſſen. Wellington's große Naſe und Kinn, ſein Feldherrnhütchen darauf und ein Paar kleine Beinchen daran, wird wohl an Wellington erinnern, aber es iſt kein Abbild.

Am beſten werden daher ſolche Portraits gelingen, deren Originale ſchon an ſich Carricaturen ſind. Bei Herrn v. Gerlach z. B. iſt es einerlei, ob man ihn auf den Kopf oder auf die Beine ſtellt, es bleibt immer der nämliche Hanswurſt. Am ſchlechteſten kräftige, naturwüchſige Figuren, wie Vincke, den der Verfaſſer dadurch lächerlich zu machen ſucht, daß er nachweiſt, er ſei kein Philoſoph; wofür den edlen Freiherrn noch Niemand gehalten hat. Denn daß nur durch kräftige, eigenſinnige, einſeitige Charaktere, wie Vincke, die Größe Englands, Amerika's, aller freien Staaten möglich geworden iſt, dieſer Geſichtspunkt iſt dem nihiliſtiſchen Dogmatiker zu gemein. Auf eine ähnliche Weiſe wird auch ſonſt die Lage der Dinge verdreht, z. B. Camphauſen wird vorzüglich deshalb angegriffen, weil er immer der Ausdruck des Maſſenbewußtſeins geweſen ſei — was nicht einmal wahr iſt. Ein ſolcher Vorwurf iſt das höchſte Lob für den Staatsmann; nur dadurch iſt Robert Peel groß geworden, denn die Maſſe iſt nicht im Handeln reſpectabel, wie der Verfaſſer mit einem falſchen Citat Goethe ſagen läßt (Goethe ſpricht vom Zuſchlagen), ſie hat zum Handeln kein Organ, ſie iſt eben das Bleigewicht, deſſen Beiſtimmung den Thaten der Staatsmänner Dauer giebt. Die großen Individuen haben klar zu erkennen und mit Plan

und Entſchiedenheit auszuführen, was die Maſſe in dunkelm Inſtinct begehrt. — Am häßlichſten macht ſich die ſophiſtiſche Bildung in der Unſicherheit des ſittlichen Gefühls geltend. Wenn z. B. Dahlmann, als ſeine perſönliche Exiſtenz durch ſeinen Proteſt in der hannöverſchen Sache im höchſten Grade gefährdet iſt, an die Königsberger ſchreibt: „Das iſt ein beklagenswerthes Ereigniß, welches die Geſchichte unnützer Weiſe verlängert und von ihrem wahren Ziel ablenkt!“, und Herr Walter bemerkt: „Es liegt ſo viel Unintereſſirtheit in dieſem Satz, daß man dem Schreiber nicht böſe werden kann! Ein Profeſſor der Geſchichte, der doch bei jeder Verlängerung derſelben nur gewinnen kann, betrauert ſie aus reinem Gefühl für das Wohl ſeiner Mitmenſchen!“ — ſo liegt in dieſem Witz bei einer ſolchen Gelegenheit ſo viel Jüdiſches, trotz der chriſtlich-germaniſchen Abkunft des Herrn Walter, daß er kaum in den Kladderadatſch gehört.

Der Nihilismus des Verfaſſers wird offenbar, wenn man das Büchlein in ſeiner Totalität überſieht. Sämmtliche dargeſtellte Perſonen: Gerlach, Stahl, Walter, Radowitz, Dahlmann, Camphauſen, Simſon, Hanſemann, Vincke, erſcheinen als vollkommene Schwachköpfe; die Männer der Linken, die „Staats-Demokraten“, werden, wenn ſich der Verfaſſer irgend conſequent bleibt, nicht beſſer wegkommen. Blos dem Wauwau „Volk“, d. h. den Choriſten ohne Namen, ohne geſellſchaftliche Stellung, ohne eignen Willen und ohne Bildung wird beiläufig gehuldigt, was nichts weiter ſagen will, als eine captatio benevolentiae an das Publicum. Wenn man nun fragt, was denn noch eigentlich für Menſchen übrig bleiben, auf welche Deutſchland die Hoffnung ſeiner Erlöſung ſetzen kann, abgeſehen von den Herren Prince Smith, Faucher und R. Walter, deren Abendpoſt leider nicht ſo viel Abonnenten finden konnte, um die Caution zu decken, ſo kann man in der That nur finden — die Gelehrten des Kladderadatſch! So lange dieſes Blatt noch nicht verboten iſt, darf das Vaterland nicht verzweifeln.

Wir knüpfen die ernſthafte Betrachtung, zu welcher uns die gegenwärtige Situation Preußens und Deutſchlands treibt, gleichfalls an das beſprochene Büchlein an. Unter den Helden deſſelben figurirt einer, deſſen Einfluß auf dieſe Situation im Augenblick von unermeßlicher Bedeutung iſt: Joſeph von Radowitz. Der Verfaſſer ſtellt ihn als völligen, noch dazu geiſtig ſehr unbedeutenden Charlatan dar, der den einzigen Zweck habe, Fortune zu machen. Wenn wir unſererſeits auch ein gutes Theil kalte Schwärmerei und ſkeptiſchen Dogmatismus — dieſe Widerſprüche muß man bei Radowitz hinnehmen — in ihm finden, ſo wird doch im Weſentlichen unſere Anſicht auf daſſelbe herauskommen; und es ſind nicht allein die Blätter unſerer Partei, die ſo urtheilen, ſondern auch die demokratiſchen und die reactionären. Die Kreuzzeitung z. B. brachte bei Gelegenheit der Er-

Digitized by Google

nennung des Generallieutenant zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten einen Artikel, den wir vollſtändig unterſchreiben könnten. — Und dieſer Mann, der ſeit langer Zeit in ſicherer Verborgenheit die grande politique Preußens geleitet hat, zum Spott ziemlich aller Parteien, tritt nun officiell an die Spitze der Geſchäfte, in dem Augenblick, wo es ſich um eine Frage handelt, die man nicht, wie die principielle der Union und des Bundestages, auf eine unbeſtimmte Zukunft hinausſchieben kann, ſondern die unmittelbar zur Entſcheidung drängt.

Seine erſte Thätigkeit macht nicht einen ſehr erhebenden Eindruck. Es ſind dem Fürſtencollegium drei preußiſche Noten in der kurheſſiſchen Frage vorgelegt; die beiden erſten (vom 12. und 21. September) noch vom Grafen Brandenburg, die 3. (vom 26. September), die gegen alle diplomatiſche Convenienz direct an die kurfürſtliche Regierung gerichtet iſt, von Radowitz unterzeichnet. Alle drei haben augenſcheinlich denſelben Verfaſſer, und es kann nicht zweifelhaft ſein, wo dieſer zu ſuchen iſt. Aber während Radowitz als Privatmann die Regierung eine ſehr ernſte und energiſche Sprache führen läßt, tritt er als Miniſter ſchon entſchuldigend auf, vergißt bei ſeinem Proteſt, der in den beiden vorigen Noten noch eventuell gehalten ſein konnte, jetzt, wo der Fall eingetreten iſt, die Hauptſache, nämlich die Andeutung, auf welche Weiſe Preußen das Einſchreiten des Bundestags zu verhindern gedenke, und ſcheint mit großer Oſtentation das Hauptgewicht ſeiner Erklärung auf den Umſtand zu legen, daß es ſeiner Regierung lediglich darauf ankomme, die fürſtliche Autorität in Kaſſel wiederherzuſtellen. — Das können freilich bloße Formeln ſein, aber ſie ſind nicht geeignet, bedeutende Hoffnungen zu erregen.

Die Sachlage iſt in den beiden erſten Noten ſehr richtig formulirt. Preußen hat nicht blos im Namen der Union, deren Rechtstitel durch die Unſchlüſſigkeit der Regierung ſehr zweifelhaft geworden ſind, ſondern durch ſeine geographiſche Lage das Recht und die Verpflichtung, eine Unterwerfung Kaſſels unter das Spielwerk Oeſtreichs zu verhindern. Denn ſo ſteht die Sache. Mit den einfältigen Sophismen, durch die man ſie in das weite Capitel der Rechtsverdrehungen zu bringen ſucht, iſt nichts gethan; der Vergleich mit der Lage Preußens im November 1848 iſt lächerlich. In Preußen war durch einen Handſtreich eine Partei an's Ruder gekommen, gegen welche die Majorität — ich will nicht gerade ſagen, des Volks, aber jedenfalls derjenigen, die einen unmittelbaren Antheil am Staatsleben hatten — empört war; im Namen und mit der Unterſtützung dieſer Majorität hat das Novemberminiſterium den Staat regiert. In Kaſſel iſt aber das geſammte Volk, die Behörden und die Ariſtokratie mit einbegriffen, gegen die Clique, welche ſich zum Hohn alles Staatsrechts Regierung nennt. Um eine ſolche Stellung anzufechten, bedarf man keiner conſtitutionellen Theorie; es iſt auch im abſoluten Staat unmöglich. Es iſt nur möglich in einer eroberten Provinz. Dazu ſoll Kaſſel gemacht werden, und nicht blos Kaſſel allein,

Digitized by Google

ſondern vorausſichtlich im nächſten Augenblick auch Darmſtadt und Würtemberg. Duldet Preußen eine Occupation dieſer Länder, die in ſeinen natürlichen Rayon gehören, durch die Armee eines Staats, der ſeinen politiſchen Zwecken entſchieden feindlich iſt, ſo ſpricht es ſich damit ſelbſt das Todesurtheil.

Es wäre dies der Augenblick, wo alle Parteien, bei denen der preußiſche Patriotismus die Leidenſchaft und das Intereſſe der einſeitigen politiſchen Richtung überwiegt, ſich die Hand reichen müßten, die Regierung zu ſtützen und zu treiben. Unſere Partei wird ſich dieſer Verpflichtung nicht entziehen, und was auch die politiſche Vergangenheit des Herrn von Radowitz ſein möge, wie gerecht die Vorwürfe, die wir ihm zu machen haben, wir werden, wenn er es einmal in ſeinem Leben lernt, ein Mann zu ſein, uns nicht einfallen laſſen, die Schwierigkeiten ſeiner Lage, die wir nicht verkennen, zu vergrößern, wenn ſie auch aus ſeiner Schuld hervorgegangen ſind, denn es handelt ſich nicht um dieſe oder jene Regierung Preußens, ſondern um Preußen ſelbſt, und uns geht das Vaterland über die Partei.

Kaſſel und Berlin.

Der Beſchluß, den die ſogenannte Bundesverſammlung in Frankfurt in der kurheſſiſchen Frage gefaßt hat, erinnert unwillkürlich an einen vor nunmehr faſt zwei Jahren ebendort, nur ein paar hundert Schritte vom Bundespalais entfernt, in der Paulskirche gefaßten Beſchluß, der auch gegen die Volksvertretung eines Einzelſtaats gerichtet war, auch ein Verdammungsurtheil gegen eine Steuerverweigerung enthielt, alſo äußerlich dieſem jetzigen gleich und doch innerlich von ihm verſchieden erſcheint.

Die Parallele iſt intereſſant und lehrreich genug, um ſie in einigen Zügen zur Anſchauung zu bringen.

Am 20. November 1848 erklärte die verfaſſunggebende deutſche Nationalverſammlung „den auf Suspenſion der Steuererhebung gerichteten, offenbar rechtswidrigen, die Staatsgeſellſchaft gefährdenden Beſchluß der in Berlin zurückgebliebenen Verſammlung für null und nichtig.“

Am 24. September 1850 erklärt ein Congreß von Bevollmächtigten mehrerer deutſchen Regierungen, der ſich „Bundestag“ nennt, „die kurheſſiſche Steuerverweigerung für bundeswidrig und fordert die Regierung zu Herſtellung des geſetzlichen Zuſtandes durch geeignete Mittel auf, behält ſich auch die geeigneten Maßregeln vor.“

Der Act der preußiſchen Volksvertretung, gegen welchen die deutſche Nationalverſammlung einzuſchreiten für nothwendig befand, war nicht eine Steuerverweigerung im ſtaatsrechtlichen Sinne, d. h. eine Nichtbewilligung von Steuern, die

Digitized by Google

erſt ausgeſchrieben werden ſollten, ſondern es war ein rein revolutionärer Act, eine Suspenſion der Steuererhebung, eine Aufforderung ans Volk, die bereits ausgeſchriebenen Steuern nicht zu zahlen.

Die Berliner Verſammlung beſaß gar nicht das Recht der Bewilligung von Steuern, ſie konnte alſo auch nicht ſolche verweigern. Die Steuern, deren Er=hebung ſie durch jenen Beſchluß zu ſuspendiren verſuchte, waren von der Regierung ausgeſchrieben kraft eines Rechtes, welches ihr damals noch unbeſchränkt zuſtand. Ein Recht der Volksvertretung, die Erhebung bereits ausgeſchriebener Steuern zu ſuspendiren, kennt überhaupt das conſtitutionelle Staatsrecht nicht.

Der Beſchluß der kurheſſiſchen Volksvertretung, gegen den der angebliche Bundesbeſchluß ſich richtet, iſt ebenfalls keine eigentliche Steuerverweigerung. Die aufgelöſte Kammer hatte beſchloſſen, die Forterhebung der Steuern für die nächſte Zeit zu bewilligen, nur aber deren Auslieferung an die Verausgabungs=ſtelle ſo lange zu ſuspendiren, bis die Regierung die verfaſſungsmäßige Vorbe=dingung einer jeden Steuerbewilligung, die in §. 144 der kurheſſiſchen Ver=faſſungsurkunde ihr ausdrücklich auferlegte Pflicht der Vorlegung eines Voranſchlags der Ausgaben und Einnahmen erfüllt haben würde.

Die kurheſſiſche Volksvertretung übte alſo nur ihr verfaſſungsmäßiges Recht und ihre verfaſſungsmäßige Pflicht, wenn ſie ihre Zuſtimmung zu Verwendung der Abgaben auf ſo lange zurückhielt, bis ſie in den Stand geſetzt ſein würde, die Nothwendigkeit des Bedürfniſſes gewiſſenhaft auf Grund verfaſſungsmäßiger Unterlagen zu prüfen. Sie ging dabei mit Mäßigung zu Werke, ſie that Alles, was ſie ohne Verletzung ihrer Pflicht thun konnte, um ihrerſeits nicht zu einer Störung des Staatshaushalts Veranlaſſung zu geben; daß eine ſolche gleichwohl eintrat, war lediglich Schuld der Regierung, die, ihre Verpflichtungen nach §. 144 zu erfüllen, beharrlich ſich weigerte.

Der Beſchluß der Berliner Verſammlung war alſo wirklich, wie ihn die Nationalverſammlung bezeichnete, ein „rechtswidriger;“ er „gefährdete die Staats=geſellſchaft“ indem er die Grundlagen aller Staatsordnung erſchütterte, allen Rechtsbeſtand unſicher machte.

Der Beſchluß der kurheſſiſchen Volksvertretung war ein durchaus legaler, verfaſſungsmäßiger Act; er war nothwendig zur Sicherung des Rechtszuſtandes, den die Regierung unſicher machte, indem ſie ſich außerhalb der Verfaſſung ſtellte und Rechte beanſpruchte, ohne die entſprechenden Pflichten zu erfüllen.

Daher iſt es denn auch gekommen, daß der ſogenannte Steuerverweigerungs=beſchluß der Berliner Verſammlung, weit entfernt, den Erfolg zu haben, den man ſich davon verſprochen haben mochte, vielmehr die ganz entgegengeſetzte Wirkung hervorbrachte, die Sympathien im Lande für die Verſammlung zum größten Theil vernichtete, einen Umſchlag der öffentlichen Meinung nach der andern Seite

Digitized by Google

hin hervorrief und die Regierung, die man dadurch zu entwaffnen glaubte, im Gegentheil ſtärkte und befeſtigte.

Das Verfahren der kurheſſiſchen Volksvertretung dagegen hat die Achtung, die man zeither vor derſelben hegte, keineswegs vermindert, vielmehr durch die Mäßigung, die auch noch in jenem Beſchluſſe ſichtbar war, ſolche noch verſtärkt und eine compacte öffentliche Meinung in ganz Deutſchland zu ihren Gunſten geſchaffen.

Blicken wir auf die Urheber der Beſchlüſſe, die in jenen beiden ſo verſchiedenartigen Fällen den Steuerverweigerungsbeſchlüſſen entgegengeſetzt wurden, ſo finden wir als Urheberin des Beſchluſſes vom 20. Nov. 1848 eine Verſammlung, deren Befugniß zu einer Einmiſchung dieſer Art in die Angelegenheiten und Rechtszuſtände eines Einzelſtaates, formell betrachtet, ſehr zweifelhaft war. Aber ihr Beſchluß ward als gerechtfertigt durch das Gebot politiſcher Nothwendigkeit anerkannt, und ſo half er die Wirkung vollenden, die jener Beſchluß, gegen den er gerichtet war, vermöge des natürlichen Rückſchlags ſchon durch ſich ſelbſt zu äußern begonnen hatte.

Worauf aber kann jene Verſammlung in der Eſchenheimer Gaſſe fußen? Das formelle Recht iſt gegen ſie, denn ſo gewiß die Nationalverſammlung durch förmlichen Beſchluß des alten Bundestages zuſammenberufen, ſo gewiß die Centralgewalt durch einen gleichen Beſchluß anerkannt und mit den Befugniſſen der höchſten Behörde über Deutſchland bekleidet worden iſt, ſo gewiß ward durch einen nicht minder förmlichen Beſchluß der Bundestag ſelbſt aufgehoben, und ſeine Wiederherſtellung iſt daher ein einſeitiger, rechtswidriger Act, ſeine Beſchlüſſe ſind ungültige und rechtlich nichtige. Aber allerwenigſten aber ſteht dieſem Bundestag und ſeiner Wirkſamkeit, wie ſie in dem vorliegenden Beſchluſſe zuerſt thatſächlich ſich ankündigt, irgendwie ein Bedürfniß der Nation oder eine politiſche Nothwendigkeit zur Seite, die jene formellen Mängel heilen könnte. Die Nation verwirft einmüthig — eine ganz kleine Coterie fanatiſcher Reactionäre ausgenommen, — dieſen Verſuch, den alten Fürſtenabſolutismus wieder aufzurichten; alle Einſichtigen erkennen mit tiefer Beſorgniß die Gefahren deſſelben für die öffentliche Ruhe und Ordnung, und nur jene Partei, welche nicht die mit Ordnung gepaarte Freiheit, ſondern den Umſturz, die Anarchie, die Herrſchaft der rohen Gewalt wünſcht, reibt ſich ſchadenfroh die Hände über die Verblendung, womit die Reaction in Frankfurt ihr den Weg bereitet und ihre Pläne fördert. Das iſt dieſelbe Partei, die über jenen Beſchluß der Nationalverſammulung vom 20. November 1848 ſo wüthend war, weil ſie daran erkannte, daß die Majorität derſelben die Ordnung aufrichtig wolle und entſchloſſen ſei, anarchiſchen Beſtrebungen, ſelbſt um den Preis einer augenblicklichen Gefährdung der Freiheit, mit aller Energie entgegenzutreten.

Der Beſchluß der Nationalverſammlung vom 20. Nov. 1848 bezeichnete

Digitized by Google

einen Wendepunkt von größter Bedeutung in der Bewegung des Jahres 1848. Es war die in geſetzlicher Form ausgeſprochene Trennung derer, welche nur die Freiheit mit der Ordnung im Bunde, welche eine volksthümliche, aber auch eine ſtarke Regierung erſtrebten, von jenen, denen jede Regierung, jede Ordnung im Staate zuwider war, die unter dem Namen der Volksſouveränetät nur die rohe Maſſengewalt herbeiführen wollten. Dieſe Letztern hatten es leider dahin gebracht, daß ein ſolcher Rückſchlag erfolgen mußte — ſie ſind anzuklagen, wenn dieſer Rückſchlag zum Theil wieder über das Ziel hinausführte, welches wenigſtens die Frankfurter Majorität bei ihrem Beſchluſſe vom 20. Nov. 1848 feſt im Auge hatte, wenn die Freiheit und die conſtitutionelle Entwickelung zum Theil mit unterdrückt und gehemmt ward, während man dort nur deren reine, unverfälſchte Herſtellung bezweckte durch Unterdrückung der anarchiſchen Elemente, die ſich ihr beigeſellt hatten.

Der ſogenannte Bundesbeſchluß vom 24. Sept. d. J. wird auch einen Wendepunkt bilden in der Geſchichte des Jahres 1850. In ihm hat die Reaction ihren Höhepunkt erreicht, und der Rückſchlag wird nicht ausbleiben. Wie im Jahre 1848 eine Zeit lang die Conſtitutionellen mit der Demokratie gingen, bis der Riß zwiſchen den lediglich deſtructiven Tendenzen dieſer letztern und den aufrichtig organiſatoriſchen Beſtrebungen jener erſtern unheilbar ward, ſo haben gar manche wohlmeinende Leute in dieſer letzten Zeit ſich der ſogenannten Partei der Ordnung angeſchloſſen, weil ſie meinten, daß dieſe wirklich ehrlich nur eine vernünftige Ordnung wolle, welche den beſonnenen, gemäßigten Freiheitsgebrauch nicht ausſchließe. Dieſe aufrichtigen Freunde der Ordnung werden jetzt inne werden, wie man ſie getäuſcht hat, wie die Reaction mit dem Symbol der Ordnung einen nicht minder ſchnöden Mißbrauch treibt, als ein gewiſſer Theil der Demokratie mit dem Namen der Freiheit und der Volksſouveränetät, wie die Reaction keineswegs den vernünftigen Fortſchritt erſtrebt, ſondern den unvernünftigſten Rückſchritt. Der Beſchluß vom 24. Sept. wird die Grenzſcheide und der Markſtein ſein für die ſich maßlos überſtürzende Reaction, wie der Beſchluß vom 20. Nov. 1848 ſammt dem, was ihm vorausgegangen, ein ſolcher für die Zügelloſigkeiten der Demokratie ward. Wie die Strömung der öffentlichen Meinung, die bis zum November 1848 immer noch, namentlich in Preußen, nach der Seite der demokratiſchen Idee hin ging, damals ſich plötzlich auf die andere Seite hinüberwarf und eine Richtung nahm, in der ſie ſeitdem oft ſelbſt über das rechte Maß hinausfluthete, — ſo wird aller Wahrſcheinlichkeit nach jetzt abermals eine Gegenſtrömung eintreten, und gebe nur Gott, daß nicht auch diesmal wieder das rechte Gleichgewicht verloren gehe, die rechte Mitte verfehlt werde!

Durch die Ereigniſſe, welche den Beſchluß vom 20. November 1848 herbeiführten, ſo wie durch dieſen ſelbſt, ward das monarchiſche Princip, und nicht in Preußen allein weſentlich wieder gekräftigt, nachdem es lange faſt nur noch eine

Digitized by Google

ohnmächtige Scheinexiſtenz gehabt hatte. Der Beſchluß vom 24. September d. J. kann ein Todesſtoß für die Monarchie in Deutſchland werden, wenn man nicht raſch Anſtalten trifft, um die galvaniſche Kette, die denſelben in die Fundamente aller Throne fortzupflanzen droht, zu unterbrechen und die übrigen Throne, insbeſondere den für Deutſchlands Ruhe wichtigſten preußiſchen Thron, von der durch jenen Beſchluß erzeugten gewaltigen Strömung antimonarchiſcher Ideen zu iſoliren. Denn wie die letzten Monate des Jahres 1848 Tauſende republikaniſch Geſinnter in Deutſchland plötzlich in Monarchiſten umwandelten, ſo iſt in der neueſten Zeit eine große Anzahl aufrichtiger Monarchiſten von Neuem irre geworden an der Möglichkeit einer monarchiſchen Zukunft für Deutſchland, da ſie ſehen, wie verblendet und faſt wahnwitzig hier, wie ſchwach und würdelos dort das monarchiſche Princip in ſeinen Trägern und Vertretern ſich zeigt.

Es thut dringend noth, daß gegenüber den Verſuchen, die in dem Bundespalais zu Frankfurt mit ſo viel Behagen und ſo wenig geſundem Menſchenverſtand gemacht werden, das monarchiſche Princip gründlich zu ruiniren, von dem Throne, auf den alle aufrichtige Conſtitutionellen hoffend und erwartend hinblicken, von dem preußiſchen Throne ein Wort und eine That ausgehe, an denen man erkenne, daß es noch Monarchen gebe, denen Deutſchland ſeine Zukunft getroſt anvertrauen möge!

Alfred Tennyſon.

Die germaniſchen Stämme wohnen unter einem farbloſern Himmel, als die Romanen, ihre Sprache fließt nicht mit dem ſchmeichleriſchen Wohlklang der ſüdlichen Laute über die Zunge; dafür hat ihnen die Natur ein ſeelenvolles Auge für die Natur, ein innig empfängliches Ohr für Melodie und Rhythmus gegeben. Die germaniſche Poeſie hat von den älteſten Zeiten an mit ſinniger Neugierde und contemplativer Sammlung den Geheimniſſen der Natur zugeſehen und ſie mit Rührung wiedergegeben; den Völkern des Südens mußten die Schätze, die ſie unbeachtet liegen ließen, erſt von den nordiſchen Barbaren erſchloſſen werden. Ebenſo gehört die geheimnißvolle Magie der Muſik dem Norden an. In der lyriſchen Poeſie ſpricht ſich das augenblicklich aus. Freilich ſcheint der ſinnliche Wohlklang der romaniſchen Sprachen die lyriſchen Dichter zu unterſtützen; im Italieniſchen giebt es kein unſangbares Wort, während die deutſchen und engliſchen Gurgellaute ſich gegen alle Melodie zu ſträuben ſcheinen. Das iſt aber nur ſcheinbar, vielleicht weil die Kunſt nur dann gedeiht, wenn ſie gegen Schwierigkeiten kämpfen muß. Die Rhythmen, welche die Romanen erfunden haben — Sonett, Canzone, Stanze, Alexandriner — ſind ein wahrer Hohn gegen alle

Digitized by Google

Melodie, während die Germanen von den älteſten Zeiten her erfinderiſch waren in ſangbaren Weiſen, ſo daß das Ausmalen der Empfindung durch den Rhythmus bisweilen zur Manier ausartet.

Ein ſolcher Vergleich drängt ſich auf, ſobald man das erſte beſte neuengliſche Gedicht in die Hand nimmt. Mir fiel, als ich in Tennyſon blätterte, zuerſt ein Wiegenliedchen auf; ich ſetze es her, ſeiner artigen Melodie wegen.

Sweet and low, sweet and low,
Wind of the western sea,
Low, low, breathe and blow,
Wind of the western sea!
Over the rolling waters go,
Come from the dropping moon, and blow,
Blow him again to me;
While my little one, while my pretty one sleeps.

Sleep and rest, sleep and rest,
Father will come to thee soon;
Rest, rest on mother's breast,
Father will come to thee soon;
Father will come to his babe in the nest,
Silver sails all out of the west
Under the silver moon:
Sleep, my little one, sleep, my pretty one, sleep.

Wie viele dergleichen Liedchen hat nicht die engliſche, wie die deutſche Poeſie ſchon hervorgebracht, und ſie nehmen noch immer kein Ende, eines immer hübſcher als das andere. Das germaniſche Gemüth iſt ſo reich auch im Kleinſten, daß es nicht zu erſchöpfen iſt. —

Alfred Tennyſon, geb. 1816, Sohn eines Pfarrers in Lincoln, iſt ſeit 15 Jahren als lyriſcher Dichter aufgetreten, und hat einen bedeutenden Rang neben Wordsworth, Coleridge und den übrigen Poeten der contemplativen Schule eingenommen. Seine älteſten Stücke waren, abgeſehen von zerſtreuten lyriſchen Gedichten: Mariana in the Moated Grange, The Dying Swan, The Lady of Shalott; ſpäter (1842) gewannen Loksley-Hall und Two Voices einen großen Ruf; von den neuern hat the Princess, a Medley bereits die dritte Auflage erlebt, und das neueſte, vor Kurzem erſchienene Werk: In Memoriam, wird von der engliſchen Kritik als die Krone ſeiner Schriften gerühmt. Loksley-Hall iſt ein Verſuch, über den Gefühls-Skepticismus einer Wertherſchen Anlage hinauszukommen; the Princess eine Verklärung der Weiblichkeit, die von ihren Ueberſchreitungen des Geſchlechts zurückgeführt wird. In Memoriam hängt mehr dem ſittlich-poetiſchen Inhalt nach, als durch die Form zuſammen; es zerbröckelt ſich in eine Reihe lyriſcher Ergüſſe, die aber in Stimmung und Tendenz übereinſtimmen.

Digitized by Google

Die reflectirende Lyrik hat in England, Frankreich und Deutſchland in unſerm Jahrhundert ſo überhand genommen, daß ein rüſtiger Geiſt, der nach Urſprünglichkeit ſtrebt, leicht zu einem gewiſſen Raffinement verführt wird, wenn nicht in den Empfindungen, ſo doch in der Form. Auch England iſt durch die Blasphemien Shelley's, Byron's, Bailey's und der übrigen Dichter der diaboliſchen Schule in ſo ungewohnte Vorſtellungen gedrängt worden, daß auch die Vertreter der alten, hergebrachten, hiſtoriſchen Gemüthswelt ſich nicht mehr in dem alten Geleiſe bewegen können. Tennyſon's Sprache enthält Kühnheiten, vor denen Pope und Addiſon erſchrecken würden; aber von der Maßloſigkeit der neuen Romantiker iſt keine Rede. Auch ſeine Oppoſition gegen die Frivolität des Zeitalters überſchreitet nicht die Grenze des Schönen; er weiß ſo gut wie Uhland und ſeine Jünger die alten epheuumkränzten Ritterburgen zu beſingen, und in ihren dunkeln Mauern blondhaarige Ritterfräulein zu träumen; aber er iſt in ſeinen Phantaſien nicht herausfordernd, er will das Mittelalter und ſeine Feudalrechte nicht wieder herſtellen, er führt nicht Krieg gegen die Eiſenbahnen und die Dampfmaſchinen, er ſchwärmt nicht für die Poeſie der Straßenräuber und der Hexenproceſſe, ſein Gemüth lebt in der Menſchheit, und was dieſe erleichtert und fördert, iſt ihm willkommen. Auch in dem religiöſen Sinn, durch welchen er den Sturm und Drang eines ſkeptiſchen Denkens, einer überreizten Phantaſie überwindet, iſt keine Bigotterie, ſein Gott iſt nicht der Gott des Schreckens, vor dem die Gläubigen und die Teufel zittern, es beſteht vielmehr zwiſchen ihm und ſeinem Anbeter ein gemüthliches Verhältniß, das mit der Freude des Lebens nicht unverträglich iſt. In ſeiner Naturanſchauung iſt endlich hinlänglich Myſtik, um die blos deſcriptive Thätigkeit zu beleben, und dabei doch wieder genug plaſtiſcher Sinn, um das Verſchwimmen in's Formloſe zu verhüten. Er ſieht das Einzelne mit guten Augen, und läßt ihm ſeine beſtimmte Geſtalt, auch wenn er es zuerſt verklärt, und ſelbſt ſein Spiritualismus fügt ſich dem Geſetz der Natur. Sein Myſticismus hat immer eine naturaliſtiſche Baſis, wie die Sehnſucht der heiligen Agnes nach dem Himmel, die ſich ſo plaſtiſch ausſpricht, daß ſie Mignon's nicht unwürdig wäre:

Break up the heavens, oh Lord! and far
Through all yon starlight keen
Draw me, thy bride, a glittering star,
In raiment white and clean.

Digitized by Google

Adam Oehlenſchläger.

Neue dramatiſche Dichtungen. 2. Bd. 1850, Leipzig, Brockhaus. (Enthalten: das Land gefunden und verſchwunden — Amleth — Dina. Ein Trauerſpiel — Garrick in Frankreich. Ein Luſtſpiel.)

Wir behalten uns vor, von dem trefflichen Dichter, der auf die literariſche Entwickelung Deutſchlands und Dänemarks von bedeutendem Einfluß geweſen iſt, und deſſen Tod im vergangenen Jahre beide Völker betrauerten, ein ausführliches Charaktergemälde zu geben*); wir begnügen uns hier mit der Beſprechung ſeiner letzten Dramen, die in der oben angeführten Ausgabe vor uns liegen.

Wir müſſen uns, um ſie gerecht zu würdigen, vor Allem daran erinnern, daß ſie zunächſt dazu beſtimmt ſind, uns die däniſche Literatur zu vermitteln. Dadurch wird — abgeſehen von den Sprachfehlern, die eigentlich in zu großer Zahl vorkommen — manches Anſtößige vermieden, z. B. der aus der romantiſchen Schule mitgebrachte beſtändige Wechſel des Versmaßes, bald Trimeter, bald fünffüßige Jamben, bald ſkaldiſche Rhythmen, namentlich aber ein lyriſches Versmaß, in dem zur Verzweiflung alles dramatiſchen Gefühls lange Dialoge gehalten werden:

Ach liebes Kind, was das betrifft,
Der Körper zwar wird reifer;
Der Geiſt, der wird wohl nicht ſo bald
Ein beſſerer Begreifer. — U. ſ. w.

Wir gehen ſofort an das Einzelne.

„Das Land gefunden und verſchwunden" hat einen ausſchließlich lyriſch-idylliſchen Charakter. Erſter Act. Biörn, ein isländiſcher Seeheld, findet nach langen abenteuerlichen Fahrten ſeine ehemalige Geliebte mit einem Andern verlobt, aus Pietätsrückſichten u. ſ. w. Er will mit ſeinem Nebenbuhler auf Tod und Leben kämpfen, als er entdeckt, daß dieſer ihm einſt das Leben gerettet. Dankbarkeit treibt ihn zur Entſagung. Er ſegelt in der Schlußſcene auf ſeinem Kahn an dem offenen Fenſter vorbei, dem „Weinland" zu, welches ſchon vorher isländiſche Seefahrer entdeckt hatten, und wünſcht zum Abſchied den Vermählten ein freundliches Lebewohl. Thorilde liebt eigentlich nur ihn und behält einen

*) Wir geben vorläufig die Reihenfolge ſeiner Schriften. — Er iſt geboren 1779, zuerſt als däniſcher Dichter aufgetreten 1803. — Das erſte ſeiner Werke iſt: Aladdin oder die Wunderlampe, 1808; dann folgt: Axel und Walburg 1809, Hakon Jarl 1810, Palnatoke 1811, Correggio 1816, Haybarth und Signe 1818, Hugo von Rheinsberg 1818, Starkother 1821, Erich und Abel 1821, der Hirtenknabe (dramatiſche Idylle) 1821, die Ludlamshöhle 1821, 1821, Robinſon in England (Luſtſpiel) 1821, die Räuberburg (Singſpiel) 1821, Freya's Altar (Luſtſpiel) 1821, Hroar 1822, deutſche Ueberſetzung von Holberg's Luſtſpielen 1822, Tordenskiold 1823, Bearbeitung des alten Romans: Inſel Felſenburg 1826, die Blutbrüderſchaft 1826, die Währinger in Conſtantinopel 1828, die Götter des Nordens (Gedichte) 1829; außerdem Morgenländiſche Dichtungen, ein nordiſches Epos: Hrolf Krake, und vermiſchte Gedichte.

Digitized by Google

Ring als theures Angedenken. — Es iſt zwar nicht viel Dramatiſches in dieſem Act, aber es iſt eine anmuthige Heldenidylle von guter Zeichnung und Farbe, nur nicht immer gleichem Ton; das ſkaldiſche Pathos wechſelt mit nachläſſiger Converſation. Wie ſchlecht nehmen ſich z. B. folgende Redensarten im Trimeter aus: „Wir ſcherzen, Halfdan reitet nur den alten Witz" . . . „Damit die Mähr' zu ſteif nicht in den Beinen wird" u. ſ. w. — Der zweite Act ſpielt ein Menſchenalter ſpäter. Biörn's Schiff iſt in Amerika geſtrandet, er iſt aber von den Wilden aus Gründen, die näher zu erörtern überflüſſig iſt, als eine Art überirdiſches Weſen aufgenommen und verehrt; ſie kennen ihn unter dem Namen Quetſalcoatl. Ein neues Schiff aus Island landet; er beſchützt die Seefahrer gegen die Wuth der andringenden Wilden, begrüßt ſie mit ſtarken Reminiscenzen aus dem Philoktet von Sophokles, erfährt, daß Thorilde gleich im erſten Jahre nach ſeiner Abreiſe geſtorben, daß mittlerweile im Nordland das Chriſtenthum eingeführt ſei, ohne durch dieſe Nachricht bekehrt zu werden, erhält jenen Ring ſeiner Geliebten zurück, und fordert ſeine Landsleute auf, vorläufig, da ſie gegen die Uebermacht der Eingebornen zu ſchwach ſeien, nach Hauſe zu ſegeln, aber bald mit Verſtärkung zurückzukommen, um den neuen Welttheil für Island zu erobern. Er ſelbſt läßt ſich ein ſteinernes Grab bauen:

— So findet man nach vielen hundert Jahren noch
Am Strand vielleicht den ſeltnen großen Runenblock,
Erſtaunt, und gräbt man weiter, um zu finden mehr,
Mein Beingerippe mit dem goldnen Ring am Arm
Dann finden ſie, Thorildes Namen leſen ſie:
So wiſſen ſie, daß Nordenhelden dieſes Land
Entdeckt, eh' Andere kamen, und ſo reißen wir
Die Ehre, die nur uns gehört, aus fremder Hand. —

Ein größeres dramatiſches Intereſſe erregt die Tragödie: Amleth*). Zwar verſichert Oehlenſchläger in der Vorrede, er habe, der Erzählung des Saxo Grammaticus folgend, einen ganz andern Gegenſtand behandelt, als Shakeſpeare; wenn man ſich aber durch das nordländiſche Coſtüm nicht täuſchen läßt, ſo entdeckt man ſehr bald einen tiefen Einfluß des britiſchen Dichters. Ehe wir darauf kommen, noch einiges Einzelne.

Das Stück beginnt mit der Rückkehr des Königsſohns Amleth von einer mehrjährigen Seefahrt. Er hat Schiffbruch gelitten. Ein befreundeter Skalde findet ihn am Ufer und erzählt ihm, ſein Vater ſei todt, wahrſcheinlich durch ſeinen Bruder (Fengo) ermordet, der ſich des Reichs bemächtigt und mit der Wittwe des Verſtorbenen, Geruthe, vermählt habe. Ich bemerke beiläufig, daß das nordiſche Coſtüm ſehr ſeltſam mit der geſchraubten Redeweiſe contraſtirt, die mitunter, wahrſcheinlich durch eine Reminiscenz, dazwiſchen fährt. Als z. B. der Skalde zu

*) In einer Schrift, auf die wir noch zurückkommen: Andeutungen zu einem Syſtem der Mythologie von F. Nork, iſt auch die Sage von Hamlet zu einem weſentlich aſtronomiſchen, agrariſchen Mythus gemacht. Wer ſich dafür intereſſirt, möge daſelbſt p. 255—8 ſelber nachleſen.

Digitized by Google

Amleth ſagt: „Gar Vieles findeſt Du verändert hier," erwiedert ihm dieſer: „des Menſchen That iſt wie der Wolken Zug." Welcher Schwulſt, um den einfachen Sinn auszudrücken: Es verändert ſich mancherlei im Leben. — Als er das Verbrechen erfährt, bemerkt er wieder ſehr ſchwülſtig:

Dein Wort ſchlägt wie ein Blitz in meine Eiche,
Zerknickt die Zweige, ſpaltet nicht den Stamm. —

Amleth beſchließt alſo Rache. Um aber Gewißheit zu haben, will er zuvor den König verſuchen. So wird der geheuchelte Wahnſinn pragmatiſch motivirt. — Scene zwiſchen Fengo und Geruthe; Letztere wird vom Argwohn gequält. Häßlich plaſtiſche Bilder, wie dieſe:

— Reden muß ich, eh der Tod
Mit Erdpech mir den blaſſen Mund verſiegelt. —
So ſprich! Verjagen wir in dem Geſpräch
Die Trauer, die in ſtiller Einſamkeit
Wie Schimmel wuchert an der Kellermauer. —

Der Argwohn iſt theils durch das allgemeine Gerücht, theils durch eine Art Viſion hervorgebracht; Geruthe bildet ſich ein, die Statue ihres ermordeten Gemahls, die in ihrem Zimmer ſteht, in Bewegung geſehen zu haben. Das Geſpräch führt zu keinem Reſultat; Geruthe iſt im Grund ihres Herzens ſchon überzeugt. — Ein Vertrauter des Königs (Wifil) berichtet die Ankunft des ſchiffbrüchigen und wahnſinnigen Prinzen: „das angeſtrengte Schwimmen hat ſeines Hirns Geräder überſpannt!" — Amleth erſcheint, von vielem Volk begleitet; er redet, wie Hamlet, halb Unſinn, halb verſteckten Sinn, und kommt durch allerlei Kreuz- und Querfragen zu der Ueberzeugung von der Schuld des Königs. — Warum drängt er dieſe Ueberzeugung nicht ſofort dem Volke auf, und bringt das Geſchäft in Ordnung? — Ich weiß es nicht; bei Hamlet's Charakter iſt der Grund klar, Amleth, der ein Held ſein ſoll, und ſich am Schluß des Acts damit begnügt, am Grabhügel ſeines Vaters verwunderſame Reden zu halten, fällt dadurch aus ſeiner Rolle. — Den König täuſcht die Maske keineswegs, er beſchließt, ſich des Gefährlichen zu entledigen. — Der zweite Act beginnt mit einer Mondſcheinſcene in dem oben erwähnten lyriſchen Versmaß, zwiſchen Sigrid, der ehemaligen Geliebten Amleth's, und ihrer Amme; Sigrid beſchließt, von einer berühmten Hexe einen Trank zu holen, der Amleth's Verſtand wiederherſtellen ſoll. Amleth's bruskes Benehmen gegen Sigrid bei ſeinem erſten Auftreten wird dadurch pragmatiſch motivirt, daß ſie ihm auch verdächtig iſt, dieſe Waldpartie zur Hexe im Mondenſchein ſteigert den Verdacht, er folgt ihr heimlich, ſie zu belauſchen. — Die Hexe phantaſirt in ſkaldiſchen Rhythmen, die im Geſpräch mit der eintretenden Sigrid wieder durch jenen leidigen Balladen-Vers unterbrochen werden; ſie hat Fengo das Gift zum Morde ſeines Bruders gegeben, und zum Lohne einen goldenen Becher erhalten, den ſie triumphirend vorzeigt. So erhält der lauſchende Amleth zugleich den Beweis von der Unſchuld ſeiner

Digitized by Google

Geliebten und der Schuld ſeines Oheims. Bei ſeinem Eintritt ſtirbt die Hexe vor Schreck, und zwiſchen den beiden Liebenden findet Verſtändigung ſtatt. — Dritter Act. Die Mörder vermuthen, daß Amleth ſeine Mutter beſuchen wird; ſie wollen ihn belauſchen, und zwar ſoll ſich Wiſil (Polonius) in die hohle Rüſtung ſtecken, welche die Statue des Todten vorſtellt. Der König bekommt einige philoſophiſch-myſtiſche Anwandlungen. Auf dem Schloßhof hält Amleth wieder einige halb wahnſinnige Reden an das Volk, deren Zweck man nicht recht abſieht, und begiebt ſich dann zu ſeiner Mutter, die durch Sigrid vollſtändig von der Sachlage unterrichtet iſt, und natürlich ganz auf ihres Sohnes Seite ſteht. Ebenſo iſt Amleth in Kenntniß geſetzt, daß ein Verräther in der Rüſtung ſteckt, er findet Gelegenheit, ſie zu durchbohren, wird durch den eintretenden König verhaftet, und wirft nun völlig die Maske ab, indem er ſich in den heftigſten Invectiven gegen den Brudermörder ergeht. Ebenſo Geruthe. Da der König es nicht für rathſam hält, ihn hinrichten zu laſſen, ſo ſchickt er ihn an einen Vaſallen — nicht mit einem Brief, ſondern einem Stab, auf welchem gebundene Runen eingeſchnitten ſind, die den Befehl enthalten, Amleth zu hängen. — Vierter-Act. Der Hof dieſes Vaſallen (Hadding), der als finſterer Wüthrich ſehr gut charakteriſirt wird. Ankunft des gefangenen Amleth mit ſeiner Wache. Der Runenſtab nützt nichts, da Hadding nicht leſen kann, die Andern mögen es ihm nicht entziffern, bis ſich endlich Amleth ſelbſt dazu hergiebt. Hadding iſt nach einigem Bedenken auch ſchon entſchloſſen, ihn hängen zu laſſen, als ſich — von Amleth weder angeſtiftet noch vorhergeſehen — ein Aufſtand erhebt: der Tyrann wird erſchlagen, Amleth will ſich in einem Sarge zu Fengo tragen laſſen, um ihn dort unverſehens zu überfallen. — Fünfter Act. Fengo macht mit der ausgeſtopften Rüſtung Experimente; einmal, als das Mondlicht darauf fällt, verwandelt ſie ſich für einen Augenblick in einen Geiſt, und eine hohle Stimme verkündet dem Brudermörder den Tod. — Die angebliche Leiche Amleths wird gebracht; ſchon ehe Amleth aus dem Sarg aufſteigt, erkären die ſämmtlichen Ritter, daß Fengo ſterben muß; Amleth führt dieſes Urtheil aus, indem er ihn im Zweikampf erlegt. Draußen ſchießt eine Sternſchnuppe vorbei — es iſt der erlöſte Geiſt ſeines Vaters, der, durch den Sohn gerächt, zur Ruhe geht.

Wenn in dem ganzen Stück Oehlenſchläger ſich bemüht hat, Amleth zu einem Helden und vernünftigen Menſchen zu machen nnd das düſtere Chaos der Einfälle, denen wir Hamlet bei Shakeſpeare unterliegen ſehen, zu erleuchten, ſo iſt ihm das nicht gelungen. Was Amleth thut, iſt doch zweckwidrig, ſo pragmatiſch es auch immer motivirt wird, und der günſtige Erfolg iſt nicht ſein Werk: er iſt nicht That, ſondern Ereigniß. —

Das dritte Stück: Dina, ein Trauerſpiel, iſt ſehr reich an charakteriſtiſchen Momenten. Es ſtehen ſich zwei gewaltige Naturen gegenüber, die beide aus ihrer Sphäre treten: Dina, ein Mädchen aus dem Volke, ein durch Studien

Digitized by Google

und Leichtſinn emancipirtes Weib, und Graf Corfik Ulfeld, Reichshofmeiſter des König Friedrich III. von Dänemark. Sie haben einmal, ohne einander zu kennen, ein platoniſches Liebesverhältniß unterhalten; erſt ſpäter erfährt Dina, daß ſie es mit einem verheiratheten Manne zu thun gehabt hat. Eines Tages beſchließt ſie, ihn zu beſuchen, halb aus alter Anhänglichkeit, halb um ihn zu necken. Er erklärt ihr, daß er jetzt ſeiner Frau treu ergeben iſt. Sie iſt darüber doch etwas pikirt. Die Dazwiſchenkunft der Gräfin Ulfeld unterbricht die Unterredung. Sie trägt eine Giftflaſche in der Hand, und ſagt zu ihrem Mann, ohne Dina zu bemerken: Ich bin noch immer in Schreck über Deine Aeußerung; Du wollteſt den König vergiften; ich möchte am liebſten die Flaſche vergraben. Dina hörte es, und entfernt ſich erſchreckt, ihn anzugeben, nicht aus Rachſucht, ſie warnt ihn vielmehr und fordert ihn auf, zu fliehen, ſondern aus Loyalität, den Königsmord zu verhindern. — Ulfeld ſchwört vor Gericht ſeine Aeußerung ab, und Dina ſoll nun, da auf eine ſolche Verleumdung die Todesſtrafe ſteht, hingerichtet werden, Ulfeld will ſie retten: er erklärt ihr, ſein Schwur ſei eigentlich nicht falſch geweſen, er habe jene Aeußerung zwar gethan, aber im Fieberwahnſinn, ohne ſie irgend ernſt zu nehmen; jenes Giftfläſchchen ſei durch einen Doctor der Medicin aus Verſehen bei ihm ſtehen geblieben; er bietet ihr darauf den Weg zur Flucht, ein edler Oberſt, der ſie ſchon lange liebt, will ſie heirathen, aber ſie verſchmäht die Rettung.

— Wozu ſoll ich
Noch leben! Meine Blum' ſie iſt zertreten,
Die Liebe, die ich trug zu Dir, ſo ſündlich
Sie auch geweſen iſt, war meine Blüthe!
Sie iſt dahin, nun bin ich gar nichts mehr.
Ich will mit prahleriſchen Worten nicht
Das Laſter ſchminken, während ich es beichte;
Ich überſchritt die Schranken der Natur
Und phantaſirte mich in einen Traum
Hinein, der nimmermehr dem Weibe ziemt.

So wird ſie wirklich hingerichtet, und Ulfeld entfernt ſich mit Kummer, um ſeinen abenteuerlichen Lauf im Ausland weiter zu verfolgen. — Es iſt in dieſem Stück wirklich eine Art dramatiſche Spannung, und zugleich der ernſte Verſuch, dieſelbe in die pſychologiſche Entwickelung zweier bedeutender Menſchen zu verlegen. Allein Beides wird ſyſtematiſch verſteckt: das Erſte durch Einmiſchung einer Menge von Luſtſpielfiguren, die ſich um einen der beiden Hauptthelden gruppiren, die zum Theil, nach engliſcher Manier, ſehr charakteriſtiſch ausgemalt ſind, die aber eben ihrer Breite wegen den Blick verwirren, ſo daß man von dem tragiſchen Ausgang vollſtändig überraſcht wird; das Zweite durch die gewaltſamen Sprünge in der Seele, die wie Capricen auf einander folgen, nicht aus einem ſittlichen Geſetz ſich entwickeln. So kann man dem Stück das Prädicat: intereſſant, aber nicht befriedigend beilegen. —

Digitized by Google

Das letzte der Stücke: Garrick in Frankreich, ein Luſtſpiel, iſt ganz ſchlecht. Die Anlage iſt nicht übel. Garrick, der zufällig mit einem engliſchen Lord, der den Spleen hat, in einem franzöſiſchen Hotel zuſammentrifft, ſoll von Pariſer Schauſpielern, die auf ihn eiferſüchtig ſind, myſtificirt werden. Er wird davon unterrichtet und legt eine Contremine an. Es wird ihnen in den Kopf geſetzt, er ſei der Lord, und der Lord ſei Garrick, ſo wird mit ihnen Komödie geſpielt, während ſie eine zu ſpielen glauben, und bei der Gelegenheit wird der Lord von ſeinem Spleen geheilt. — Aber die Ausführung iſt mehr als hölzern, keine der Figuren weiß ſich recht zu bewegen, der Humor iſt gezwungen, der Witz wiederholt ſich beſtändig. Es hat ganz den Anſtrich eines engliſchen Luſtſpiels, das im Einzelnen draſtiſch genug wirkt, als Ganzes aber langweilt. — Ich höre allgemein, daß das Luſtſpiel in Kopenhagen vortrefflich beſetzt iſt. Nun pflegt aber mit der Vortrefflichkeit der Bühne auch die Dichtung Hand in Hand zu gehen, und ich muß geſtehen, daß ich mir aus den überſetzten däniſchen Luſtſpielen dies Verhältniß nicht vorſtellen kann. Vielleicht werden die kleinen Vaudevilles von Heiberg und Anderen uns ein genaueres Bild vom däniſchen Theater geben.

Die Aufklärung und das Chriſtenthum.

II.

Das Buch der Religion, oder der religiöſe Geiſt der Menſchheit in ſeiner geſchichtlichen Entwickelung. Für die Gebildeten des deutſchen Volks dargeſtellt von einem deutſchen Theologen. 2 Bd. 1850. Leipzig, Brockhaus.

Andeutungen eines Syſtems der Mythologie, entwickelt aus der prieſterlichen Myſteriosophie und Hierologie des alten Orients. Von F. Nork. 1850. Leipzig, Dyk.

Religiöſe Reden und Betrachtungen für das deutſche Volk von einem deutſchen Philoſophen. 1850, Leipzig, Brockhaus.

Dr. Friedrich Groos, der Weg durch den Vorhof der politiſchen Freiheit zum Tempel der moraliſchen Freiheit. Religiös-Philoſophiſches, Stoiſch-Moraliſches und Pſychologiſches. Mit einer Autobiographie des Verfaſſers. Herausg. von Friedrich. 2. Aufl. 1850, Ansbach, Gummi.

Francis William Newman, die Seele, ihr Leiden und ihr Sehnen. Ein Verſuch zur Naturgeſchichte der Seele als der wahren Grundlage für die Theologie. Deutſche Ausgabe von Dr. Ad. Heimann. 1850, Leipzig, Brockhaus.

Es gab eine Zeit in der deutſchen Literatur, wo jedes Individuum, welches eine höhere geiſtige Potenz in ſich fühlte, Herzensergießungen ſchreiben mußte,

Digitized by Google

ohne wiſſenſchaftlichen Zweck und ohne künſtleriſche Form. Die ſchöne Seele fühlte ſich ſchon durch ihr Daſein berechtigt. Jene Zeit, in der Schleiermacher ſeine Monologen, ſeine Reden über Religion, ſeine Weihnachtsfreuden ſchrieb, Jacobi ſeine verſchiedenen Betrachtungen, Wackenroder ſeine Herzensergießungen, Jean Paul die Extrablätter, Goethe die Bekenntniſſe einer ſchönen Seele, Novalis und die Schlegel ihre Aphorismen, Fichte die Anweiſung zum ſeligen Leben u. ſ. w., die ſchreibenden Damen nicht zu rechnen. Das eben emancipirte Gefühl glaubte nicht breit genug ausſtrömen zu können.

Dieſe Zeit ſcheint wiedergekommen zu ſein. Aufs Neue werden wir von einem Strom der Empfindung heimgeſucht, der zu breit und zu unruhig fließt, um ſich in das enge Bette der Kunſt oder der Wiſſenſchaft eindämmen zu laſſen. Auf dieſe Weiſe kommt die Religion zu einer neuen Stellung. Sie wird wieder dem grübelnden Denken entzogen und in's Herz gelegt.

Die angeführten Schriften ſtehen alle in einem nähern oder entferntern Verhältniß zu dieſer neuen Stellung der Religion. Sie ſind alle im Intereſſe einer aufgeklärten Religioſität geſchrieben, welche die Myſtik und Ekſtaſe einer trüben Schwärmerei ebenſo zu vermeiden ſtrebt, als die Nüchternheit eines einſeitig lichtfreundlichen Denkens. Der Zweck der Erbauung — wenn auch nicht in dem gewöhnlichen theologiſchen Sinn, drängt entſchieden die ſonſtigen wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Beſtrebungen in den Hintergrund. —

Nur uneigentlich gehört das Buch von F. Nork in dieſe Reihe. Wir können in dem Augenblick nur eine vorläufige Anzeige geben, da uns bis jetzt die unabſehbare Maſſe von ebräiſchen, indiſchen ꝛc. Citaten zu ſehr verwirrt, die Allgemeinheit des Reſultats — die Auflöſung aller möglichen Sagen und Geſchichten in aſtronomiſche Symbole — zu ſehr überraſcht, um auch nur vom Standpunkt eines Laien eine einigermaßen unbefangene Anſicht zu gewinnen. — Wir müſſen daher für jetzt unſere Kritik ganz allgemein halten. — In jeder Religion findet ſich neben dem ethiſchen, menſchlichen, oder ſpecifiſch geiſtigen Moment (des Ausdrucks der Volksindividualitäten in den Eigenſchaften ihrer Götter und den Geſchichten, die ſie von ihnen erzählen) auch ein naturaliſtiſches: eine Beziehung auf wiederkehrende Ereigniſſe der Natur, namentlich des Himmels, und deren Geſetz in Feſten, hieroglyphiſchen Bildern u. dgl. Beide Momente gehen im Cultus, den Dogmen und der Mythologie zuweilen neben einander, ſo daß die Kritik ſie deutlich von einander unterſcheiden kann; zuweilen vermiſchen ſie ſich in unklaren Vorſtellungen, indem entweder in eine Mythe von urſprünglich ethiſchem Gehalt eine aſtronomiſche Vorſtellung eingeſchwärzt wird oder umgekehrt: das Letztere häufiger; denn die auf die Naturerſcheinungen ſich beziehenden Hieroglyphen bleiben ein Geheimniß der Wiſſenden, während das Volk und ſeine Dichter, denen dieſe Beziehung fremd iſt, ſie ſich menſchlich zurecht zu legen ſuchen. Es iſt ferner leicht begreiflich, daß gerade dieſes Moment, weil es an fertige Formeln gebunden und ohne Tra-

Digitized by Google

dition unverſtändlich iſt, bei der Uebertragung einer Religion von dem einen Volk auf das andere reiner und vollſtändiger überliefert wird, als der ethiſche Gehalt der Sagen und Lehrſätze, den jedes Volk nach ſeiner Individualität ſich entweder ſelbſtſchöpferiſch bildet, oder, wenn es ihn von Außen her empfängt, ihn modificirt. So wird ſich z. B. in der Mythologie der Griechen und Römer, die wir in ihrer höhern Ausbildung nur durch die Dichter kennen, und die für uns daher einen lediglich ethiſchen Inhalt haben, bei genauerem Studium, innerhalb dieſer Mythen und neben ihnen, ein kosmiſches Moment vorfinden, welches ihnen wahrſcheinlich von einem ausgebildeteren naturaliſtiſchen Syſtem, z. B. dem ägyptiſchen, überliefert iſt.

So wird ſich auch in den Feſten der chriſtlichen Welt, wie in einzelnen Dogmen und Legenden dieſer aus dem Heidenthum herzuleitende Urſprung nachweiſen laſſen, ohne daß dadurch die weſentlich ſpiritualiſtiſche Bedeutung des Chriſtenthums irgendwie verkümmert würde. — Es wäre für den Forſcher, der an Detailarbeit Vergnügen findet, von großem Intereſſe, dieſe Scheidung im Einzelnen durchzuführen, nur gehört dazu neben einer umfaſſenden, wahrhaft ungeheuern Gelehrſamkeit eine ängſtliche, mühſame Geduld, die auch die kleinſte Rechnung nicht abſchließt, ohne nach allen Seiten hin Probe zu machen; und ſelbſt wenn dieſe Bedingung erfüllt wird, wäre es zweifelhaft, ob ſich ein glänzendes und zugleich unumſtößliches Reſultat ergeben würde. — Im Gegentheil charakteriſirt die Forſcher nach dieſer Richtung hin — die Creutzer, Görres, Schubert u. ſ. w. — abgeſehen von der trüben Myſtik, in die ſie gewöhnlich verfallen, eine wahrhaft fieberhafte Ungeduld, die ſich mit dem Abſchluß der Rechnung übereilt, und darum ſehr ſchnelle, blendende, aber keine dauerhaften Reſultate gewinnt. Außerdem entſpringt aus dem Chaotiſchen des Stoffs gewöhnlich eine Regelloſigkeit, ein unorganiſches Ueberſpringen aus dem einen Gebiet in das andere, welches das Studium und die Kritik ſehr erſchwert, namentlich, ſeitdem die vergleichende Sprachkunde ſich zur Geltung gebracht hat, und man ſich berechtigt glaubt, ſobald im Sanskrit oder im Chineſiſchen ein Wort, wenn auch nur ganz undeutlich, an ein ebräiſches erinnert, darauf ſogleich die wunderbarſten Schlüſſe zu bauen. — Doch wie geſagt, ſollen dieſe Bemerkungen nur als vorläufig gelten. —

Die übrigen Schriften ſtehen ſich ihrem Inhalt und ihrer Tendenz nach näher. — Am weiteſten links ſteht der „deutſche Theologe.“ Er findet in Strauß einen Fortſchritt gegen Hegel, in Feuerbach einen Fortſchritt gegen Strauß, in Ruge einen Fortſchritt gegen Feuerbach, in Noak *) einen Fortſchritt gegen Ruge. Dieſen Standpunkt hält er in ſeiner Geſchichte der verſchiedenen Reli-

*) Man vergleiche meine Kritik von Noak's Weſen des Chriſtenthums in Heft 24 und einigen ähnlichen Erſcheinungen in Heft 38.

Digitized by Google

gionen im Weſentlichen feſt, ohne darüber einſeitig zu werden, im Gegentheil bringt dieſe philoſophiſche Betrachtung eine faſt zu weit gehende Toleranz mit ſich. — Die Schrift macht keinen Anſpruch auf wiſſenſchaftliche Gründlichkeit, ſie iſt auf den Laien berechnet, und mehr philoſophiſch-conſtructiv, als hiſtoriſch-kritiſch gehalten. Sie ſoll „einen ſichern Leitfaden abgeben, um das weite Gebiet der Religion nicht als einen Irrſaal menſchlicher Vorurtheile und abergläubiſcher Meinungen zu betrachten, ſondern in der Entſtehung und innern Entwicklung der Religionen die waltende Vernunft des Weltgeiſtes als den einheitlichen Faden zu entdecken, der die Religionen der Menſchheit und ihre Geſchichte zu einem planvollen Lebensganzen verbindet.“ Daß eine ſolche philoſophiſche Conſtruction der Geſchichte aus dem vorgefundenen Material mit der vorgefaßten Ueberzeugung, daß der Lauf der Dinge ein vernünftiger ſein müſſe, ſein Mißliches hat, und daß ein eingeſtanden erbaulicher Zweck die wiſſenſchaftliche Sicherheit nicht eben fördert, wird dem Kenner nicht unbekannt ſein; für das große Publicum iſt aber das Werk als ein gebildetes, vorurtheilsfreies Räſonnement über den Lauf der Geſchichte und als ein weſentlicher Beitrag zur Aufklärung zu empfehlen. —

Der „deutſche Philoſoph“ ſteht mehr rechts; nach den Worten der Einleitung:

Und durch die Klage hör' ich hell erſchallen
Wie Glockenklang, der Gottesſtimme Laut:
Weil ihr vom Herrn des Lebens abgefallen,
Ihr ſeinen Lebenshauch verſchmähet habt,
Ward nach Verdienſt ein Loos zu Theil euch allen.
Weil euch der Selbſtſucht Taumelbecher labt,
Sinnt Jeder nur, wie er das Seine finde,
Dünkt Jeder keck zu Allem ſich begabt,
Und in des Erdendaſeins Irrgewinde
Sucht er des Himmels Frieden ſich allein: *)
Erkennt ihr, wie ihr Knechte ſeid der Sünde? U. ſ. w.

— ſollte man ſchließen, er habe einen ſtarken Anſtrich von Rechtgläubigkeit und Pietismus, aber dem iſt nicht ſo, es ergiebt ſich nachher, daß das alles nur bildlich zu verſtehen ſei, und daß der Redner die „Reaction“ ebenſo bekämpft als die „Anarchie.“ — In formeller Beziehung hat er gegen den „Theologen“ den großen Nachtheil, daß ſein Stoff ſich nicht ſelber eine Form ſchafft; es ſind vermiſchte Betrachtungen über verſchiedene Gegenſtände, die ſich mehr oder minder auf Religion beziehen, bald in Proſa, bald in Verſen, mit vielen eingeſtreuten Citaten aus Dichtern und Proſaikern, Kerkergedanken eines deutſchen Republikaners u. ſ. w. Es iſt eigentlich Schade, daß der Verfaſſer, dem eine edle poetiſche Sprache und eine leichte Verſification zu Gebote ſteht, nicht aus dem Ganzen ein didaktiſches Gedicht gemacht hat, wie es bei den Engländern

*) Es iſt nicht deutlich, ob ſich dieſes „allein“ auf „Erdendaſein“ oder auf „ſich“ bezieht.

Digitized by Google

zuweilen geſchieht; dadurch würde wenigſtens eine formale, künſtleriſche Einheit hineinkommen. In der Proſa begnügt man ſich jetzt nicht mehr mit „Monologen" in der Schleiermacherſchen Manier; man will dialektiſche Schärfe und die Sicherheit einer gelehrten Bildung. —

Der „Stoiker" macht, menſchlich genommen, einen ſehr wohlthuenden Eindruck; ein Greis, der ſich doch noch rüſtig und mit jugendlicher Lebendigkeit mit den ernſten Problemen der Philoſophie und des Lebens beſchäftigt. Er kann mit Goethe's Künſtler ſagen:

> Ich zittre nur, ich ſtottre nur,
> Und kann es doch nicht laſſen. —

Bei weitem den meiſten Werth unter all den angeregten Schriften hat die von Newman, obgleich man bei der Sentimentalität des Titels ſich auf Schlimmes gefaßt macht. Aber gleich der erſte Satz der Einleitung verſcheucht dieſe Furcht: „Alles menſchliche Wiſſen iſt, wie die menſchliche Kraftanſtrengung, beſchränkt; und unſer Wiſſen beſitzt dann die höchſte Klarheit, wenn wir die Linie ſcharf ziehen können, welche die Grenze anzeigt, wo das Nichtwiſſen beginnt." Dieſen erſten und wichtigſten Grundſatz aller Wiſſenſchaft, den unſere deutſche Philoſophie, die jede Frage unbeſehen beantwortet, nur zu häufig aus den Augen läßt, wird in dem ganzen Werk, das ſich mit der genetiſchen Entwickelung des Gottesbegriffs aus der Natur der menſchlichen Seele beſchäftigt, ſtreng feſtgehalten, und obgleich es der Verfaſſer faſt ausſchließlich mit Gefühlen zu thun hat, verliert er darüber doch nie den geſunden Menſchenverſtand. — Freilich geht ihm jene höhere philoſophiſche Kühnheit ab, die uns eine Reihe der größten Denker errungen hat: die Kühnheit, das Weſen nicht außerhalb der Erſcheinung, ſondern in ihr; den Gegenſtand der Empfindung in ihr ſelbſt zu ſuchen. —

— Das Weſen der Religion, im Gegenſatz zum Götzendienſt gefaßt, hat in der Seele eine doppelte Geburt; theologiſch ausgedrückt, die Anbetung und die Sünde. Das Erſte iſt der Uebergang aus dem Entſetzen von der ihrem Weſen nach uns fremden und ſchrecklichen Natur zum künſtleriſchen Gefühl ihrer innern Harmonie und ihrer Größe, zum Schauer des Erhabenen. Das Zweite iſt das erſchreckende Gefühl einer uns fremden, abſolut unverſtändlichen Natur in uns ſelbſt, das Entſetzen vor uns ſelbſt. Beides kann begreiflicher Weiſe nicht in alle Ewigkeit hin fortgeſponnen werden, denn jedes ſtarke Gefühl geht ſeiner Natur nach ſchnell vorüber, die eigentliche Religion iſt alſo ein Act, den die Theologie nicht ungeſchickt als Wiedergeburt bezeichnet. Sie enthält ferner in beiden Fällen in ihrer Vorſtellung einen Mangel an Befriedigung und die Sehnſucht nach einer „Vermittelung," denn es befremdet uns ſelber, wie ein Conglomerat von Stein, Erde, Creaturen, die wir einzeln geringſchätzen, als Totalität das Gefühl des Erhabenen in uns erregen will, und wir ſubſtituiren dieſer Empfindung, die eigentlich unſerem eigenen Geiſt gilt, der dieſe Totalität künſtleriſch producirt, ein

Digitized by Google

höheres Weſen; ebenſo verlangt die Entzweiung unſers Innern eine Ergänzung, einen „Heiland,“ den wir in einem äußern Ideal ſuchen. Dieſer „Heiland“ kann dann natürlich kein anderer ſein, als jenes „höhere Weſen.“ Wenn die Philoſophie dieſe Doctrin zerſtört, ſo hebt ſie alſo damit die Religion nicht auf — denn die Religion iſt ein Act des Gefühls.

Kleine Correſpondenzen.

Aus Wien.

Wenn man Klutſchak's neuerliche Verhaftung in Prag ohne Vorwiſſen des Statthalters, der deshalb ſeine Demiſſion eingereicht haben ſoll, mit andern Momenten der jüngſten Vergangenheit zuſammenhält, ſo kommt man unwillkürlich zu der Frage: Befinden wir uns denn in einem geordneten, civiliſirten Staate? Ein ſolches Verfahren führt nothwendig zu einer totalen Verwirrung der Begriffe; wer früher conſervativ hieß, iſt heute Umſturzmann — und die Demokraten müſſen unter ſolchen Verhältniſſen unbedingt Conſervative werden. Ein klarer Beweis, auf welches Ziel die Reaction mit vollen Segeln losgeht, ſind die „Bekenntniſſe eines alten Soldaten“ — eine Broſchüre, nur in 50 Exemplaren abgedruckt unter perſönlicher Aufſicht des Verfaſſers, der unmittelbar nach dem Abzug den Satz zerbrechen und ſein geniales Geiſtesproduct blos an Gleichgeſinnte vertheilen ließ. Es wird darin der kraſſeſte Abſolutismus gepredigt und mit militäriſcher Taktik dargethan, das Heil der Welt liege einzig und allein in der gänzlichen Ausrottung der verpeſtenden Freiheitsideen und in der einfachen Rückkehr zu den alten Zuſtänden. Wahrhaft komiſch klingt die Argumentation, welche ſich auf einen Vergleich zwiſchen der Krankheit der Völker — dafür hielt nämlich der Verf. das Streben nach durchgreifenden Reformen — und der Zerrüttung des menſchlichen Organismus ſtützen will; wie hier — meint er — ſei auch dort Reaction der Zeitpunkt beginnender Heilung. Einen ferneren Beleg liefert das am 13. v. M. zu Brüx in Böhmen vorgefallene Bubenſtück — eine freie Ueberſetzung obiger Theorie ins Praktiſche. Zwei Officiere äußerten nämlich in dem Apothekerladen des Herrn Dietlrich daſelbſt ein ſo ungezogenes Benehmen, daß ſich derſelbe bemüßigt fand, um mehr Anſtand zu erſuchen. Darauf gab ihm der eine davon einen Fauſtſchlag in's Geſicht und etliche Hiebe mit dem blanken Säbel. Der Apotheker flieht auf die Gaſſe und ſucht den Oberſten auf, kann ihn aber nicht ſprechen. Inzwiſchen war von dem Apothekergehülfen eine Gensd'armeriepatrouille herbeigeholt worden, deren Führer jedoch auf die Erklärung, er erſcheine im Namen des Geſetzes, von dem Officier barſch zurückgewieſen wurde; und als derſelbe *im Namen Sr. Maj. des Kaiſers* Einlaß begehrte, herrſchte ihm jener dictatoriſch entgegen, der Gensd'arme ſei blos Corporal — er aber Officier, und werde es ſchon zu verantworten wiſſen — — und die Schutzwache der perſönlichen Sicherheit des conſtitutionellen Staatsbürgers zog ab, weichend der Gewalt des allmächtigen Wortes. Kaum war der Apotheker wieder zurückgekehrt und eben damit beſchäftigt, ſeine Wunden mit naſſen Tüchern zu verbinden, als die beiden Helden in das Zimmer drangen,

Digitized by Google

ihn neuerdings mißhandelten, am Halſe packten, würgten und unter den roheſten Beſchimpfungen herumzerrten. Der Unglückliche ſucht in ein anderes Zimmer zu entkommen — da erſcheint der Oberſt, und erklärt auf eine Bemerkung des Apothekers, er wolle zur Genugthuung für die einem Officier angethane Grobheit ſogleich eine Patrouille holen und demſelben 50 aufhauen laſſen!! Endlich kommt der Bürgermeiſter — der Vorfall wird mitgetheilt, und der Oberſt erbietet ſich, 50 fl. zu geben; und als man ſich natürlich damit nicht zufrieden gibt, verſpricht er, den Officier in Profoßenarreſt zu ſchicken. Aber begreiflicherweiſe genügt dem an ſeiner Ehre gekränkten Bürger dieſe Satisfaction keineswegs und er verlangt 100 fl. und Abbitte des Officiers in Gegenwart des Bürgermeiſters. Dazu wollen ſich jene nicht verſtehen, und die Sache wird vor Gericht gebracht. Wie verlautet, ſoll die in der Perſon ihres allgemein geachteten Mitbürgers in ihren heiligſten Intereſſen verletzte Bürgerſchaft der Stadt Brüx, welche leider ſchon mehrere ähnliche Scenen erleben mußte, die Erklärung abgegeben haben, nur mit einer Entſchädigung von 400 fl. C. M. ſich zufrieden zu ſtellen. —

Ein anderes Haupt der Hydra iſt die klerikale Partei, welche namentlich durch die berüchtigten Miſſionspredigten die Flamme zu ſchüren ſucht. Einen deutlichen Fingerzeig ihrer Beſtrebungen gibt die Verſammlung der Katholikenvereine in Linz, wohin von hier unter andern Graf Mailath und Dr. Veit abgeordnet wurden. Möchte doch unſer Miniſterium recht bald dieſe gefährlichen Elemente aus dem Staatsorganismus mit kräftiger Hand ausſcheiden, wenn es nicht will, daß er, ſtatt zu neuem Leben zu erſtarken, verdorre wie ein von eklen Würmern zerfreſſener Baum!

Aus Kaſſel.

Wer die Vorfälle in Kurheſſen während des letztverfloſſenen halben Jahres und die giftigen Früchte, welche dort in dieſen Tagen zur vollen Reife gediehen ſind, recht beurtheilen und begreifen will, muß ſein Auge auch auf die Entwicklung der öffentlichen Verhältniſſe dieſes Landes vor der Revolution von 1848 wenden. In kurzen Andeutungen wollen wir dem Prüfenden eine Orientirung zu ermöglichen ſuchen.

Nachdem ſeit der Vertreibung der Franzoſen und dem Sturze des weſtphäliſchen Reiches Kurfürſt Wilhelm I. unter dem Jubel der aus einem aufopfernden Kampfe zu den Friedenshoffnungen rückgekehrten Bevölkerung in Kaſſel wieder eingezogen war, wandte er bald ſeine ganze Sorge und Thätigkeit auf die unverkümmerte Wiederherſtellung aller Verhältniſſe, wie ſie vor der Invaſion der Franzoſen geweſen waren. Es geſchah dies mit Härte, Rückſichtsloſigkeit und Unbilligkeit; überall ward Mißmuth rege. Sein Sohn regierte darauf in vollſtändiger Unbeſchränktheit und mit harter, oft unverſtändiger Willkür, bis er nach der Julirevolution dem Lande eine Verfaſſung gewähren mußte. Dieſe entſprach den Forderungen der Zeit und ein ächt conſtitutionelles Leben ſchien ſich verwirklichen zu müſſen, wenn dieſelbe zur vollen Wahrheit gemacht werde. Man gab ſich um ſo mehr dieſer Hoffnung hin, als kurze Zeit nachher der Kurfürſt ſelbſt ſich in die Stille des Privatlebens zurückzog und ſeinem Sohne als Kurprinz-Mitregenten die Regierung überließ; denn dieſer war überall im Lande als liberal angeſehen und hatte bei mehrern Gelegenheiten ſeine Anhänglichkeit an die neue Verfaſſung ausgeſprochen. Aber bald genug mußten es die Stände des Landes wiederholt und bitter beklagen, daß die Regierung immer entſchiedener ſich von dem Geiſte des Regierens abwende, wie es der Verfaſſungsurkunde zu Grunde gelegt war. Es ward dieſes allem Zweifel enthoben,

Digitized by Google

nachdem Hans Daniel Haſſenpflug in das Miniſterium getreten war. In immer größerer Schroffheit, mit immer empfindlicherem Druck ſtellte es ſich heraus, daß nicht nur die offen erkennbare Idee der Verfaſſungsurkunde in abſoluſtiſchem Sinn umgeformt der Regierung zu Grunde gelegt wurde, ſondern es fing auch zu derſelben Zeit eine Deutelei und Verdrehung und Umſchreibung der Worte des Staatsgrundgeſetzes an, deſſen deutſche Sprache urplötzlich auch in ihren zweifelloſeſten Ausdrücken eine andere Bedeutung erhalten zu haben ſchien. Weit öffneten ſich die berüchtigten „Löcher", breit auf flogen die „Hinterthüren" der Verfaſſungsurkunde. Mit Entrüſtung und Schmerz ſah das Land zu; da ward es zum Sprichwort, daß Haſſenpflug Heſſens Haß und Fluch habe. Er nahm ihn mit ſich, als er, ſelbſt ein abſoluſtiſcher Herr, ſich mit dem höchſten abſolutiſtiſchen Herrn über das abſolutiſtiſche Regiment überwarf. Die Miniſter, die nach ihm kamen, waren größtentheils ſeine Adepten, ſein Körper war weggegangen, ſein Geiſt blieb; das Bewußtſein davon und die Schuldſchreibung auf den Fälſcher des klaren Wortes war im Heſſenvolke verbreitet wie ein Katechismusſatz. Man hatte es ſelbſt da nicht vergeſſen, als zuletzt vor den Märzſtürmen 1848 Scheffer das Miniſterium leitete und mit der ganzen breiten Kernfülle eines „Dreſchflegels von der Schwalm" die abſolutiſtiſche Grobheit und Willkür über das Land handhabte und vor den Ständen lehrend entfaltete. Auch der wucheriſch-pietiſtiſche Beigeſchmack, den die kurheſſiſche Regierung bis zu eben jener Zeit zeigte, war eine Saat Haſſenpflug's. Doch genug davon; die Regierungsweiſe des kurheſſiſchen Miniſteriums noch unmittelbar vor jenem Februar iſt weltbekannt geworden. Es war in einem Zuge der Mauerbrecher des Abſolutismus und ſein Don Quixote.

Die Erhebung des kurheſſiſchen Volkes im März 1848 nach einem langen und bitter empfundenen verhaßten Regimente war erfolgreich, obwohl es nirgends zu einer eigentlichen Empörung mit Waffengewalt kam. Nach einigem Widerſtreben gewährte der Fürſt alle Forderungen des Volkes und beſchwichtigte damit die für ihn ſelbſt drohende Gefahr. Er ſoll ſich ſpäter, nach den bekannten Vorgängen in Berlin freudig die Hände gerieben haben, daß er „klüger geweſen ſei, als ſein königlicher Bruder." Die Verwirklichung des ganzen bekannten Programms der Märzerhebungen ſchien in Kurheſſen kein Hinderniß zu finden, zumal nachdem auch der ganze ſeitherige Perſonalbeſtand des Miniſteriums verabſchiedet war und der kurfürſtlichen Proclamation vom 11. März gemäß, „daß ſtets nur volksthümliche Miniſter als Rathgeber der Krone berufen werden ſollten," Eberhard, Wippermann ꝛc. an die Spitze der Verwaltung geſtellt waren. In ununterbrochener Arbeit, mit raſtloſem Eifer ward von dieſem Miniſterium im beſten Einverſtändniß mit der Ständeverſammlung eine große Zahl von Geſetzen durchgeführt, in welchen der veränderten Zeit mit ihren billigen und gerechten Anſprüchen genügt ward. Doch mußte in den meiſten Fällen der von Tag zu Tag entſchiedener widerſtrebende Wille des Fürſten erſt überwunden werden. Wiederholt kam es an den Tag, daß der Kurfürſt, ſeitdem die Bewegung im Rückfluſſe begriffen war, dem Miniſterium wie aufgedrungenen „Fremdlingen in ſeinem Hauſe" gram war und bei jeder Gelegenheit ſich ſeine frühern Freunde oder Analogieen derſelben wieder herbeiholen wolle. Die „Miniſterkriſis" war zuletzt ſo gut wie permanent. Und doch hatten die Miniſter vielleicht einen Theil ihrer Popularität dadurch eingebüßt, daß ſie das ſtarke Intereſſe des Fürſten an der unverkümmerten Aufrechthaltung der wahrhaft enormen Civilliſte, ſobald dieſelbe zu einer Rechtsfrage für die Geſetzgebung gemacht werden ſollte, mit Entſchiedenheit

Digitized by Google

vertheidigten, da die Sache trotz aller Rodomontaden der Demokraten rechtlich gar nicht gegen den Fürſten zu erledigen war. Dem Miniſterium wird zuletzt die Selbſterhaltung nur dadurch möglich, daß es an der Spitze eines unabhängigen, ihm ganz vertrauenden Beamtenſtandes ſtand; allſeitig wurden von den höhern Perſönlichkeiten des letztern die Anträge des Fürſten zur Bildung eines andern Miniſteriums zurückgewieſen. Man wußte, daß der Kurfürſt ganz beſonders auch wegen der unionsfreundlichen Politik Eberhard's nach einem andern Miniſterium ſich ſehnte, um ſo weniger wollte man jenen von ſeinem Platze verdrängen. Da überraſchte um die Jahreszeit der Februarrevolution das Land die Kunde, daß ein neues Miniſterium unter Haſſenpflug gebildet ſei. Die Entrüſtung über dieſes Ereigniß miſchte ſich mit brennender Schaam; das Land erröthete über dieſe That des Fürſten. Nur die ſchlechteſte Sorte der „entſchiedenſten“ Demokraten blieb gleichgültig oder begrüßte wohl gar den neuen Premier charakteriſtiſch genug als den ganz ebenbürtigen Gegner. Mit freundlichem Antlitz entließ der Fürſt die Märzminiſter, die ihm den Thron erhalten hatten. Nur der für das Auswärtige erhielt einen kleinen Seitenhieb. Königliche Hoheit wollten „nicht mediatiſirt ſein.“ Preußen hat für dieſe Worte weder Augen noch Ohren gehabt.

Bemerkungen über den ſächſiſchen Preßgeſetzentwurf. Wir haben es uns aus leicht begreiflichen Gründen zur Vorſchrift gemacht, über ſächſiſche Angelegenheiten, ſoweit ſie ſich nicht auf das allgemeine Vaterland beziehen, ſo wenig als irgend möglich zu ſagen. Wir machen diesmal eine Ausnahme, theils weil ja erſt von einem Entwurf die Rede iſt, theils weil dieſe miniſterielle Conception weder im Inhalt noch in der Form irgend ihres Gleichen kennt. Es ſteht einem der Verſtand ſtill, wenn man hört, daß dieſe Arbeit von Beamten herrühren ſoll, die doch ſonſt daran gewöhnt werden, ſich möglichſt deutlichſt auszudrücken. — §. 22 lautet wörtlich: „Die Herausgeber von Zeitſchriften ſind verpflichtet, von Behörden und Privatperſonen Berichtigungen der auf dieſe Bezug habenden Artikel derſelben Zeitſchrift in der nächſten nach Eingang der Berichtigung zum Abdruck gelangenden Nummer dieſer Zeitſchrift aufzunehmen. Für deren Abdruck, welcher mit gleichen Lettern, wie der Druck des zu berichtigenden Artikels, zu bewirken iſt, dürfen Inſertionsgebühren nach dem bei der betreffenden Zeitſchrift angenommenen Satze nur inſoweit verlangt werden, als die Berichtigung den doppelten Raum des zu berichtigenden Artikels überſteigt.“ — Ich erinnere mich, daß ich im Juli 1848 einen Aufſatz über Robert Blum ſchrieb, der beinahe ein ganzes Heft Grenzboten (circa zwei Bogen) einnahm, und in welchem ich nachzuweiſen ſuchte, daß Blum's Richtung, der Radicalismus, im höchſten Grade ſchädlich für Deutſchland wäre. Hätte damals die Preßverordnung ſchon Rechtskraft gehabt, ſo hätte mir Blum 4 Bogen oder zwei volle Hefte Grenzboten zur Entgegnung vollſchreiben können, und das Publicum der Grenzboten wäre nicht wenig erſtaunt geweſen, ſeine Freunde plötzlich in den extremſten Radicalismus verfallen zu ſehen. — Daſſelbe hätte mir Otterſoſſer, Jung u. ſ. w. anthun können; ja Hebbel, Gutzkow, Köberle, Langenſchwarz hatten in jedem Augenblick das Recht, mir und meinen Leſern ihre beſondern äſthetiſchen Theorien zu octroyiren. — Die handgreifliche Ungereimtheit dieſer Verordnung zwingt uns, ſie lediglich vom pſychologiſchen Standpunkt zu betrachten: irgend ein Secretair im Miniſterium wird im Reibeiſen angegriffen ſein, und da er nichts Anderes lieſt als das Reibeiſen und die Fackel, ſo findet er den Ausweg ganz natürlich. — Der gute Secretair über-

Digitized by Google

ſieht nur die Zweiſchneidigkeit ſeiner Waffe. Seine eigenen Blätter, die Fackel und die Freimüthige Sachſenzeitung, enthalten ja faſt nur Angriffe auf die Gegner des Miniſteriums; es ſteht alſo denſelben frei, unter drei Nummern immer zwei mit Entgegnungen auszufüllen, das Organ der Reaction alſo zu einem zwei-drittel-oppoſitionellen zu ſtempeln. — §. 12: „Die verantwortliche Redaction einer Zeitſchrift dürfen nur ſolche, im Königreich Sachſen weſentlich wohnhafte, männliche Perſonen übernehmen oder fortführen, welche die zur Stimmberechtigung bei den Landtagswahlen, mit Ausnahme reſp. der Anſäſſigkeit und des Cenſus, erforderlichen Eigenſchaften beſitzen." — Ein Lichtzieher, der ſich zur Ruhe geſetzt hat, kann alſo die Redaction übernehmen; ein Gelehrter aber, der keine Luſt hat, ſich den Segnungen der ſächſiſch n Staatsbürgerſchaft zu unterziehen, nicht. Der Zweck einer Beſchränkung des Rechts, eine Zeitſchrift zu redigiren, kann doch nur ſein, zu verhindern, daß die Strafe für Preßvergehen einen Andern trifft, als den intellectuellen Urheber deſſelben. Dieſer Zweck wird aber gerade verfehlt. Denn da unter den landtagsfähigen Seifenſiedern, Faßbindern, Strangdrehern, Meſſerſchmieden ꝛc. ſich nicht übertrieben viele vorfinden, die im Stande ſind, ich will nicht ſagen, mir von mich zu unterſcheiden, aber wenigſtens die Bedeutung eines Hegelſchen Satzes zu überſehen, und demnach die reale Leitung einer wiſſenſchaftlichen Zeitſchrift zu übernehmen, da andererſeits die Rechtsverhältniſſe, in welche das Eingehen eines größern Journals eingreift, zu bedeutend ſind, um ohne Weiteres daran denken zu können, ſo tritt der Zwang ein, einen Schein-Redacteur zu beſtellen, der ſich für Geld und gute Worte unter jenen landtagsfähigen Strangdrehern ꝛc. ſchon finden wird, deſſen Stellung aber Lüge und Unſittlichkeit der ärgſten Art mit ſich bringt. — Und ſo denkt dieſes Miniſterium die Preſſe zu purificiren! — Es ſind in dem Entwurf noch viel ſchlimmere Dinge; der Poſtdebit wird der Polizeiwillkür übergeben (§. 19), und dadurch eine Parteiherrſchaft hergeſtellt; auf die Denunciation eine Prämie geſetzt (§. 27); die Strafe tritt ein in Folge eines noch nicht völlig rechtskräftigen Erkenntniſſes, und damit zuweilen der vollſtändige Ruin eines Unſchuldigen (§. 31), ꝛc. — Soll es nun ein Troſt ſein, oder eine neue Demüthigung, daß Vieles von dieſer Verordnung ſo eingerichtet iſt, daß es beim beſten Willen nicht ausgeführt werden kann!!

Der Erbe von Kilmarmor. Roman von Bertha Werder. Magdeburg, Bänſch. — Zu Anfang eine hochländiſche Staffage, wie bei Walter Scott; gewürfelter Tartan, blaue Mütze mit der Feder, ein alter Diener des Hauſes So und So, ein Stück Harfner mit einer Tochter, die ein Mondſcheinantlitz mit blonden Opheliafocken hat, und aus Liebe wahnſinnig iſt; adelſtolze Väter und Familienfeindſchaften, die ſich dem Glücke liebender Herzen entgegenſetzen; Studentenleben in Heidelberg mit Duellen; Verwundung, die an Tod grenzt, mit darauffolgender Reue; Türkinnen mit untergeſchlagenen Beinen; Entführungen, die Marmorbecken und Springbrunnen der Alhambra: zum Schluß Entlarvung der Böſen, Sieg des Guten und mehrere Hochzeiten, Alles, was das Herz begehrt: es iſt ein Roman aus der guten alten Zeit, und wir ſehen mit Freuden, daß durch die Eiſenbahnen noch nicht alle Romantik verwiſcht iſt.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Guſtav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von C. E. Elbert.

Digitized by Google

Deutſche Romane.

William Shakeſpeare.. Ein Roman von Heinrich König. 2te, neu bearbeitete Auflage. 2 Bde. 1850. Leipzig, Brockhaus.*)

Die Ritter vom Geiſte. Roman in neun Büchern von Karl Gutzkow. 1. Bd. 1850. Leipzig, Brockhaus.

Die Käſerei in der Wehfreude. Eine Geſchichte aus der Schweiz von Jeremias Gotthelf. 1850. Berlin, Springer.**)

Als ein neuer Induſtriezweig ſoll alſo jetzt auch der Feuilleton-Roman bei uns eingeführt werden! Früher waren es lediglich die belletriſtiſchen Journale, die Abendzeitung u. ſ. w., welche doch nur gewiſſe Claſſen des Publicums mit etwas Aehnlichem verſorgten; jetzt ſcheinen auch die eigentlichen Zeitungen damit anfangen zu wollen. Und zwar iſt es eine Zeitung, die dieſes ſinnlichen Reizmittels gar nicht bedarf. Seitdem die dilettantiſche Philoſophie eines halbgebildeten Autodidakten, die ſich bis zu Anfange dieſes Jahres in der Allgemeinen Deutſchen Zeitung in den ſeltſamſten Capriccio-Sprüngen bewegte, glücklich daraus entfernt iſt, gehört dieſes Blatt zu den tapferſten und verſtändigſten Vorkämpfern unſerer Partei, und hat in ſeiner Politik hinlänglich ſoliden Werth, um dieſen äußerlichen Flittertand verſchmähen zu können. Da indeß dieſe Zugabe der Politik keinen Raum entzieht, ſo kann man ſie ſich ſchon gefallen laſſen, und wenn man einmal

*) Wir führen bei dieſer Gelegenheit die übrigen Schriften H. König's an (ſämmtlich bei Brockhaus erſchienen): Die Waldenſer. Roman. 1836. — Die Bußfahrt. Trauerſpiel. 1836. — Die hohe Braut. Roman. (2. Aufl. 1848). — Regina. Eine Herzensgeſchichte. 1842. — Veronika. Eine Zeitgeſchichte. 1844. — Die Clubiſten in Mainz. Roman. 1847. — Spiel und Liebe. Novelle. 1849.

**) Die frühern Schriften ſind: Bauernſpiegel oder Lebensgeſchichte des J. G. — Der Knabe des Tell. — Uli der Knecht — Uli der Pächter — Hans Joggeli der Erbvetter. — Käthi die Großmutter. — Leiden und Freuden eines Schulmeiſters. — Doctor Dorbach der Wühler. — Erzählungen und Bilder aus den Volksleben der Schweiz (in den Grenzboten beſprochen Heft 26).

ein Feuilleton zugibt, ſo mag die novelliſtiſche Beſprechung der Zeitereigniſſe, wie ſie in Gutzkow's Plan gelegen hat, noch immer die zweckmäßigſte Verwerthung deſſelben ſein.

Allein Gutzkow hat zu dergleichen kein Geſchick. Er ſagt ſelber mit einem gewiſſen Selbſtgefühl, daß er ſich von den franzöſiſchen Feuilletoniſten weſentlich unterſcheide; dieſen kommt es nur darauf an, zum Schluß jedes Capitels eine Spannung eintreten zu laſſen, die das Publicum auf die Fortſetzung neugierig macht. Zugegeben, daß das eine ſehr untergeordnete Kunſtform iſt, ſo wird man doch nicht beſtreiten, daß ſie zum Weſen des Feuilleton-Romans gehört, denn ohne ſie iſt es auch für den geduldigſten Leſer unmöglich, die Erzählung tropfenweiſe einzunehmen. Man wird ferner nicht beſtreiten wollen, daß auch zu dieſer von der Suffiſance unſerer Romantiker ſo niedrig angeſchlagenen Manier ein Talent gehört, welches z. B. Gutzkow nicht beſitzt; er iſt eine viel zu ſubjective und reflectirende Natur, um einfach, unbefangen und anſchaulich erzählen zu können.

In der Beilage zur Zeitung iſt es mir alſo unmöglich geweſen, den Roman zu verfolgen. Wie ich glaube, wird es den meiſten Leſern nicht beſſer ergangen ſein. Der Wiederabdruck deſſelben in einem getrennten Bande verſchafft uns jetzt eine Gelegenheit dazu.

Es geht mir ganz eigenthümlich mit Gutzkow. Für mich hat dieſe unermüdliche, ängſtliche, fieberhafte Thätigkeit, die ſich ſo herzlich danach ſehnt, etwas recht Neues und Großes zu leiſten, etwas Rührendes; bei jedem neuen Werk, das mir von ihm in die Hände fällt, gebe ich mir die aufrichtigſte Mühe, das Gute, Anerkennenswerthe, Dauerhafte herauszufinden. Aber dieſe Mühe hat denſelben Erfolg, wie Gutzkow's eigne Anſtrengung. Die Prätenſionen, die der Dichter macht, ſind ſo groß, und das, was er leiſtet, ſo gering, daß die Kritik treulos gegen ihre Aufgabe ſein würde, wenn ſie nicht jedesmal eine ſehr ernſthafte Zurechtweiſung eintreten ließe.

In jeder neuen Phaſe ſeines Lebens hat Gutzkow das Publicum zu überreden geſucht, und iſt vielleicht ſelbſt davon überzeugt geweſen, daß er ihm etwas ganz Neues, Unerhörtes, noch nie Dageweſenes darböte. Nach der Reihe hat er ſich im vollſten Ernſt für den Erfinder des ſocialen Romans, der Tendenz-Novelle, des bürgerlichen Drama's gehalten. Die Weisheit unſers ſeligen — oder noch nicht ſeligen? — Bundestags, der in Ermangelung einer beſſern Beſchäftigung ſich bemüßigt fand, mit den Kräften des geſammten Deutſchlands gegen die Herren Gutzkow, Mundt u. ſ. w. zu Felde zu ziehen, um das Vaterland vor dem ſicher bevorſtehenden Untergang zu retten, und der elende Zuſtand unſerer Journaliſtik, die ſich damals faſt ganz, und auch jetzt noch zum Theil, in den Händen weggelaufener Commis und Jünglinge von einer entſprechenden Bildung befand, die mit einigen abgelauſchten philoſophiſchen Brocken und Reminiscenzen aus Heine und Börne ihre Gedankenloſigkeit aufputzten, und die über-

Digitized by Google

glücklich waren, wenn ſich ein Mann wie Gutzkow zum Handwerk rechnete, hat eine ſolche Selbſttäuſchung möglich gemacht.

Auch diesmal iſt Gutzkow überzeugt, eine neue Phaſe des Romans herbeigeführt zu haben. Er findet, daß der alte Roman ſich auf das „Nacheinander" beſchränkt habe. „Der neue Roman iſt der Roman des Nebeneinander. Da liegt die ganze Welt! Da liegt die Zeit wie ein ausgeſpanntes Tuch! Da begegnen ſich Könige und Bettler! Die Menſchen, die zu der erzählten Geſchichte gehören, und die, die ihr nur eine wiederſtrahlte Beleuchtung geben. Der Stumme redet nun auch, der Abweſende ſpielt nun auch mit. Das, was der Dichter ſagen, ſchildern will, iſt oft nur das, was zwiſchen zween ſeiner Schilderungen als ein Drittes, dem Hörer Fühlbares, in Gott Ruhendes, in der Mitte liegt. Nun fällt die Willkür der Erfindung fort. Kein Abſchnitt des Lebens mehr, der ganze, runde, volle Kreis liegt vor uns; der Dichter baut eine Welt und ſtellt ſeine Beleuchtung der der Wirklichkeit gegenüber. Er ſieht aus der Perſpective des in den Lüften ſchwebenden Adlers herab. Da iſt ein endloſer Teppich ausgebreitet, eine Weltanſchauung, neu, eigenthümlich, leider polemiſch. Thron und Hütte, Markt und Wald ſind zuſammengerückt. Reſultat: Durch dieſe Behandlung kann die Menſchheit aus der Poeſie wieder den Glauben und das Vertrauen ſchöpfen:

> daß auch die moraliſch umgeſtaltete Erde von einem und demſelben Geiſte doch noch könne göttlich regiert werden." —

Ich bemerke beiläufig, daß die betreffenden Stellen bereits im Original unterſtrichen ſind.

Und wozu dieſe ganze, weit ausſehende Deduction? — Lediglich um ſich zu rechtfertigen, daß man einen neunbändigen Roman ſchreibt; während das Publicum einem Dichter, der es neun Bände hindurch zu unterhalten verſteht, nur Dank wiſſen wird, wenn er nicht früher abbricht, denn es ſcheidet von jedem Buch, das es amüſirt, mit Bedauern und Pietät. —

Nur in Deutſchland iſt es möglich, mit einem ſo vollſtändigen Gefaſel der Welt in's Geſicht zu ſchlagen. Es iſt kaum der Mühe werth, näher darauf einzugehen, doch darf man keine Gelegenheit vorüberlaſſen, unſerm noch immer viel zu ſehr von ſich ſelbſt eingenommenen Publicum die Schamröthe in's Geſicht zu rufen über das, was es ſich bieten läßt. — Ich will mich dabei auf die Bilder, die man bei Gutzkow ſchon gewohnt iſt, z. B. das von dem polemiſchen Teppich, während doch nur das Auge, das ihn aus der Vogelperſpective betrachtet, polemiſch ſein kann, gar nicht einlaſſen. — Alſo der neue Roman ſoll nicht das Nacheinander, ſondern das Nebeneinander darſtellen. Wie man erzählen kann, ohne die Succeſſivität der Zeit zu beobachten, iſt nicht recht begreiflich, wenn man nicht annehmen will, Gutzkow meint jene Kunſtform, die uns in medias res verſetzt und das vorher Vorgefallene nachträglich berichtet — eine Kunſtform, die

Digitized by Google

ſo wenig neu iſt, daß ſie bereits mit Homer beginnt. Oder meint er, daß zu dem Knoten der Entſcheidung mehrere Fäden führen, die man einzeln abſpinnt, bis zu jener Entſcheidung, ſo iſt auch das eine Methode, die bereits von ſämmtlichen Romanſchreibern angewendet iſt. — Alſo eine hohle Phraſe. — „Da liegt die ganze Welt!“ — Wir wollen abwarten, ob in den „Rittern vom Geiſt“ auch die Tſcherkeſſen, Abyſſinier, Hottentotten u. ſ. w. eine Rolle ſpielen, ob ſämmtliche Zeiten darin auftreten, ob außer dem Erdball noch die Monde und die Fixſterne figuriren; bis jetzt bewegt ſich der Roman in dem engen Kreis des bekannten, von Jean Paul entwickelten Flachſenfingen. Eine Weltanſchauung! Eine Feige für die Phraſe! — „Da begegnen ſich Könige und Bettler!“ — Was ſie in Jean Paul, dem eigentlichen Urbild Gutzkow's, ohne daß er es weiß, auch ſchon gethan haben. — „Die Menſchen, die zu der erzählten Geſchichte gehören, und die, die ....“ — Sonſt hielt man es bei einer Erzählung allerdings für nöthig, daß nichts darin vorkomme, als was dazu gehört; aber Gutzkow will das eigentlich auch nicht ändern, er meint nur Figuren anzubringen, deren unmittelbare Beziehung zu der Haupthandlung man nicht ſofort überſieht. Was auch nicht neu iſt. — „Der Stumme redet nun auch —“ — Redet nun auch!! Gut. — „Der Abweſende ſpielt nun auch mit,“ was er früher, brieflich oder durch Intriguen u. ſ. w. gleichfalls gethan hat. — Ueber die Bedeutung des neuen Glaubens, der ſich aus dem Romane ergeben ſoll, rede ich gar nicht, denn eine bloße Combination von Buchſtaben entzieht ſich der Kritik. —

Wie iſt es nun möglich, daß ein Menſch von leidlichem Verſtand einen ſolchen Galimathias zu Tage fördern kann? — Es iſt hier nicht jene Ueberreizung des Gehirns, das in's Unklare geräth, weil es zu Vieles zugleich denken will, ſondern die reine Leere, das blöde Stammeln der Impotenz. — Es drängt ſich dabei der Vergleich mit H e b b e l auf. Unter allen Kritikern habe ich dieſen Dichter vielleicht am ſchärfſten angegriffen, und leider haben ſeine ſpäteren Schriften, was ich damals vielleicht in zu jugendlichem Uebermuth ausſprach, auf das vollſtändigſte gerechtfertigt; aber es darf auch nicht verſchwiegen werden, daß zwiſchen den Irrgängen eines ſtarken Denkens, welches ſeine Grenzen überſchreitet, und jenem Radotiren, das vor den unendlichen Vorbereitungen nie zum Anfang des Denkens kommt, ein himmelweiter Unterſchied beſteht. Um ein nicht neues Bild anzuwenden, trägt bei Hebbel, wie im König Lear, die Vernunft, auch wo ſie irre redet, noch immer das Diadem ihrer göttlichen Abſtammung an der Stirn. Und gerade darum erſchreckt ſie uns; die Muſe der „Ritter vom Geiſt“ iſt nicht in Gefahr, geiſteskrank zu werden. —

Wenn wir nun die Vorrede bei Seite laſſen und auf den eigentlichen Inhal: des Romans übergehen, ſo haben wir in ihm eine Espèce jener zahlloſen Claſſe, die ſeit der Reſtaurationszeit bei uns alle übrige Dichtung zu unterdrücken ſcheint: der Converſationsromane. Es werden verſchiedene Perſonen, die zu unbedeutend

Digitized by Google

ſind, um etwas zu ſchaffen, oder auch nur ein eigenes Schickſal zu haben, combinirt, um die Anſichten des Autors über verſchiedene Gegenſtände des Menſchenlebens auszuſprechen. In dieſe Claſſe fallen z. B. Voltaire's Memoiren des Freiherrn von S—a, Goethe's Wanderjahre, Tieck's Novellen zum größten Theil, Immermann's Münchhauſen und Epigonen, das Haus Düſterweg von Wilibald Alexis, Laube's junges Europa, die frühern Romane von Gutzkow und Mundt, zum Theil auch die Sachen der Hahn-Hahn, Radowitz Geſpräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche u. ſ. w. — Jean Paul's ſentimentaler Humor und die Moſaik ſeines Raiſonnements iſt das erſte, wenn auch noch naive Muſter dieſer Richtung. — Es wird zwar nicht wenig novelliſtiſcher Apparat, Genremalerei, Abenteurer u. dgl. bei der Gelegenheit angebracht, die Hauptſache aber ſind jene Geſpräche. Ob die beſprochenen Zuſtände vor oder nach dem März fallen, thut nichts zur Sache. — Dieſe Methode des Romans iſt in ihrem Einfluß auf Inhalt und Form ſehr mißlich.

Was die Form betrifft, ſo befördert ſie jenen Dilettantismus des Denkens, der ſich begnügt, eine Meinung zu haben, und ſo das Seinige zu der Aufſpeicherung des allgemeinen Meinungsvorraths beizutragen, ohne ſich zu ihrer Begründung herbeizulaſſen; und jenes Verwaſchene, Unbeſtimmte, Nebelhafte der Zeichnung, welche die Perſonen zu Trägern von Abſichten herabſetzt, und die vermeintliche Unklarheit, Hohlheit und Langeweile des Zeitalters dadurch zu ironiſiren glaubt, daß ſie unklare, ſchattenhafte und langweilige Charaktere und Ereigniſſe malt; eine Abſicht, die Immermann in ſeinen Epigonen geradezu eingeſteht.

Mit dem Inhalt iſt es noch ſchlimmer. Mit Recht wirft man es den franzöſiſchen Romantikern vor, daß man nach ihren Schilderungen die Pariſer Geſellſchaft für einen Auswurf von Laſtern und Verbrechen halten muß. Aber unſere Novelliſten machen es noch ſchlimmer. Wer uns aus ihnen kennen lernen wollte, müßte uns für ein Volk von Cretins halten, Cretins, die weder zu lieben noch zu haſſen, weder zuſammenhängend zu denken, noch richtig zu empfinden, weder mit Energie zu handeln, noch mit Anſtand zu leiden verſtehen. Mit dieſer ſiechen Novelliſtik verbündet ſich die ſophiſtiſche Philoſophie, die den Unwerth der Zeit a priori nachzuweiſen ſucht — jene ſogenannte kritiſche Schule, die wir ſo häufig zu bekämpfen Gelegenheit haben. Wir können unſern Belletriſten und unſern Propheten zum Trotz wohl behaupten, daß wir beſſer ſind als unſer Ruf, und daß ſie mit ihren wüſten Bildern Niemand ſchildern als ſich ſelbſt, ihre unreife Sentimentalität, ihre kindiſche Altklugheit und ihren Mangel an Geſtaltungskraft. —

Man athmet auf, wenn man aus dieſer verpeſteten Atmoſphäre des Lazareths in die ſcharfe, heitre Alpenluft des Schweizer Dichters verſetzt wird. — Ich habe an dem neuen Buch von Jeremias Gotthelf große Freude gehabt; er hat ganz die alte Friſche und iſt in der Ausführung beſſer als ſeine letzten Schriften. — In Gotthelf und Gutzkow ſind die beiden Momente auseinandergelegt, welche

Digitized by Google

Immermann in ſeinem Münchhauſen zu vereinigen trachtete: die mit dem Firniß einer falſchen Bildung überkleidete Lüge, und der kräftige Naturwuchs, deſſen Säfte durch die Schmarotzerpflanzen der Reflexion noch nicht ausgeſogen ſind. — Jeremias iſt nicht nur ein echter Dichter, der urſprüngliche, concrete, wahrhaft lebendige Geſtalten zu zeichnen und in Bewegung zu ſetzen verſteht, ſondern er ſelber, wie er hinter ſeinen Schöpfungen ſchelmiſch hervorlauſcht, iſt eine jener urſprünglichen Naturen, die ſo irrationell als möglich, hart, rauh, eckig, und nichts weniger als empfindſam, nichts weniger als bequem zum Umgang ſind. Am allerwenigſten darf man philoſophiſche Conſequenz bei ihm ſuchen. Als tüchtiger Paſtor, der ſeine Angelegenheiten auf Erden zu ſeinem Frommen und zum Wohl ſeiner Mitmenſchen zu beſorgen verſteht, aufgewachſen in den Bildern ſeiner Religion, der er nur die plaſtiſch-poetiſchen Seiten abgewonnen hat, inmitten zäher, halsſtarriger, eigennütziger, aber kerngeſunder Bauern, denen man derb entgegentreten muß, wenn man ſie leiten will, iſt er entſchieden conſervativer Geſinnung und ein Todfeind alles Radicalismus; er grübelt nicht viel darüber nach, wie es im Himmel ausſieht, er zerfließt nicht in Thränen der Reue, verdreht nicht die Augen in brünſtigem Gebet, aber es wurmt ihn, wenn ſo ein Lump von Schulmeiſter von Heute und Geſtern über ſeinen Herrgott die Naſe rümpfen will, der es nun ſchon ſeit ſo vielen Jahrhunderten mit den Eidgenoſſen ſo wohl gemeint hat, und er würde nicht abgeneigt ſein, das Discite justitiam moniti et non temnere Divos mit einem derben Prügel auf den Rücken der Ungläubigen zu bläuen, obgleich der nämliche Ungläubige, wenn er in ernſte Noth geriethe, keinen hilfreichern Freund finden könnte. Er brummt höchſt bedenklich über den Atheismus dieſer Zeit, die nicht mehr an den Teufel glaubt, aber er würde jeden leibhaftigen Teufel, der ihm zu begegnen wagt, augenblicklich mit der Heugabel an die Identität des Geiſtes und des Fleiſches zu erinnern wiſſen. Was ſind das für köſtliche Figuren, denen wir in dieſer engen, nicht gemüthlichen, aber tüchtigen Welt begegnen! Burſche, die, wenn ſie in der Leidenſchaft etwas recht Schlechtes gethan haben, aus verſetzter Scham den erſten Beſten prügeln, den ſie nicht leiden können, die Händel anfangen, wie Mercutio, wo ſie es am wenigſten nöthig hätten, die hochmüthig mit dem Geld in ihren Taſchen klimpern, tyranniſiren, was von ihnen abhängig iſt, und denen dabei doch das Herz auf dem rechten Flecke ſitzt, und die ſich, wenn der Augenblick kommt, unfehlbar bewähren werden. Keine Engel, keine Teufel, aber Menſchen von dem allerrealſten Fleiſch und Blut, mit denen ſich leben läßt, und über die man ſich freuen kann. Und das Ganze in dem engen Rahmen einer Käſerei eingeſpannt, von deren Gründung bis zu ihrer erſten Ausbeute, gerade wie — man thue nicht ſpröde gegen den Vergleich — die Herzensgeſchichte der Wahlverwandtſchaften in den Rahmen einer Parkanlage. Denn eine Herzensgeſchichte iſt auch hier der Hauptinhalt, und es iſt eine Freude, zu verfolgen, wie der ausgeprägteſte, beinahe ſpitzbübiſche Egoismus, eine wahrhaft

Digitized by Google

knöcherne, bäuriſche Convenienz, wie Rohheit und Trotz, mit andern Worten, wie eine kräftige, harte Natur in keiner Weiſe unverträglich iſt mit den ſchönen, warmen Empfindungen der Liebe, mit den Aufopferungen eines rechtſchaffenen Herzens. — Wie ich ſchon einmal ſagte, der Paſtor Gotthelf tauft ſeinen Gott anders, als wir, aber mit dieſem Gott können wir ſchon auskommen. —

Noch auf Eines muß ich aufmerkſam machen bei dieſen lebendigen Schilderungen aus dem Schweizer Volksleben. Mit Recht legt man heute, nachdem die durch den franzöſiſchen Convent hervorgerufenen trüben und blutigen Bilder einer centraliſirenden Republik überwunden ſind, den vorzüglichſten Nachdruck auf die Selbſtregierung der Gemeinden. Und da wir trotz des augenblicklichen Drucks, den die von der Reaction des Volksgeiſtes getragene Fürſtenmacht auf uns ausübt, in der That auf dieſes Ziel losſteuern, ſo wird es gut ſein, wenn wir uns ſo früh als möglich von einer ſolchen Autonomie concrete Vorſtellungen machen, um nicht wieder in nebelhafte Ideale zu verfallen und dann bitter enttäuſcht zu werden. Durch das Selfgovernment wird die Gemeinde nicht ſogleich tugendhafter, die Vorurtheile werden nicht ſogleich gehoben, die Freiheit und Gleichheit der Einzelnen nicht augenblicklich ſicher geſtellt. Im Gegentheil. Die Selbſtſucht tritt freier hervor, und mit ihr die gegenſeitige Ueberwachung des Einen durch den Andern, die Herrſchaft der öffentlichen Meinung, d. h. des Vorurtheils, das Uebergewicht des Intereſſe über die Empfindungen, Sentimentalität findet in einer wirklichen Republik keine Statt. Damit ſoll nicht etwas Abſchreckendes geſagt werden, im Gegentheil. Nur die communiſtiſchen Träumer mögen ſich nicht mit republikaniſchen Ideen befaſſen, an die Realiſirung ihres Völkerglücks dürfen ſie viel eher in dem abſoluten Polizeiſtaat denken, als in einem Verein freier Männer, wo Jeder zunächſt für ſich wirkt und ſchafft. — Ein intereſſanter Vergleich bietet ſich ferner zwiſchen den Eidgenoſſen und den Nordamerikanern, ſo Manches auch durch die republikaniſche Verfaſſung bei ihnen gemein iſt. Die Schweizer ſind weſentlich conſervativ, zäh, argwöhniſch gegen jede Neuerung; die Amerikaner unruhig ſtrebſam, in dem Erworbenen nie zu Hauſe, von einem innern Drange in's Ferne und Unbekannte getrieben. Die eidgenöſſiſche Republik iſt der allerdings ſehr anerkennenswerthe Reſt eines abſterbenden Zeitalters; die transatlantiſche Republik der Keim eines neuen, von dem wir noch kein rechtes Bild haben. — Wir gehen zu dem dritten Dichter über.

— Heinrich König iſt in ſeiner Form wie in ſeinem Inhalt ein Gegenſatz zu dieſer Naturwüchſigkeit; er iſt ein gelernter Dichter mit jener Bildung der Reflexion, wie ſie auch Gutzkow charakteriſirt, aber er gehört doch in eine weſentlich andere Claſſe. Er fällt noch ganz in die Schule der Reſtauration, der ſpätern Goethe'ſchen Zeit, und möchte am nächſten mit Leopold Schefer verwandt ſein, von dem ich in früherer Zeit ein Portrait gegeben habe. — Die Schule charakteriſirt ſich durch ſehr feine, ſaubere, zierliche Zeichnung, durch einen ſo zu ſagen vor-

Digitized by Google

nehmen Styl, einen Styl in Glacéhandſchuhen. Die feine Welt hat auch Sinn für das Charakteriſtiſche, Irrationelle, für Somnambulismus, emancipirte Weiber, cigarrenrauchende Griſetten, Dichter, Teufel u. ſ. w., aber man wird ſehr bald unterſcheiden können, ob dergleichen von einem gläubigen Gemüth oder von einer Bildung aufgefaßt wird, die ſich zur Abwechſelung einmal auch mit grellen Farben zu thun macht, obgleich ihre eigentliche Farbe das intereſſante Blaßgrau iſt. — Daraus iſt auch ein zweiter Widerſpruch in der Behandlung erklärlich. Während in der Regel die Arbeit mühſam und ängſtlich ausfällt, wie mittelalterliches Elfenbeinſchnitzwerk, wird man gerade in dem Augenblick, wo man ein ſehr genaues Detail erwartet, durch einen plötzlichen und ſehr gewaltſamen Sprung überraſcht, der über alle Schwierigkeiten durch ein unbedingtes Nichtbeachten derſelben hinwegführt. Von einer ſoliden, regelmäßigen Entwickelung der Charaktere oder Begebenheiten iſt nie die Rede. Gerade darum ſind dieſe Romane für die Ariſtokratie; das Volk mag lieber aus vollem Holze ſchneiden. — Es iſt ferner erklärlich, daß dieſe reproductive Literatur gern einen Dichter oder Künſtler zum Gegenſtand wählt. Hier z. B. werden die einzelnen Scenen und Gedanken der Shakſpeare'ſchen Stücke aus ſeinem Leben pragmatiſch motivirt. Eine undankbare Mühe, auch wenn ſie, was nicht der Fall iſt, auf Forſchungen gegründet wäre, denn eine ſolche aus „Dichtung und Wahrheit" zuſammengeſetzte Reproduction einer freien Dichtung macht immer den Eindruck des Wiederkäuens. — Doch wie dem auch ſei, wir befinden uns bei König immer in guter Geſellſchaft, und mögen ein wenig Langeweile und Caprice als unzertrennlich von derſelben ſchon gerne mit in den Kauf nehmen.

Die Philologenverſammlung in Berlin.

Sept. 30. — Oct. 3. 1850.

En Février, quand je récapitule, heißt es in einem franzöſiſchen Vaudeville aus dem vorigen Jahre,

Que de changemens arrivés!
On a déplacé sans scrupule
Les souspréfets et les pavés.
Mais maintenant on cherche en vain la trace
De ces incroyables méfaits:
Les pavés et les souspréfets
Ont été remis à leur place —

und was nicht ſonſt Alles, außer dem aufgeriſſenen Pflaſter und den abgeſetzten Land- und Geheimräthen, was der Februar- und Märzſturm ſpurlos verweht zu haben ſchien, hat ſich wieder eingefunden und ſteht auf ſeiner alten Stelle, feſter

Digitized by Google

faſt als zuvor — wenigſtens vorläufig! Nicht mehr als billig iſt's alſo, daß auch unſere Profeſſoren an Univerſitäten und Gymnaſien wieder in's alte Gleis hineinkommen und, nachdem ſie auf den politiſchen Congreſſen meiſt ſchlechte Geſchäfte gemacht, es wieder einmal mit den gelehrten verſuchen. Drei Jahre lang waren dieſe Opferfeſte der Minerva unterbrochen. 1847 freilich hatte Herr Brüggemann, vortragender Rath im Eichhorn'ſchen Miniſterium, die in dem altehrwürdigen, gaſtlichen Baſel Verſammelten in officiöſer Weiſe eingeladen, die Metropole deutſcher Wiſſenſchaft zum Orte ihrer nächſten Zuſammenkunft zu wählen. Trotz mancherlei antipreußiſcher, antiberliniſcher und antigroßſtädtiſcher Bedenken glaubte man eine ſolche Einladung, deren Urſprung man bis in allerhöchſte Regionen hinaufleiten zu dürfen ſich ſchmeichelte, annehmen zu müſſen. Aber in den erſten Tagen des October 1848 dachte man in Berlin nicht an die Philologie, geſchweige an den von Herrn Brüggemann in vormärzlicher Unſchuld citirten Philologencongreß: die Nationalverſammlung tagte dort und Brill interpellirte den Premier wegen der Bekanntmachung des commandirenden Generals des ſechsten Armeecorps, der die Bewohner der Provinz Schleſien auf ſeine eigene Fauſt aufgefordert hatte, ſich von dem wühleriſchen Treiben nicht hinreißen zu laſſen, da ihm mit der Pflicht auch die Mittel zu Gebote ſtänden, dem Geſetze Nachdruck zu verſchaffen. — Ein Jahr ſpäter hatte dieſer commandirende General, was er für die Provinz verheißen, für die Monarchie durchgeſetzt: „Herr Brandenburg“ war Miniſterpräſident, das Gras auf den Straßen Berlins bereits eine Sage der Vorzeit: der Philiſter freute ſich des geretteten Staats, der wiederhergeſtellten Ruhe und Ordnung. Aber er hatte auch wacker ſeine „Mittel“ angewendet, der Retter des Staats mit ſeinen Herren Mitrettern: Geld hatten ſie gebraucht und Geld und noch einmal Geld — natürlich, daß für den Philologencongreß in der Caſſe des hohen Unterrichtsminiſteriums nichts disponibel war und man der Zeitumſtände halber die Uebernahme dieſes Eichhorn'ſchen Paſſivums vorerſt noch verweigerte. 1850 aber ließ ſich das nicht noch einmal thun; man mußte befürchten, daß einer der preußen- und unionsfeindlichen Staaten die ſchöne Gelegenheit benutzen würde, den Ruhm des Führers der Intelligenz Preußen vor dem Munde fortzuſchnappen und die „mit unerhörter Barbarei“ von Berlins Mauern wiederum ferngehaltenen Gelehrten mit lockendem Köder in ſeine Netze zu ziehen, die guten Kammern hatten zudem 18 Millionen bewilligt, um die Würde des Staats aufrecht zu erhalten — man gab alſo Geld und die öffentlichen Blätter brachten Ende Juli die von den in Baſel erwählten Präſidenten Böckh und Bopp unterzeichnete Einladung zu der „mit allerhöchſter Genehmigung“ am 30. September und den nächſtfolgenden Tagen in Berlin ſtattfindenden „Verſammlung deutſcher Philologen, Schulmänner und Orientaliſten.“

Berlin ſah dieſer Verſammlung mit der äußerſten Gemüthsruhe entgegen. In kleinen Städten verbreitet die Kunde, daß ſie für das nächſte Jahr zum Sitze

einer ſolchen Verſammlung gewählt ſeien, die höchſte Aufregung, langer Monate bedarf es, um die Zurüſtung zum Empfange einer ſo großen Anzahl von Gäſten zu treffen, Bürgermeiſter und Schöffen einer-, die Damencafés andererſeits pflegen Rath, die Bürger ſetzen ihre Logis zur Aufnahme von Fremden in Stand, und die Reſſource annoncirt einen grandioſen Ball, auf dem man die anweſenden Gelehrten natürlich nur als Eckenverzierung benutzen kann; in Berlin nichts von alledem; die Fremden ſchickt man in die Gaſthöfe, Naunyn hat mit ſeiner Candidatur zur Oberbürgermeiſterſtelle zu thun, wenn man tanzen will, braucht man nicht auf Schulmeiſter aus der Ferne zu warten, kurz alle Hebel für derartige Anſtrengungen fallen fort: man überläßt es dem, dem es speciell angeht, für ſeine Gäſte zu ſorgen, und er mag ſehen, wie er damit zu Stande kommt: fällt es ſchlecht aus, ſo raiſonnirt die ganze Stadt, die zu einem Wohlgelingen nicht einen Pfifferling gethan und ſomit ſehr unverdient von Herrn Klein aus Mainz bei einem der claſſiſchen Mahle einen Toaſt erhalten hat. Freilich war Alles ſo trefflich, ſo umſichtig vorbereitet und geordnet, daß kaum einer der Fremden geahnt haben mag, wie das alles in kurzer Zeit mit Hilfe einiger Freunde und Jünger nur von Böckh veranſtaltet war. Der große Meiſter der Wiſſenſchaft hatte auch hier wieder ſein Talent für praktiſche Geſchäftsführung in überraſchender Weiſe bewährt. Noch körperlich durch ein lang anhaltendes und kaum verſchwindendes Augenübel afficirt, hatte er mit der größten Umſicht, mit Beachtung ſelbſt des ſcheinbar Geringfügigſten alle Anordnungen getroffen: die Aula der Univerſität bot ein ſchönes und impoſantes Local für die Verſammlungen, für die Sectionen der Orientaliſten und Pädagogen waren in unmittelbarer Nähe paſſende Räumlichkeiten gewonnen; den ankommenden Fremden konnte man die mannigfachſten Erleichterungen in Betreff der Beſichtigung und Benutzung der königlichen Bibliothek und der königlichen Kunſtſammlungen gewähren und ein wohlgeordnetes Programm theilte die Zeit zwiſchen den wiſſenſchaftlichen Verſammlungen und den mannigfaltigen Genüſſen, die zum Theil Humboldt's von Böckh gewonnene Fürſprache beim Könige der Geſellſchaft verſchafft hatte.

Ueber die eigentlichen Verhandlungen gehe ich kurz hinweg. Sie ſind wirklich das Unweſentlichere bei dieſen Zuſammenkünften. Es kommt hier viel mehr auf gegenſeitige Bekanntſchaft und Anregung in der Gemeinſchaft und im Verkehre mit Fachgenoſſen an, als auf das täglich mehrſtündige Anhören von Vorträgen, die man gewöhnlich beſſer und angenehmer gedruckt lieſt. Jener Verkehr bietet Anknüpfungspunkte zur Förderung eigener oder fremder Studien und Unternehmungen, er reizt zur Erforſchung manches neuen, angeregten Punktes, zur Verfolgung von Andern angedenteter Seiten einer begonnenen Unterſuchung, er mildert den Ton der ſprichwörtlich groben, philologiſchen Polemik: auf den wiſſenſchaftlichen Gegner, dem man in's Auge geſchaut, dem man die Hand gedrückt, mit dem man ein Glas Wein getrunken, kann man nicht mehr rückſichtslos in

blinder Kampfeswuth ſich losſtürzen: es gilt fortan mit Beobachtung der Regeln der Courtoiſie zu turnieren. Schon das Beiſammenſein mit vielen zum Theil ausgezeichneten Jüngern derſelben Wiſſenſchaft gibt ein erhöhtes Bewußtſein von der Bedeutung derſelben. Nie wohl iſt dieſe Bedeutung einfacher, edler, erhabener entwickelt worden, als in der Antrittsrede, mit der Böckh am Morgen des 30. Sept. die Verſammlung begrüßte: im Gegenſatze der Auffaſſung, die die Philologie als ein äußerliches Aggregat von Kenntniſſen darſtellen möchte, vindicirte er ihr eine lebensvolle und organiſche Einheit in der Erkenntniß des geſammten Lebens der antiken Welt und vertheidigte ſie ſiegreich als ein nothwendiges und heilſames Bildungselement gegen Pietiſten und Realiſten. War hier die Form der Feſtrede die geziemende, ſo hätten wir dagegen gewünſcht, daß die Verhandlungen über wiſſenſchaftliche Gegenſtände an den folgenden Tagen mehr in freier Discuſſion beſtanden hätten, als im Ableſen langer, nur mit getheilter Aufmerkſamkeit angehörter Vorträge: noch nie waren die Sitzungen in dieſer Beziehung ſo dürr und leblos, als diesmal, ſo daß man es Rellſtab kaum ernſtlich übel nehmen kann, wenn er in der Mittwochsnummer der Voſſiſchen Zeitung referirte, daß Mullach in der Dienstagsſitzung „der Beſtimmung des Programms entſprechend“ den angekündigten Vortrag über Ducange's Wörterbuch gehalten habe, und in der Donnerstagsnummer in dem Berichte über die Mittwochsſitzung ganz naiv meldete, daß in dieſer „der ſchon geſtern im Programm bemerkte und auch bereits in dieſen Blättern erwähnte Vortrag des Prof. Mullach“ gehalten worden ſei; die Redner oder vielmehr Leſer hatten zum Theil bekannte und vielfach behandelte Gegenſtände gewählt, ohne ihnen weſentlich neue Geſichtspunkte abzugewinnen; anregend waren dagegen die in einer beſonders berufenen Zuſammenkunft weiter ausgeführten Betrachtungen über das archäologiſche Studium von Gerhard, ein bedeutendes Unternehmen ſtellte Mullach's eben genannter, im Einzelnen freilich ermüdender Vortrag über eine neu zu veranſtaltende Bearbeitung des großen Ducange'ſchen Wörterbuchs über den Sprachſchatz der ſpäten Gräcität in Ausſicht, die friſcheſte und lebendigſte Aufforderung aber zu weiterer Thätigkeit bot ein Vortrag eines Theologen, des Prof. Piper, der von der durch ihn mit Sorgfalt und Eifer vorbereiteten Gründung eines chriſtlich-archäologiſchen Muſeums Gelegenheit nahm, die Verwandtſchaft dieſer Studien mit denen des Alterthums nachzuweiſen, von dem die Denkmäler chriſtlicher Kunſt in Bezug auf Stoff wie auf Form der Darſtellung in mannigfacher Beziehung eben ſo abhängig ſind, als andererſeits beide Abſchnitte der Kunſtentwicklung auf einem neutralen, von beiden Seiten her gleichmäßig zu erforſchenden Grenzgebiete ſich berühren.

Höhere geiſtige Anregung als die Verhandlungen im Allgemeinen gewährten die dargebotenen Genüſſe künſtleriſcher Art. Abgeſehen von dem durch Gerhard's, Lepſius' und Bopp's Leitung erhöhten Intereſſe an der Beſichtigung unſerer mannigfaltigen Sammlungen, gehören hieher namentlich eine treffliche von der

Digitized by Google

Singakademie veranſtaltete Aufführung des Saul, einer der großartigſten und reichſten, aber ſelten gehörten Schöpfungen Händel's, und die Darſtellung der Antigone im K. Schauſpielhauſe. Die urſprünglich beabſichtigte Vorſtellung des Oedipus auf Kolonos war auf ſceniſche Hinderniſſe geſtoßen und man hatte deshalb die Medea zur Aufführung beſtimmt, als ein Specialbefehl des Königs ſtatt deſſen die Darſtellung der Antigone gebot, die längere Zeit wegen Beifallsäußerungen von Seiten des Publicums bei einigen, politiſch bezüglichen Stellen geruht hatte; war es aber weiſe, oder nur verſtändig, bei der Aufführung vor einem eingeladenen, gelehrten Publicum den Vers:

Habgierig immer iſt das Volk der Könige!

auszulaſſen: wie kommt Herr von Küſtner dazu? Vom Director des théatre français wären dergleichen zarte Rückſichten vordem begreiflich geweſen — aber hier? Die Könige werden wahrlich ſelten ärger compromittirt, als durch die rückſichtsvolle Taktloſigkeit ihrer ſogenannten treuſten Diener. Am ärgſten freilich geht mit dem Volke der Könige Herr Rott um: etwas Geſpreizteres und Geſchraubteres, der Antike mehr Hohn Sprechendes als ſeinen Kreon erinnere ich mich nie geſehen zu haben: dieſe eckigen, ungeſtümen Bewegungen ſind ebenſo wenig helleniſch als dieſe unreinen verunſtalteten Laute deutſch zu ſein beanſpruchen dürfen: ſie verſetzen uns aus dem Palaſte auf die Börſe, in die unmittelbare Nähe des berufenen Zwickauer. Sophokles freilich iſt unverwüſtlich und neben der Darſtellung der Antigone durch die Crelinger, der man daſſelbe Beiwort zu ertheilen ſich verſucht fühlt, und der Muſik Mendelsſohn's konnte es Rott nicht gelingen, die Wirkung des erhabenen Werkes zu zerſtören. Dieſe Aufführung fand am Montag ſtatt, das Concert am Mittwoch: den Abend zwiſchen beiden füllte eine glänzende, durch Alex. v. Humboldt's Gegenwart ausgezeichnete, auch von Herrn v. Ladenberg beſuchte Soirée bei dem Präſidenten der Geſellſchaft, der in Gemeinſchaft mit ſeiner umſichtigen und taktvollen Gattin und ſeiner anmuthigen Tochter auf die gewinnendſte Weiſe die Honneurs ſeines Hauſes machte. In wunderbarer Weiſe verſchmelzen ſich in Böckh die Gewandtheit des Weltmanns mit naiver, ſüddeutſcher Treuherzigkeit und mit der feinen und ſokratiſchen Ironie, mittelſt deren er die Trockenheit der Präſidialgeſchäfte zu mindern und die geſelligen Zuſammenkünfte zu würzen und zu beleben wußte. Zu dieſen war für die andern Abende und für die gemeinſamen Mittagsmahlzeiten das Mäder'ſche, ehemals Jagor'ſche Local unter den Linden beſtimmt. Hatte ſchon in jener Böckh'ſchen Soirée trotz der ſalonmäßigen Toiletten eine gewiſſe collegialiſche Vertraulichkeit und Ungezwungenheit die Oberhand gewonnen, ſo boten dieſe geſelligen Zuſammenkünfte ein noch belebteres Bild. „Die Wühler in gelehrtem Schunde“ entſprachen wenig der Beſchreibung des Hafis: nicht ſaßen ſie da „mit ſtierem Aug' und trocknem Munde“; nur einzelne Geſtalten und Geſpräche riefen die Schilderung aus „So wie es Euch gefällt“ in die Erinnerung:

In ſeinem Hirne, das ſo trocken iſt,
Wie Ueberreſt von Zwieback nach der Reiſe,
Hat er ſeltſame Fächer ausgeſtopft
Mit Anmerkungen, die er brockenweiſe
Nun von ſich giebt!

und nicht nur die Orientaliſten ſcheinen von der Lehre des wohlerfahrenen Derwiſch profitirt zu haben:

Statt Dich auf Studien, ernſte, ſchwere
Und tiefe gründlich zu verlegen,
Trink' und erwarte des Himmels Segen!

Niemand kneipt gemüthlicher, als der deutſche Gelehrte, wenn er einmal ſeiner Studierſtube den Rücken gedreht und ſich mit ſeinen Genoſſen um den runden Tiſch zu vollen Gläſern geſetzt hat: Mittags und Abends kamen ſie in hellen Haufen in die Kneipe gezogen. Hier fanden ſie von fern und nah ſich zuſammen die gelehrten Herren: über viertehalbhundert Namen meldete das Verzeichniß. Unter dieſen ſind etwa 200 Einheimiſche, von denen nächſt Böckh und Bopp nur Jacob Grimm, Lachmann, Meineke, Trendelenburg, Gerhard, Lepſius nebſt Kramer, Director des franzöſiſchen Gymnaſiums, dem Vicepräſidenten der Verſammlung, herausgehoben werden mögen. Auffallend war es, daß von den vier ordentlichen Profeſſoren der claſſiſchen Philologie an der Univerſität zwei, Immanuel Bekker und Franz, ſich der Geſellſchaft entzogen hatten, obwohl bei jenem aus ſeiner bekannten Schweigſamkeit, bei dieſem aus frühern Vorgängen zu erklären; auch unſere Romaniſten Dirkſen, Keller, Rudorff, Savigny's zu geſchweigen, hätten wohl beitreten können. Auffallender und nur aus dem zufälligen Zuſammentreffen verſchiedener Umſtände zu erklären iſt die Abweſenheit faſt aller ältern Philologen von Ruf, die auf preußiſchen Univerſitäten lehren; von dieſer langen Reihe glänzender Namen fand ſich nur der des trefflichen Schömann von Greifswald auf der Liſte der Mitglieder: Lobeck und Lehrs, Welcker und Fritſche, Bernhardy und Meier, Schneider und Haaſe ſuchte man ſchmerzlich und vergeblich. Aber die Achſeln zuckte man lächelnd ob derjenigen, die uneingedenk, daß ein Gelehrtencongreß keine diplomatiſche Conferenz iſt, aus Haß gegen die preußiſche Regierung oder gar aus particulariſtiſch-antipreußiſchem, beziehungsweiſe hannöverſchem reſp. ſächſiſchem Stammesbewußtſein ſich fern hielten: von allen Leipziger und Göttinger Profeſſoren war Keiner gekommen, dagegen freilich einige ausgezeichnete Schulmänner: Kühne aus Hannover, Zimmermann aus Clausthal, Helbig und Schäfer aus Dresden u. A. Weniger excluſiv waren die Orientaliſten: Wüſtenfeld aus Göttingen befand ſich in ihrer Mitte, ebenſo die Hallenſer und die Leipziger bis auf Herrn Tuch, dem es wohl nicht vergönnt wird, ſeinen mühſam errungenen Sitz in der ſächſiſchen Pairskammer zu verlaſſen. Von andern Mitgliedern der Verſammlung ſeien noch Göttling, Hand und Hoffmann aus Jena, Bergk und Gildemeiſter aus Marburg, Döderlein aus Erlangen, Gerlach aus Baſel, Holtzmann aus Karlsruhe, Wex aus Schwerin, Kraft aus Hamburg, Schönborn aus

Breslau, Poppo aus Frankfurt a. O. genannt: von außerordentlichen Gelehrten beſuchten die Verſammlung außer Profeſſor Reuß aus Straßburg das engliſche Parlamentsglied Milnes, Dr. Mackenzie aus London, ein junger Privatgelehrter aus St. Andrews in Schottland, Namens Wright, und der Rector Cygnäus aus Helſingfors.

Wer möchte ſie Alle aufzählen, bis hinab zu den diis minorum und minimarum gentium, die von der Elementar- und Communalſchule aus, ſoweit die ſpärliche Muße es erlaubt, mit den Wiſſenſchaften liebäugeln? An langen Tafeln des Mittags, zu kleinern Kreiſen des Abends fanden ſie Alle, wie Zufall oder Neigung ſie führte, bald mit alten Freunden, bald neue Bekanntſchaften knüpfend, ſich zuſammen. Zwar zuerſt rümpfte Mancher die Naſe, wenn er, ſich umſchauend im hohen Saale, von der Galerie hochher leuchtend das preußiſche Landwehr-Kreuz erblickte, mit einer überreichen Garnitur ſchwarzweißer Fahnen umgeben, die Embleme der vaterländiſchen Geſellſchaft, die hier ihren Sitz aufgeſchlagen — aber bald ſchwand bei rothem oder goldenem Wein der Mißklang. War doch auch ſchon am Vorabend des großen Tages eine Anſprache der eigentlich conſtitutionellen Partei an Jac. Grimm verbreitet worden, die aber in ihrer allgemeinen Haltung nach rechts wie nach links zur Unterſchrift reizte, er möge die Sympathie des Congreſſes für Schleswig-Holſtein aufrufen, und hatte zahlreiche und anſehnliche Unterſchriften gefunden. Am Dienstage, vor Beginn der Verſammlung, kam Grimm mit warmen Worten dieſem Wunſche nach, er forderte mehr als die froſtige Phraſe der „hartherzigen Theologen" in Stuttgart, nicht betend noch bettelnd verlangte er einfach, man ſolle erklären, die Sache Schleswig-Holſteins ſei eine gerechte, heilige, unverbrüchliche Angelegenheit Deutſchlands. Nur ein Miniſterialrath und einige Kreuzknappen blieben ſitzen, als die ganze Verſammlung von ihren Sitzen ſich erhob, freudig ihre Beiſtimmung zu erklären. Am Donnerstage freilich mußte ſie büßen, was ſie, dem Drange des Herzens folgend, gethan. Es war zum Schluſſe des Congreſſes eine Luſtfahrt nach Potsdam veranſtaltet: königliche Munificenz hatte Wagen zur Dispoſition geſtellt, um unter der kundigen Führung des Gartendirectors Lenné die königlichen Schlöſſer und Anlagen zu beſuchen: die Führer des Zuges waren mit ihren Orden geſchmückt, viele Mitglieder hatten die weiße, hofmäßige Cravatte angelegt, denn es waren halbofficielle Andeutungen gefallen, daß der König die Verſammlung auf der Terraſſe von Sansſouci bewillkommnen werde — aber um die Zeit, als die Gelehrten ſich in der königlichen Reſidenz befanden, wohnte der König einem vom Offiziercorps des erſten Garderegiments veranſtalteten Feſtſchießen bei. Das bedarf keines Commentars. Aber auch Berichte über die Sectionen der Orientaliſten, wo man ſich lebhaft über die Bibliothek der morgenländiſchen Geſellſchaft herumſtritt, und der Pädagogen, in denen man vielbeſprochene Theſen wieder durchſprach, ohne zu erheblichen Reſultaten zu gelangen, erlaſſen Sie mir. Le secret d'ennuyer

est celui de tout dire, ſagt ſchon Boileau — alſo nur noch, daß für das nächſte Jahr die Verſammlung nach Erlangen geht, wo ſie weniger Kunſt, aber mehr Naturgenüſſe, weniger Zerſtreuungen, aber auch geringere Zerſtreuung erwarten, und wo hoffentlich auch ihre Verhandlungen gerade um deswillen lebendiger und angeregter ſein werden, als es in Berlin der Fall war.

Deutſche Staatsmänner.*)

5.

Ludolf Camphauſen.**)

Ein kritiſcher Rückblick in die Ereigniſſe unſerer jüngſten Vergangenheit wäre ein ebenſo undankbares als gehäſſiges Geſchäft, wenn diejenigen Recht hätten, welche den Menſchen ebenſo die Fähigkeit wie die Neigung abſprechen, aus der Geſchichte etwas zu lernen. Allein es iſt mit dieſer Anſicht wie mit allen andern Paradoxien: ſie imponiren zuerſt, weil man mit Verwunderung findet, daß trotz ihrer auffallenden Unwahrſcheinlichkeit etwas Wahres darin liegt, und dann gewöhnt man ſich allmählig, aus dieſer verhältnißmäßigen Wahrheit eine unbedingte zu machen. Die Empfindung freilich, die Leidenſchaft, und was ſonſt in dieſes dunkle Naturgebiet gehört — und fern ſei es von uns, dieſen weſentlichen Factor der hiſtoriſchen Fortentwickelung wegleugnen oder auch nur ſeine Bedeutung ſchmälern zu wollen — wird von der Geſchichte nicht geſchult werden; für den Verſtand dagegen, der denn doch auch ein Wort mitzuſprechen hat, iſt die Einſicht in den Zuſammenhang von Urſache und Wirkung in dem Kreislauf der menſchlichen Angelegenheiten nicht verloren.

Für uns Liberale iſt es um ſo nothwendiger, uns von Zeit zu Zeit unſer eigenes Sündenregiſter vorzuhalten, da es leicht möglich iſt, daß wir wieder einmal in die Lage von 48 zurückverſetzt werden, und da es doch im höchſten Grade unzweckmäßig ſein würde, wenn wir auf dieſelbe Weiſe, wie damals, zu Falle kämen. Denn daß im Sommer jenes kritiſchen Jahres faſt in ganz Deutſchland die Macht in unſern Händen lag, und daß wir ſie zum großen Theil durch unſere eigne Schuld verloren haben, wird wohl Niemand unter uns ableugnen.

---

*) Radowitz Heft 11. Manteuffel 12. Vincke 18. Arnim. 39.

**) Geb. 1803 in Hünshoven, Reg.-Bez. Aachen, erzogen auf den Handelsſchulen zu Rheidt und Burg, gründete 1825 mit ſeinem Bruder ein Banquierhaus in Köln, wurde Stadtrath in Köln 1832, Präſident der Handelskammer 1834, Director der Eiſenbahngeſellſchaft zur Verbindung der Schelde mit dem Rhein, welche Stelle er aber wegen eines Zwiſtes mit Hanſemann 1847 niederlegte, und der vorzüglichſte Begründer der Dampfſchleppſchifffahrt auf dem Rhein ſeit 1843.

Digitized by Google

Die Hoffnungen wie die Schuld jener Zeit knüpfen ſich für uns vorzugsweiſe an zwei verehrte Namen, Camphauſen und Gagern. Wenn wir uns über die Urſachen jenes merkwürdigen Falles klar werden wollen, ſo können wir es nicht umgehen, alle Pietät bei Seite zu ſtellen, und dieſe Namen vor Gericht zu ziehen.

Die kurze Zeit, welche Camphauſen die Regierung des preußiſchen Staats in der Hand hatte, war die entſcheidende nicht nur für Preußen, ſondern für Deutſchland. — Um unſer Urtheil über ſeine Thätigkeit vorauszunehmen: ſeine Anſicht von der vernünftigen Entwickelung der deutſchen und preußiſchen Verhältniſſe iſt immer die richtige geweſen — auf Einzelheiten iſt kein Gewicht zu legen, wo das Princip im Großen und Ganzen gewahrt wird — und ſein Grundirrthum hat darin gelegen, daß er geglaubt hat, mit dieſer vernünftigen Einſicht habe der Staatsmann ſeine Pflicht gethan. Er iſt überall darauf ausgegangen, eine elegante Formel für die jedesmalige Phaſe des vernünftigen Verlaufs zu finden, und wenn die brutale Wirklichkeit dieſe Formel der Vernunft überſchüttete, hat er ſich ſchmollend zurückgezogen.

Ich beginne mit ſeiner Thätigkeit als Chef der vormärzlichen Oppoſition. Der Hauptgeſichtspunkt ſeiner Politik war dieſer: Preußen muß ſeine verſchiedenen Beſtandtheile durch die conſtitutionelle Staatsform centraliſiren, und es muß ſeine natürliche, welthiſtoriſche Berechtigung dadurch finden, daß es ſich von dem unnatürlichen Syſtem der heiligen Allianz und dem unmittelbaren Ausdruck derſelben, dem deutſchen Bunde in ſeiner hiſtoriſchen Form, losreißt. Den letzteren Punkt hat er auf eine meiſterhafte Weiſe in den letzten Sitzungen der Ausſchüſſe, im Februar 1848, ausgeführt, wo es ſich um ein neues, im preußiſchen Codex noch nicht vorgeſehenes Verbrechen, den Hochverrath gegen den deutſchen Bund, handelte.

Ich hebe dieſe beiden Punkte, in denen ſich Camphauſen während ſeiner ganzen politiſchen Laufbahn treu geblieben iſt, darum hervor, weil ſie die ſtreitigen ſind, und diejenigen, worauf es bei der Entwickelung Deutſchlands vorzüglich ankommt. Während die Deutſchthümler in der Exiſtenz Preußens ein Attentat gegen die Einheit Deutſchlands ſahen, während ſie jede conſtitutionelle Centraliſation dieſes Staats ſchon vor dem März als ein neues Hinderniß gegen die einſtige Erfüllung ihres erſehnten Ziels mit argwöhniſchen Blicken verfolgten, und viel lieber Preußen in einen Föderativverband ſelbſtſtändiger Provinzen aufgelöſt hätten (einer der eifrigſten Großdeutſchen, Herr Wuttke, hat das ſchon zur Zeit des Centrallandtages in einer Broſchüre auseinandergeſetzt), während ihr Hauptbeſtreben vom März bis zum December, ja ſelbſt noch ſpäter bei einem Theil der Weidenbuſchpartei, darauf gerichtet war, Preußen zu Gunſten des Reichs zu mediatiſiren, wenn auch zum Erſatz dem mediatiſirten König die Kaiſerkrone geboten werden ſollte, während die Conſequentern der Partei, nachdem der Traum

Digitized by Google

vom ſouveränen Volk ein Ende mit Schrecken genommen hatte, die eingebildete Einheit ihres Deutſchlands ſelbſt auf Koſten der Rückkehr zum alten Bundestag, ſelbſt auf Koſten der Berufung auf die vertragsmäßige Garantie der auswärtigen Mächte retten wollten, um nur das rebelliſche Preußen nicht frei zu laſſen: — hat Camphauſen vor, während und nach der Revolution mit vollkommener Conſequenz das entgegengeſetzte Princip verfolgt, daß nämlich ein deutſcher Staat ſich nur dadurch bilden könne, daß die unberechtigten ſtaatlichen Exiſtenzen durch die berechtigten abſorbirt werden; daß Preußens Trennung vom Bund (von Oeſtreich) und ſeine Hegemonie über die in ſeinen Rayon fallenden kleinen Staaten, die ſich im natürlichen Lauf der Dinge bald in eine friedliche Eroberung verwandeln muß, die einzige Form iſt, in der ein reales Deutſchland gebildet werden kann; daß Alles, was zur Stärkung, zur Befreiung, zur Centraliſation Preußens beiträgt, ein Schritt zu dieſem Ziel iſt; daß eine wirkliche Organiſation des Staats nur dann ſtattfindet, wenn der Starke herrſcht und der Schwache gehorcht. In dieſem Princip, dem wir vollkommen beitreten, und das wir von Anfang der Märzbewegung an verfochten haben, iſt er klarer, bewußter, conſequenter geweſen, als irgend einer ſeiner liberalen Parteigenoſſen.

Im Uebrigen unterſchied ſich ſein Liberalismus nicht weſentlich von dem der Partei. Er bekämpfte mit gleicher Schärfe das alte Polizeiſyſtem, das den Staat mit dem Beamtenthum identificirte, und der eigentlichen Thätigkeit des Volks ſelbſt in Privatangelegenheiten ſo wenig Spielraum als irgend möglich laſſen wollte, und die moderne romantiſche Richtung, die an Stelle des bureaukratiſchen Staats jenen kirchlich-feudaliſtiſchen aufrichten wollte, den ſie in den Geſchichten des Mittelalters zu finden vorgab. Allein Camphauſen's Stellung erhielt dadurch einen eigenthümlichen Charakter, daß er in vielen Beziehungen das Intereſſe des preußiſchen Staats den Sondergelüſten ſeiner Provinz gegenüber vertrat. Denn in der rheinländiſchen Oppoſition war eine Miſchung ſehr verſchiedener Elemente enthalten. Die kirchlichen Antipathien gegen die proteſtantiſche Regierung, die ſich bald auf den Adel, wie in der Angelegenheit des Erzbiſchofs, bald auf das Volk ſtützten, das Feſthalten am Napoleoniſchen Recht, gegenüber den Uebergriffen der altpreußiſchen Juſtiz — beides conſervative Momente, verbanden ſich mit den demokratiſchen Tendenzen der großen Fabrikſtädte, die oft genug einen communiſtiſchen Anſtrich hatten, gegen das preußiſche Weſen überhaupt und gegen das Aufgeben der Rheinprovinz in daſſelbe. In der Rheinprovinz war mehr als in irgend einer andern des preußiſchen Staats jene Art des Patriotismus zu Hauſe, die von der Herſtellung einer deutſchen Einheit ohne Rückſicht auf den eignen Staat träumte. Das „Volk“ ſchied ſich ſorgfältig von den „preußiſchen“ Beamten, dem „preußiſchen“ Militär. Selbſt in nationalökonomiſcher Beziehung ſonderte ſich das Intereſſe der Provinz, wenigſtens derer, die den Ton darin angaben, der Fabrikanten, von denen des Staats,

und verband ſich mit dem Ruf der Süddeutſchen nach einem energiſchen „nationalen" Schutzzollſyſtem.

In all dieſen Punkten war Camphauſen der Mehrzahl ſeiner Landsleute entgegen. Seine Idee von einer Centraliſation des preußiſchen Staats erſtreckte ſich auch auf die national-ökonomiſchen Fragen. Camphauſen hat in der Zollgeſetzgebung ſtets das Syſtem des Juste-Milieu vertreten, ſogar mit einer gewiſſen Hinneigung zum Freihandel. Er hat dem Staate in Beziehung auf denjenigen Zweig der productiven Thätigkeit, welcher damals vorzugsweiſe die finanziellen Kräfte in Anſpruch nahm, die Eiſenbahnen, einen Einfluß eingeräumt, der ſelbſt über die Forderungen des Staats hinausging.

Daß Camphauſen dennoch in den vormärzlichen Zeiten als Chef der rheiniſchen Oppoſition auftreten konnte, erklärt ſich theils aus den Forderungen, die allen Fractionen der Oppoſition gemein waren, z. B. der Preßfreiheit, über welchen Punkt er dem Provinziallandtage zu Düſſeldorf 1843 eine meiſterhaft ausgearbeitete Denkſchrift überreichte, theils aus dem Streben, einen gemeinſamen Anhaltpunkt zu finden. Der Antrag auf Ausführung des Geſetzes vom 22. Mai 1815, einer Centralverfaſſung für den preußiſchen Staat, gab damals dieſen Haltpunkt her, wie im Jahr 1848 die Forderung einer deutſchen Nationalrepräſentation. Wenn die Poſener Stände, die ſonſt jede Art der Einfügung in den Staatsorganismus verabſcheuten, ſich dieſer Forderung anſchloſſen, nur um Oppoſition zu machen, ſo war es noch viel leichter begreiflich, wenn der Landtag von Coblenz 1845 den in gleichem Sinne gehaltenen Antrag Camphauſen's zu dem ſeinigen machte.

Das Patent vom 3. Februar und der Centrallandtag fand die Parteien durch die Provinziallandtage ſchon organiſirt vor. Der weſentliche Inhalt der oppoſitionellen Anſprüche — Erweiterung der ſtändiſchen Rechte mit Beziehung auf die Geſetzgebung von 1815 — war allen Liberalen gemein; ebenſo, daß ſie ſich vorläufig bei der alten Grundlage des Wahlgeſetzes beruhigten, weil ſie rechtlich auf keine andere gewieſen waren. Dagegen ſchied ſich die Oppoſition in der Art und Weiſe, wie ſie dieſen Zweck zu verfolgen gedachte, und Camphauſen war es, der ſeiner Richtung das Uebergewicht verſchaffte.

Der liberale Adel — denn es kommt nicht auf die Maſſe an, ſondern lediglich auf die Führer — ſtützte ſich auf den Rechtsboden, auf die Verheißungen der Freiheitskriege, auf die Stein'ſche Zeit: er begründete die Anſprüche auf Erweiterung der Landtagsbefugniſſe juriſtiſch. Der Bürgerſtand, der dieſe Rechtsbegründung, weil ſie ihm zum Vortheil gereichte, gleichfalls utiliter acceptirte, glaubte doch das Hauptgewicht auf die Gründe der Zweckmäßigkeit und innern Nothwendigkeit legen zu müſſen. Darum hat er, unter Camphauſen's Leitung, den Weg der Vermittlung, der Adreſſen und Petitionen eingeſchlagen; er hat den Weg des Proteſtes — in der Declaration der Rechte — entweder gar nicht, oder

Digitized by Google

ſehr ſchwach unterſtützt, er hat zuletzt, als es zum Bruch kommen ſollte — bei der Wahl der Ausſchüſſe — der Krone nachgegeben, wenn auch unter Vorbehalt.

Das Feſthalten des Rechtsbodens, wie überhaupt jeder legitimen Autorität, wie jede Rechtgläubigkeit, hat etwas ungemein Bequemes und ſchmeichelt dem Selbſtgefühl. Man weiß in jedem Augenblick ſein Stichwort, man iſt überall einig mit ſich ſelbſt, man darf ſich nie etwas vergeben. Die Rolle eines Vermittlers iſt ſtets peinlich, auch wenn ſie ihren Zweck nicht verfehlt, denn ſie iſt unſicher, zweifelhaft. Aber in ſolchen Dingen hat das perſönliche Selbſtgefühl doch nicht ausſchließlich das Wort. Das reſignirte Zurückziehen aus der politiſchen Entwickelung, wo das volle Recht nicht gewährt iſt, und wo gegen den Uebertreter des Rechts kein höherer Richter da iſt, iſt doch immer, wenn es überhaupt etwas bedeuten ſoll, eine entfernte Provocation auf die Entſcheidung der Thatſachen. Wer dieſer abhold iſt, weil er noch andere Intereſſen zu vertreten hat, als das eine abſtracte Recht, und weil er weiß, daß dieſe bei der thatſächlichen Entſcheidung, wo die Leidenſchaft über den Verſtand, der Zufall über den Plan hinausgeht, untergehen müſſen, wird doch wohl das Recht haben, ſich auf den Weg der Verhandlung einzulaſſen, bei welchem ſich, wenn auch nicht immer ein Ende, doch wenigſtens ein Weiterkommen abſehen läßt. Freilich hat dieſe Klugheitsregel ihre Grenze, es gibt Zeiten, wo auf alle Gefahr hin nur das perſönliche Ehrgefühl zu ſprechen hat.

In den Landtagsverhandlungen ſcheint mir dieſer Augenblick noch nicht vorhanden geweſen zu ſein. Die Ausſicht auf ein allmäliges Entgegenkommen der widerſtreitenden Abſichten, wenn man vom Rechtspunkt abſah, da die conſtitutionelle Centraliſation Preußens nicht blos im Intereſſe des Volks, ſondern auch in dem der Krone lag, war zu groß; der Erfolg der bloßen Proteſtation, da die öffentliche Meinung damals über ſich ſelber noch gar nicht im Klaren ſein konnte, zu zweifelhaft, als daß der praktiſche Mann ſich nicht zu dem Verſuch einer vermittelnden Thätigkeit hätte getrieben fühlen ſollen.

Von dieſem Geſichtspunkt aus vertheidige ich Camphauſen, der übrigens darin conſequent blieb, nicht nur wegen ſeiner Weigerung, die Declaration der Rechte zu unterſchreiben — ein kühn ausſehender Schritt, deſſen Erfolg aber mehr als zweifelhaft war, ſondern auch wegen ſeiner Theilnahme an der Ausſchußwahl, gegen deren rechtliche Gültigkeit Proteſt eingelegt wurde. Trotz ſeines principiellen Widerſpruchs ſtand ihm z. B. Vincke viel näher, als vielen der Unterzeichner jenes Proteſtes.

Die Ausſchüſſe gaben Camphauſen — der übrigens ſonſt dieſe Gelegenheit, ſich öffentlich auszuſprechen, redlich dazu benutzte, der Krone zu drohen, und zwar auf eine Weiſe, die ſich bald nur zu ſehr bethätigen ſollte — Veranlaſſung, das Verhältniß Preußens zum deutſchen Bund in's Auge zu faſſen.

Wenn in einer der kleinen deutſchen Kammern irgend eine Frage angeregt

Digitized by Google

wurde, die über den gewöhnlichen Horizont deutſcher Stände, den privatrechtlichen Geſichtskreis, hinausging, ſo ſchnitt die Regierung regelmäßig den weitern Streit durch das Geſpenſt des deutſchen Bundes ab. Preßfreiheit, Steuerbewilligungsrecht, Reduction des Militäretats wurden unter der Aegide des Bundestags den ſtändiſchen Berathungen entzogen.

Es konnte nicht fehlen, daß dieſe blos repreſſive Wirkſamkeit eine gewiſſe Mißſtimmung gegen das erzeugte, was man den Bundestag nannte. Dieſer Name war aber nur die Firma, hinter welcher ſich die Mißſtimmung gegen die beiden Großmächte verbarg, vor Allem gegen Preußen, den bureaukratiſch-militäriſchen Staat der überall ſcheel angeſehenen Berliner Ueberweisheit, weil man Oeſtreichs exceptionelle Stellung eigentlich immer anerkannt hatte.

Nun zog ſich die preußiſche Regierung den Anforderungen der eignen Stände gegenüber hinter den Schutz eben der Macht zurück, welche die allgemeine Meinung nur für eine Larve der preußiſchen Bureaukratie hielt. Als die Majorität der Ausſchüſſe ſich für das Recht der freien Aſſociation ausſprach, verwies ſie der Landtagscommiſſär auf das entgegenſtehende Recht des deutſchen Bundes. Die Regierung begnügte ſich nicht damit, ihre Gründe oder auch ihren ſouveränen Willen der Einſicht der Volksvertreter entgegenzuſetzen, ſie zog ſich auf ein Gebiet zurück, das um ſo unnahbarer war, je unbeſtimmter es darin ausſah. Die Rechtsform war auf ihrer Seite, und ſo blieb den Ständen nichts weiter übrig, als die Regierung zu bitten, ſie möge ihren Einfluß beim deutſchen Bund verwenden, um dieſes Geſetz, welches mit dem Intereſſe und der Ueberzeugung des preußiſchen Staats im Widerſpruch ſtehe, aufzuheben.

Man mußte nun fragen: aber wo iſt eigentlich dieſer deutſche Bund, der der preußiſchen Regierung Geſetze vorſchreibt? Und es war natürlich, daß die preußiſchen Stände das Verhältniß deſſelben zu ihrem eigenen Staat näher in Betracht zogen. Es geſchah das durch Camphauſen bei Gelegenheit eines neuerfundenen Verbrechens im Strafcodex: des Hochverraths gegen den deutſchen Bund.

Der frühere, rationaliſtiſche Codex hatte ſich den Hochverrath nur in Beziehung auf die wirkliche Obrigkeit gedacht. Die franzöſiſchen Invaſionskriege und der Rheinbund hatten die Nothwendigkeit einer nähern Verbindung unter den deutſchen Staaten an den Tag gelegt. Aus dieſer Nothwendigkeit war der deutſche Bund hervorgegangen. Er war weſentlich gegen Frankreich gerichtet. Frankreich aber wurde mit der Idee der Revolution identificirt, die Revolution mit der conſtitutionellen Staatsform, und ſo trafen die Verfolgungen des Bundes im Anfang ſelbſt die Deutſchthümler, die im Franzoſenhaß vollſtändig mit den Regierungen ſympathiſirten, nur weil ſie von einer deutſchen Volksvertretung träumten.

Außer dieſen Repreſſivmaßregeln iſt von dem deutſchen Bunde für die politiſche Entwickelung Deutſchlands nichts gethan, und konnte ſeiner Natur nach nichts

gethan werden; alle Einrichtungen, die auf einen wirklichen Fortſchritt hinzielten, gingen von der Uebereinkunft einzelner Staaten aus. — Das mußte, dem allgemeinen Vorurtheil gegenüber, welches in dem Bundestag nicht das Weſen, ſondern den zufälligen Ausdruck zu bekämpfen glaubte, offen und unumwunden ausgeſprochen werden, und dieſes Verdienſt hat ſich Camphauſen in den Ausſchüſſen erworben.

Ich lege darum auf dieſen ſcheinbar unbedeutenden Umſtand ſo großes Gewicht, weil er in dieſem Augenblick wieder zur Hauptſache geworden iſt. — Es hat nicht an dem böſen Willen dieſes oder jenes Diplomaten, dieſes oder jenes Fürſten gelegen, daß der Bundestag der Freiheit feindlich war, ſondern es lag in der Natur des Inſtituts. Die im Bundestag concentrirte Macht der Fürſten macht ein über den Schein hinausgehendes Repräſentativſyſtem der einzelnen Staaten unmöglich, und ſetzt man ihm eine gemeinſame deutſche Nationalvertretung gegenüber, ſo wird dieſe illuſoriſch durch die Macht der einzelnen Fürſten, die über die Grenzen des Bundestags hinausgeht.

Es war nicht unwichtig, daß jene Erörterung der deutſchen Frage in der preußiſchen Volksvertretung kurz vor der allgemeinen deutſchen Bewegung ſtattfand, die eine entgegengeſetzte, und darum eine illuſoriſche Richtung nahm.

Es zeigte ſich damals, daß die vermittelnde Rolle, welche Camphauſen im Landtag geſpielt, und welche ihn bei der jetzt eintretenden Kriſis der Krone genehm machen mußte, ihm in der öffentlichen Meinung keineswegs geſchadet hatte. Er war es, den die allgemeine Stimme ſchon am 18. März an die Spitze des neuen Preußen berief.

Bevor das geſchah, hatte er Gelegenheit gehabt, in einer am 11. März zu Bonn mit Hanſemann, Beckerath und andern Rheinländern abgefaßten Petition ſein Programm aufzuſtellen. Es enthielt die Forderung: „den Vereinigten Landtag ſofort einzuberufen und demſelben Geſetzentwürfe folgenden Inhalts vorlegen zu laſſen: 1) Abänderung des Wahlſyſtems in der Art, daß die verſchiedenen Volksclaſſen in richtigem Verhältniß vertreten werden; 2) zeitgemäße Umgeſtaltung der Herren-Curie; 3) beſchließende Mitwirkung des in vorgedachter Weiſe umgeſtalteten Vereinigten Landtags in der geſammten Geſetzgebung und im Staatshaushalt mit einfacher Majorität.“ In demſelben Sinne verhieß das Miniſterium Arnim am 22. März: „dem Vereinigten Landtag ein Wahlgeſetz zur Begutachtung vorzulegen, welches eine auf Urwahlen gegründete, alle Intereſſen des Volks ohne Unterſchied der religiöſen Glaubensbekenntniſſe umfaſſende Vertretung herbeizuführen geeignet wäre, und der durch dieſes Wahlgeſetz zu bildenden neuen Volksvertretung Vorſchläge über Sicherſtellung der perſönlichen Freiheit, über freies Verſammlungsrecht u. ſ. w. zu machen.“

Damals war das Stichwort, welches die neue conſervative Partei von der freilich noch ſehr unklaren, im Gährungsproceß begriffenen revolutionären ſchied,

Digitized by Google

die Zuziehung des Landtags zu der neuen Geſetzgebung, alſo die unmittelbare Beziehung zu der ältern Rechtsentwickelung. Die Radicalen, welche durch die Revolution die alte Rechtsentwickelung für geſchloſſen anſahen, verlangten entweder die unmittelbare Einführung einer demokratiſchen Verfaſſung durch die Souveränetät des Königs, oder die Einberufung einer ſouveränen, conſtituirenden Verſammlung.

Wenn die conſervative Partei ſo entſchieden auf Einberufung des plötzlich unpopulär gewordenen Landtags beſtand, ſo konnte das nur den praktiſchen Sinn haben, daß ſie mit dieſer Vertretung des alten Preußens die neue Verfaſſung, die auf die Erfüllung der Forderungen der altliberalen Oppoſition herauskommen mußte, vereinbaren wollte. — Hier iſt nun der erſte Fall, in welchem Camphauſen's Beſtreben, überall zu vermitteln, zum Nachtheil des Staates ausſchlug.

Als er das Miniſterium angetreten hatte, vereinbarte er mit dem Landtage nämlich nicht die neue Verfaſſung, ſondern die Einberufung einer Verſammlung, mit welcher die neue Verfaſſung vereinbart werden ſollte. Daß die leitenden Grundſätze derſelben beiläufig dem Landtag zur Begutachtung vorgelegt wurden, änderte daran nichts, denn dieſes Gutachten hatte nicht den geringſten rechtlichen Einfluß auf die Entſcheidung der neuen Verſammlung.

Unter dieſen Umſtänden konnte man allerdings fragen, wozu man ſich durch den Zuſammentritt des Landtags eigentlich mit den Radicalen überworfen habe. Denn es war durch ihn die Revolution nicht geſchloſſen, es war nur tabula rasa gemacht, der Rechtsboden gelöſt, der Staat ohne Verfaſſung, es traten zwei Paciscenten zuſammen, um dieſelbe zu vereinbaren, und was geſchehen ſollte, wenn dieſe Vereinbarung nicht bewirkt wurde, darüber war keine Auskunft gegeben.

Dem erſten Anſchein nach ſah dieſer Zuſtand wie eine Conceſſion an die revolutionäre Partei aus. Das wäre auch der Fall geweſen, wenn — die Revolution irgend anders vorgefallen wäre, als in den Köpfen der Leute. Ueber den Pariſer Februarereigniſſen und dem Schreck der Barrikadennacht hatte das Königthum den Kopf verloren, und ſich zu Conceſſionen verſtanden, die weit über die reale Machtentwickelung ſeiner Gegner hinausgingen. Es war vorauszuſehen, daß es bei dem erſten Abkühlen der revolutionären Gluth zur Beſinnung kommen und zur Zurücknahme ſeiner Conceſſionen ſchreiten würde, wenn es ſich rechtlich nicht gebunden fand.

Hätte Camphauſen die Verfaſſung, welche er ſpäter der Nationalverſammlung vorlegte, ohne Weiteres mit dem Landtag vereinbart, deſſen Loyalität an einen ernſtlichen Widerſpruch nicht denken ließ, ſo hätte damals, wo die Furcht noch waltete, das Königthum, der Adel, der Hof mit Freuden zugegriffen, die Verfaſſung wäre beſchworen, das Heer vereidigt worden, und hätte das Berliner Geſindel eine Emeute verſucht, ſo wäre es von der vereinigten Begeiſterung der Bürger und des Militärs leicht zu Paaren getrieben.

Digitized by Google

Freilich litt dieſe Verfaſſung an einem ſehr demokratiſchen Wahlgeſetz, das damals nicht zu umgehen war. Aber einmal war dann die Prätenſion der Kammer auf Unauflöslichkeit abgeſchnitten, ſie wurde außerdem durch eine conſervativere erſte Kammer controlirt, dann aber darf man überzeugt ſein, daß auch bei dem ſchlechteſten Wahlgeſetz der conſtitutionelle Staat ſich ſelber corrigiren wird, wenn nur die Regierung ehrlich und energiſch genug auftritt, um das Vertrauen der Bürger zu erwerben.

Indeß — das Geſchehene war nicht zu ändern. Die conſtituirende Verſammlung war beſchloſſen, und man mußte verſuchen, mit ihr zu gehen. — Was in der Zwiſchenzeit vorfiel, hat nicht die Bedeutung, die man darauf zu legen pflegt. Camphauſen hat, wie ſtets der Bürger, wenn er den Diplomaten ſpielen will, manche Ungeſchicklichkeiten begangen, z. B. in der Form, wie der Prinz von Preußen zurückberufen wurde, aber eigentlich kam nicht viel darauf an. — Als aber die Nationalverſammlung zuſammengetreten war, mußte ſich die Regierung die Aufgabe ſtellen, ſich ihrer zu bemächtigen und mit ihrer Hülfe dem Pöbel wie dem Abſolutismus, dem ſpecifiſchen Preußenthum wie der Frankfurter Centraliſationsidee Trotz zu bieten.

Die Regierung hat nicht einmal den Verſuch gemacht. — Sie hat die Verſammlung, wozu ſie nach ihrer Erklärung nicht befugt ſein ſollte, in die unmittelbare Geſetzgebung gezogen, in conſtitutionellen Formen mit ihr geſpielt, ſich ihr untergeordnet, und, als ſie den Streit nicht vermeiden konnte, ſich verſtimmt zurückgezogen. — Freilich war die Aufgabe eine ſehr undankbare, mit dem feinen, vornehmen Weſen Camphauſen's kaum in Einklang zu bringen. Denn die Verſammlung, deren Unfähigkeit zwar mit einem unerhörten Selbſtgefühl wetteiferte, war nicht eigentlich bösartig. Sie wollte nur beſchäftigt und zugleich in dem Glauben erhalten werden, daß ſie Großes ſchaffe. Um dieſen Trieb zu befriedigen, hätte jeder der Miniſter täglich wenigſtens eine Stunde lang über alles das Gute, was er vorhabe, ſo wie über ſeine Ehrlichkeit und ſeine demokratiſche Geſinnung reden müſſen; er hätte zugleich keine Intrigue ſparen dürfen, um ſich ein Corps unbedingter Anhänger zu erobern. Die Centren waren ein weites Feld für ſolche Eroberungen. Aber wer erobern wollte, mußte imponiren; er mußte nicht durch die leidende Miene unſchuldsvoller Ehrlichkeit, ſondern durch die entſchloſſene Haltung eines energiſchen, unbeugſamen Willens die Maſſe mit ſich fortreißen. Die ſtolze Demuth, mit der Camphauſen eine Kritik ſeines bisherigen Verhaltens herausforderte, die Reſignation, mit der er ſeinen Verfaſſungsentwurf fallen ließ, endlich der unnöthige, und dabei ſehr ſchwach geführte Streit über das Princip der Revolution waren nicht geeignet, ihn in ſeiner Stellung zu ſichern. Und doch lag in allen dieſen Umſtänden nichts vor, ſeinen Rücktritt zu motiviren, denn in einer revolutionären Zeit iſt es ein ſtarkes Vergehen, die Macht aus den Händen zu geben, ohne zu wiſſen, wem ſie über=

Digitized by Google

tragen werden ſoll. Der beſtändige Hinblick auf die engliſche Verfaſſung verwirrt unſere Politiker darin auf eine ſeltſame Weiſe. Weil dort, ſobald das Whigminiſterium die Majorität verliert, Jedermann weiß, daß die Tories folgen, glaubt man bei uns, auf gleich ebenem Boden zu ſtehen, einerlei, ob wirkliche Parteien vorhanden ſind, oder nicht.

Es war, unter dem Schein des Verdruſſes über die Thorheit der Menge, eigentlich das ſtille Bewußtſein der Schwäche, einer drohenden Situation gegenüber, das ſeinen Rücktritt veranlaßte. Es iſt nur zu menſchlich, wenn auch nicht zu rechtfertigen, daß die geheime Empfindung, ſeine Nachfolger würden es nicht beſſer verſtehen, ſeinen Entſchluß nicht erſchütterte. — Denn die Leichtfertigkeit, mit der ſpäter Hanſemann mit der Nationalverſammlung umſprang, war für einen liberalen Miniſter — der durch Herbeiziehen der bewaffneten Macht ſeine eigne Macht aus den Händen gab — und vor Vollendung der Conſtitution, auf die man ſich hätte ſtützen können, auch nicht die richtige Methode.

Durch die Unfähigkeit, die Verſammlung, das einzige legitime Organ des Volks, mit ſich fortzureißen, war man nicht nur gegen Unten rath- und ſchutzlos geworden — denn nur das Vertrauen der Verſammlung konnte die legitimen Mittel gewähren, den Exceſſen eines elenden Pöbels in Berlin und den fortdauernden Wühlereien der Linken ein Ende zu machen, — ſondern, was ſchlimmer war, auch nach Oben. Denn obgleich Camphauſen unter ſämmtlichen Mitgliedern der altliberalen Oppoſition derjenige war, welcher ſich am bequemſten in die Formen des alten Staats zu fügen wußte, und darum auch nach ſeinem Rücktritt unter allen Märzminiſtern allein eine persona grata blieb, ſo wurde er doch vom Hof und dem Beamtenthum ſtets als ein Eindringling angeſehen, dem man ſich fügte, ſo lange es nothwendig war, und die täglichen Proben von der wachſenden Unpopularität ſeines liberalen Miniſteriums mußten den König auf die Idee bringen, daß es nicht viel ſchlimmer ſein könnte, wenn er ſich ſeiner alten ergebenen Räthe bediente. Wir ſind überzeugt, daß Camphauſen nach dieſer Seite hin eine unermüdliche vermittelnde Thätigkeit entwickelt haben wird, aber dieſe konnte nur dann fruchtbar ſein, wenn er als der Führer einer unabhängigen, geſchloſſenen, organiſirten Partei dem Monarchen gegenübertrat. Sich auf die Meinung der Gutgeſinnten berufen, nutzte nicht viel, denn eine Partei ohne Organiſation iſt keine Partei. So blieb er in der undankbaren Stellung des wohlmeinenden Mannes, dem man mehr Kraft zugetraut hat, als er beſitzt, den man ſchätzt, aber ohne ihn zu fürchten; die Mittel des alten Staats blieben in den Händen der altconſervativen Partei, und es war eine innere Nothwendigkeit, daß dieſe, die gleich nach dem erſten Schreck ſich wiederum kräftig organiſirte, auch öffentlich in die Stellung zurückgeführt wurde, die zu behaupten ſie ihre Leidenſchaft und die alten Traditionen berechtigten. —

Dieſer Vorwurf, daß er in Preußen verſäumt hat, die liberale Partei zu

Digitized by Google

organiſiren und zu leiten, trifft ihn in Beziehung auf die deutſchen Angelegenheiten auf eine ähnliche Weiſe. Um ſeine Stellung als preußiſcher Bevollmächtigter in Frankfurt zu würdigen, müſſen wir einen Augenblick zurückblicken.

Die preußiſche Politik in Bezug auf die deutſche Frage, wie ſie Camphauſen von ſeinem Vorgänger überkam, und wie ſie mit ſeinen Ueberzeugungen übereinſtimmte, war bereits in der Proclamation vom 18. März angedeutet, und die Unterhandlungen, welche der General Radowitz in Wien leitete, konnten wenigſtens inſofern damit in Uebereinſtimmung gebracht werden, als ſie die Löſung der Verpflichtungen Preußens gegen Oeſtreich herbeiführten. Sie ging Hand in Hand mit den Märzminiſterien der kleinen Staaten, und beſtand darin, eine engere Coalition der regenerirten deutſchen Staaten — mit Ausſchluß Oeſtreichs — zu bewerkſtelligen, die durch ein aus den Ständen der einzelnen Staaten gebildetes Parlament und durch eine für die gemeinſamen Angelegenheiten gemeinſame Regierung getragen werden ſollte. Es iſt ungefähr die nämliche Idee, die der ſpätern Union zu Grunde gelegt wurde, und die auch allein in die deutſchen Zuſtände Ordnung bringen kann. — Allein es geſchah von preußiſcher Seite nichts, dieſe Idee zu realiſiren. — Man ließ das Vorparlament ruhig zuſammenkommen, ohne dafür zu ſorgen, daß Preußen darin vertreten war; man hatte verſäumt, mit Gagern und den übrigen liberalen Miniſtern ſich in Einverſtändniß zu ſetzen, und ſo geſchah es, daß jene Verſammlung, von der der Bundestag nicht verſchmähte, ſich Geſetze ertheilen zu laſſen, einen Beſchluß faßte, der folgenſchwerer war, als alle übrigen, ſcheinbar viel revolutionärern: die Zuziehung der Oeſtreicher zum deutſchen Parlament. Damit war der preußiſchen Politik der alte Weg abgeſchnitten.

Es läßt ſich Manches zur Entſchuldigung der preußiſchen Miniſter ſagen: ſie waren im Innern zu beſchäftigt u. ſ. w. Aber ſoviel bleibt wahr: durch jenen Beſchluß wurde dem preußiſchen Liberalismus ebenſo das Heft in Deutſchland aus den Händen gewunden, als durch Einberufung einer preußiſchen Conſtituante das Heft in Preußen.

Wenn nun Camphauſen dieſe neue Wendung der Dinge ſoweit ignorirte, daß er die Wahlen zum Parlament dem alten Landtag übertrug, einem ſtändiſchen Inſtitut, das eben im Begriff war, ſich ſelber aufzulöſen, ſo war das eben ein ſolcher Anachronismus, als der kurze Zeit darauf publicirte Verfaſſungsentwurf der Vertrauensmänner, der, auf die alten Vorausſetzungen berechnet, in der neuen Lage der Dinge vollkommen unverſtändlich war. Und wenn ſich dann Camphauſen beeilte, auf den Befehl des Bundestags, der ſich den Drohungen des Funfziger-Ausſchuſſes fügte, ſeinen Beſchluß zurückzunehmen, ſo war das — wenn auch vielleicht unvermeidlich — jedenfalls nicht geeignet, die Autorität der preußiſchen Politik zu erhöhen. Denn man mußte ſich fragen: handelt der preußiſche Bundestagsgeſandte unabhängig von ſeiner Regierung? oder muß er ſich

Digitized by Google

der Stimmenmehrheit von Lippe-Detmold, Anhalt-Cöthen u. ſ. w. fügen? in welchem letztern Fall Preußen als mediatiſirt anzuſehen war.

Nach dieſem Schritt war vorläufig für Preußen in Frankfurt nichts zu thun. Die Nationalverſammlung war antipreußiſch und antirepublikaniſch, ſie ſtand alſo, ebenſo wie die von ihr geſchaffene Centralgewalt, ohne es ſelber zu wiſſen, unter öſtreichiſchem Einfluß. Allein damit war noch nichts verloren. Es mußte eine natürliche Reaction eintreten, ſobald Oeſtreich ſeine Maske abwarf und ſobald man in Preußens Stärke, die man zu raſch als gebrochen angeſehen hatte, wieder Vertrauen ſetzen konnte.

Es geſchah dies nach den Novemberthaten. — Man vergeſſe nicht, daß Gagern's Amendement zu dem Großdeutſchen Verfaſſungs-Entwurf noch im October höchſtens auf einige 30 Stimmen rechnen konnte. — In kurzer Zeit änderten ſich die Verhältniſſe. Die Weidenbuſch-Partei organiſirte ſich, und ſchon im Januar hatte ſie die Majorität.

Es fehlte dieſer Partei nur Eines. Ebenſo wie die übrigen Fractionen des Parlaments hatte ſie ſich in die Taktik der parlamentariſchen Intrigue ſo verloren, daß ſie die viel wichtigeren, außerparlamentariſchen Thatſachen nur durch ein gefärbtes Glas betrachtete. Es fehlte ihr ein Führer, der ſie mit der Macht, in deren Namen und zu deren Gunſten ſie operirte, in einem beſtändigen, realen Rapport erhielt. Zu dieſer Stellung war Camphauſen ſowohl durch ſein Amt verpflichtet, als durch ſeine parlamentariſche Vergangenheit befähigt, denn ihm konnte der deutſche Liberalismus, dem das preußiſche Toryminiſterium immer verdächtig ſein mußte, volles Vertrauen ſchenken. — Dieſe Pflicht hat Camphauſen verſäumt. Er ſpielte der Partei gegenüber den ſchweigſamen Diplomaten, und ſeiner Regierung gegenüber — ſpielte er ihn auch. Und doch kam es darauf an, die vollkommen ſachgemäßen Bemerkungen, welche die Note vom 23. Januar mit der vornehmen Nonchalance einer Macht, die ſich auf ſich ſelber ſtützt, und daher in einer faſt beleidigenden Form hinwarf, der Partei mit der Wärme einer ſichern Ueberzeugung in's Herz zu reden. Es kam darauf an, ihr deutlich zu machen, daß ſie ihren Accent auf ein ganz falſches Wort legte; daß es Preußen mit dem Erbkaiſerthum, Deutſchland mit der Volksſouveränetät nicht gedient ſein könne, daß dieſe an ſich unerheblichen Formen nur ſchädlich ſein müßten, weil ſie den Particularismus empörten, ohne ihn zu bezwingen, daß der Punkt, auf den Alles ankäme, vielmehr nichts ſei, als — Trennung von Oeſtreich und parlamentariſche Organiſation des übrigen Bundesgebiets. In dieſem Fall wäre ſelbſt unter der beſcheidenen Form eines Directoriums Preußen die Hegemonie zugefallen. Wäre der Partei ganz entſchieden erklärt worden, daß dieſes Preußens eigentliche Meinung ſei, ſo hätte ſie ſich früher zu einem Schritt entſchloſſen, den ſie in Gotha zu ſpät that. Camphauſen's Verantwortlichkeit für dieſen Fehler wird dadurch nicht aufgehoben, daß ſeine eigene Stellung zu den regierenden

Digitized by Google

Tories eine prekäre war. Jedenfalls war ſie leichter zu ordnen, als die von vornherein falſche und ſcheinbar feindliche der Partei Gagern gegen die Perſonen dieſes Miniſteriums.

So erfolgte denn die Entſcheidung in der Hitze. Das an beſtimmte Bedingungen geknüpfte Anerbieten der Kaiſerkrone zwang Preußen, das weder den Muth noch die Neigung hatte, trotz allen Ehrgeizes, einen halbrevolutionären Schritt zu thun, mit dem Parlament zu brechen. Damals, aber zu ſpät, bemühte ſich Camphauſen ernſtlich, zu vermitteln: die Fäden entfielen ſeiner Hand. Er wurde wieder verſtimmt und überließ den Schauplatz einem Andern.

Wir finden ihn wieder in den revidirten Kammern, nachdem die reactionäre Partei ſich offen des Staats bemächtigt hatte. Die Idee der Märzverfaſſung war aufgegeben, auch über die Durchführung des „engern Bundes" ſtiegen erhebliche Zweifel auf. — Unter dieſen Umſtänden hielt Camphauſen jene bekannte Rede, in der er darauf antrug, die in der preußiſchen Verfaſſung enthaltene Beſtimmung, daß die Krone zu Gunſten der Reichsverfaſſung zu vorläufigen Abänderungen bevollmächtigt ſein ſollte, auf den Entwurf vom 26. Mai zu übertragen. — Die Rede war ſo ſpecifiſch preußiſch, daß ſie ſeine Gegner zuerſt in Erſtaunen ſetzte, ſpäter nur zu oft von ihnen als Waffe gegen ihn benutzt iſt. — Er ſuchte nämlich nachzuweiſen, daß Preußen allein für die deutſche Einheit etwas gethan habe, daß Preußen allein durch dieſe Einheit verliere, da es für ſich ganz gut beſtehen könne, daß es aber jetzt noch einmal ſeine rettende Hand bieten ſollte, um, wenn ſie auch diesmal verſchmäht würde, ſich in ſtolzem Selbſtgefühl von Deutſchland zurückzuziehen und ſich lediglich auf ſeine eigene Kraft zu ſtützen. — Augenſcheinlich war die Rede nach zwei Seiten hin berechnet. Einmal ſollten die kleindeutſchen Verbündeten von dem Wahn zurückgebracht werden, als ob ſie Preußen durch ihren Anſchluß eine große Wohlthat erzeigten, und dafür nichts wieder empfingen. Sodann ſollte dem preußiſchen Selbſtgefühl, in dem bei aller Suffiſance doch viel Hochherzigkeit und Aufopferungsfähigkeit liegt, geſchmeichelt werden, es ſollte ſich durch die Idee eines Opfers zu einem energiſchen Schritt aufgefordert fühlen. — Das iſt alles ſehr complicirt, und entbehrt jener Eigenſchaft, die einer ſolchen Ueberredung allein Kraft verleiht: der innern, vollen Wahrheit. Denn die Hauptſache bei der Union bleibt doch die erweiterte Macht Preußens, darüber waren die übrigen Fürſten gar nicht zu täuſchen, und die angeblich ſchwarzweiße, eigentlich aber ſchwarzgelbe Partei in Preußen konnte nun jene Vorſtellung, an die ſie ſelber nicht glaubte, daß Preußen durch die Union nur verlieren könne, auf die Autorität ihres Gegners ſtützen. Auf der andern Seite war es wieder ein übertriebener preußiſcher Hochmuth, wenn von der Möglichkeit einer iſolirten Stellung Preußens geſprochen wurde, denn Preußen hat nur die Wahl, Deutſchland zu erobern, oder in Deutſchland, d. h. in Oeſtreich aufzugehen. Daß der König von Preußen als Reichsfürſt dann noch eine ganz

Digitized by Google

anſehnliche Stellung behaupten kann, haben die Gegner der Union ſehr glücklich hervorgehoben. — Außerdem war der Kern des Antrags unklar. Dem Anſchein nach ein Vertrauensvotum für das Miniſterium, mit dem damals überhaupt von Seiten der Liberalen viel zu ſchön gethan wurde, ſollte es zugleich ein leiſes Mißtrauen, wenigſtens eine Ermahnung enthalten; von den in der herrſchenden Partei enthaltenen zwei Momenten ſollte dem einen gegen das andere das Uebergewicht gegeben werden. — Und ſo vereinigte allerdings der Antrag eine ungeheure Majorität in beiden Kammern, die freilich in keiner Weiſe als Partei gelten konnte.

Indeſſen man darf die Art, wie Camphauſen auftrat, nicht zu hart angreiſen. Es wäre ſchwer zu ſagen, was damals die liberale Partei anders hätte thun ſollen. Sie litt an dem einen Fehler, daß ſie noch immer wähnte, die Ereigniſſe leiten zu können. Und Camphauſen's Stellung war noch viel günſtiger, als die der eigentlichen Gothaer: er hatte nie offen und entſchieden für die Annahme der Frankfurter Krone geſprochen, er hatte durch die Neutralität ſeiner Haltung ausgedrückt, was ſein Bruder in der zweiten Kammer offen ausgeſprochen: die Annahme iſt gefährlich, das Ablehnen gefährlich, ich weiß nicht, wofür ich mich entſcheiden ſoll. — Die Politik der Liberalen war eine ſehr natürliche; ſie wollten das Miniſterium überzeugen, daß ſie ſeine eigentliche Stütze ausmachten, und daß ſie dieſe Unterſtützung nur in der Vorausſetzung gewährten, daß die Regierung im Weſentlichen auf ihre Ideen einginge. — Allein das Miniſterium, wenn auch nicht mit übertriebenem Scharfſinn ausgeſtattet, mußte doch aus den Thatſachen wahrnehmen, daß ſeine Kraft anderswo liege. Es wurde von ſeinem Verhängniß weiter getrieben, ebenſo wie die Liberalen.

Der Erfurter Reichstag zeigte das Illuſoriſche jenes Beſchluſſes. Aber die Illuſion war doch ſtark genug geweſen, daß ein Mann aus der alten Schule, ein Bodelſchwingh, ſich davon hinreißen ließ. Auch er glaubte an eine ſelbſtſtändige, autonome Politik des neuen Preußen. Bodelſchwingh und Camphauſen, diesmal mit den Gothaern ganz im Einverſtändniß, glaubten durch rechtliche Formen die Macht der Verhältniſſe überwinden zu können. Ein einfacher Naturaliſt, wie Manteuffel, konnte ſie eines Beſſern belehren: es war die Zeit gekommen, wo der Starke nach dem Recht nichts mehr fragte, und das preußiſche Miniſterium geſtand indirect zu, daß es ſich nicht mehr als den Stärkern fühlte.

Es könnte nun ſcheinen, als ob ich die Liberalen wegen des Beiſtandes tadelte, die ſie einem im Princip ihnen feindlichen Miniſterium leiſteten. Im Gegentheil. Ich tadle ſie nur darum, daß ſie ſich den Anſchein gaben, als hätten ſie in der Politik noch die Initiative, daß ſie ſich gewaltſam in eine bewußte Illuſion ſtürzten, die ihnen eine falſche Stellung gab.

Eine Partei iſt darum nicht unmächtig, wenn ſie die Initiative verliert. Aber ſie muß warten lernen. Robert Peel hat ſich durch die Reformbill nicht einſchüch-

tern laſſen; er reorganiſirte im Stillen ſeine Partei und war in einigen Jahren ſtark genug, das Ruder des Staats von Neuem in die Hand zu nehmen. Es ſoll uns das eine Lehre ſein. Bei uns iſt die numeriſche Stärke der Partei im Parlament zwar nicht ein unbedingtes Kriterium für ihre thatſächliche Bedeutung; noch hat das parlamentariſche Leben nicht ſo feſte Wurzeln geſchlagen, daß wir in ihm ein ſicheres Thermometer hätten für unſere Politik. Aber es wäre eine falſche Rechnung, wenn man darum die Staatsgewalt der blos phyſiſchen Kraft beilegte. Auch unſere, der Tendenz nach abſolutiſtiſche Regierung hält ſich nur durch den Beiſtand der Maſſe. In der Maſſe iſt das Angedenken an die materiellen Verluſte der Revolutionszeit noch ſo groß, daß der conſervative Fanatismus noch im Steigen iſt; aber in Kurzem muß eine natürliche Reaction eintreten. Unſere Freunde ſollen nicht vergeſſen, daß der einzig richtige Grundſatz einer politiſchen Partei iſt: ich warte auf meine Zeit.

Es iſt in dem gegenwärtigen Augenblicke um ſo nothwendiger, daran zu erinnern, da die Stimmung in den leitenden Organen der Partei von der Art iſt, als gelte es einen rückſichtsloſen Kampf, als gebe es in dem Beſtehenden nichts mehr zu verlieren. — Dieſe peſſimiſtiſche Stimmung, die den politiſchen Kindern des Jahres 1848 wohl anſtand, iſt unſer nicht würdig. — Es iſt allerdings noch ſehr viel zu erhalten, noch ſehr viel zu verlieren, und wir ſollen uns ernſtlich beſinnen, ehe wir die Schiffe abbrennen.

Für den Augenblick iſt doch nicht viel zu thun. Die zögernde Politik der Regierung iſt jetzt ein nothwendiges Reſultat der Verhältniſſe. Außerdem wäre es ein eitles Vorhaben, ſie jetzt ſtürzen zu wollen. — Eine Partei ſoll aber nur dann eine principielle, d. h. unbedingte, rückſichtsloſe Oppoſition machen, wenn ſie im Stande iſt, ſelber die Regierung zu übernehmen.

Sollten wir darum unthätig ſein? Nichts weniger! Uns bleibt eine ſehr wichtige Aufgabe. Wir ſind durch die Februar-Verfaſſung, ſo ſchlecht ſie iſt, in die günſtige Lage verſetzt, conſervativ ſein zu können. Denn jede Verfaſſung gewährt wenigſtens zweierlei: ſie zwingt die Regierung zur Publicität, und hindert ſie, wenigſtens für die Dauer, willkürliche Geſetze zu geben; und ſie gibt der liberalen Partei Gelegenheit, ſich zu organiſiren. — Für Preußen iſt es aber noch ungleich wichtiger, denn mit der Verwirklichung derſelben iſt zugleich die Unmöglichkeit des Bundestags verknüpft, iſt zugleich die Grundlage gegeben, auf der die Union ſich aufbauen läßt. — Niemand wird aber leugnen, daß trotz aller Eidſchwüre die preußiſche Verfaſſung noch in einer Kriſis iſt. — Die Oppoſition hat die Fähigkeit und die Pflicht, die allzu tollen Maßregeln der Regierung, z. B. in dem Preßgeſetz, zu hintertreiben; ſie ſoll dahin trachten, durch geſetzliche Formen die Wiederkehr ähnlicher Willkürlichkeiten zu verhüten; geht ſie aber weiter, und macht eine Oppoſition, wie die würtembergiſchen Kammern — was man z. B. aus dem leidenſchaftlichen Auftreten ihrer Organe, wo kein

Digitized by Google

ſichtlicher Grund vorhanden war, bei der Ernennung des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, ſo wie aus dem Programm eines ſo gemäßigten Mannes, wie Beckerath, leicht ſchließen könnte — ſo bleibt ſie entweder in der Minorität, und ſchadet dann ſich ſelbſt, wie jede ungeduldige Minorität, oder ſie gewinnt die Mehrzahl, und treibt dadurch die Regierung gewaltſam in eine Bahn, deren Ende man nicht abſehen kann. Die Demokraten mögen auf eine Revolution ſpeculiren, wir können das nicht, denn jede Revolution hebt den preußiſchen Staat auf, er kann nicht wie ein Naturſtaat durch ſie regenerirt werden, und unſere Hoffnungen kommen doch immer in letzter Inſtanz auf die Macht Preußens heraus. — Daher entſchiedener Kampf gegen die einzelnen, beſtimmten Maßregeln, die man noch abwenden kann; aber vorläufig kein principieller Krieg gegen das Syſtem, denn er entkräftet den Staat, ohne uns zum Ziel zu führen. Wir haben geſündigt durch zu lebhaften Anſchluß an eine politiſche Richtung, deren principiellen Gegenſatz wir uns nicht ableugnen konnten; wir dürfen nicht zum zweitenmal ſündigen durch ein Ausſpielen unſerer letzten Trümpfe, ehe wir das Spiel berechnet haben. Sonſt könnte man uns mit Recht den Vorwurf machen: das Wort war kühn, weil es die That nicht war.

— Leider iſt die Lage der Sache jetzt ſo, daß die Kriſis vorausſichtlich vor der Eröffnung der Kammern eintreten wird. Das Volk des Kurfürſtenthums Heſſen hat eine ſo bewunderungswürdige Haltung bewahrt, daß dieſe geeignet ſein kann, wenigſtens einige Hoffnung für die politiſche Bildungsfähigkeit der Deutſchen zu geben. Aber auf die Länge kann es einen thatſächlichen Conflict nicht vermeiden, und es fragt ſich dann, wie Preußen in ſeinem Schwanken zwiſchen der Abneigung gegen eine unionsfeindliche Regierung und ſeinem Feſthalten am monarchiſchen Princip ſich entſcheiden wird. Bis jetzt iſt das Gewicht ziemlich gleich in beiden Schaalen; hüten wir uns, durch vorzeitiges Ankämpfen den Ausſchlag in die eine zu werfen. Denn die Gefahr iſt ungeheuer, nicht allein wegen des Elends, welches ein edles Volk betrifft, ſondern auch wegen der Bahn, in welche Preußen dadurch gezwungen wird, und aus welcher die Angriffe einer machtloſen Oppoſition es ſpäter kaum zu treiben im Stande ſein dürften. — Die Hoffnungen auf einen beſſern Ausgang ſind noch nicht völlig verloren, denn noch iſt der Gegenſatz zwiſchen Oeſtreich und Preußen — das Palladium unſerer Freiheit — groß genug, um ein gemeinſchaftliches Wirken in der Sache der Despotismus unmöglich zu machen; wenn aber nicht nur die perſönliche Eitelkeit der preußiſchen Staatsmänner fortwährend verletzt, ſondern ihnen auch die Ueberzeugung in die Hand gegeben wird, daß die liberale Partei und das Bürgerthum, welches ſie vertritt, ganz auf demſelben Standpunkt ſteht, wie die Demokraten, ſo könnte es leicht dadurch zu der Nothwendigkeit gedrängt werden, mit Aufopferung aller ſonſtigen Rückſichten jenen unbedingten Bund gegen die Revolution abzuſchließen, zu welchem es die Kreuzpartei ſeit lange zu treiben ſtrebt.

Digitized by Google

Kleine Correſpondenzen.

Aus Peſth.

Den 5. October 1850.

Vor dem März 1848 gab es außer den exaltirten Nationalen nur Wenige, die nicht die Aufhebung der Zwiſchenzollſchranken gewünſcht hätten; denn der unſinnige Zolltarif machte, daß Ungarn in ſeinem Fett erſtickt und von öſtreichiſchen Fabrikaten überſchwemmt wurde; doch dieſe Aufhebung mußte eine vollſtändige, auf Uebereinkunft der beiden Regierungen — alſo der beiden Nationen — begründete ſein, wenn ſie wirklich ihrem Doppelzwecke: Förderung der ungariſchen Induſtrie, und Bewerkſtelligung eines engern Verbandes zwiſchen Ungarn und dem Kaiſerſtaate, entſprechen ſollte. Das Tabakmonopol konnte dann kein Hinderniß ſein, da eine ungariſche Regierung gerne einen großen Theil jener 8,000,000 Gulden, welche Oeſtreich durch Aufhebung deſſelben verlöre, übernommen hätte, in der Berechnung, daß dadurch den reichen Producten des Landes, und beſonders dem Tabak ein neuer großer Markt eröffnet wird; aber auch Oeſtreich hätte leicht den andern Theil eines Staatseinkommens verſchmerzen können, das zwar 8 Millionen in die Caſſe liefert, aber beinahe das Doppelte aus dem Beutel des Volkes nimmt. Doch heute ſind es nicht die Völker, die ſich durch ihre Regierungen einen; es ſind octroyirte Miniſter, die uns ihre Verordnungen octroyiren, und die, da ſie ohne Völker regieren und einen ſchlechten Haushalt übernommen haben, unmöglich jenen Schlüſſel finden können, der einzig und allein die Thore zu Ungarns Herzen öffnet. Die Regierung kann unter den jetzigen Umſtänden, wo die alten Steuern in allen Provinzen der Monarchie vervierfacht, und Ungarn und ſeine Nebenländer mit nie gekannten Plagen in Form von Stempel und Verzehrungsſteuer heimgeſucht werden, ohne das große Finanzdeficit auszugleichen, unmöglich das Tabakmonopol aufgeben; die neue Zollmaßregel iſt alſo wie alles Uebrige nur eine Halbheit; die Schranken bleiben ebenſo hemmend für den Verkehr und ſo ſtörend für den engern Verband der Geſammtmonarchie, wenn ſie blos gegen Tabak und Cigarren daſtehen, als wenn ſie eine Scheidewand zwiſchen Leinwand und Wolle, zwiſchen Leder und Knoppern bilden ſollen, und die Ausdehnung des Tabakmonopols auf Ungarn, die einzig und allein die Zolleinigung zur Wahrheit machen kann, muß Hunderttauſende, die ſich bei uns mit Tabak- und Cigarrenfabrikation und Handel beſchäftigen, brodlos machen und die Tabakpflanzung ſelbſt zu Grunde richten.

Was die Zolleinigung für die octroyirte Einheit der Monarchie, das iſt die Kronländermanie für die octroyirte Gleichberechtigung. Als wir mit der Charte vom 4. März beglückt wurden, die von der „Gleichberechtigung der Nationalitäten" wie von einem rothen Faden durchwebt iſt, wollten uns die gouvernementalen Blätter glauben machen, die Regierung meine es ehrlich und werde auch die Mittel und Wege finden, dieſes große Princip zu verwirklichen. Im Publicum waren die Meinungen getheilt; die Einen wollten an die Ehrlichkeit der Regierung, die Andern an die Ausführbarkeit des Princips nicht glauben: heute ſehen wir bereits, daß die Gleichberechtigung in jener marktſchreieriſchen Weiſe, wie ſie den Slaven und Walachen verkündet wurde, wirklich eine Unmöglichkeit ſei, und daß keine Regierung auf der Erde ſo dumm-ehrlich ſein kann, um in einem ſtreng centraliſirten Staat an eine nur theilweiſe Gleichberechtigung zu glauben. Auch iſt bereits an alle Dicaſterien von Ungarn und Siebenbürgen der Befehl ergangen, daß alle Regierungsgeſchäfte in deutſcher Sprache abgemacht werden, und alle Beamten der deutſchen Sprache kundig ſein müſſen; unter „Regierungsgeſchäfte" verſteht man nach der neuen politiſchen Organiſation den amtlichen Bericht des letzten Adjuncten über eine abgehaltene Dorfgemeindeſitzung, und unter „Beamten" jeden ernannten Gerichtsdiener.

Um aber zu dieſer negativen Gleichberechtigung auch etwas Poſitives zu geben, wurden die Länder früher in Kronländer und werden jetzt dieſe in Bezirksländer (Sie

werden ſogleich dieſe drollige Benennung entſchuldigt finden) getheilt. Schon die Organiſation unſerer politiſchen Behörden zeigt darauf hin, daß Ungarn, nachdem Croatien, Slavonien, Siebenbürgen und die Woiwodina davon getrennt wurden, und das beſchnittene Königreich als ein Kronland zurückblieb, in fünf von einander unabhängige Bezirke getheilt werden ſoll, und wie gut unterrichtete Leute behaupten, ſoll jeder dieſer Bezirke einen eigenen Landtag bekommen; für Galicien iſt es bereits eine ausgemachte Sache, daß dort drei Landtage: ein polniſcher, ein ruſſiſcher und ein gemiſchter geſchaffen werden; auch in Siebenbürgen zweifelt Niemand mehr daran, daß die vier Nationen: Magyaren, Sachſen, Szekler und Walachen beſondere Kreiſe und beſondere Landtage erhalten werden, und im Sachſenlande haben ſich bereits zwei Parteien gebildet, die eine will nämlich jene Theile des Sachſenlandes, wie Broos, wo die Sachſen in bedeutender Minorität ſind, ganz aufgeben, um nicht durch die große Mehrheit der Walachen in ihrem ganzen Gebiete erdrückt zu werden; die andere will ſelbſt die wenigen ſächſiſchen Gemeinden, welche in jenen Gegenden leben, nicht dem Druck der Walachen preisgeben, und lieber in der Geſammtheit den Kampf gegen den maſſenhaften Feind aufnehmen. Ich will hier nicht jene oft geſtellte Frage wiederholen, was die Sachſen dachten, als ſie ſich mit den Walachen gegen die Magyaren verbanden, denn dieſe Frage gehört bereits der Geſchichte an; ich erlaube mir nur, für die Gegenwart die Frage zu ſtellen: ob es nicht beſſer wäre, dahin zu wirken, daß Siebenbürgen nur einen Landtag bekomme, wo die Sachſen im Verein mit dem kräftigen magyariſchen Elemente dem rohen Walachenthum ſehr wohl die Spitze bieten könnten, als ſich aus Furcht, wie eine Schnecke, in ihr enges Haus zurückzuziehen, um da von einem ſchweren Walachentritt erdrückt zu werden, oder doch einen großen Theil ihres Hauſes gänzlich aufzugeben.

Uebrigens wiſſen wir ſehr wohl, daß es mit der Landtagsdiviſion nur auf die Zerſplitterung der oppoſitionellen Kräfte abgeſehen iſt; aber die Landtage werden als kleinſte Bruchtheile noch immer ſo viel Geltung haben und ſo viel Gährungsſtoff in ſich erzeugen, als ein vormärzliches Comitat in Ungarn; der Peſther Bezirkslandtag wird im ſchlimmſten Falle die Rolle des weiland Peſther Comitats übernehmen, und mit dem Schwerte der Oppoſition voranſchreitend, wird es anſtatt 20 oder 30 ungariſche Comitate ebenſoviele ungariſche, italieniſche, polniſche und ſiebenbürgiſche Landtage gegen das Olmützer Fort anführen, und entweder ſiegen oder doch jedenfalls zerſtören.

Während ſich ſo unſere Regierung vergebens abmüht, das divide et impera wieder zur Geltung zu bringen, bildet ſich von außen her ein Scheidungsproceß, der an und für ſich nur unbedeutende Folgen haben, aber doch nicht wenig beitragen kann, unſere unhaltbare Gegenwart noch mißlicher zu machen. Auch haben unſere Blätter den Gegenſtand nach ihren Partei- und Commandoanſichten vielfach gedeutet; ich will alſo hier den wahren Sachverhalt zu erörtern ſuchen. In Paris iſt eine Spaltung zwiſchen den Mitgliedern der ungariſchen Emigration eingetreten, die mit einer gänzlichen Trennung enden zu wollen ſcheint. Als nämlich nach der Kataſtrophe mehrere Emigranten in der Hauptſtadt Frankreichs ihr Domicil aufſchlugen, und die Zahl derſelben ſich täglich vermehrte, bildete ſich daſelbſt ein Comité unter der Leitung des Grafen Ladislaus Teleki, der als früherer Bevollmächtigter der ungariſchen Regierung geeignet erſchien, die Intereſſen der Emigration bei der franzöſiſchen Regierung zu vertreten. Dadurch übernahm Graf Teleki gewiſſermaßen die Verantwortung für das Benehmen der einzelnen Emigranten der franzöſiſchen Regierung gegenüber, aber auch zugleich die Leitung jener Thätigkeit, welche die Emigration überhaupt im Intereſſe ihres leidenden Vaterlandes entwickeln ſollte. Die Stellung des Grafen war aber eine doppelt ſchwierige, da einerſeits die franzöſiſche Regierung, bei den jetzt herrſchenden Tendenzen, die ungariſchen Emigranten überhaupt als ſehr unwillkommene Gäſte betrachtete, andererſeits aber unter den Emigranten ſelbſt die verſchiedenſten politiſchen Anſichten vertreten waren, und Parteiungen wie bei der polniſchen Emigration zu befürchten

Digitized by Google

ſtanden. Bisher iſt es dennoch dem Präſidenten des Comité gelungen, durch freundſchaftliches Entgegenkommen die auseinander ſtrebenden Elemente zuſammenzuhalten, und mehrere Mitglieder der Emigration von unnützen Demonſtrationen zurückzuhalten; bis endlich die Frage der Altconſervativen in Ungarn wie ein neuer Zündſtoff in die Gemüther einiger jüngern Emigranten fiel und den lang niedergehaltenen Kampf der Parteien zum Ausbruch brachte. Die Altconſervativen ſollen ſich, wie bereits mehrere Blätter meldeten, an die Pariſer Emigration gewendet haben, um ihren Beiſtand bei der Verſchmelzung der vormärzlichen Parteien in Ungarn zu erhalten. Graf Teleki ſprach ſich mit der Majorität des Comités für die Verbindung mit den Conſervativen aus, während Csernatoni, Szarvadi und andere Vollblutdemokraten dieſe Mésalliance durchaus nicht eingehen, und wie ihre Glaubensgenoſſen in Deutſchland und Frankreich entweder Alles oder gar nichts haben wollten. Dies brachte eine Spannung unter den verſchieden geſinnten Mitgliedern der Emigration hervor, und da Csernatoni, der als Correſpondent des Magyar Hirlap ſchon oft von Teleki erſucht wurde, im Intereſſe der Emigration ſeine Aeußerungen über die Maßregeln der franzöſiſchen Regierung etwas zu mäßigen, in neueſter Zeit ſeine Feder noch ſpitzer ſchnitt, und eine Beileidsadreſſe, welche die Emigration über den Tod des Präſidenten Taylor nach Nordamerika ſendete, und die vor der franzöſiſchen Regierung ein Geheimniß bleiben ſollte, veröffentlichte, ſo glaubte ſich das Comité berechtigt, Herrn Csernatoni, deſſen Benehmen es vor der franzöſiſchen Regierung nicht verantworten wollte, aus dem Verband der Emigrirten auszuſchließen. Dies die Thatſache. Inwiefern Graf Teleki und das Comité zu ſtreng oder gar anmaßend gegen Csernatoni verfahren ſei, können wir, da die nähern Umſtände uns unbekannt ſind, nicht beurtheilen; ſo viel iſt gewiß, daß Csernatoni jetzt zu weit geht, wenn er Teleki den Prätendenten von Montmorency nennt, und ihm unterſchieben will, er hätte von ihm verlangt, ſeine Correſpondenzen im Sinne Montalembert's, Larochejaquelin's u. ſ. w. einzurichten. Solche Beſchuldigungen kann Ladislaus Teleki über ſich getroſt ergehen laſſen, denn ſeine 20jährige politiſche Vergangenheit ſtraft ſie Lügen; aber der ungariſchen Sache kann aus ſolchen Reibungen nichts weniger als Nutzen entſprießen.

Für dieſe von Weſten kommende betrübende Neuigkeit wurden wir reichlich durch die Nachrichten entſchädigt, welche durch Reiſende und Journalcorreſpondenzen von Oſten einlaufen. Die Flüchtlinge in der Türkei werden von der dortigen Regierung mit größter Schonung, von der türkiſchen Bevölkerung mit wahrhaft morgenländiſcher Gaſtfreundſchaft behandelt, und die Internirten in Kleinaſien leben ein friedliches unter dem Patriarchen Koſſuth geordnetes Familienleben. Koſſuth, deſſen große Seele nur von ſeinem großen Herzen übertroffen wird, ſollte, wenn es ihm gelingt, aus der Türkei zu entkommen, mit einer Schaar ungariſcher Flüchtlinge eine kleine Inſel im ſtillen Meer oder im indiſchen Archipel beziehen; dort, fern von der verpeſteten Diplomatie, wo die Politik keine Madaráße und der Krieg keine Görgey heranbildet, müßte unter Koſſuths Leitung ein Völkchen erwachſen, wie Europa keins aufzuweiſen hat; die Sorgen der Organiſation könnten ſeine Thatenluſt, die Liebe ſeiner Mitbürger ſein frommes Gemüth, und das Bewußtſein, unter Freien der Erſte zu ſein, ſeinen Ehrgeiz befriedigen.

Aber nicht nur bei ſeinen Landsleuten, ſondern auch bei den Muſelmännern wußte ſich Koſſuth in ſolches Anſehen zu ſetzen, daß er in Kiutahia wie ein Fürſt in ſeinem Reiche betrachtet wird. Unſere Regierung iſt zwar ſehr bemüht, die Geltung Koſſuth's zu untergraben, und erſt unlängſt wurde ein gewiſſer J. nach Kleinaſien entſendet, um — was durchaus nicht bedungen iſt — „die Internirten zu überwachen", und „den weniger Compromittirten die Pforten der kaiſerlichen Gnade zu öffnen," allein kaum war Koſſuth von der Ankunft dieſes Emiſſairs unterrichtet, als er dagegen Klage erhob, und Herr J. bekam den Befehl, ſich binnen 24 Stunden aus Kiutahia zu entfernen. Nun meint der Correſpondent eines Wiener Blattes, daß die öſtreichiſche Regierung dieſe „Beſchimpfung"

Digitized by Google

durchaus nicht dulden darf, und daß dies „von der geringen Achtung zeige, welche man im Auslande noch immer vor der Wiener Großmacht hege," da man „einen öſtreichiſchen Unterthan, abgeſehen davon, daß er ein Agent der Regierung ſei, trotz ſeiner guten Legitimationsdocumente, auf Befehl eines verſchollenen Agitators ausweiſt;" aber die Bewohner von Kleinaſien kennen die öſtreichiſche Großmacht nicht einmal vom Hörenſagen und ſehen hingegen die dampfenden Delphinen des Lord Firebrand täglich an ihren Küſten vorbeiſchwimmen, und dieſe ſind doch etwas mehr als die „Legitimationsdocumente eines öſtreichiſchen Agenten."

Von unſern Localverhältniſſen kann ich Ihnen nichts Erhebliches melden. Die politiſchen Verbrecher werden verurtheilt, die Verurtheilten werden zu Feſtungsarreſt begnadigt, die Begnadigten werden amneſtirt, die Amneſtirten werden vorgeladen und ausgeſchafft, die Ausgeſchafften werden unter beſondere Ueberwachung der Polizei geſtellt, bis man wieder ein Verbrechen entdeckt und vom Anfang beginnen kann. Verordnungen und neue Steuerarten regnet es auf uns in Strömen herab. So wurde jüngſtens verordnet, die Buchhändler ſollen die Zeitungsblätter nicht in die Auslagen vorlegen, weil die Leute ſich dort verſammeln, um dieſe Blätter zu leſen, und dadurch — glauben Sie vielleicht, zu viel demokratiſche Principien einſaugen? O nein! dafür hat unſer Generalcommando ſchon geſorgt, ſondern — das Trottoir verſtellt wird. Es gibt doch nichts Höflicheres über einen öſtreichiſchen Soldaten! Ferner wurde die Anfertigung von Braceletten, Nadeln u. ſ. w. aus ungariſchen Münzen bei ſtrengſter Strafe unterſagt; und ein gewiſſer Abaſi meldet ſeinen Freunden im Magyar Hirlap, ſie mögen ihre Sendungen einſtellen, da die Sammlung von Volksliedern, welche er herauszugeben beabſichtigte, durch die Polizei im Manuſcript confiscirt wurde.

Graf Cziráky hat das Präſidium der Finanzverwaltung ausgeſchlagen; Szögyéni wird die Statthalterſtelle ausſchlagen, und ſollte bei Ihnen Jemand glauben, was die Wiener Blätter in jüngſter Zeit ausposaunen, daß nämlich Deak geſonnen ſei, ein hohes Amt bei der Regierung anzunehmen, ſo ſagen Sie ihm, daß der Kaiſer von Oeſtreich zwar viele Kronen hat, und ſich vielleicht entſchließen könnte, eine derſelben für einen guten Dienſt hinzugeben, aber Deak kann unmöglich die einzige, die er beſitzt, muthwillig in den Koth werfen wollen. Δ

Literaturblatt.

Lyriſche Poeſie.

Gedichte von Julius Sturm. 1850. Leipzig, Brockhaus.

Gedichte von B. Carneri. 2te Aufl. 1850. Leipzig, Brockhaus.

Gedichte von Julius Schrader. 1849. Berlin, Trautwein.

Monatsmährchen, Bilder und politiſche Gedichte von Guſtav v. Meyern. 1850, Leipzig, Brockhaus.

Gedichte von Lebrecht Dreves, herausgegeben von Joſ. v. Eichendorff. 1849. Berlin, M. Duncker.

Der Schuſter zu Ispahan. Neuperſiſche Erzählung in Verſen von Fr. von Heyden. Leipzig, Brandſtätter.

Hausſchatz engliſcher Poeſie von Dr. O. L. B. Wolff. 2te Auflage. 1848. Leipzig, Vereins-Verlagsbuchhandlung.

Die conſervative Partei hat geſiegt! Schon ſammeln ſich die weißgekleideten Jungfrauen, mit Roſen und Myrthen im Haar, um ihr Banner zu weihen! Das wilde Schlachtlied der Demokraten iſt verſtummt, die Dichter ſingen den Unterſchied zwiſchen wahrer und falſcher Freiheit. „Das Reich der Freiheit", lehrt uns Herr Sturm:

Digitized by Google

— iſt kein Reich der Sünden!'
Es muß der Geiſt das trotz'ge Fleiſch befehden
Und ihm als Sieger auf den Nacken treten,
Wenn er der Freiheit heilig Reich will gründen.
Freiheit des Fleiſches iſt ein ſündig Grellen
Mit Allem, was die Lüſte hält gefangen,
Iſt frevelhaftes, trotziges Gottverneinen. U. ſ. w.

Und um dieſe allgemeinen Gedanken näher zu erörtern, widerlegt er einen, der behauptet, der Menſch ſolle ſich ſelbſt regieren, durch ein Argumentum ad hominem:

„So will ich mich nicht zieren,
Und will die neue Freiheit gleich probiren!"
Und rückte ſcharf ihm auf den Leib heran,
Und ſchnauzte grimmig: „Kerl mir aus dem Wege!
Sogleich zur Thür hinaus, ſonſt regnet's Schläge!"
Und ſcheinbar wüthend packt' ich ihn am Schopf:
Da rief nach dem Gensd'arm der Welterneuer u. ſ. w.

Herr Sturm iſt übrigens entſchieden religiös, hat in einem ziemlich langen Gedicht die verſchiedenen Empfindungen auseinandergeſetzt, welche eine Predigt bei den Guten und bei den Böſen erregt, und neigt ſich zur kleindeutſchen Partei, wenigſtens hat er ein Sonett auf Welcker's Antrag gemacht, welches mit allgemeinem Jubel ſchließt:

Nur zwei ſah ich verdrießlich ab ſich wenden:
Der Eine ſeufzte: „O mein Bundestag!"
Der Andre aber brummte: „Reaction!"

Gleichfalls kleindeutſch und conſervativ geſinnt iſt Hr. v. Meyern; er feiert den Untergang des übermüthigen „Märzrieſen", beſingt Kaiſer Rothbarts Erwachen, Kaiſer Rothbarts Schlachtruf, das Kaiſerſchiff, vergleicht Klein-Deutſchland mit Klein-Roland, und iſt nur darüber betrübt, daß derjenige, dem Roland's Schwert übertragen wird, ſo lange zaudert. — Beide Dichter ſind übrigens im Allgemeinen entſchieden deutſch, und das iſt auch der dritte, Herr Carneri, obgleich er zu einer entgegengeſetzten Partei gehört: er iſt leidenſchaftlicher Oeſtreicher und Großdeutſcher, was ſich ſchon in ſeiner Sprache ausdrückt:

Hinweg mit dem Wortprunk, man ſchmücke damit
Zweideutige kernloſe Thaten;
Die Mannesthat iſt ſelber ein Lied, (— damit — Lied!)
Bedarf keiner fremden Zierrathen.
Hoch lebe Radetzki! U. ſ. w.

Wobei man nur fragen muß, warum er noch ein Lied auf den greiſen Helden macht, da dieſer doch keines Liedes bedarf.

Er beugte Mailand am ſechsten Auguſt —
Dir, Deutſchland, galt dieſe Feier;
Die Männer der That drück' an deine Bruſt,
Wahre Söldlinge ſind deine Schreier. U. ſ. w. —
Kein deutſches Herz in dem Buſen pocht,
Der die Nachricht gefühllos empfangen. U. ſ. w.
Das Lebhoch, welches dies Lied ihm bringt,
Verſcheuche die letzte Wolke;
Es hat kein Mandat, doch die Bruſt, die es ſingt,
Iſt dennoch die Bruſt vom Volke:
Alle Bürger Oeſtreichs ſind frei und gleich,
Hoch lebe Radetzki und Oeſterreich! —

Digitized by Google

Mir fällt bei dieſem Refrain eine Anekdote ein, die ich mich nicht enthalten kann, zu erzählen, obgleich ſie eigentlich nicht hergehört. — Der Director eines öſtreichiſchen Provinzialtheaters wollte den Wilhelm Tell aufführen und verſicherte der Polizeibehörde, die gegen ein ſo revolutionäres und anti-öſtreichiſches Stück ihre ernſten Bedenken hatte, er habe es ſo eingerichtet, daß das Vaterland ſich nicht beklagen könnte. Die Behörde wohnte alſo der Probe bei, und glaubte ihren Ohren nicht trauen zu dürfen, als die ſämmtlichen politiſchen Ketzereien Schillers, eine nach der andern von den Brettern herab auf ſie einſtürmten; ſchon wollte ſie den hochverrätheriſchen Director beim Kragen faſſen, als dieſer ſie mit verſchmitztem Lächeln aufforderte, nur das Ende abzuwarten. Und das Ende kam: als das Volk in den Jubelruf ausbrechen ſoll: Hoch lebe Tell, der Schütz und der Erretter! brüllte das geſammte Perſonal: Es lebe Oeſtreich! Tell iſt ein Verräther! — So macht ſich Alles, wenn man ſich nur zu arrangiren verſteht. —

Was der Kaiſer uns gewährt,
Wird er fruchtlos ſtets verſchwenden,
Wenn uns die Vernunft nicht lehrt,
Es zum Guten anzuwenden. — Oder anders ausgedrückt:

Der Schwache iſt nur an Feigheit reich,
Ein elender Knecht unter Freien;
Wir wollen ein ſtarkes Oeſterreich,
Da wird die Freiheit gedeihen.
Friſch auf, wenn es gilt; Franz Joſeph iſt da,
Er führt uns zum Siege, Hurrah! Hurrah! —

Darum ſagt er mit Recht zu Deutſchland:

Nimm deine Brüder wie ſie ſind. Gott Lob!
Sie können ihre Fahne ſtolz entfalten;
Die letzten Jahre ſagen dir es, ob
Sie Männer ſind, die warm zuſammenhalten.
Nicht wahr, vor Freude hüpfte dir das Herz,
Als unſre Helden bei Cuſtoza ſchlugen u. ſ. w.

Was iſt das Vaterland? fragt er mit Arndt. — Der Fahneneid!

Er einigt brüderlich den Slaven,
Den Deutſchen, Wälſchen, den Magyar,
Ihr Heimathland iſt das der Braven,
Ihr Glaube iſt der Doppelaar;
Sie fragen nicht, woher ſie ſtammen,
Zu Einem ſchmelzte ſie zuſammen
Im heil'gen Glühn der Tapferkeit
Der Fahneneid. —

Wir könnten leicht ein zweckmäßiges Pendant aus der Erklärung Wallenſteins geben, die Schiller ihm dem Oberſt Wrangel gegenüber in den Mund legt. —

Einſam in dieſer Reihe politiſcher Propheten, die nur in den Mußeſtunden lieben und küſſen, ſteht Herr Schrader. Es ſind unbefangene, heitere Gedichte, die eine geſunde Empfindung und ein verſtändiges Denken verrathen, was in unſerer verſchrobenen Zeit ſchon ſehr anerkennenswerth iſt. Einzelne der kleinen Lieder würden ſich zur Compoſition empfehlen.

Weniger unbefangen und entſchiedener gegen den Zeitgeiſt tritt der alte berühmte Romantiker auf, Joſeph v. Eichendorff, indem er die Lieder eines jüngern Freundes einführt. Er kann die Gelegenheit nicht vorbeigehen laſſen, der politiſchen Poeſie einige Seitenhiebe zu geben. — Allerdings iſt uns dieſe ſehr läſtig gefallen, — in einer Zeit,

Digitized by Google

wo jeder junge Student ſeinen Einfällen über Politik dadurch die Weihe der Unfehlbarkeit zu geben glaubte, daß er ſie in Verſe brachte. Seitdem aber dieſe hohen Anſprüche aufgegeben ſind, müſſen wir wohl anerkennen, daß die politiſche Poeſie wenigſtens ebenſoviel Berechtigung hat, als jede andere. Das Lied hat einen doppelten Zweck: entweder ſpricht es monologiſch die Empfindungen und Reflexionen des Dichters aus, die ſich an irgend einen Gegenſtand knüpfen, oder es iſt zum geſellſchaftlichen Geſang beſtimmt und ſoll der Stimmung, dem Glauben, der Begeiſterung der Menge entſprechen. Für beide Fälle geben die großen Ereigniſſe der Politik, wenn man ſie nur nicht philiſterhaft behandelt, einen ſehr geeigneten Stoff; denn die Empfindungen, die ſie erregen, ſind ſtark und laſſen ſich plaſtiſch ausdrücken, weil ſie ſich an ſehr concrete Geſtalten und Bilder anknüpfen. Der Royaliſt und der Demokrat, der Serbe und der Magyar werden ſo ihre Poeſie haben, obgleich die Lieder des Einen nicht den Anſpruch machen werden, die des Andern zu widerlegen. — Schließt man die Politik aus, ſo iſt namentlich in den kleinen Liedern à la Goethe, Uhland und Heine die Eintönigkeit zuletzt nicht zu ertragen. Die ewigen Vöglein, Waldhörner, Frühlingsſtimmen, Glocken, weidende Schafe, Todtenwürmer, die in der Wand picken, die Uhr übertönen, aber gegen den heftigen Schlag des Herzens nicht aufkommen u. ſ. w., behalten zwar immer ihre Berechtigung, weil das Bedürfniß der Componiſten ein unabſehbares iſt, und ſie werden dieſem Zweck um ſo mehr entſprechen, je ſingbarer ſie ſind; aber für die Literatur haben ſie keinen Werth. Wie in ihnen die Reminiscenz ihr ſchelmiſches Spiel treibt, iſt mir namentlich bei einem kleinen Lied aufgefallen: „Weinende Blumen“ (p. 212), das Rhythmus, Reim, Inhalt und faſt die Worte aus einem ähnlichen von Juſtinus Kerner entlehnt, gewiß, ohne daß ſich der Dichter deſſen bewußt wurde. Und wenn er gegen den Zeitgeiſt predigt:

Verklungen iſt vor ihren Ohren,
O Herr, das ſehnſuchtsvolle Lied,
Das zu dem Land, das uns geboren,
Uns mahnend ſtets hinüberzieht;
So taumeln, wie verirrte Kinder,
Im finſtern Walde ſie dahin,
Vor ihren Augen wird es blinder
Und dunkler ſtets vor ihrem Sinn u. ſ. w.

— ſo iſt darin ebenſoviel Anklang an Novalis als mitleidsvolle Entrüſtung über den herrſchenden Unglauben. — Das Formtalent des Dichters iſt übrigens höchſt anerkennenswerth, namentlich ſind die lateiniſchen Kirchenlieder reizend überſetzt, z. B.:

Zu meiden iſt, zu ſcheiden iſt, Es fällt der Vorhang nieder, Der Würfel ſinkt, der Tod mir winkt, Das Leben kehrt nicht wieder! Ade, mein Thun, mein Hoffen nun! So enden Luſt und Lieder. —	Parendum est, cedendum est, Claudenda vitae scena, Est jacta sors, me vocat mors, Haec hora est suprema! Valete res, valete spes, Sic finit cantilena.

Herr Dreves hat ſchon früher eine Reihe ähnlicher Ueberſetzungen „Lieder der Kirche“ bei Hurter in Schaffhauſen erſcheinen laſſen. Es iſt viel Poeſie in dieſem Kirchenlatein, wenn man auch zuweilen durch alberne Wortſpiele, wie dieſes, beleidigt wird:

Congregavit Deus aquas,
Sacro spiritu afflatas,
Et vocavit maria,
Ego aquas calidarum
Congregabo lacrymarum
Et vocabo Mariam;
O Maria,
Semper dulcis, semper pia! —

Digitized by Google

Der „Schuſter von Iſpahan" iſt gleichfalls mit einer geharniſchten Vorrede gegen die Tendenz-Poeſie und den Zeitgeiſt verſehen. Der Verfaſſer, Herr v. Heyden, hat ſich ſchon durch Theaterſtücke (Nadine — die Modernen — der Liebe Zauber — Album und Wechſel — der Geſchäftsführer — der Spiegel des Akbar — Geheimniſſe und ihr Ende), durch einen Roman (die Intriganten), durch Novellen und ein ähnliches Gedicht (das Wort der Frau, eine Feſtgabe), bekannt gemacht. Das vorliegende Gedicht iſt die Bearbeitung eines perſiſchen Mährchens im Geſchmack der Geſchichten aus 1001 Nacht in Wielandſcher Manier. Der Dichter legt ſich in der Vorrede die Frage vor, warum er die gebundene Rede gewählt habe, und antwortet: „weil die Proſa das tägliche Brod des Verfaſſers iſt, und er ſeiner Neigung, Verſe zu machen, gern Raum gibt, wenn er ſich einmal ein beſonderes Vergnügen bereiten will." Subjectiv reicht der Grund wohl aus, dem Publicum wird er ſchwerlich genügen. — Ich glaube nicht, daß die Wielandſche Form für unſere Zeit mehr genügt, abgeſehen davon, daß es nicht leicht iſt, ihre Grazie und Liebenswürdigkeit nachzuahmen; wenigſtens müſſen die ſelbſtgefälligen Excurſe, in denen ſich der Dichter von ſeinem Gegenſtande trennt, vermieden werden. Der Knittelvers iſt ſonſt für das Mährchen wohl geeignet, er verlangt aber dann eine ſehr ſorgfältige Behandlung der Sprache, die den Schein der Rhythmenloſigkeit poetiſch überwindet, und jene Naivetät der Darſtellung, die Göthe ſo glücklich dem alten Hans Sachs abgelernt hat. — In Beziehung auf die Form kann alſo der Dichter unſern ungetheilten Beifall nicht finden, das Mährchen ſelbſt iſt aber allerliebſt, und mit gutem Humor erzählt; es wäre beſſer geweſen, die moraliſchen Anwandlungen, die hin und wieder die leichte Grazie der Mährchenwelt unterbrechen, zu vermeiden und Spaß für Spaß zu nehmen. —

Die engliſche Gedichtſammlung, die ich dieſen deutſchen Lieder-Verſuchen angefügt habe, iſt ihres umfaſſenden Inhalts wegen zu empfehlen. Wir finden darin von jedem der einigermaßen bekannteren Lyriker wenigſtens ein Paar Proben, die im Ganzen mit Verſtand ausgewählt ſind, wenn es ſich auch freilich nicht objectiv begründen läßt, warum an Stelle des einen nicht auch ein anderes Gedicht hätte genommen werden können.

Hiſtoriſche Schriften.

Mirabeau. Eine Lebensgeſchichte von Franz Pipitz, Docenten in Zürich. 2 Bde. 1850. Leipzig, Brockhaus.

Hiſtoriſches Taſchenbuch. Herausgegeben von F. v. Raumer. Dritte Folge, zweiter Jahrgang. 1850. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Der Untergang des Frankfurter Parlaments. Geſchichte der deutſchen conſtituirenden Nationalverſammlung. Von Bruno Bauer. 1849. Berlin, Gerhard.

In dem diesjährigen Taſchenbuch dürfte der werthvollſte Aufſatz ſein: Geſchichte der deutſchen Seemacht von F. W. Barthold, die Fortſetzung der im vorigen Jahrgang abgebrochenen Darſtellung. Die Gründlichkeit der Studien, die uns in einen ziemlich vernachläſſigten Theil unſerer großen Vergangenheit einführen, wird um ſo werthvoller durch die beſtändige Perſpective in unſere gegenwärtige Lage und die tüchtige patriotiſche Geſinnung, die ſich in dem Ganzen ausſpricht. — Der Congreß zu Carlsbad von Ad. Schaumann iſt gleichfalls eine Fortſetzung zu der im vorigen Jahrgang enthaltenen Geſchichte der Bildung des deutſchen Bundes auf dem Wiener Congreß. Wir

Digitized by Google

wollen dem Fleiß, mit welchem beides gearbeitet iſt, um ſo mehr Gerechtigkeit widerfahren laſſen, da wir von der entgegengeſetzten politiſchen Auffaſſung ausgehen. Herr Schaumann iſt entſchieden großdeutſch, und kann eine gewiſſe Abneigung gegen die preußiſche Politik, ſo ſehr er ſich beſtrebt, unparteiiſch zu ſein, nicht verleugnen. Nach ihm beſteht das Reich noch fort, und der Bundestag ſoll noch etwas Anderes ſein, als die concentrirte Gewalt der einzelnen Staaten. Trotzdem iſt er entſchieden gegen die Beſchränkung der Landesverfaſſungen auf die von Gentz dem Repräſentativſyſtem entgegengeſetzte landſtändiſche Form. Er ſcheint dabei aus den Augen gelaſſen zu haben, daß die Einführung des Repräſentativſyſtems in einem der größern Staaten, namentlich in Preußen, mit dem Anſtreben der vollen Souveränetät, mit der Emancipation vom Bundestage Hand in Hand gehen mußte. Denn die getheilte Souveränetät, wie ſie das Syſtem des Bundestags mit ſich brachte, iſt mit Ständen, deren Bedeutung über das Privatrecht hinausgeht, unvereinbar. Ganz richtig iſt es ſchon vor dem März von großdeutſchen Publiciſten hervorgehoben worden, daß das Verlangen der preußiſchen Liberalen nach conſtitutioneller Concentration des Staats der Idee der Reichseinheit verderblich ſein müſſe. Es kreuzen ſich in dem weſentlichen Intereſſe Preußens — das mit den höhern Zwecken des deutſchen Volks durchaus identiſch iſt — zwei Momente, die von einer widerſprechenden Rechtsanſicht ausgehen: das Streben nach der Freiheit des eignen Staats, und die Unmöglichkeit, dieſelbe Freiheit den geographiſch in ſein Gebiet verwickelten Staaten zuzugeſtehen. Dieſer Widerſpruch entſpringt nicht dem Gelüſt dieſes oder jenes Staatsmannes, ſondern er geht aus der Natur der Sache hervor; wenn man ihn nie aus den Augen verliert, ſo wird man über das Schwanken der preußiſchen Politik, ſo widerlich es in ſeiner Erſcheinung ſein mag, ein billigeres Urtheil fällen. — „Zwölf Briefe über die Sitten und das Fürſtenleben auf den deutſchen Reichstagen“ von Joh. Voigt, iſt ein intereſſantes Genrebild, welches uns über die Sittengeſchichte des 16. Jahrhunderts einige merkwürdige Aufſchlüſſe gibt. — „Drei Portugieſinnen“ (Ines de Caſtro, Maria und Eleonore Telles) von F. v. Raumer iſt eine gut erzählte Epiſode aus der Geſchichte des 14. Jahrhunderts. — Die zweite Abtheilung der im vorigen Jahrgang begonnenen Biographie: „Eliſabeth, Pfalzgräfin bei Rhein, Aebtiſſin von Herford“. Von Guhrauer, enthält in einem beſcheidenen Rahmen viel beachtenswerthes Material für die Culturgeſchichte des 17. Jahrhunderts. Die Fürſtin ſtand nämlich in genaueſter Beziehung zu den Philoſophen und kirchlichen Neuerern der damaligen Zeit, und ſo hat der Erzähler Gelegenheit, die Verhältniſſe der Carteſianiſchen Philoſophie zu den Janſeniſten, ſo wie die Beziehungen der einzelnen myſtiſchen Secten zu einander, namentlich der Quäker zu dem Schwärmer Labadie, der im Kloſter Herford vor den Verfolgungen der Rechtgläubigen ſeine Zuflucht fand, in ein anmuthiges Gewebe zu verflechten. — Mehr Anſprüche macht der letzte Aufſatz von Carrière über Cromwell, aber er gewährt nur geringe Befriedigung. Seitdem Thomas Carlyle (1845) die Briefe und Reden des Protectors herausgegeben hat, ſteht dem Geſchichtſchreiber ein reichliches Material zur Würdigung dieſes außerordentlichen Mannes zu Gebot. Herr Carrière hat es auch allerdings benutzt, aber ohne alles Urtheil. Daß man zugleich ein Schwärmer und ein Schlaukopf, ein großer Staatsmann und ein determinirter Egoiſt ſein könne, ſcheint ihm unmöglich; er ſchließt mit dem Wunſch, daß Deutſchland einen Cromwell zu ſeiner Erlöſung gefunden hätte, wobei er vergißt, daß es dann auch die Independenten und eine ſouveräne Armee von Schwär-

Digitized by Google

mern hätte in den Kauf nehmen müſſen. Cromwell's eigenthümlicher Charakter — der übrigens noch immer von W. Scott in ſeinem leichtſinnig hingeworfenen Gemälde: Woodſtock am beſten getroffen iſt — ging ganz aus den Bedingungen ſeiner Zeit hervor; eigentliche Wiederholungen kennt die Geſchichte nicht. —

Wie Herr Carrière die Memoiren von Carlyle, ſo legt Herr Pipitz ſeiner Biographie von Mirabeau die Memoiren von Lucas Montigny zu Grunde, aber mit größerem Erfolg — wobei wir freilich nicht überſehen dürfen, daß die Aufgabe eine leichtere iſt. Denn einmal können wir das abenteuerliche, aber in ſeiner Art immer verſtändige Leben und Denken des franzöſiſchen Revolutionärs Schritt für Schritt bis ins kleinſte Detail verfolgen; in dem, was uns von ihm vorliegt, iſt eigentlich kein irrationelles Moment zu überwinden, während wir den wüſten Jargon, in den Cromwell ſeine tiefen Gedanken verſteckt, erſt wegſchaffen müſſen, um ihn zu verſtehen. Sodann iſt Mirabeau ſeinem Weſen nach viel einfacher und verſtändlicher, ganz wie die Zeit, die ihn hervorbrachte. Das ſoll übrigens dem Verdienſt des Herrn Pipitz, dieſen bedeutenden Menſchen dem größern Publicum explicirt zu haben, keinen Abbruch thun, und ebenſowenig ſoll uns die etwas zu weit getriebene Vorliebe für ſeinen Helden ſtören, die bei einem gewiſſenhaften, liebevollen biographiſchen Studium kaum zu vermeiden ſein dürfte. —

Einen betrübenden Eindruck macht das Werk von Bruno Bauer. Die Art und Weiſe, wie dieſer in Abſtractionen verknöcherte dogmatiſch-ſkeptiſche Philoſoph Geſchichte ſchreibt, haben wir ſchon früher auseinandergeſetzt: aber jede neue Anwendung der alten Methode wird immer ſchwächer. Auch der beſte Kopf muß zuletzt den Verſtand verlieren, wenn er allen Erſcheinungen des Lebens und der Geſchichte ohne Unterſchied mit gleicher Ironie nachgrinſt, aber nicht mit dem heitern Phlegma des Cynikers, ſondern mit der beſtändigen Kränkung eines verkannten Syſtems. — Wenn er die Revolutionärs tadelt, daß ſie ſich einbildeten, etwas zu wollen und zu vermögen, während ſie eigentlich nichts wollten, nichts wollen konnten, ſo ſollte man erwarten, die Centren, die das einſahen, oder die Reaction, die das benutzte, würden gelobt werden; aber nein, die Einſicht, zu der der Kritiker das Recht hat, iſt bei dem Politiker verwerflich. So hat denn dieſe Darſtellung keinen andern Zweck, als in dem beſtändigen, fruchtloſen Kampf der Impotenz mit der Impotenz nachzuweiſen, wie das Zeitalter im Zuſtand der völligen Fäulniß begriffen iſt — eine Darſtellung, die nicht nur widerlich, ſondern auch im höchſten Grade langweilig iſt. Es kommen immer die nämlichen Tiraden zum Vorſchein, die nämliche Ironie der Form mit Gänſefüßchen, eine zerſtreute, principloſe Lectüre, der vollſtändige Mangel an aller unmittelbaren Anſchauung, an allem Sinn für das Charakteriſtiſche; die totale Abgeſtumpftheit für den Eindruck der gegenſtändlichen Welt, während doch nur die Freude am Objectiven den Hiſtoriker berechtigt. Wozu gibt er ſich denn die Mühe, dieſe Miſère zu ſchildern, wenn ſie wirklich ganz und blos Miſère iſt? — Nicht einmal neue Witze und Paradoxien finden ſich in dieſer zweiten Auflage der „bürgerlichen Revolution", man kann halb im Schlafe weiter leſen, man weiß doch immer, wie es weiter geht. — Gegen dieſe fade, farbloſe Darſtellung ſtechen die dreiſten, pikanten Skizzen Walter's, auf den übrigens Bauer's Schriften großen Einfluß gehabt haben müſſen, ſehr vortheilhaft ab.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Guſtav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von **C. E. Elbert.**

Digitized by Google

Die Zigeuner im Königreich Polen.

Eine Reiseſkizze.

Außer Spanien und den Donaufürſtenthümern möchte es ſchwerlich in Europa ein Land geben, welches ſo von Geſindel erfüllt iſt, als das gegenwärtige Königreich Polen. Nach einem Berichte der Obwodſchaftscommiſſariate befanden ſich im Jahre 1841 nicht weniger als 1887 Nationalzigeuner im Lande. Man unterſcheidet nämlich zwei Claſſen, die Nationalzigeuner, welche als Zigeuner geboren ſind, und das liederliche Volk, welches die Lebensart der Zigeuner nachahmt und ſich deren Privilegien anmaßt; dieſes pflegt man auch „polniſche Zigeuner" zu nennen. Wer die Lebensverhältniſſe und Geſchäftsweiſe der Zigeuner kennt, weiß, was es zu bedeuten hat, wenn ſich auf einem Flächenraum von kaum 2300 Q.M. faſt 2000 ſolche Leute aufhalten.

Im ganzen ruſſiſchen Gebiete iſt es Gewohnheit oder Pflicht der ruſſiſchen Gouverneure, die Wege, welche ein Glied der kaiſerlichen Familie zu betreten beabſichtigt, von „verdächtigen und bettelhaften Menſchen" zu reinigen. Iſt es Gewohnheit, ſo hat ſie ihren Grund in dem Beſtreben der Gouverneure, den höchſten Perſonen die ihnen anvertrauten Gebiete in dem vortheilhafteſten Zuſtande erſcheinen zu laſſen; iſt dieſer Act dagegen ein von oben herabkommender Befehl, ſo iſt er eine abſichtliche Selbſttäuſchung, dergleichen nur in Rußland vorkommen kann. Und faſt ſcheint ein höchſter Befehl zu Grunde zu liegen, wenn aus folgendem Vorkommniß ein Schluß gezogen werden darf. Als nämlich der Kaiſer Nicolaus bei ſeiner vorletzten Anweſenheit in Warſchau die Citadelle beſuchte, fiel ihm ein ſonderbares Geräuſch in einem großen Schuppen, der ſich wenig entfernt in der äußerſten Ecke des Wallcarré's befand, auf. Er begab ſich kürzeſten Weges nach dieſem Schuppen und verlangte, daß er geöffnet werde. Allein weder der General Abramowicz, noch der Intendant beſaß den Schlüſſel; ſie waren in arger Verlegenheit. Da meinte der Intendant, daß es vielleicht mit einer mündlichen Auskunft abgemacht ſein dürfte, und verſicherte der Majeſtät,

daß ſich in dem Schuppen nichts weiter befinde, als die Bettler von Warſchau, welche vor Ihrer Ankunft aufgefangen worden ſeien und bis nach deren Abreiſe hier eingeſperrt bleiben ſollen. Vollkommen befriedigt, äußerte der Kaiſer auf dieſe Mittheilung nur: „„So““ und wendete ſich einem andern Ziele zu.

Von ſolchen Maßregeln bleiben die Zigeuner völlig verſchont. Während man auf den Wegen der kaiſerlichen Hoheiten und Majeſtäten Alles ergreift und in Gefangenſchaft führt, was der großen Corporation des Geſindels angehört oder anzugehören ſcheint, läßt man die Zigeuner ruhig an denſelben Wegen bivouaquiren, obſchon ſie ſchwerlich den verwöhnten Augen ſo hoher Reiſender einen beſſern Genuß zu gewähren im Stande ſind. Ihre Tracht iſt abſcheulich. Die Männer ſowohl als die Frauen tragen nichts weiter auf dem Leibe als ein großes Tuch von weißer Leinwand, in welchem zwei Löcher ſo eingeſchnitten ſind, daß die nackten Arme bis zu den Achſeln durchgeſteckt werden können. Am Halſe werden die beiden obern Zipfel des Tuches zuſammengeknüpft, das Ganze vorn mantelartig um den Körper geſchlagen und über den Hüften durch einen Gürtel zuſammengehalten. Dieſen Gürtel pflegen die Zigeuner — vorzugsweiſe die jüngern Frauen — durch einen Behang von hunderterlei Scherben, Glasſplittern, Metallſtückchen u. a. zu ſchmücken. Die Beine vom Knie bis zu den Zehen bleiben nackt, der Kopf unbedeckt. Das Haar — durchgängig kohlſchwarz und lockig — wird bei den Männern nicht verkürzt und bei den Frauen nicht geflochten oder ſonſt wie befeſtigt. Es hängt loſe und wild vom Kopfe über die Schultern hinab, doch ſucht man ihm durch fettige Subſtanzen ſo viel Glanz als möglich zu geben. Dieſe Pomadiſirung und der Behang des aus Baſt oder einem Weidengeflecht beſtehenden Hüftengürtels möchten aber auch die einzigen Beweiſe dafür ſein, daß auch dieſer Claſſe die Eitelkeit nicht gänzlich mangelt. Wenigſtens verſicherte mir ein alter Zigeuner, „bei ſeinem Volke“ dürfe man ſich nur am Tage des Vollmondes, außerdem vor der Trauung und vor dem Begräbniß eines Anverwandten oder einer zu der Horde gehörenden Perſon waſchen. Die meiſten Leute „ſeines Volkes“ thun es aber auch am Tage des Vollmondes nicht, und haben ſie es in einem der andern beiden Fälle gethan, ſo beeilen ſie ſich, ſich nach der feierlichen Handlung wieder zu ſchwärzen, was dadurch leicht geſchieht, daß man ein Feuer von fettem Kienholz anzündet und ſich nicht vor, ſondern hinter daſſelbe ſetzt. Uebrigens, erzählte er weiter, ſei es keinem Zigeuner geſtattet, ſich die Haut mit ſeinen Händen zu verunreinigen. Dies werde für eine Uebelthat gehalten und durch eine Züchtigung von Seiten der ältern Stammmitglieder gleichen Geſchlechtes beſtraft. Bei ſeinem Stamme ſei z. B. ein Bube von dreizehn Jahren darum, daß er ſich mit Farbe geſchwärzt, faſt zum Krüppel geſchlagen worden. Nur diejenige Schwärze, welche das Tag und Nacht auf dem Niederlaſſungsplatze brennende Feuer der Haut auflege, werde geduldet, aber auch in Ehren gehalten.

Digitized by Google

Man pflegt in Polen dieſe ſaubere Menſchenclaſſe in Stämmen oder Horden von wenigſtens vier Familien zu finden. Stämme von ſieben Familien kommen nie vor. Die Sieben ſcheint bei den Zigeunern eine gefürchtete Zahl zu ſein. Sind beim Stamme ſchon ſechs Familien, ſo wird keine Trauung weiter vollzogen, dem Liebespaare aber iſt es ganz unverwehrt, im Genuſſe derjenigen Vertraulichkeit zu leben, die nach unſern Begriffen nur ehelich verbundenen Perſonen geziemt. Befinden ſich bei dem Stamme acht Eheſtände und einer geht durch einen Sterbefall verloren, ſo muß von den übrigen ſieben einer den Stamm nach dem Looſe verlaſſen, wenn kein anderer freiwillig dazu bereit iſt, oder der vom Looſe Getroffene muß eine Familie von einem andern Stamme zum Anſchluß an dieſen vermögen, ſo daß die Zahl Acht wieder hergeſtellt wird. Iſt weder der Rücktritt, noch die Herbeiſchaffung einer Familie leicht möglich zu machen, ſo hilft man ſich, indem man eine Trauung vollzieht, ſo daß die achte Familie wieder erſetzt wird. In dieſem Falle kommt es vor, daß man ſelbſt unerwachſene Perſonen mit einander verbindet. Der Begriff von der Fähigkeit zur Ehe iſt übrigens bei den Zigeunern noch umfaſſender als bei den polniſchen Juden. Dieſe verlangen auf Seite des männlichen Geſchlechts ein Alter von vierzehn, auf Seite des weiblichen von zwölf Jahren; die Zigeuner dagegen ſetzen für beide Geſchlechter das zehnte Jahr für die Berechtigung ſowohl zur Ehe, als auch zu geſchlechtlichen Genüſſen feſt. Eine Perſon von noch nicht zehn Lebensjahren würde ſich durch jenen Genuß eine thätliche Züchtigung zuziehen. Ueberhaupt wird bei den Zigeunern Alles körperlich und zwar durch Prügel beſtraft und die Strafe ſtets durch die ältern Perſonen gleichen Geſchlechtes vollzogen. Die Kinder über ſieben Jahre ſind eine Art Gemeingut; nur unter ſieben Jahren ſind ſie Eigenthum ihrer Aeltern, und an ihnen vergreift ſich nie eine andere Perſon.

Von einer Erziehung iſt durchaus die Rede nicht. Wie die Erwachſenen keinen andern Lebensgrundſatz kennen als den niedrigſten Inſtinkt, ſo läßt man auch die Kinder ganz thieriſch erwachſen. Schon daraus geht hervor, wie es um die Religion dieſer ſeltſamen Menſchenclaſſe ſteht, wenn gleich ſie in Polen zu den Gläubigen der römiſch-katholiſchen, wie in der Türkei zu denen der mohamedaniſchen, wie in Rußland zu denen der griechiſchen Kirche gerechnet werden. Aber nur ein kirchliches Gebot, das der Taufe, pflegen ſie zu beachten, und zwar aus Gewinnſucht. Daher verſäumen ſie nie, eine ganze Ortſchaft zum Zeugniß der chriſtlichen Taufe ihres Kindes einzuladen, was ihnen eine Menge von Geſchenken verſchafft. Häufig genügt ihnen dieſer Gewinn nicht und ſie bringen daſſelbe Kind in einem andern Kirchſpiele abermals zur Taufe. Auf ſolche Weiſe hatte im Jahre 1839 ein Zigeuner Namens Ibſin ſein Kind nicht weniger als fünf Mal taufen laſſen. Die Sache kam durch einen Bauer, der, ſeinem Grundherrn entflohen, ſich dem Stamme angeſchloſſen und durch eine Art Schwur verpflichtet hatte, zur Anzeige. Allein man konnte des taufgierigen Vaters nicht

Digitized by Google

habhaft werden. Da nun aber die Geiſtlichen auf Beſtrafung dieſes frechen Religionsbetrugs drangen, ſo nahmen die Gensdarmen die Mutter des Täuflings gefangen, was ihnen nur nach wochenlanger Mühe in einem Walde bei Kielce gelang, und die wilde Frau hatte nun das Unglück, 6 Wochen lang das Zuchthaus von Kielce bewohnen zu müſſen. Zwei Geiſtliche vom Orden der Franciscaner, Herr Sterlecki und Bernardin Kopczywa, ſollen ſich dort große Mühe gegeben haben, der Nomadin einen Begriff von dem Weſen und Werthe der kirchlichen Satzungen zu verſchaffen, aber keineswegs mit dem Reſultate ihrer Bemühung zufrieden geweſen ſein.

Da ſie nicht zu den berechtigten Bewohnern des Landes gerechnet werden, ſo ſollen ſie ſich mit einer ſchriftlichen Erlaubniß zum Aufenthalt in demſelben verſehen, und dieſe wird nur mit der Bedingung bewilligt, daß der Stamm den Anforderungen der herrſchenden Kirche Genüge leiſte. Dieſe Bedingung iſt auch auf dem Erlaubnißſcheine, der cykanski paszport (Zigeunerpaß) genannt wird und die Form eines Gewerbſcheins hat, ſchriftlich bezeichnet, und das Amt pflegt noch beſonders darauf zu bemerken, daß die Horde, oder der Anführer im Namen derſelben, ſich der Bedingung unterworfen habe. Die Zigeuner laſſen ſich bei den Taufen die Vermittelung der chriſtlichen Kirche ſehr gern gefallen, für Trauungen, Leichenbeſtattung und andere ähnliche Acte aber nehmen ſie dieſelbe niemals in Anſpruch, vollziehen dieſe vielmehr nach ihrer eigenen halb oder ganz heidniſchen Weiſe.

Durch die chriſtliche Taufe erachten ſie ihre eigenen Gebräuche keineswegs für überflüſſig geworden. Dieſelben ſind roh wie bei den meiſten wilden oder verwahrloſten Völkern, und ſo ſonderbar, daß eine kurze Mittheilung wohl gerechtfertigt erſcheinen mag.

Die Hilfleiſtung bei der Geburt iſt eine Pflicht des Gatten, ſo wie bei der unverehelichten Tochter die Pflicht des Vaters. Weibliche Hände berühren die Gebärende nie; aber wenn dieſe auch männliche Hilfe nicht annimmt, ſo wird dies für etwas Preiswürdiges gehalten. Daher pflegen ſich die Zigeunerinnen, wenn ſie von den Wehen nicht völlig überwunden werden, ſelbſt zu entbinden. In Südrußland findet dieſer Act auf einem Schilflager im Beiſein der ganzen Horde, ſelbſt der Kinder, ſtatt. Bei den in Polen lebenden Zigeunern dagegen hat ſich die auf einem Anflug des Schaamgefühls beruhende Sitte gebildet, der Gebärenden ein beſonderes Lager von Schilf in der Nähe der Höhle unter einer jungen Birke oder Eiche zu bereiten, deren Wipfel bis auf die Erde niedergezogen wird, ſo daß ſich eine Art Laube bildet. Findet die Geburt zur Zeit des Winters ſtatt, ſo räumt man der Gebärenden einen beſondern Winkel in der Höhle ein und ſchmückt und ſondert denſelben durch Zweige und Aeſte von Kiefern oder Fichten, in Ermangelung des Nadelholzes aber durch dürres Reißig, welches mit Immergrün, Epheu, Moos und andern friſchen Gewächſen behängt wird. Während der Geburt entfernen ſich ſämmtliche Frauen des Stammes in die nächſten

Digitized by Google

Dörfer, um leinenes Zeug für ihre gebärende Genoſſin zu betteln, die Männer und Kinder dagegen bleiben vor der Höhle verſammelt und unterhalten ein glimmendes Feuer. Mit ängſtlicher Sorge wird bis nach vollbrachter Geburt das Emporſchlagen der Flamme verhindert. Sobald die Geburt geſchehen, läßt man das Feuer aufflackern und kräftigt es durch fettes Kienholz.

Nun erbaut man über dem Feuer aus drei hohen Stangen ein galgenartiges Gerüſt, hängt daran ein mehrere Pfund ſchweres Stück Fleiſch und läßt es ſo lange braten, bis ſich die zweite oder Nachgeburt gelöſt hat. Iſt dies geſchehen, ſo reicht man der Wöchnerin das Stück Fleiſch, damit ſie ſich durch den Genuß deſſelben ſtärke, dagegen nimmt man mit einer gewiſſen Feierlichkeit die Nachgeburt und hängt ſie an dieſelbe Stelle, an welcher das Fleiſch geröſtet worden. Man läßt dieſe nun an der Gluth völlig zuſammentrocknen und begräbt ſie, in weiße Lappen ſorgfältig eingewickelt, in einem hohlen Baume, zu deſſen Innern nur durch verdorrte Aeſte entſtandene Oeffnungen von oben führen. Dieſe Oeffnungen werden durch Spunde von Holz oder Lehm geſchloſſen und dieſe durch aufgeheftete Baumſchale verkappt. Dabei pflegt der ganze Stamm gegenwärtig zu ſein und den Act durch einen Geſang zu begleiten, der keinen beſtimmten Text hat, oder ihn vielmehr augenblicklich durch die Improviſationskraft jedes Singenden erhält. Lieder beſitzen überhaupt die Zigeuner nicht, dagegen lieben ſie ihre Rede im Geſang vorzutragen. Bei beſtimmten Handlungen ſingt Jeder ſeine Gedanken, die ſich natürlich wohl alle auf die Handlung beziehen und in einem allgemeinen Begriffe ſich vereinigen, gleichwohl aber in ihrem muſikaliſchen Chorvortrage eine fürchterliche Compoſition ergeben.

Der improviſirte Geſang iſt auch eine Eigenthümlichkeit des polniſchen Bauern. Junge Perſonen findet man ſtets damit beſchäftigt, und gewöhnlich begleitet der durch die Kehle verkündigte Gedanke die Arbeit der Hand. Melkt die Dirne, ſo ſingt ſie von der ſchönen Weiße der Milch oder von der Milchmenge, die die Kuh zu geben ſich verpflichtet fühlen ſolle; reicht ſie dem Vieh Futter, ſo ſingt ſie von der Süßigkeit des Futters oder von dem Futtermangel und der nothwendigen Pflicht des Thieres, beſcheiden und genügſam zu ſein.

Während die Zigeunergeſellſchaft den oben beſchriebenen Act ausführt, iſt der Gatte der Wöchnerin am Lager derſelben beſchäftigt. Sein erſtes Geſchäft nach der Entbindung iſt, das neugeborene Kind nackt, wie es zur Welt gekommen, in friſche Erde einzugraben. Der Zweck dieſes Gebrauchs ſoll die ſchnelle Verharſchung der Nabelſchnurwunde ſein. Eine Unterbindung findet nie ſtatt, dagegen verſchlingt man die Nabelſchnur und zieht einen Knoten. Nachdem das Kind eine kurze Zeit in der Erde campirt hat, wird es ungewaſchen in die erbettelten Lappen gewickelt und der Mutter übergeben.

Am Tage des zweiten Vollmondes iſt es abermals ein Gegenſtand, der das Intereſſe des ganzen Stammes in Anſpruch nimmt. Nachdem es von der Mutter

aus den Lappen gewunden und zum erſten Male gewaſchen worden, kommt es in die Hand des Stammhauptes, welches ſtets der älteſte verheirathete Mann iſt. Er umſchlingt das junge Weſen mit einem Gurt, bindet es an die Spitze einer langen Stange, hält eine Rede und reicht das Kind ſieben Mal über die Flamme des Feuers. Durch dieſen Act iſt es erſt förmlich und wirklich in den Bund der Zigeuner aufgenommen, erſt eigentlich nationaliſirt worden und darf von da ab bis zum ſiebenten Jahre keine Art von Kleidungsſtücken tragen. So ſieht man denn auch die Kinder der Zigeuner ohne Unterſchied des Geſchlechts bis zu dieſem Alter nie anders als nackt.

Erſt nach dieſer Ceremonie bringt man das Kind zur chriſtlichen Taufe. Aber die meiſten Geiſtlichen nehmen Anſtand, ein Zigeunerkind in der Kirche zu taufen. Meiſt geſchieht es vor der geſchloſſenen Kirchthür auf dem Gottesacker und zwar unter einem Crucifix, oder auf dem Pfarrhofe. Dies Verfahren mag auch durch die Vorſicht motivirt ſein, zu welcher das immer thätige Diebesgelüſt der Zigeuner nöthigt. Außer den vielen Pathen (gewöhnlich Bauern) iſt ſtets der ganze Zigeunerſtamm anweſend, mit Ausnahme einiger Perſonen, die die Abweſenheit der gevatterſtehenden Bauern von ihren Hütten zu Diebſtählen benutzen. Und dies iſt ſo gewöhnlich, daß bei den Bauern ſich folgendes Sprüchwort gebildet hat: „Haſt du Soldaten in der Hütte, ſo laß einen Wächter vor der Räuchereſſe daheim; ſtehſt du mit einem Juden in Unterhandlungen, ſo laß zwei Wächter daheim, einen vor der Hütte, den andern vor dem Stalle; ſtehſt du bei einem Zigeuner Gevatter, ſo laß drei Wächter daheim, einen vor der Hütte, einen vor dem Stalle und den dritten vor dem Speicher.“

Ich wohnte drei Zigeunertaufen bei. Die bäuriſchen Pathen in ihrer plumpen Tracht, mit ihren dummgläubigen gutmüthigen Geſichtern, die vollkommenſte Rohheit unter der gräßlichſten Unfreiheit gepreßt und geformt; dabei die Geſellſchaft der theils ganz, theils halb nackten ſchwarzen Zigeuner mit den Mienen ohne Glauben, voller Spott und Spitzbubengier, die vollkommenſte Rohheit einer maßloſen, faſt thieriſchen Freiheit. Dazwiſchen der Geiſtliche mit ſeinem ſichtbaren Bewußtſein von der Bedeutung des Actes und ſeinem Verdruß über den ſichtbaren Mißbrauch deſſelben; es treten da Widerſprüche hervor, die das Bild zum wunderlichſten in der Welt machen.

Für ihre Trauungen nehmen die Zigeuner in Polen niemals die Kirche in Anſpruch, dieſe verrichten die Anführer der Stämme unter einer Menge äußerſt roher Ceremonien, bei denen zum Theil der ganze Stamm ohne Unterſchied des Geſchlechts und Alters — nur die Perſonen unter ſieben Jahren ſind ausgeſchloſſen — mitwirkt. Es kommen dabei Scenen vor, welche dermaßen ekelhaft ſind, daß der Schriftſteller keine Möglichkeit findet, ſie zu ſchildern. Die letzte Scene vor der Verbindungsrede des Häuptlings beſteht in einer allgemeinen Beſichtigung des Brautpaares, wobei es an Ausbrüchen thieriſchen Jubels nicht

Digitized by Google

fehlt; und die erſte Scene nach jener Rede läßt ſich einigermaßen dem Beilager an fürſtlichen Trauſeſten vergleichen. Der Unterſchied nur iſt, daß dieſe Scene bei den polniſchen Zigeunern öffentlich iſt. Kommt es vor, daß eine der beiden Perſonen ſich weigern ſollte, ſich zum Gegenſtand eines ſolchen Schauſpiels zu machen, ſo wird die Echtheit ihres Zigeunerblutes bezweifelt und der Stamm fällt mit Knitteln über ſie her und prügelt ſie ſo lange, bis ſie ſich der Sitte Folge zu leiſten entſchließt.

Die Traungen verpflichten eigentlich nur die Frau, dem angetraueten Manne allenthalben zu folgen und ſich ohne ſeinen Willen nie mehr von ihm zu trennen. Und weigert ſich die Zigeunerin deſſen irgend einmal, ſo hat der Zigeuner das Recht, ſie todt zu ſchlagen. Dieſer Fall kommt denn auch bisweilen vor. Furcht vor dem Landesgeſetz nöthigt natürlich den Zigeuner zur Vorſicht, und er wagt es nicht, ſein Mordrecht in einer belebten Gegend auszuüben. Keine Perſon des Stammes wird zum Verräther, denn jede achtet die Zigeunergeſetze viel höher als die fremden Geſetze des Landes. Gleichwohl kommen dergleichen Thaten bisweilen an den Tag; aber gewöhnlich erſt, wenn an eine Beſtrafung des Mordes nicht mehr zu denken iſt. So zog man vor etlichen Jahren eine erſchlagene Zigeunerin aus dem Wieperzſee zwiſchen Siemen und Oſtrow, und eine andere eben ſolche Leiche fand man, gewaltſam in eine Fuchshöhle geſtampft, in dem wilden Gebirgswald zwiſchen Miechon und Olkusz; allein weder in dieſem noch in jenem Gubernium war man im Stande, die Zigeunerſtämme aufzufinden, denen die beiden gemordeten Frauen angehörten, und es war eine Frage, ob dieſelben ſich noch in Polen befanden. Ueberhaupt möchte es den Behörden immer ſehr ſchwer werden, den Wegen der Zigeuner zu folgen, da ſich die Richtung ihres Zugs, Ort und Zeit ihres Aufenthalts ſtets nach den Umſtänden des Augenblicks richten. Sie gleichen faſt den Vexirgeiſtern. Man begegnet einem Stamme bald hier, bald dort, dann erblickt man ihn mehrere Wochen lang nicht und glaubt, er habe die Gegend verlaſſen; plötzlich erſcheint er wieder in der nächſten Nähe, und verſchwindet ebenſo. Die Wanderung der Zigeuner hält nie eine beſtimmte Richtung feſt, ſondern bewegt ſich wie der Flug der Schwalben im wunderlichſten Zickzack, faſt immer auf öden und verborgenen Waldwegen und bald zur Nacht-, bald zur Tageszeit.

Durch die Traunng iſt der Zigeuner nicht an die Zigeunerin gefeſſelt. Ihm verbleibt die vollkommenſte Freiheit, und er kann die Angetraute, ſobald es ihm beliebt, wieder verſtoßen, wobei aber auch eine gewiſſe Ceremonie ſtattfindet. Dies geſchieht oft, doch bedingt ſich dadurch keineswegs für ferner eine Entſagung auf den Genuß des vertraulichen Umgangs. Der Communismus iſt nirgends ſo vollendet, als bei den Zigeunern. Weder Verwandtſchaft noch ſonſt etwas macht Beſchränkungen. Der Bruder genießt nach Belieben die Reize der Schweſter; gefällt es ihm, ſo läßt er ſich auch mit ihr trauen. Der Verheirathete

Digitized by Google

genießt die Reize der erſten beſten fremden Gattin, die der Zufall an ſeine Seite geführt, oder die er, durch eine flüchtige Neigung gereizt, von ihrem Gatten gegen ſeine eigne Frau für eine Nacht oder einige Stunden vertauſcht hat. Er zieht eine Dirne an ſeine Seite und ſchiebt dafür deren Vater oder Liebhaber ſeine Frau oder Schweſter hin.

Ihre Todten pflegen ſie zu zerſchneiden und ſtückweiſe unter den Bäumen des Waldes zu begraben. Eine Empfindung der Trauer wird bei Todesfällen nie ſichtbar, vielmehr feiert man das Hinſcheiden des Genoſſen durch eine Art von Tanz und ein zweites Feuer, welches ganz beſonders für die entſchlafene Perſon angezündet wird. In Dörfern raſten ſie niemals, man erblickt ſie darin immer nur durchziehend. Ihre Raſtorte ſind die Wälder, deren unzugänglichſte Wildniß ſie beſonders für längern Aufenthalt auserwählen. Finden ſie keine Höhle, ſo graben ſie ſich eine Vertiefung in die Erde, über der ſie ein Dach von Zweigen, Schilf und Raſen errichten. Den Fußboden dieſes Raumes bedecken ſie mehrere Fuß hoch mit Reißig und Kalmusſchilf, ſo daß er ihnen eine angenehm weiche Lagerſtätte gewährt.

Dies iſt das Haus der Spinne. Von hier aus werden nun alle möglichen Viehdiebereien verſucht, und ſie gelingen ihnen deſto leichter, da die polniſchen Viehhirten das Wächtertalent der Hunde noch nicht ausgebildet haben. Man pflegt den Verluſt in die der polniſchen Buchhaltung nie fehlende Rubrik „Wolfsraub“ zu ſchreiben.

Da die Horden gewöhnlich ſehr zahlreich ſind, ſo drängt das Bedürfniß zu großen oder häufigen Räubereien. Sie ſind daher eine fürchterliche Plage für den Ackerbürger, Bauer und Landedelmann, und ein Glück für dieſe iſt es noch immer, daß die Zigeuner nie lange einen Lagerort beibehalten. Ihre Feigheit iſt grenzenlos, daher ſie jeder Gefahr durch ſchnelle Veränderung ihrer Niederlaſſung auszuweichen ſuchen.

So lange ſie raſten, leben ſie nur durch Viehdieberei und genießen nichts Anderes als Fleiſch, und als Gemüſe Pilze und Knoblauch. Brod findet man niemals bei ihnen, außer etwa bei ihren Wanderzügen ein erbetteltes Stück. Allein ſie genießen es ungern und nehmen es ſelten an, wenn es ihnen angeboten wird. Dagegen verachten ſie auch das Fleiſch von geſtorbenem Vieh nicht und erbetteln es zur Zeit des Winters, wo ihnen Viehdiebereien ſo häufig nicht gelingen.

Das Aas wie das geſunde Fleiſch wird auf gleiche Weiſe zubereitet, nämlich zwiſchen drei zuſammengelehnten Stangen aufgehängt und ſo der Flamme eines ſtarken Feuers ſo lange ausgeſetzt, bis es alle Fetttheile ausgeſchwitzt und ſich in eine trockene mürbe Maſſe verwandelt hat.

Wo ihnen viele Viehdiebſtähle glücken und der Raub nicht conſumirt werden kann, werden die überflüſſigen lebendigen Thiere oder Fleiſchmaſſen an Pech-

brenner und andere Waldbewohner, die ſtets mit den Zigeunern Freundſchaft halten, um ein Geringes verkauft.

Ungern verlaſſen ſie die Waldwege in der Nähe großer Städte. Dagegen ſprechen ſie gern in waldumgebenen Dörfern ein, in denen kein Edelmann wohnt. Hier treiben die Frauen ihre Wahrſagerei und die Männer ihre ſcheinbare Thierarzneikunſt. Schwangern Frauen wiſſen ſich auch die Zigeunerinnen als Geburtshelferinnen durch ſympathetiſche vorauswirkende Mittel werth zu machen, ſo wie denn auch die Zigeuner ſich noch in mancher andern Geſtalt darzuſtellen und werth zu zeigen wiſſen. Ihre fremde Sprache, die trotz der ziemlich ſtarken Vermiſchung mit polniſchen Klängen und Wendungen den Bauern ganz unverſtändlich iſt, leiſtet ihnen bei ihren Gaunereien bedeutende Hilfe, indem ſie denſelben befangenden zauberhaften Eindruck macht, wie das Latein in der Kirche, deſſen Myſterium den Bauer ſtets mit dem Schauer einer unbegreiflichen und darum deſto unwiderſtehlichern Glaubensgewalt erfüllt.

Aber die Verbrechen der Zigeuner ſind oft viel bedeutender. Wo ſie eine Entdeckung nicht zu fürchten haben, und eine Beute — und beſtände ſie nur in wenigen Groſchen — machen können, ſind ſie ſogar zu Mordthaten und Raubanfällen bereit. Jedoch wagen ſie ſich damit nie an Perſonen, die in der Gegend heimiſch ſind. Auf der Grundherrſchaft eines Grafen Wodpicki habe ich mehrere Male inmitten einer Zigeunerhorde Tage lang ohne die mindeſte Gefahr verweilt. Im Gegentheil, die wilden Leute hatten mehr Furcht vor mir, als ich vor ihnen. Einſam reiſende Fremdlinge möchten freilich in dieſer Geſellſchaft nicht ſo ſicher ſein. Vier durch Zigeuner verübte Mordthaten ſind mir während meines Aufenthalts in Polen bekannt geworden, und jede hatte eine weibliche Perſon betroffen. Bloße Räubereien an Reiſenden kommen noch viel häufiger vor. Die Verbrecher ſind faſt nie zu erwiſchen und die Aemter weigern ſich zum Theil geradezu, nur einen Verſuch zur Verfolgung anzuſtellen. So wurde ein Freund von mir, Namens Herzberg, unfern der kleinen Stadt Grojec, ſeines Reitpferdes und ſeiner ganzen Habe bis auf Stumpf und Hemde beraubt. Nachdem ein Gaſtwirth der Stadt ihn mit Kleidern verſehen, eilte er in das Polizeiamt und verlangte die Verfolgung der Diebe. Allein man wies ihn mit den Worten zurück: „Wer ſoll denn Zigeuner einfangen? Gott weiß, wo die jetzt ſind. Und erreichte man auch die Bande, ſo werden ſich doch ſicherlich die nicht darin befinden, welche die That verübt haben."

Es iſt kaum zu begreifen, daß die ruſſiſche Regierung dieſen Nomaden ſeit 1831 wieder freien Eintritt und Spielraum in Polen gewährt, wo ohnehin ſchon die Maſſe des Geſindels ſo groß iſt. Von vielen Seiten wird geglaubt, daß die Zigeuner, wie auch vielfach die Juden, von den Behörden als politiſche Mittel gebraucht werden. Und gewiß iſt, daß einige Gubernatoren, z. B. der vorletzte in Kielce und Herr v. S. in Kaliſch, viel mit Zigeunerhorden verkehrten, ſie

Digitized by Google

auf ihren Raſtplätzen im Walde beſuchten und die Häuptlinge bisweilen Stunden lang in ihren Zimmern behielten. Daß man darunter einen andern Grund als den bloßen Wohlgefallen an der widerlichen Menſchenſorte zu vermuthen berechtigt iſt, darf wohl kaum beſtritten werden. Allein es muß zweifelhaft erſcheinen, daß wirkliche Zigeuner Geſchick, Geiſteskraft und Bildung genug beſitzen, ſich in politiſchen Operationen verwenden zu laſſen.

Zudem aber ſind die echten Zigeuner von den falſchen nicht leicht zu unterſcheiden. Die falſchen ſind nichts als gewöhnliche Spione, die in Zigeunergeſtalt durch's Land geſchickt werden und deren Anzahl wohl zu manchen Zeiten ziemlich ſtark ſein mag.

Die Centraliſation.

Der Verfall Frankreichs von M. Raudot, Mitglied der geſetzgebenden Verſammlung. Ueberſetzt von E. van Dalen. 1850. Erfurt, Villaret.

Das vorſtehende Büchlein, welches in gewiſſer Art, obgleich es viel beſſer iſt, einen Pendant zu Ledru Rollin's „Verfall Englands" bildet, und alle die Fehler hat, die von einem auf einen beſtimmten Zweck hinarbeitenden hiſtoriſchen Pamphlet unzertrennlich ſind, enthält über die Nachtheile der Centraliſation Bemerkungen, die ſo tief in das Weſen der Sache eingehen, daß wir uns nicht enthalten können, ſie im Auszuge mitzutheilen, um ihnen die unſrigen, von dem entgegengeſetzten Geſichtspunkte ausgehenden, entgegen zu ſtellen. —

„Die Centraliſation der Armee, der Marine, der Staats-Finanzen, der Beziehungen mit den auswärtigen Mächten, kurz die Centraliſation der Regierung, welche die Kräfte des Staates vereinigt und die Größe Frankreichs ſichert, kann unter verſtändigen Männern nur Anhänger finden, aber die Centraliſation aller Angelegenheiten der Provinzen und Gemeinden, aller Intereſſen, aller Lebensrichtungen, aller Ideen, die Centraliſation des ganzen Ruhmes, des ganzen Lebens eines großen Volkes in ſeiner Hauptſtadt, das iſt eine der Haupturſachen des Verfalles Frankreichs.

Die franzöſiſche Regierung hatte bis auf die neueſte Zeit das Recht, faſt alle öffentlichen Beamten in ganz Frankreich zu ernennen; die Zahl derſelben iſt ungeheuer. Da die Regierung ſelbſt im Verwaltungswege alle directen und indirecten Steuern erhebt, ſo hat ſie die Exiſtenz einer unzähligen Menge von Perſonen in der Hand, und ihr Einfluß erſtreckt ſich auf eine noch größere Menge von Amtsbewerbern. Faſt alle dieſe Beamten ſtehen in unbedingter Abhängigkeit von der Regierung. Sie können für Vergehen, deren ſie ſich bei Ausübung ihres Amtes ſchuldig machen, von Niemanden, ſei es Bürger, Gemeinde, Ge-

Digitized by Google

ſellſchaft oder öffentliches Miniſterium, ohne Ermächtigung von Seiten des Staatsrathes gerichtlich verfolgt werden, und der Staatsrath ſelbſt war bis auf die neueſten Zeiten in völliger Abhängigkeit von der Regierung. Die Richter bei den Gerichtshöfen allein ſind unabſetzbar, und ſogar auf dieſe übt, Dank ſei es den höhern oder niedern Stufen in der Bezahlung der Richter, die Regierung faſt allgemein einen großen Einfluß durch die Hoffnung auf die Bewilligung einer beſſern Stelle aus.

Die Gemeinderäthe können nicht den geringſten Beſchluß faſſen, die Verwaltungsbeamten der Gemeinden nicht die geringſte Arbeit ausführen ohne die vorgängige Ermächtigung des Miniſters oder Präfecten, ſie haben nicht einmal das Recht, die vorzüglichſten von der Gemeinde bezahlten Agenten und Beamten zu wählen, und um einen namhaften Theil der Gemeindegüter, ihrer Waldungen, haben die Maires nicht einmal das Recht ſich zu kümmern, da einer ganz Frankreich umfaſſenden Behörde ihre Verwaltung allein zufällt. Die Angelegenheiten der Departements, die mit dem Gelde eines jeden Departements ausgeführten Arbeiten, werden durch die Präfecten allein beſorgt; die Departementsräthe haben nur einmal im Jahre ihre Meinung zu ſagen, und die Präfecten ſind unbedingt abhängig vom Miniſter. Ein einziger Hof, der in Paris ſeinen Sitz hat, ſtellt die Rechnungen aller Einnahmen und Ausgaben, nicht nur des Staates, ſondern auch der Departements und Gemeinden feſt. Die Streitigkeiten in der Verwaltung von ganz Frankreich gehören vor den in Paris reſidirenden Staatsrath. Man kann nicht ein Hüttenwerk, nicht einen Schlagbaum anlegen, nicht ein Bergwerk ausbeuten, oder eine Schlachthaus-Ordnung machen, nicht den Verkauf und die Vertheilung des Brunnen- und Flußwaſſers, oder die Baurichtungslinien regeln, nicht Sümpfe austrocknen, nicht anonyme Geſellſchaften, Aſſecuranzen und Leibrenten unternehmen, nicht öffentlichen Anſtalten eine Schenkung machen, ohne daß der Staatsrath ſeine Meinung, die Regierung ihre Entſcheidung darüber ausſpreche.

Um dieſe Centraliſation möglich zu machen, haben alle Beamten nach beſondern Zweigen eingetheilt werden müſſen, in denen jeder eine einzige Arbeit und nie eine andere thut. Man iſt ſein ganzes Leben lang Mitglied einer Verwaltungsbehörde, z. B. der directen Steuern, der Poſt, der Regiſtratur, der indirecten Steuern, der Forſten, Grenzzölle, des Tabaksverkaufs. Jeder, in ſeinen engen Kreis eingepfercht, tritt nicht aus demſelben heraus; das Princip der Theilung der Arbeit iſt auf die Ausbeutung Frankreichs im Großen angewendet, und dieſes Princip bringt ſein gewohntes Ergebniß hervor, jeder wird eines der Getriebe dieſer Maſchine.

Dieſe Beamten, welche faſt immer ſehr jung angefangen haben, das zu thun, was ſie immer thun werden, ſind Leute, welche die Menſchen und Dinge nur aus einem einzigen Geſichtspunkte anſehen, deren Ideen endlich die Geſtalt

Digitized by Google

einer Form, in die man ſie geworfen hat, annehmen, und die an den Schädel gewiſſer Wilden erinnern, die von ihren Aeltern verunſtaltet werden, um ihnen, wie ſie ſagen, mehr Regelmäßigkeit zu geben. Dieſe Beamten werden zuletzt überzeugt, daß es unmöglich ſei, es anders und beſſer zu machen, als ſie es immer gemacht haben; mit ihnen iſt die Geſchäftsübung ſouverän und die Abſchaffung der Mißbräuche unmöglich. Die Centraliſation will alle Beamten von Paris aus lenken, will Alles wiſſen, was ſie thun; ſie hält ſie fortwährend am Gängelbande, ſogar die vom höchſten Range; ſie nimmt ihnen ſo allen perſönlichen Einfluß auf die Bevölkerung; ſie wünſcht nicht, daß ſie in ihrem Geburtslande bleiben, weil ſie dort Unabhängigkeit, eignen Willen und Einfluß behalten könnten: ſie gewöhnt ſie, keinen Willen zu haben, ihren Anſtoß immer von oben zu erhalten. Auch haben in den Departements die höchſten Beamten der Regierung kein Antragsrecht; wenn ſie keine Befehle von Paris bekommen, ſchwanken ſie und wiſſen nicht, wofür ſie ſich entſcheiden ſollen. Werden ſie in ſchwierigen Fällen ſich ſelbſt überlaſſen, ſo gleichen ſie dem blinden Bettler, der die Hand verloren hat, die ihn führte. Nicht Gewiſſensſcrupel lähmen ſie; mögen ſie einen Befehl empfangen welchen ſie wollen, ſie führen ihn wohl oder übel aus, aber ſie brauchen einen Befehl.

Wenn aber einerſeits die Beamten ohne Würde, ohne Willen der Centralgewalt gegenüber ſind, ſo laſſen ſie andererſeits oft die Privatperſonen und die Gemeinden ihre Macht durch allerlei Händel fühlen; unverletzlich, weil ſie vor den Gerichten nur mit Einwilligung des Staatsrathes belangt werden können, geſchützt durch den immer ſo mächtigen Corporationsgeiſt, können ſie ungeſtraft die Werkzeuge der Willkür und des Despotismus ſein. Da die Centralverwaltung ſich in Alles mengen, die geringſten Angelegenheiten der geringſten Gemeinde ordnen will, ſo iſt ſie die ärgſte Actenkrämerin auf der Welt; jede Präfectur, jedes Miniſterium iſt überfüllt; jede Präfectur braucht eine Compagnie, jedes Miniſterium ein Armee-Corps von Schreibern. Der Präfect, erdrückt unter der Laſt der einzelnen Kleinlichkeiten, gejagt durch die Maſſe der von ihm verlangten Unterſchriften, hat nicht die Zeit, ſich ernſtlich mit den großen Verbeſſerungen zu beſchäftigen, die in ſeinem Departement hervorzurufen ſind; die Unterbeamten, die keine Verantwortlichkeit haben, die in der engſten Sphäre leben, und deren Geſichtskreis ſich nicht weit über ihr Bureau hinaus erſtreckt, gewinnen indeſſen einen um ſo größern Einfluß auf die Abfertigung der Geſchäfte, als die Präfecten oft nur ſich zeigen und wieder verſchwinden.

Im Miniſterium iſt es noch ſchlimmer: die Angelegenheiten von ganz Frankreich ſtrömen hier zuſammen; die Zeit, die er braucht, die Bittſteller, welche aus allen Theilen Frankreichs auf ihn einſtürzen, abzuweiſen, Haufen von Schriftſtücken, die er unmöglich leſen kann, zu unterzeichnen, die oft äußerſt umſtändlichen Discuſſionen in den Kammern nehmen den Miniſter ſo in Anſpruch, daß

Digitized by Google

es ihm unmöglich iſt, ſich mit den großen Maßregeln zu beſchäftigen, und ernſtliche Studien zur Reform ſchlechter Inſtitutionen oder zum Schaffen großer Dinge zu machen. Der Miniſter wird eine Unterzeichnungsmaſchine, er herrſcht, und die Schreiber regieren.

Die den Beamten geſicherte Unverletzlichkeit, die Centraliſation und ihre tauſend Arme, die einen überall erreichen können, haben zur Folge, daß die Bürger jedesmal von Furcht und Zittern ergriffen werden, wenn ſie Intereſſen gegen den Staat oder ſeine Beamten geltend zu machen haben; ſie fühlen ihre Ohnmacht, ſchweigen oder beugen ſich in Erwartung einer Revolution, die ſie auch wohl ſelbſt hervorrufen.

Dieſer Zuſtand, in Verbindung mit dem geringen Belange des Privatvermögens, läßt es einer Menge von Perſonen wünſchenswerth erſcheinen, öffentliche Beamte zu werden, um ihren Antheil an der Macht und am Budget zu haben; und wie die Regierung andererſeits oft in den Beamten ein Mittel der Einwirkung und des Einfluſſes ſah, ſo haben das ſtellenſüchtige Publicum und die Regierung an Eifer ſich überboten, die Zahl der Stellen unaufhörlich zu vermehren.

Die Regierung hat an den um Stellen und Gunſtbezeigungen ſich bewerbenden Privatperſonen noch nicht einmal genug gehabt, ſie hat verſchiedene Mittel erſonnen, die Gemeinden, die Departements, die ganze Bevölkerung zu Bittſtellern im Großen zu machen. Ohne die öffentlichen Arbeiten zu rechnen, die ein mächtiges Mittel ſind, ganze Landestheile in Abhängigkeit von ihr zu erhalten, bewilligt die Centraliſation Gelder, welche ſie nach ihrem Willen an die Wohlthätigkeitsanſtalten, an die Vereine zur Hebung des Elendes, an die Gemeinden und Departements vertheilt, um Schulen zu ſtiften, Gehaltsanlagen für die Profeſſoren der Collegien zu geben, Gebäude zu errichten, hiſtoriſche Denkmäler wieder herzuſtellen, der Unzulänglichkeit der Mittel Abhilfe zu gewähren.

So wird die Bevölkerung unaufhörlich angeſpornt, Bittgeſuche zu machen, um Almoſen von der Regierung zu erhalten, und in Frankreich petitioniren Privatperſonen, Gemeinden, Hoſpitäler, Wohlthätigkeitsanſtalten, Departements unaufhörlich, und ſtrecken gegen das Miniſterium die Hand aus.

Und wem wird alles dieſes Geld gegeben? Denen, die es am nöthigſten haben? Das iſt ganz einfach unmöglich. Wie kann unter den Tauſenden von Wohlthätigkeits-Bureaux oder Anſtalten der Barmherzigkeit in Frankreich der Miniſter diejenigen kennen, die auf ſeine Gaben das meiſte Recht haben? Oft haben die ärmſten Gegenden, welche etwas empfangen müßten, Niemanden, der fähig wäre, die Geſuche ſchicklich abzufaſſen und durchzuführen, und die Landestheile, welche etwas erhalten, ſind oft diejenigen, in denen die meiſte Einſicht, die meiſten einflußreichen Männer und die wenigſten Bedürfniſſe ſind.

Digitized by Google

Andererſeits ſind die gemeinſamen Fonds eine fortwährende Anreizung zu übertriebenen Ausgaben. Um eine unbedeutende Bewilligung zu erhalten, ſtürzt die Gemeinde ſich oft in ungeheure Koſten; man gibt ſie ihr nur unter der Bedingung, daß ſie in einer gewiſſen Weiſe kauft, nach einem gewiſſen Plane baut. Was die Departements betrifft, ſo gibt man am meiſten den Departements, welche den meiſten Aufwand machen, und wenn ein Departement ſparſam baute, wenn es nicht viel aufwendete, ſo würde man ihm nichts geben, ſo daß alle Departements, in der Hoffnung, Staatsgelder zu bekommen, in tollem Wetteifer verſchwenden, und am Ende ſind alle verſchuldet.

Da die Centraliſation ihre Hand bei allen Gemeindeangelegenheiten im Spiele hat, den Gemeinden nie erlaubt, irgend etwas ohne ihre Ermächtigung und Leitung auszuführen, ſo wird es den Gemeinderäthen und den Maires verleidet, Verbeſſerungen zu verſuchen, welche dieſe Centraliſation mit ihren Schreibereien, ihren Verzögerungen, ihren Umſtändlichkeiten ſo langwierig, ſo ſchwer zur That werden läßt; die Departementsräthe werden jährlich nur auf einige Tage verſammelt, um ihre Meinung über oft ſehr wichtige Gegenſtände auszuſprechen, aber ſie führen nichts aus; die ganze Verwaltung des Departements iſt den Präfecten und den Beamten der Regierung anheim gegeben. Die Departementsräthe haben keine Erfahrung, keine Ueberlegung in den Geſchäften, und wenn etwa einige unter ihnen Reformen oder Verbeſſerungen verſuchen wollen, ſo bringen die vis inertiae und der böſe Wille aller Beamten der Centraliſation, die mit der Vorbereitung oder Ausführung der Entſcheidung beauftragt ſind, dieſe Reformen und Verbeſſerungen an einer Menge von Klippen zum Scheitern.

Dieſes Syſtem hat zur Folge, daß das Streben, der Eifer, die Luſt etwas anzufangen unter den von den Bürgern gewählten Vertretern der einzelnen Oerter vernichtet werden; zur geringſten Verbeſſerung gehören, Gott weiß wie viele Anſtrengungen, welche Beharrlichkeit; ein Menſchenleben vergeht darüber; die Provinz wird von den reichſten Beſitzern verlaſſen, die nichts dort zu thun finden, die Capitalien wandern immer mehr in die große Stadt, der Ackerbau wird der Armuth und dem Schlendrian überlaſſen. Die Franzoſen werden unaufhörlich von ihrer Regierung behandelt, als wären ſie Kinder, die einer beſtändigen Bevormundung bedürfen; bei dieſem Verfahren bleiben ſie Kinder, und auf der andern Seite können auch die Sachen ihrer Vormünder nicht gut ſtehen.

Was liegt den Beamten der Centralgewalt, den Schreibern der Präfectur und den Schreibern der Miniſterien an den Verbeſſerungen, die in einer Gemeinde, in einem Departement gemacht werden ſollen? ſie ſind im Gegentheil die natürlichen Feinde jedes neuen Geſchäfts, weil das ein Actenheft mehr, Arbeit mehr iſt, und weil ihr Bureau ſchon überfüllt iſt. Was liegt den Präfecten und den Beamten der Regierung an den Verbeſſerungen, die in einem Departe-

ment zu machen ſind, in dem ſie weder Familie, noch Eigenthum, noch Intereſſen haben; in das ſie oft wie an einen Verbannungsort geſchickt ſind, das ſie vielleicht morgen verlaſſen werden, und aus dem ſie noch heute entfliehen würden, wenn man ihnen anderswo eine beſſere Stelle gäbe? Wenn ſie Verbeſſerungen verſuchen, ſo wird es in der Hoffnung geſchehen, dadurch die Blicke des Miniſters, des alleinigen Gebieters über die Beförderung, auf ſich zu ziehen, und oft werden dieſe Verbeſſerungen, die nur dazu beſtimmt ſind, Aufſehen zu machen, den Verfall der Finanzen des Departements herbeiführen, und mehr koſten, als ſie werth ſind.

Kann in den öffentlichen Unternehmungen und Arbeiten Einheit und Zuſammenhang ſein, wenn die Verwaltungsbeamten in einem Zuſtande fortwährender Beweglichkeit ſind? und was kann man ohne Einheit und Zuſammenhang Gutes und Großes thun?"

— Wir übergehen die weitere Ausführung, und wenden uns zu der Wirkung, welche dieſe Centraliſation auf die Revolutionen ausübt. —

„Zu allen Zeiten hat es Träumer gegeben, die ſich damit beluſtigt haben, auf dem Papiere die ganze menſchliche Geſellſchaft neu zu bilden, aber faſt immer entſtanden und vergingen ihre unanwendbaren Ideen in der Einſamkeit, und bewegten nur eine kleine Anzahl forſchender Geiſter. Die Idee, jedes Privateigenthum abzuſchaffen, Alles gemeinſchaftlich zu machen, als Brüder zu theilen, war mehr als einem Philoſophen, mehr als einem Redner der vergangenen Jahrhunderte durch den Kopf gegangen, aber nie hatte eine große und mächtige Geſellſchaft zu fürchten gehabt, von Grund aus durch ſolchen Unſinn verkehrt zu werden, welcher der Natur des Menſchen entgegen iſt, und deſſen Folge das Elend und Verderben aller ſein würde. Wie kommt es, daß dieſe Ideen in Frankreich Ausdehnung und Macht genug gewonnen haben, um das größte Unglück befürchten zu laſſen?

Seit fünfzig Jahren ſind die franzöſiſchen Generationen von der Idee durchdrungen, daß die Privatleute, die Gemeinden, die Departements die Bevormundung des Staates unumgänglich nöthig haben, daß ſie unfähig ſind, etwas Gutes zu thun, wenn man ihnen nicht die Hand führt, ſich zu bewegen und zu gehen, wenn der Staat ſie nicht unaufhörlich am Gängelbande hält. Ungeachtet dieſer fortwährenden Bevormundung ſieht man doch noch viele Unglückliche, ſieht man ſehr wenig Glück für die Maſſen; dann denkt man nur, das komme daher, daß der Staat noch nicht genug thut, noch nicht genug Dinge lenkt, man macht es ihm immer mehr zur Pflicht, Barmherzigkeit zu üben, den Arbeitern Arbeit zu geben, man vermehrt unaufhörlich die den Gemeinden, den Wohlthätigkeitsanſtalten, den Departements zu vertheilenden gemeinſamen Fonds; man will, er ſoll die Landbauer im Landbau unterrichten, ſoll Ackerbaucolonien errichten, man gewöhnt ſich, ihn als den deus ex machina zu betrachten; man kommt endlich

Digitized by Google

ſo weit, die Freiheit des Einzelnen, der einen ſchlechten Gebrauch davon machen kann, das Privateigenthum, das man ſehr ſchlecht anwenden kann, als eine Störung im Spiele des Räderwerkes und in jener Einförmigkeit zu betrachten, die der Staat allein vorſchreiben und ſichern kann. Da doch einmal der Staat ſeine Beamtenheere erwählt, alle Verwaltungsgeſchäfte beſorgt, Tabak fabricirt und damit handelt, da er Drucker, Schiffbauer, Waffen- und Wagenfabrikant, Schneider, Schuſter, Sattler, Müller, Bäcker für die Armee und die Flotte, Eiſenbahn-Poſtmeiſter, Profeſſor und Schulmeiſter, Banquier des Volks durch die Sparcaſſen, Banquier der Departements, der Gemeinden und der öffentlichen Anſtalten iſt, deren Gelder er empfängt und benutzt, warum ſollte er nicht auch den Auftrag erhalten, eine vollkommene Harmonie herzuſtellen, die ganze Geſellſchaft in Gang zu bringen? Warum ſollte er nicht der einzige wahrhafte Eigenthümer ſein, der Jedem ſeinen Theil am Vermögen nach Recht und Billigkeit und nach ſeinen Bedürfniſſen zutheilt? Alles muß gemeinſchaftlich ſein.

In einer andern Ordnung der Geſellſchaft, bei andern Inſtitutionen, wären dieſe Ideen von ſelbſt abgeſtorben, weil ihre Urheber eingeſehen haben würden, daß ihre Anwendung auf unüberwindliche Hinderniſſe ſtoßen würde, weil ſie nirgends die Mittel gefunden haben würden, von der Träumerei zur That überzugehen. Aber bei den Gewalten dieſer Centraliſation gibt es keine tolle Idee, die nicht hoffen könnte, in's Werk geſetzt zu werden, wenn ihre Jünger ſich an einem Tage des Kampfes jener Maſchine bemächtigen können, die jeden Widerſtand zermalmt. Der Communismus, geboren aus der Centraliſation, wächſt durch die Hoffnung, daß die Centraliſation ihm die Bahnen bereitet, die Menſchen zugerichtet hat, und ihm die Macht geben wird, Frankreich ſein Joch aufzulegen. —

Es ſcheint, als ob eine ſo concentrirte Macht, die alle Kräfte des Staats in Händen hält, die über eine Menge von Exiſtenzen zu gebieten hat, die alle ſchwachen und vereinzelten Individuen und alle Kraft und eigenes Leben entbehrenden Theile Frankreichs beherrſcht, niemals fürchten dürfte, angegriffen oder gar geſtürzt zu werden, und doch befindet ſich ſeit 60 Jahren Frankreich fortwährend im Zuſtande der Revolution; woher kommt das?

Die Regierung, die in Frankreich Alles macht, hat die Verantwortlichkeit für Alles und ſchwankt unter dem Gewichte dieſer Verantwortlichkeit. Jedes verletzte Intereſſe, eines Jeden, auch des Geringſten verwundete Eigenliebe, hält ſich an die Regierung; um der geringfügigſten Urſache willen, die bei einer regelmäßigen Ordnung der Dinge nur die Verſetzung oder Beſtrafung eines Unterbeamten wünſchenswerth erſcheinen ließe, will man die Regierung ſtürzen. Die Claſſe, das Land, die für eine Sache oft über die menſchlichen Kräfte hinaus leiden, werden, daran gewöhnt, zu denken, daß die Regierung Alles thut und Alles kann, ſie für ihre Verluſte, ihr Elend verantwortlich machen, und werden ihren Wechſel herbeiführen wollen. Die Regierung verfügt über eine Menge von Stellen, aber die

Digitized by Google

Zahl der Fordernden iſt noch viel größer, und ſie iſt genöthigt, immer mehr Unzufriedenheit als Zufriedenheit zu verurſachen: diejenigen, welche draußen bleiben, ſind immer bereit, die Thore einzuſchlagen, und oft öffnen im Innern der Feſtung Unterbeamte, die höher ſteigen wollen, dieſe Thore den Belagerern.

Und auf wen kann, im Augenblicke der Gefahr, die Regierung rechnen? Man ſtützt ſich nur auf das, was Widerſtand leiſtet, hat mit Recht ein ſehr geiſtreicher Mann geſagt; der Servilismus verleiht keine Aufopferungsfähigkeit.

Da das Leben nur im Centrum wohnt und alles Uebrige Werkzeug iſt, ſo haben die Feinde der Regierung immer die Hoffnung, ſie zu ſtürzen, weil es für ſie hinreicht, den Maſchiniſten zu ergreifen und ſich an ſeine Stelle zu ſetzen, um die Thätigkeit der Maſchine für ſich zu benutzen.

Frankreich erleidet ſeit 60 Jahren die Veränderungen nach allen Richtungen, die ihm eine einzige Stadt, was ſage ich, eine Handvoll Menſchen in dieſer einzigen Stadt auferlegt; man ſchreibt aus Paris an die ruhmvollſte Nation Europa's, ſie müſſe heute rufen: es lebe der König, morgen: es lebe die Ligue, übermorgen einerlei was, und ſie ruft oder läßt rufen. Niemals ſah man bei einer großen Nation eine ſolche Selbſtverleugnung, eine ſo vollſtändige Abweſenheit des Willens und der Würde; die Menſchen ſind auf die Stufe des Heloten hinabgeſtiegen, der dem Sieger gehorcht, er ſei wer er wolle." —

So weit Raudot. —

Wir wollen durch die Bemerkungen, die wir daran zu knüpfen haben, den Eindruck dieſer beherzigenswerthen Worte in keiner Weiſe ſchwächen. Wir wollen nur einem Vorurtheil entgegentreten, welches aus der Einſicht in die Uebelſtände der franzöſiſchen Centraliſation hervorgegangen, die Centraliſation überhaupt für ein Uebel anzuſehen geeignet iſt, und namentlich in ſeiner Anwendung auf unſer Vaterland jene Zerſplitterung, die der eigentliche Grund unſers Elends iſt, zu einem Vorzug ſtempeln möchte.

Das Falſche dieſes Vorurtheils liegt in zweierlei.

Einmal verwechſelt man Centraliſation der Regierung mit Centraliſation der Verwaltung. Sodann vergißt man, daß dieſe zweite Art der Centraliſation, die Erſetzung der autonomen Thätigkeit des Volks durch eine vom Volk getrennte Verwaltung in einem fictiven Staatsweſen, wie es die deutſchen Kleinſtaaten ſammt und ſonders ſind, eine noch viel gehäſſigere Form annimmt, als in einer mächtigen Nation, deren Beamte wenigſtens von der gleichen ſittlichen Idee getragen werden. Auf beide Punkte haben wir unſere Aufmerkſamkeit zu richten.

Warum denken wir, wenn es ſich um die Nachtheile der Centraliſation, der Sammlung aller Culturkräfte eines großen Reiches in einem gewaltigen Brennpunkt handelt, nur an Frankreich? Warum nicht an England? — Eben weil wir jene bureaukratiſche Centraliſation mit der gouvernementalen verwechſeln. — London iſt als Knotenpunkt Großbritanniens noch viel bedeutender als Paris; ſchon das

Digitized by Google

numeriſche Verhältniß der Einwohnerzahl dieſer Stadt zu der Einwohnerzahl des Reichs gibt darüber einen genügenden Aufſchluß. — In einem wohl organiſirten Staat iſt es aber nicht nöthig, daß ein ſo gewaltiges Zuſammendrängen aller Kräfte des Volks in Einem Punkt den Lebensſaft aus den Gliedmaßen des ſtaatlichen Organismus abſorbirt. — Ich weiß kein beſſeres Bild als die alte Fabel des Menenius Agrippa von dem Bauch und den Gliedern; Arm und Bein wird nicht ſchwächer, wenn der Magen gut iſt. — Im Gegentheil iſt, wie im Naturreich, derjenige Organismus der höhere, der ein Centrum hat. Auch für das Polypenleben der Vereinigten Staaten kann man ſagen: es iſt der Ausgang abzuwarten.

Was in der ganzen Geſchichte, was für die Culturentwickelung der Menſchheit Großes geſchehen iſt, hat nur die Centraliſation gethan. Im Alterthum waren Athen, Alexandria, Rom, im Mittelalter Rom, Venedig, in der neuen Zeit Paris und London die Träger des Fortſchritts. Damit das Leben der Menſchheit groß und gewaltig pulſire, muß es ſich zuſammenfaſſen. — Freilich hat alles Große ſeine Schattenſeiten. In großen Städten ſammelt ſich ein Pöbel, der Ehrgeiz und die Genußſucht wird fieberhaft, die Laſter werden koloſſal, je mehr der Horizont ſich erweitert. — Allein in der neuern Zeit werden die Uebelſtände der Centraliſation durch zweierlei gemildert: durch die Bildung der Nationen und durch die Erfindung des Repräſentativſyſtems. Im Alterthum wie im Mittelalter war beides unbekannt. Die Culturſtaaten bildeten ſich dadurch, daß ſie den natürlichen Organismus der Völker zerſtörten; Alexandria und Rom waren politiſche Monſtroſitäten, und ſie erhielten ihre Macht und ihren Einfluß nur durch einen unerhörten, unmenſchlichen Despotismus. In unſerer Zeit iſt das nicht mehr nöthig. Die gemeinſame Nationalität gibt die ſittliche Baſis, auf der die Centraliſation ſich erheben kann, ohne der Natur Trotz zu bieten, und das Repräſentativſyſtem macht einen rückwirkenden Einfluß der Provinzen auf die Staatsregierung möglich. — Das conſtitutionelle Königthum iſt eine große Erfindung, denn es ſchafft dem natürlichen Daſein die Form und das Bewußtſein, durch welche es ſich zu den geiſtigen Mächten erhebt. Freilich ohne eine ſolche natürliche Grundlage iſt die bloße Form eitel und weſenlos.

Dieſe nationale und politiſche Verdichtung iſt der Idee des Weltbürgerthums, das die neue Philoſophie predigt, keineswegs hinderlich; es iſt vielmehr ohne ſie nicht zu denken. Wir am wenigſten werden verkennen, wie unendlich die letzten Friedensjahre die Menſchheit gefördert haben. Die Macht der realen Intereſſen, die in ihrer ungeheuren Ausdehnung die Mittel gefunden haben, ſich zu begreifen, hat, ebenſo wie die erneuerte Politik, ihre angemeſſene Geſtalt gefunden; die Ausbildung des Maſchinenweſens, der Communicationsmittel — Dampfſchiffe, Eiſenbahnen, elektriſche Telegraphen — die wie ein Nervengeflecht bald den ganzen Erdball durchziehen werden, fördern die Einigung der Menſchheit mehr, als die

wohlgemeinten Miſſionswerke unſerer frommen Paſtoren. Aber wenn in dieſem atomiſtiſchen Kreislauf der materiellen Intereſſen das höhere geiſtige Leben nicht erſticken ſoll, ſo ſind als Gegengewicht geſchloſſene Individualitäten nothwendig, in denen ein eigenes Leben herrſcht. Die Wiſſenſchaft wird auch ohne das gedeihen, aber die Kunſt bedarf ein Vaterland, und zwar ein Vaterland, das mächtig genug iſt, um feſtzuſtehen in dieſem Wirbel der Intereſſen und des Erkennens.

Die Freihändler wollen die Staaten aufheben, die Schutzzöllner wollen ſie zu großen Handelscompagnien herabſetzen. Das Letztere iſt noch materialiſtiſcher, noch beſchränkter als das Erſte. Die ſtaatliche Centraliſation ſoll mehr umfaſſen, als die bloßen Intereſſen. Selbſt was man in der deutſchen Entwickelung ſo zu rühmen und zu Gunſten der Decentraliſation anzuführen pflegt, die eigentliche Blüthe unſerer Literatur, ſpricht gerade für das Gegentheil. In der Zeit, als ſie wirklich blühte, war ſie auch centraliſirt; Weimar war damals die Hauptſtadt von dem Deutſchland, welches allein in Betracht kam, und was unſere Poeſie Krankhaftes hatte, kommt einzig und allein davon her, daß dieſe Hauptſtadt eine willkürliche, künſtliche, eingebildete war. Wo die Kunſt den großen Weltbegebenheiten fern liegt, verliert ſie ſich in Hofdienſt oder in einſamen Grübeleien. Seitdem ſtrebt unſere geſammte Literatur in unhaltſamem Drange nach Berlin, und weil ſie auch dort mehr Tendenzen als Wirklichkeit findet, bleibt ſie ebenfalls in der Tendenz ſtecken. Sie leidet am Berlinerthum, ſobald ſie aufhört, zu ſchwäbeln oder in der Dorfſprache zu ſtammeln. Mit dem Augenblick, wo Berlin als reale Hauptſtadt von Deutſchland das ſpecifiſche Berlinerthum abwerfen wird, kann erſt die eigentliche Entwickelung unſerer Literatur beginnen.

Wir mögen auf die jetzigen Zuſtände Frankreichs läſtern ſo viel wir wollen, im Grund des Herzens beneiden wir doch jeden Franzoſen. Selbſt jene Unbehilflichkeit in höhern politiſchen Dingen, die Raudot aus der zu weit getriebenen Theilung der Arbeit ableitet, darf doch nur ſehr relativ verſtanden werden, denn trotz ihrer augenſcheinlichen Unſittlichkeit hat die Revolution von 1848 gezeigt, wie ſchnell und behend die Franzoſen ſich in mißlichen Umſtänden zu organiſiren verſtehen. Sie lernen es freilich zum Theil in ihren Conſpirationen, durch die ſie ſich eine bewunderungswerthe Disciplin aneignen. Zuerſt hat ein Haufe von Journaliſten ein paar Monate lang den Staat regiert, ſo gut oder ſo ſchlecht als es gehen wollte, kurz, er hat ihn regiert — ich möchte ſehen, was bei uns in ähnlichen Fällen herauskommen würde; nachher hat ſich die Reaction, ohne eigentliches Haupt, und mit ſehr divergirenden Intereſſen, einen Feldzugsplan ausgearbeitet, den ſie mit unerſchütterlicher Conſequenz feſtgehalten hat, ohne dabei die rechtlichen Formen der Verfaſſung, das Erbtheil der Revolution, zu verletzen, obgleich dieſe unendlich beſchwerlicher für ſie waren, als die Rechtsinſtitutionen unſerer Demokraten, während unſere Machthaber überall nur durch brutale Verletzung der letzten Rechtsentwickelung, die doch auch eine war, vorgehen zu können glaubten.

Digitized by Google

Der Franzoſe hat vor uns immer den großen Vortheil, daß er neben ſeiner Privatehre noch eine nationale Ehre zu vertreten hat; eine Ehre, die durch eine Unzufriedenheit mit der augenblicklichen Regierung nicht aufgehoben wird. Daß der Nationalſtolz ein ſehr wichtiges ſittliches Moment iſt, haben wir endlich begreifen gelernt, und wir haben uns zu einer Art Patriotismus heraufgeſchraubt, der in Augenblicken der Leidenſchaft ſich ſogar auf eine ziemlich krankhafte Weiſe äußerte. Aber dieſe Hitze kann nicht von Dauer ſein. Wenn es der Reaction gelingt, die letzten Hoffnungen unſerer ſtaatlichen Centraliſation aufzuheben, ſo wird es auch mit dem Patriotismus zu Ende ſein, denn für ein blos eingebildetes Vaterland kann man nicht lange ſchwärmen.

Unſere Regierungen glauben ſtets, uns Liberalen gebe der Sinn für Autorität, für Disciplin, für Gehorſam ab. Im Gegentheil! Aber um einer Autorität folgen zu können, muß man eine haben. Möge doch einmal die conſervative Partei quand même den Lauf der elenden Winkelzüge, in denen ſich unſere Regierungen ſeit dem März bewegen, unparteiiſch verfolgen — ſie darf dazu nur die im Staatsanzeiger abgedruckten officiellen Noten nachſehen — und ſich dann die Frage vorlegen: iſt da eine Autorität, ein Glaube an die Regierung, Disciplin und Gehorſam möglich? Die conſervative Preſſe hat zwar zuweilen wunderbare Anwandlungen, in denen ſie den Spiegel ſchlägt, weil er ihr Runzeln und graue Haare zeigt; ſo hat z. B. einmal die „Deutſche Reform" mit der Miene der ehrlichſten Unbefangenheit erklärt, der ſchlechte Credit, in dem die preußiſche Politik ſtehe, rühre lediglich von den Verleumdungen der liberalen Preſſe her, während ſie nur eine beliebige preußiſche Note aus dem vorigen und eine aus dieſem Jahr mit einander vergleichen durfte, um ohne alle liberalen Verleumdungen ſich ſelber in's Geſicht zu ſchlagen. — Und doch iſt es nicht der König von Preußen, nicht die Könige von Sachſen, Hannover u. ſ. w., nicht die 34 ſouveränen Fürſten, die wir angreifen, auch nicht ihre Miniſter; denn wir ſehen wohl ein, daß der Schlangengang ihrer Politik der Macht der Verhältniſſe entſpringt, daß ſie von einem Verhängniß getrieben werden, welches mächtiger iſt als ſie. Ihre ganze Stellung, gegen ihre Unterthanen, gegen ihre Mitfürſten, gegen den „Bund", gegen das Vaterland iſt eine innere Unwahrheit, ſie können nicht conſtitutionell, ſie können nicht abſolut ſein, ſie ſind nicht ſouverän, und auch wieder nicht abhängig von einer beſtimmten Macht, einem beſtimmten Recht — das ſind alles Zuſtände, an denen ſie perſönlich nicht ſchuldig ſind, aber das überhebt ſie nicht der Einſicht, daß es ſo nicht bleiben kann. Wir haben vor dem März Jahr aus Jahr ein gepredigt: wenn von Seiten der beſtehenden Autorität nichts geſchieht, um dieſem Elend abzuhelfen, ſo wird, ſo muß es zu einer innern Exploſion kommen! Man hat unſerer nicht geachtet, und was wir vorhergeſagt haben, iſt eingetroffen. In dem Augenblick, wo die „hohen Diener" der Fürſten, deren Allwiſſenheit plötzlich lächerlich wurde, entweder davon liefen,

oder ſo vollſtändig den Kopf verloren, daß ſie Alles über ſich ergehen zu laſſen bereit waren, da ſind wir, ohne äußere Mittel, der Sphinx der Revolution entgegengetreten und haben ſie gebannt, indem wir das Wort ihres Räthſels ausſprachen: ſtaatliche Centraliſation! Und als der Schrecken vorüber war, ſind die Allweiſen aus ihren Schlupfwinkeln wieder herausgekrochen, und haben gemeint, es ſei Alles blos Spaß geweſen! Die wilde Beſtie habe nur gebrüllt, ein paar Zwirnsfäden an ihre Klauen, und man könne ſich unbeſorgt ſchlafen legen. — Hütet euch vor der Beſtie! ſie iſt freilich nur dann zu fürchten, wenn ſie wild wird, ſie wird es langſam, und ihre Wuth dauert nicht lange; aber dieſe Augenblicke reichen hin, euch zu zerfleiſchen und zugleich Alles, was dem Deutſchen bis dahin heilig geweſen iſt. Eure Zwirnsfäden werden euch dann nichts helfen.

Ihr glaubt, uns düpirt zu haben, und eure Gegner, die Revolutionärs, glauben es auch; ſie ſchelten uns Verräther. — Wir ſind nicht düpirt, es iſt uns keinen Augenblick eingefallen, aus Liebe zu den Fürſten zu handeln. Wenn wir uns dann das Heft aus den Händen winden ließen, ſo iſt das freilich unſere Schuld, aber nicht die Schuld unſerer Pietät. Dank iſt uns die Reaction nicht ſchuldig; was wir gethan haben, haben wir nicht um ihretwillen gethan. — Nicht ihr Herz, aber ihr Verſtand ſollte ſie mit uns verbinden. Denn es ſteht heute ſo wie vor dem März; wir haben beide gleich ſehr die Revolution zu fürchten; und vor der Revolution rettet nur der Weg, den wir bezeichnet, den wir gebahnt haben.

Warum fürchten wir die Revolution? — Es iſt nicht das Geſpenſt des Terrorismus, das uns ängſtigt. Freilich iſt es eine fürchterliche Zeit, in der man ſich an den Geruch des Bluts ſo gewöhnt, daß man es gar nicht mehr bemerkt, aber ſie geht vorüber. Wenn auch Tauſende unter der Guillotine gefallen ſind, Menſchen finden ſich immer wieder. — Was wir fürchten, iſt die Unfähigkeit unſers Volks, eine Kriſis zu überleben. Das iſt es, worin ſich die Demokraten täuſchen. Die Sünden unſerer Herren laſten auf unſerm Haupt; wir haben nicht die Kraft und daher auch nicht das Recht, mit den Geiſtern der Finſterniß zu ſpielen. — Die Franzoſen können leicht eine Revolution unternehmen, denn ſie thun es nur auf die Gefahr, daß die nächſte Generation dabei zu Grunde geht; das Volk geht nicht unter, irgendwie wird es ſich ſchon herausfinden, denn es hat in ſeiner ſtaatlichen Centraliſation gelernt, ſich als Nation zu fühlen und ſich eine Form zu geben, ſobald es ſie bedarf.

Wir ſind durch unſere Kleinſtaaterei von allen Uebeln der bureaukratiſchen Centraliſation, die Raudot ſo vortrefflich ſchildert, von allen heimgeſucht, ohne eines von den Heilmitteln, welche die gouvernementale Centraliſation gewährt. Nicht in unſerm Privatleben, welches — und das iſt unſer einziger Troſt! — reiner und ſittlicher iſt, als das aller unſerer Nachbarn, aber in unſerm politiſchen Denken und Empfinden ſind wir vollſtändig geſchwächt und depravirt. Wir wiſſen

uns nicht zu helfen; an's Bauen müſſen wir denken, ſo lange wir bei Verſtande ſind; kommt die Zeit der Leidenſchaft, ſo iſt es zu ſpät; die eine Hand wird ſich gegen die andere erheben, und wir werden ſo lange in unſern Eingeweiden wühlen, bis unſere lauernden Nachbarn uns das Schickſal Polens angedeihen laſſen.

Man verkenne nicht den Ernſt unſerer Lage! Für den Augenblick iſt freilich nichts zu fürchten. Sobald das letzte edle und ſchöne Aufflackern unſers erlöſchenden Rechtsgefühls — in Kurheſſen und in Schleswig-Holſtein — unterdrückt ſein wird, können die Regierungen Alles thun, was ihnen einfällt; ſie können verordnen, daß der zehnte Mann gehängt werden ſoll, die neun Uebrigbleibenden werden keinen Widerſtand leiſten. Es iſt überall eine Muthloſigkeit und Schlaffheit, ein Ekel an dem ganzen politiſchen Weſen, der ſich den Schein lächelnder Blaſirtheit gibt, eine peſſimiſtiſche Reſignation, die etwas Unheimliches hat. Man will aus der Geſchichte nie lernen, wie eine ſolche Gährung allerdings Zeit braucht, um zu explodiren, aber auch eine Zeit, wie ſie langſam wächſt, ohne daß man es merkt, bis ein elektriſcher Funke ſie berührt, und dann jene entſetzliche Gewalt zu ihrer eignen Ueberraſchung ſich entfaltet. Wenn man in den verſchiedenſten Schichten der Geſellſchaft zu beobachten Gelegenheit hat, wie mehr und mehr alle Empfindungen des Rechts, der Liebe und des Vertrauens untergraben werden, was für eine Fülle von Grimm und Haß, von ſchlechter Leidenſchaft ſich hinter jener anſcheinenden Reſignation verſteckt, ſo muß man die heitere Sorgloſigkeit unſerer Machthaber unbegreiflich finden. Römiſche und türkiſche Kaiſer haben ſich freilich immer in ſolchen Zuſtänden bewegt; ſie wußten, daß ihnen vielleicht morgen der Strang bevorſtand, ſo ließen ſie heute nach Herzensluſt ſtranguliren. So iſt aber das Verhältniß unſerer legitimen, mit dem Volk großgewordenen Obrigkeit nicht. Sie darf nicht durch bloße Gewalt herrſchen, ſie kann es nicht: denn auch unſer Volk iſt ein anderes als das römiſche und türkiſche, unſer Heer ein anderes, wir haben keine aus geraubten Sclavenkindern zuſammengeſetzte Janitſcharen, keine Prätorianer. Unſere Zuſtände ſind auf ſittliche Verhältniſſe zugeſchnitten; wo dieſe gelöſt werden, iſt Alles in Frage geſtellt. Und man vergeſſe nicht, daß wir jetzt viel ſchlimmer ſtehen, als vor dem März. Damals waren im Ganzen die Unzufriedenen eine verhältnißmäßig kleine Partei, die Maſſe folgte nachher blind dem Impuls. Es war kein poſitiver, auf beſtimmte, leicht überſichtliche Ereigniſſe bezüglicher Haß, keine Erbitterung getäuſchter Hoffnungen, kein Ingrimm verletzten Selbſtgefühls im Volke vorhanden. Heute iſt es umgekehrt. Die Zufriedenen ſind eine Partei.

Dieſe Betrachtungen ſollen keine müßige Declamation ſein. Ein unvermeidliches Uebel zu prophezeien, wäre ein ſehr müßiges Geſchäft. Das Uebel iſt aber nicht unvermeidlich. Fortwährend vernachläſſigt, bietet die Geſchichte den deutſchen Staaten fortwährend neue Gelegenheiten, ſich zu rehabilitiren. Das gibt auch den Machthabern Muth: wie ſo Mancher, der ſeine Buße bis zum

Digitized by Google

Sterbeſtündchen verſchiebt, denken ſie, es wird immer noch Zeit ſein zum Nachgeben, wenn Noth an Mann iſt. Aber der Augenblick, in dem der Tod, der Augenblick, in dem die Revolution eintritt, ſind nicht zu berechnen. Jedes Säumniß nähert die Zeit der Gefahr, vermindert die Wahrſcheinlichkeit des Gelingens. Noch vor einem Jahr konnte Preußen mit kleinern Opfern Größeres erreichen, als heute. Ohne Opfer, ohne einen Entſchluß, ohne Gefahr iſt allerdings der böſe Geiſt nicht zu beſchwören. Wenn man aber fortfährt, in der Revolution nicht den Geiſt der Unordnung und Willkür, ſondern die leitende ſittliche, berechtigte und nothwendige Idee zu bekämpfen, ſo wird man ſich einen Pfad des Heils nach dem andern verſchließen, bis das ſehr triviale, ſehr abgedroſchene, aber immer wahre: Zu ſpät! ſich geltend macht. Die Stunde iſt nicht zu prophezeien, ſo wenig wie der Moment des Gewitters in drückender Sommerſchwüle, aber kommen muß ſie, und mit ihr unſer aller Verderben.

Aus dem ſiebenbürger Sachſenland.

Es fehlt nicht an Stimmen, welche die eben im Werke begriffene Reorganiſirung Siebenbürgens, wie ſeines Schweſterlandes Ungarn, in den deutſchen Zeitſchriften beſprechen. Dennoch dürfte es nicht überflüſſig ſein, der deutſchen Leſewelt auch des ſächſiſchen Volkes Wünſche in dieſer Beziehung mitzutheilen, da ſeine Anſchauung gerade hierin bedeutend von der ſeiner Nachbarnationen abweicht.

Während die Walachen es als Hauptaufgabe ihrer gegenwärtigen politiſchen Thätigkeit betrachten, nicht nur die Integrität des Landes, ſondern auch den von allen Nationen deſſelben gemeinſam beſchickten Landtag aufrecht zu erhalten; während dieſes Streben auch durch eine ſtarke Partei unter den Magyaren unterſtützt wird, dringen die Sachſen nachdrücklich auf eine, jeden fremden Einfluß auf die innern Angelegenheiten abſchneidende Scheidung der Nationalitäten. Sie verlangen, daß entweder ihr Territorium zu einer ſelbſtſtändigen Provinz erklärt, oder mindeſtens ihrem Kreistage der Charakter eines unabhängigen Landtags verliehen werde.

Die Gründe, welche bei Magyaren und Walachen ein gleiches Streben bewirken, ſind ſich ſelbſt ſehr ähnlich, denn beide Nationen ſtreben darnach, ſich die Präpotenz zu verſchaffen, nur der Unterſchied waltet zwiſchen ihnen ob, daß die Letztern ihre Pläne auf die gegenwärtige Geſtalt der Dinge bauen, während die Magyaren blos die Vergangenheit im Auge behalten.

Es liegt offenbar in der Abſicht der Walachen, durch allſeitige Geltendmachung ihres numeriſchen Uebergewichtes Siebenbürgen nach und nach zu einer

Digitized by Google

excluſiv daco-romaniſchen Provinz zu geſtalten und ſich auch für ihre frühere politiſche Bedeutungsloſigkeit ſchadlos zu halten; ob hiermit nicht auch ein anderer, mit ihrer griechiſch-orientaliſchen Religion und ihrer halb ſlaviſchen Abſtammung in Verbindung ſtehender Plan zuſammenhängt, wie einzelne Erſcheinungen befürchten laſſen, mag für jetzt noch unentſchieden bleiben. Genug, daß es außer Zweifel iſt, es werde ihnen gelingen, die abſolute Majorität auf dem Landtage zu erlangen, da ſie 1,500,000, Magyaren und Sachſen zuſammen aber nur 900,000—1,000,000 Seelen zählen.

Der Magyare dagegen kann ſich ſchwer an den Gedanken gewöhnen, eine Verſammlung aufgelöſt zu ſehen, wo, nach der bisherigen, die Walachen ganz ausſchließenden Verfaſſung ſeine 3-—400 Deputirten leicht den Sieg über die 22 ſächſiſchen Abgeordneten davontragen, und alſo dem Lande, wo er die Minorität bildete, dennoch Geſetze geben konnte. Dabei vermißt er aber, oder vielmehr ſein allzu hohes Selbſtgefühl läßt ihn nicht darauf Rückſicht nehmen, daß nun die Nullen, welche ehemals die adligen Herrn ſeines Volks zu großen Zahlen machten, auch zur ſelbſtſtändigen Bedeutung gelangt ſind, daß in Zukunft auf einen Magyaren, welcher wahlfähig iſt, 3 gleich berechtigte Wallachen kommen.

Daß dieſe Gründe für die Sachſen nicht entſcheidend ſein können, daß gerade dieſes Streben nach der Hegemonie von Seite der andern Nationen ihnen den gemeinſamen Landtag verhaßt werden läßt, iſt wohl natürlich. Sie ſehen darin, daß ſie ſich vor dem ihre nationale Exiſtenz, ihre Cultur gefährdenden Einfluß eines rohen übermächtigen Nachbars ſicherzuſtellen ſuchen, nur die Erfüllung einer Selbſtpflicht, die Erfüllung einer Pflicht gegen Oeſtreich, das deutſche Volk und die Civiliſation des Weſtens, deren Träger an der Oſtgrenze Europa's ſie ſich wohl ohne Anmaßung nennen dürfen; ſie ſehen darin durchaus keine Beeinträchtigung eines fremden Rechtes.

Noch bleibt aber ein Grund übrig, der wohl am erſten die ſächſiſche Nation beſtimmen dürfte, für die Bildung eines ſiebenbürgiſchen Centrallandtages zu votiren. Dieſer Grund iſt darin zu ſuchen, daß ein ſolcher Landtag weit mehr, als einzelne Kreistage, geeignet iſt, dem Stabilitätsſyſtem oder anticonſtitutionellen Handlungen der Regierung eine kräftige Oppoſition entgegenzuſetzen. Wir erkennen die Richtigkeit dieſer Behauptung in abstracto an, müſſen aber, dieſelbe auf unſere eigenthümlichen Verhältniſſe angewandt, ſie entſchieden für falſch erklären. Wir fragen, ob ſich wohl im wallachiſchen Volk der Jetztzeit die Elemente einer geſinnungstüchtigen Oppoſition vorfinden, oder ob Hoffnung vorhanden, daß ſich dieſelben im Lauf der nächſten Jahrzehnte entwickeln würden? Wir fragen, ob ſich auf einem Landtage, der ſchon in ſeiner Zuſammenſetzung den Keim ewigen Haders zwiſchen ſeinen Mitgliedern in ſich trägt, wo langwierige Discuſſionen über die parlamentariſche Sprache und ähnliche Lappalien vorausſichtlich die Zeit rauben werden, wo immer, bald hier, bald da ſich eine Partei

für die Regierung bilden wird, um mit ihrer Hilfe ihre Separatzwecke zu fördern, eine kräftige Oppoſitionspartei wird bilden laſſen? Wir Sachſen glauben nicht; wir meinen, das föderative Zuſammenwirken unter ſich einiger Kreistage werde wirkſamer ſein, als die vereinzelten Stimmen einiger, über das kleinliche Gezänk des Centrallandtags erhabener Deputirten.

Dies ſind die Gründe, welche die Sachſen beſtimmen, die Aufhebung des gemeinſamen Landtages zu verlangen. Sie haben dazu die Pflicht, denn die Ruhe und der Frieden des Landes und die Verantwortlichkeit ihrer Nachkommenſchaft gegenüber, der ſie ihr Deutſchthum zu ſichern verbunden ſind, fordern es gleichmäßig. — Sie haben dazu das Recht, denn Niemand darf fordern, daß ſie unnützer Weiſe zu Gunſten eines Andern auf ihre Exiſtenz verzichten; und außerdem ſichern ihnen die kaiſerlichen Reſcripte vom 21. und 22. December 1848 und der § 74 der Charte vom 4. März die Aufrechthaltung ihrer, mit den Rechten der übrigen Nationen vereinbaren Gerechtſame zu. —

Wie nahe, wie groß der ſächſiſchen Nation die Gefahr, vom walachiſchen Element abſorbirt zu werden, erſcheint, geht daraus wohl am deutlichſten hervor, daß dieſelbe ſelbſt zu dem äußerſten, ſie im Innerſten verwundenden Entſchluß, einige von Sachſen bewohnte Ortſchaften, welche als Enclaven mitten in dem von Walachen bevölkerten Territorium liegen, aus dem Verbande der ſächſiſchen Nation auszuſcheiden, ſich entſchloſſen, um nicht durch ihre Beibehaltung genöthigt zu werden, die zwiſchen ihnen und der Hauptmaſſe des ſächſiſchen Gebietes gelegenen rein walachiſchen Dörfer mit einzubeziehen und dadurch eine Majorität des walachiſchen Elementes ſelbſt auf Sachſenboden zu erzeugen. Die bedeutendſte ſächſiſche Gemeinde, der das harte Loos gefallen, vom Nationalkörper losgetrennt zu werden, um ihn zu retten, iſt die Stadt Broos. Sie hat ungefähr 3000 ſächſiſche Einwohner, welche ihren durch und durch deutſchen Sinn, ihre aufopfernde Liebe für ihr Volk wie immer, ſo auch in der letzten Verſammlung der Nationsuniverſität (Nationalvertretung) dadurch bekundeten, daß ſie ſelbſt unaufgefordert die Univerſität erſuchten, Broos auszuſcheiden, und zugleich den Entſchluß ausſprachen, ſich in irgend einer andern ſächſiſchen Stadt anſiedeln zu wollen. Lange ſchwankte die Unionsuniverſität, ob ſie ein ſo ſchweres Opfer annehmen dürfe oder nicht; ob es innerhalb ihrer Befugniß läge, das von den Vätern ererbte Gebiet zu ſchmälern; ob es nicht vielmehr rathſam ſei, daß die ſächſiſche Nation in ihrer Geſammtheit den Kampf gegen die hereinbrechenden Fluthen des Daco-Romanismus aufnehme, ſtatt einzelne ihrer Glieder rettungslos von ihnen verſchlingen zu laſſen. Die Rückſicht auf das allgemeine Wohl überwog und die, den in Wien mit der Regierung in der Landesverfaſſungsangelegenheit verhandelnden Deputirten zugeſandte Inſtruction enthielt die Weiſung, ſelbſt dies ſchwere Opfer zu bringen, damit nur der Kern des ſiebenbürgiſchen Deutſchthums gerettet würde. Davon, ob nun ein gemeinſamer Landtag für Siebenbürgen zu beſtehen haben

Digitized by Google

wird, oder ob die innern Angelegenheiten jeder Nation ihrem Kreistage zugewieſen werden, hängt es ab, ob das gebrachte Opfer die gewünſchten Früchte tragen wird; ob in fünfzig Jahren noch deutſch an den Ufern der Aluta geſprochen wird; ob der Proteſtantismus ein unſichtbares, aber feſtes Band zwiſchen Deutſchland und der Oſtmark Oeſtreichs knüpft, oder ob das goldne Kreuz auf der griechiſch-orientaliſchen Metropole dem Patriarchen zu Moskau den doppelten Sieg über Deutſchthum und Ketzerglauben verkündet. Quod deus bene vertat! —

Correſpondenz aus Wien.

1.

Das öſtreichiſche Drama beginnt recht intereſſant zu werden für das blos zuſehende außeröſtreichiſche Publicum, obwohl etwas angereifend für diejenigen Mitwirkenden, und beziehungsweiſe Mitgewirkten, welche ſeit März 1849 blos als ſtumme Statiſten verwendet wurden, nämlich für die ſogenannten Oeſtreicher ſelber. Die merkwürdige Geſchichte zu Kaſſel, wo ſie den Obercommandanten mit gemüthlichem Hausarreſt belegten, wird ohne Zweifel in Oeſtreich die Armee oder doch ihre Führer beſtimmen, einen Contrecoup zu führen und nächſtens nach Prätorianerart einen abſoluten Kaiſer auszurufen, und dann wird's endlich gethan ſein, was man ſeit langer Zeit ſchon ſpinnt und präparirt in dem Cabinete des Herrn v. Grünne, in den permanent minirenden Adelscliquen zu Teplitz und anderwärts. Man wird dann den Soldaten jedes Semeſter andere Mützen aufſetzen, neue Flitter anhängen, ſie werden mit neuen Trommelpauken und neuen Querpfeifen den Deſſauer Marſch aufgeſpielt bekommen, und dieſer wird der Todtenmarſch ſein für die ſcheintodtgeſchlagene Volksfreiheit.

Eine etwas ſchmerzhafte Operation iſt das allerdings, ungeachtet des ätheriſirenden ſeit bald zwei Jahren angewendeten Ausnahmezuſtandes; aber endlich mag's darum ſein, gibt es kein anderes Heilmittel mehr für Oeſtreich, nun ſo verſuche man es mit der Moxa des reſtaurirten Abſolutismus, mit der Wiedereinführung der Hörigkeit, der Robot und ihren ſchönen Prügelannexen, das wird wirken beſſer als Preßfreiheit, beſſer als alle Wühlerei des Jahres 1848. An den heutigen Wühlern der Reſtauration mögen die erbärmlichen Mineurs des Jahres 1848 ſich ein beſchämend Beiſpiel nehmen, ſie ſind geradezu nur Maulwürfe und Hamſter, verglichen mit Herrn v. Grünne, ſeinem literäriſchen Croupier-Major Barbaczi und dem Ficquelmont'ſchen Congreſſe zu Teplitz. Gehet eines Tages die Mine dieſer Herren los, huy! wie fliegt nicht raſch das einige proviſoriſche Oeſtreich in definitive Fetzen und begräbt ſich in werthloſen Papierlappen.

Wir wußten's lange, daß der Miniſterrath eigentlich nur eine geſetzmachende Geſellſchaft ſei, welche Geſetze erzeugt für eine Zukunft, die niemals kommen ſoll, während die thereſianiſchen Kriegsartikel die eigentliche in Praxi gehandhabte Conſtitution bilden, während die Herren Generäle die eigentlichen Miniſter ſind und die executive Macht im Staate bilden; Letzteres bewieſen und beweiſen die vielen Executionen wohl unumſtößlich genug.

Nunmehr aber ſcheint es den Säbelregenten an der Zeit, die ſogenannten Miniſter ihres Amtes, in welchem man ſie bisher wie zu ihrer Privatunterhaltung ſich fruchtlos

abmüden ließ, zu entſetzen und die kleine Komödie Haſſenpflug's im Großen aufzuführen. Während der Execution wird man ohne Zweifel einer hohen Perſon auf den neuerfundenen Keſſeltrommeln und Querpfeifen ein Probeconcert vorſpielen laſſen, die hohe Perſon wird über den Lärm dieſer wichtigen Staatshandlung es nicht hören, wie man die Miniſter aus ihrem Cabinete fegt, und eines ſchönen Morgens iſt die Armee eben Oeſtreich, die öſtreichiſchen Völker aber ſind leibeigene Bettler der Armee.

Aus der Arche, oder beſſer aus dem trojaniſchen Pferde, welches ſich das Miniſterium ſelbſt nach Oeſtreich eingeſchleppt und ſeine Mauern, des Volkes Vertrauen, zuvor umgeriſſen hatte, ließen die darin verborgenen Schwertmänner jüngſt eine Probetaube, eigentlich einen Geier heraus, nämlich jene Brochüre des Major Barbaczi, in welcher der ſublime Scribent ſehr ſchlagend nachweiſt, außer der Armee gebe es kein Oeſtreich, dieſe Armee aber wolle den Abſolutismus, alſo müſſe dieſer wieder proclamirt werden! wer will 'was einwenden gegen dergleichen ſchlagende Argumente?

Dieſe Brochüre war, wie das heute alle Welt weiß, nur in 50 Exemplaren gedruckt und an die vertrauten Chefs der Prätorianer geſendet worden, zur gemeinſamen Verſtändigung, aber dennoch kam die Geſchichte heraus, die Oeffentlichkeit hat ſich der Sache bemächtigt, hat den Verfaſſer genannt, grauenhafte Citate aus der Brochüre mitgetheilt, der Verfaſſer aber, obwohl Umſturz der Verfaſſung predigend und empfehlend, iſt nicht vor das Kriegsgericht geſtellt, nicht cum infamia caſſirt worden, oh gar nicht! im Gegentheile, er reiſt mit dem allerhöchſten Hoflager über Innsbruck nach Bregenz.

Die Motivirung jener Säbelbrochüre muß man geleſen haben, um die Jammerzuſtände Oeſtreichs gehörig würdigen zu können. Weil es einem Reichstage möglicherweiſe einfallen könnte, die Militärdienſtzeit auf 4 Jahre herabzuſetzen, weil ein Reichstag die abgeſonderte Militärgerichtsbarkeit aufheben, die Beeidigung der Armee auf die Verfaſſung verlangen könnte, weil der Reichstag die Gensdarmerie der Civiljurisdiction unterſtellen, und in derſelben hinreichende Garantie für die Sicherheit im Innern erkennen, alſo eine Armeereduction beantragen könnte, **darum** ſoll nach der hochpubliciſtiſchen Anſicht des Herrn Verfaſſers ein Reichstag in Oeſtreich nicht beſtehen dürfen, darum ſoll die Armee Alles leiten und beherrſchen. Die Finanzen beſonders werden bei dieſer Leitung unendlich gewinnen; denn ein Finanzminiſter der Prätorianerregierung wird bald ganz entbehrlich ſein, es wird ſehr raſch gar keine Finanzen mehr geben, und im Wege des Fouragirens und Acquirirens wird man den Staatshaushalt zu decken wiſſen.

Man muß in der That den naiven Säbelverſtand bewundern, der ſich den Staat nur als Kaſerne zu denken vermag, der den Baum umhauen will, damit er die Aepfel recht bequem pflücken und verſchlingen könne. Weit iſt es gekommen mit Oeſtreich, wenn der Soldat mehr ſein will als gehorchendes Werkzeug; geht man tiefer ein, belauſcht man die eigentlichſten Motive dieſer ganzen, heute offenkundigen Beſtrebung, ſo iſt es zunächſt eine Ariſtokratenclique, welche einen bankerotten Grafen in der Berliner Kreuzzeitung für den Abſolutismus ſchreiben läßt, und auf dieſem Wege ſpäter die Robot wieder einzuführen denkt, in wahnſinniger Stupidität, und in den Soldaten kleinliche Antipathien gegen das Beſtehende ſorgfältig pflegt und nährt. Den Herren Offizieren iſt es vorzüglich ganz unerträglich, daß die Beamten in ſchmucke Uniformen geſteckt wurden und in dieſen ausſehen, als ob ſie Soldaten wären; auch das ärgert die erleuchteten Herren Offiziere, daß die Beamten vom Rathe aufwärts breite Goldtreſſen am Rockkragen

tragen und den Staabsoffizieren ähnlich ſehen, daß ein Bezirkshauptmann erſter Claſſe beinahe ſo viel Gage bezieht, als ein Regimentscommandant. Erwägt man die breite Kluft zwiſchen einem Juſtizrath und einem Major! ſo wird man den Grimm begreiflich finden, man wird ſo billig ſein, einzuſehen, daß ſolche gewichtige Gravamina allerdings der Art ſind, daß zu ihrer Beſeitigung die Verfaſſung nothwendig abgeſchafft und der Abſolutismus eingeführt werden muß!

Man könnte freilich den Herren Offizieren beſcheiden einwenden, daß es bei ihnen löbliche Sitte ſei, einem Offizier, der ſein Wort bricht, zu erklären, man könne ferner nicht mehr mit ihm dienen, daß es alſo etwas eigenthümlich erſcheinen müſſe, vom Herrn Major Barbaczi den Wortbruch im großen Style empfohlen zu ſehen; doch derlei rabuliſtiſche Einwendungen wird der große Staatsmann Barbaczi mit der Säbelfeder wohl raſch zu widerlegen wiſſen, über ſolche Minutien iſt der Herr Major erhaben; gilt es doch Höheres, als eines Kaiſers Wort, nämlich Gage und Traktement der Herren Offiziere fortan auf den Kriegsfuß zu erhalten und den Krieg in eigenem Lande zur Permanenz zu machen.

Höchſt bezeichnend iſt es übrigens, daß die miniſteriellen Blätter, die Reichszeitung und der Lloyd, in energiſchen Artikeln gegen die Idee des zu reſtaurirenden Abſolutismus auftreten, daß die Reichszeitung, man denke! der Wiener Märzbewegung eine Lobrede hält, den Abſolutismus in Oeſtreich für eine Unmöglichkeit erklärt.

In der That, es iſt dieſer Artikel der Reichszeitung von einem Geiſte durchweht, der unſere Herzen zu freudigen Pulsſchlägen weckt; ſchade, daß er in dieſem Blatte ſo wenigen Leſern zugänglich wird, ſchade, daß der Einſender dieſen Artikel aus dem Miniſterium des Innern nicht andern Organen der Preſſe gleichzeitig zuſandte.

So weit alſo iſt es gekommen, daß ſich die Regierung gegen ihre eigenen Schaarwächter, gegen die von ihr großgezogenen und fettgemäſteten Büttel durch die Preſſe vertheidigen muß! Der Kampf im nebelverhüllten Olympe Oeſtreichs tönt nieder bis zu uns, wir ſehen mit Bangigkeit zu und erwarten den Ausgang.

Zum Kampfe, zum offenen mußte es endlich kommen, wer wird der Sieger ſein? Den Feind zu ſchlagen, genügt nicht, hier gilt es, den Feind zu vernichten; wird des Miniſteriums Kraft ſo weit reichen, Herrn Grünne und Conſorten in's Exil zu ſenden? Wir zweifeln beinahe daran, die nächſten Ereigniſſe müſſen uns darüber belehren. Jetzt oder nie gilt es, den Soldatenübermuth zu brechen, die Ausnahmezuſtände aufzuheben, das geſchriebene Wort zur That zu machen.

Die Völker werden nach Völkerart Beleidigung, Unrecht und Schmach verzeihen und vergeſſen, werden dem Miniſterium Beifall zujauchzen, hat es erſt die Soldatenhydra beſiegt, ſie werden regierungsfreundliche Kammern wählen, die Nationalkämpfe werden ruhen und verſtummen im heiligen Bündniß Aller gegen den gemeinſamen Feind. Ein viel verkannter Mann wird vielleicht dennoch gerechtfertigt daſtehen vor der Welt, und mit ihm jene, welche ſcharfſichtig genug waren, nie ganz an ihm zu verzweifeln.

von der Freyung.

2.

Noch erhält der erſchöpfende Wahlact der freien Belagerungscommune das „Capua der Geiſter" in matten Schwingungen — und ſchon ſtehen wieder neue Ereigniſſe von weit größerer Bedeutung an der Schwelle. So mancher loyale Reichsbürger, der, ſtatt

Digitized by Google

ſeinen Stimmzettel abzugeben, viel lieber die Michaeliszinſe eigenhändig eingehoben hätte, prüft mit ſcharfem Späherblick die eingelaufenen Geldvorſtellungszeichen in Geſtalt papierner Lappen von allen Farben und Qualitäten, und denkt mit Wehmuth an die ſchöne Zeit, da er noch Silberzwanziger durch ſeine dürren Finger gleiten ließ — der Habſucht ſtündlich Roſenkranzgebet. Da reißt ihn mit einem Mal die Lärmtrompete aus ſeinen idylliſchen Betrachtungen. „Was? Krieg?“ — ruft er in gerechter Entrüſtung — „jetzt auch noch Krieg mit Preußen?! Wo ſoll denn das Geld dazu herkommen? Aus unſerer Taſche etwa?? Jetzt haben wir Einkommenſteuer, Verzehrungsſteuer, Grundſteuer, Häuſerſteuer, Kalenderſtempel, Tabakmonopol, Salzmonopol, freiwillige Zwangsanleihen; das Fleiſch wird immer theurer, das Brod alle Tage kleiner; man bekommt keinen Zins mehr herein und das Wenige nur in Papier, die ſchönen Muttergottesbilder ſind alle außer Land ſpaziert — und über alle dem vielleicht noch zu guter Letzt eine Kriegsſteuer?? Und wenn ſie nur was nützten, die heilloſen Kriege! So aber — was haben wir denn in Italien erreicht? Daß hinterdrein Palmerſton uns durch ſeinen Handelsvertrag mit Sardinien den Vortheil vor der Naſe wegfiſcht! Was hat uns der Krieg in Ungarn genützt, wo unſere beſten Kerntruppen aufgerieben worden ſind? Daß wir eine ungeheure Armee von Militär und Gensd'armerie erhalten müſſen, weil die böswillige Fraction trotz Windiſchgrätz und Haynau noch immer nicht ausgerottet iſt! Und ſelbſt die kann nicht einmal verhindern, daß ganze Räuberbanden in den Gebirgen hauſen und ſogar die Straßen unſicher machen. Und was das Schönſte dabei iſt — die Croaten und übrigen Slavenſtämme, mit deren Hilfe wir Ungarn unterjochten, treten in's Lager des beſiegten Feindes über und laſſen ſich bei der Conſcription als Madjaren einſchreiben! Der Teufel hat den Krieg erfunden, wobei der ruhige Bürger, mag's gut oder ſchlecht ausfallen, am meiſten geſtraft wird. Uns Beſitzenden koſtet ſo ein Spaß immer ein Heidengeld — und am Ende iſt doch nichts damit erreicht, und das Pacificiren koſtet neue Summen, die das verwüſtete Land in 20 Jahren nicht erſetzen kann. Da fange man doch lieber gleich beim Pacificiren an!“ Gemüthlich nimmt er nach dieſem echauffirenden Selbſtgeſpräch eine Priſe, und kommt durch einen natürlichen Ideengang auf das zweite Gerücht, das ſeit einer Woche unſere Stadt durchirrt. „Und um was raufen ſich die Leute eigentlich herum? Um die Herrſchaft in Deutſchland!? Mein Gott! da lob' ich mir die gute alte Zeit; da haben wir kaum gewußt, daß überhaupt ein Deutſchland exiſtirt. (Pauſe.) Aber wenn man die Sache beim Lichte betrachtet — unterm Metternich war's freilich ruhig — ſehr ruhig; allein wenn ich denke, was wir hier in Wien ſchon alles ausgeſtanden haben um der Freiheit willen, Katzenmuſiken, Krawalle und zuletzt gar die blutige Octobergeſchichte, wobei ich ſelber meinen Schwiegerſohn verloren habe — — und jetzt ſollen wir das alles umſonſt, ganz umſonſt erlitten haben?? Nein! das geht nicht, das kann nicht ſein. Einen Sinn muß das Ganze denn doch haben; hat doch unſer guter Kaiſer Ferdinand ſelbſt die deutſche Fahne geſchwungen! Und unſer jetziger Kaiſer Joſeph kann doch ſeinen Onkel, der ihm zulieb vom Thron geſtiegen iſt, nicht ſo vor den Kopf ſtoßen, daß er das wieder umwirft, was jener aufgebaut. Zwar iſt er noch jung — aber er iſt Soldat, und die halten viel auf Ehrenwort, wie ich von meinem ſel. Bruder weiß, der ſich wegen einer Spielſchuld, für die ich durchaus nicht mehr caviren wollte, erſchoſſen hat. Der ſagte ſtets: point d'honneur — das iſt des Kriegers oberſtes Geſetz!“

Ein ruſſiſches Urtheil über Radowitz.

Einen Miniſter zu tadeln, hält die moderne Preſſe nicht nur für ein Recht, ſondern auch für eine Pflicht. Radowitz, der vielbeſprochene, vielgetadelte, wird natürlicherweiſe, nun er den Miniſterſitz, den deutſchen Moquirſtuhl, eingenommen hat, erneute und verdoppelte Angriffe erfahren. Zeigen ihm doch auch die Grenzboten die ſcharfen, blendenden Zähne, die ſonſt immer ritterlich zuerſt Front machen gegen jede Uebertreibung, jede blinde Manie des Tags und ſie in ihre Schranken zurückweiſen. Mit der Sicherheit ihrer ehrlichen Kraft verſprechen die Grenzboten zwar dem gequälten Miniſter, ihm ſeine täglich ſchwerer werdende Lage, unter gewiſſen Bedingungen, nicht noch ſchwerer zu machen. Aber weiß Gott, ob es dann nicht zu ſpät iſt, ihren guten Willen auszuführen; das Mißtrauen, welches die Preſſe fortwährend ausſäet, wird einmal ſehr zur Unzeit giftige Früchte tragen.

Es iſt vielleicht eine zu ſtarke Zumutbung, die wir an die Grenzboten ſtellen, trotz der allgemeinen Mode, gegen Radowitz aufzutreten, auch einmal einige Freundesworte für ihn abdrucken zu laſſen; wenigſtens als Curioſität wird man ihnen die Aufnahme nicht verſagen. Eine Art Curioſität iſt aber unſere Mittheilung in der That; wir ſchöpfen ſie aus einer Broſchüre, die vor einiger Zeit in Karlsruhe gedruckt, aber nur für Freundeskreiſe beſtimmt, nicht in den Buchhandel gekommen iſt. Der Verfaſſer hat ſich zwar nicht genannt, wir kennen ihn jedoch und haben das Büchlein, unter dem Titel: „Joſeph v. Radowitz, wie ihn ſeine Freunde kennen, Briefe eines Nichtdeutſchen in die Heimath", aus ſeinen Händen empfangen. Es iſt Waſſilei Jukowsky, der greiſe ruſſiſche Dichter, der ſeit vielen Jahren in Deutſchland und jetzt in Baden-Baden lebt. Wie er, der einſtige Erzieher des ruſſiſchen Kaiſers, ſich über die Einheitsbeſtrebungen in Deutſchland ausſpricht, wird gewiß gern, wenn auch nur als Curioſität geleſen werden. Das hohe Alter des Verfaſſers und der Umſtand, daß er zum erſten Male in deutſcher Zunge ſchrieb, wird ihm eine natürliche Anwartſchaft auf die Nachſicht des ſtrengen Kritikers geben.

. . . . . . „Man muß die geſchehene Revolution abſchließen, ohne eine neue hervorzurufen; man muß eine wohlthätige Reform ſchaffen, um die Anarchie, durch die Aneignung des Guten, welches in ihren geſetzlichen Errungenſchaften liegt, zu überwinden. Durch die Verwirklichung jenes Guten, d. h. durch das Erſchaffen der wahren Freiheit und der kräftigen Einheit Deutſchlands, werden die Regierungen die Führer der Revolution mit ihren eignen Waffen niederwerfen und für die Zukunft jeden Vorwand neuen Aufruhrs unmöglich machen. Dieſe Führer waren dreierlei Art. Die Einen hatten zum Ziel die Revolution ſelbſt, das heißt eine fortwährende, nur ihnen Vortheil bringende Anarchie. Das Ziel der Andern war allgemeine Errichtung der conſtitutionellen Regierung in Deutſchland. Die Dritten wollten die Einheit Germaniens. Für Alle war der Weg und das Mittel die Revolution. Die Folgen ſind vor unſern Augen: die Revolution konnte nichts als Zerſtörung hervorbringen. Was bleibt den Regierungen jetzt zu thun übrig? Mit den Erſten iſt keine Vereinigung möglich, man muß ihnen den Krieg erklären auf Leben und Tod. Das Ziel der Zweiten iſt erreicht; ganz Deutſchland iſt conſtitutionell geworden; die endliche Entſcheidung dieſes allgemeinen Proceſſes gehört jetzt jedem Staate im Beſondern, für jeden iſt es innere Angelegenheit geworden.

Das conſtitutionelle Syſtem, das aus der Theorie zum Factum übergegangen iſt, kann nur durch das Factum der Erfahrung ſelbſt gereinigt werden. Freilich es wird der ſchwere Gang eines hitzigen Fiebers ſein; aber das Daſein dieſes Fiebers iſt ſchon nicht mehr zu leugnen. Und wehe dem Medicus, wenn er, die Krankheit leugnend, nicht die der Natur helfende Arzenei verſchreibt, oder wenn er, die Hilfe der Natur verwerfend, die Krankheit nur durch die Gewalt ſeiner Kunſt zu heben hofft. Es bleiben die Dritten, das heißt, die Verfechter der germaniſchen Einheit. Nur die blindeſte Hartnäckigkeit kann die Heilſamkeit dieſes Zieles leugnen. Das Verwerfliche lag in dem Mittel, es zu erreichen, nämlich in der Revolution, welche durch ihre Ungeſetzlichkeit auch dem Ziele ſelbſt verderblich ſein muß. Das Streben nach dieſer Einheit iſt jetzt die Haupttendenz Deutſchlands, weil durch ſie die vielen einzelnen Kleinſtaaten gekräftigt und mit Beibehaltung ihrer hiſtoriſchen Selbſtändigkeit in eine feſte Geſammtheit eingeführt werden können. Dieſem Streben zu willfahren, iſt unumgängliche Nothwendigkeit. Die Gewalt vermag es eine Zeit lang niederzudrücken; dieſer Druck wird aber nur ſeine Spannkraft ſteigern und beim erſten Stoß von Außen, der ſchwerlich ausbleibt, wird eine deſto ſchrecklichere Exploſion mit einer noch umfaſſenderen Zerſtörung die Folge ſein. . . . . Man weiß, was der König von Preußen für das Wohl Deutſchlands ſchon vor einigen Jahren auszuführen wünſchte. Die Ausführung ſeiner damaligen uneigennützigen Vorſchläge hätte dieſe verderbliche Revolution abgewendet und Deutſchland hätte aus den Händen der geſetzlichen Macht empfangen, was ihm jetzt in ſolcher Zerriſſenheit aus den Krallen der Revolution zufallen ſollte. Wer hat damals die rettenden Vorſchläge Preußens zurückgewieſen? Oeſtreich, das am Ende ſie anzunehmen ſich entſchied, als ſchon Gottes Gericht ſein ſtrafendes Zu ſpät! ausgeſprochen. Und jetzt ſchlägt Preußen daſſelbe vor — aber freilich daſſelbe nach den Ereigniſſen von 1848 und 1849, die ſchon keine Macht aus der verhängnißvollen Kette der Zeiten auszureißen vermag. Damals galt es die Abwendung des Verderbens, welches die Stimme aller Zuſtände ſo laut prophezeite. Jetzt gilt es die Herſtellung deſſen, was dies Unabgewendete und umſonſt Prophezeite in Trümmer verwandelt hat. . . . Preußen, welches in Geſammtheit mit allen übrigen Regierungen den bittern Kelch der Strafe geleert hat, ſchlägt das einzige Mittel der Rettung vor, dasjenige Mittel, welches am meiſten ausführbar iſt im jetzigen Augenblicke, den man nicht überſpringen kann in die gewünſchte Zukunft hinein, welche nicht ausbleiben wird, wenn man das Mögliche in der Gegenwart ohne Ungeduld und Selbſtſucht begreifen und ausführen wird. . . . Der preußiſche Monarch, aufrichtig und ſelbſtverleugnend, wünſcht das Rechte und hat es ſchon mit der That bewieſen. Nicht er drängt Oeſtreich aus Deutſchland hinaus, es hat ſich ſelbſt ausgeſchloſſen aus dem engern Bunde durch ſeine neue Conſtitution. Und wenn wir auf die Karte blicken, ſo werden wir finden, daß Oeſtreich durch alle ſeine erworbenen Beſitzungen aus Deutſchland herausgewachſen, daß Preußen hingegen durch denſelben hiſtoriſchen Proceß in Deutſchland hineingewachſen iſt. Folglich wenn Oeſtreich durch ſeine Conſtitution nicht an der Spitze des vereinigten Deutſchlands ſtehen kann, wer anders als Preußen muß dieſe Stelle einnehmen? Und wenn die kleinern Staaten den nothwendigen Vorrang Preußens nicht wollen gelten laſſen, ſo iſt es augenſcheinlich, daß man hier dem dynaſtiſchen Hochmuth das Wohl Deutſchlands zum Opfer bringt. Preußen hat keine feindſeligen Abſichten gegen die Selbſtändigkeit der Staaten, welche es zu dem Bunde mit ſich einladet; im Gegentheil, gerade durch dieſen Bund will es ihre Selbſtändigkeit befeſtigen. Der

Digitized by Google

ſchlagendſte Beweis dafür liegt in dem, daß alle Anarchiſten ſich weigern, mit ihm zu wirken und im Lager ſeiner Gegner dawider arbeiten."

Bei dieſem kurzen Auszuge darf nicht überſehen werden, daß Herr von Jukowsky in ſeiner Broſchüre hauptſächlich bei ſeinen Standes- und Stammesgenoſſen, alſo bei den berüchtigtſten Gegnern der deutſchen Einheit, die Vertheidigung derſelben übernommen hat, ſonſt würden manche ſeiner Gründe füglich haben wegbleiben können. Es ſcheint ihn ganz beſonders zu betrüben, daß die Royaliſten und Ariſtokraten gegen Radowitz und ſeine deutſche Politik ſo erbittert ſind; ihre Klagen und Vorwürfe hat er von Mund zu Mund gehört, die der eben ſo unzufriedenen conſtitutionellen Partei jedoch nur durch Zeitungsblätter. Doch richtet er ſeine Vertheidigung im Verlauf der Broſchüre auch an dieſe. Aber der Erfolg iſt dem greiſen Verfaſſer ſelbſt ſehr zweifelhaft. Er ſagt: „Viele werden mein Zeugniß für Radowitz und ſeine Geſinnung für einen Roman erklären, mich höhniſch verſpotten und vielleicht auch neuen Stoff zu Schimpf und Verleumdung aus meinen Worten ſchöpfen." Jukowsky ſpricht mit der Wärme eines Freundes und der Beredtſamkeit eines Dichters über die moraliſchen Eigenſchaften von Radowitz; ſein Privatcharakter und ſein Privatleben ſind vortrefflich und fleckenlos, ſelbſt ſeine Gegner vermögen dies nicht zu leugnen, eben ſo wenig als ſeine geiſtige Begabung. Sie haben dagegen ſeinen politiſchen Charakter der Falſchheit, der Geheimnißthuerei, der Schwachheit und der Intrigue beſchuldigt und jetzt neuerdings wieder behauptet, er wolle nur „Fortüne machen". Dies Wort iſt nur für Abenteurer in die deutſche Sprache eingebürgert und zum Abenteurer will man Radowitz gar zu gern ſtempeln. Iſt es conſequent und human in unſerer Zeit der Gleichberechtigungspredigten, Jemand nur deshalb der Abenteuerlichkeit zu beſchuldigen, weil die Anfänge ſeiner Laufbahn nicht auf den Höhen des Lebens ſichtbar waren, weil er von der Pike auf gedient und ſich doch emporgeſchwungen hat? Radowitz macht kein Geheimniß aus der beſchränkten Lage ſeiner erſten Jugend, und was er ſpäter durch eigenes Verdienſt erreicht hat, konnte ihm wahrlich vollkommen zur Ehre angerechnet werden, er hat keine ſeiner höhern Stellen erſchlichen oder mißbraucht. Aber er brauchte auch nicht mehr Fortüne zu machen; ein ſolcher Verdacht war allenfalls gegründet bei den Portefeuille-Jägern des Jahres 48 und einiger neuerer Jahrgänge; Radowitz hat als Miniſter nur Ausſichten auf Verluſt, keine auf Gewinn. Es gehört wahrlich zur Annahme dieſer Stelle ſo viel antiker Muth wie zu einem Schirlingsbecher. Der Kampf mit den Strömungen der Politik iſt ein ewiger, ein ſiegloſer. Iſt das Staatsſchiff über eine Woge glücklich hinweg, ſo bäumt ſich ſchon wieder eine andere ihm entgegen. Wehe dem Steuermann ob ſeines glück- und ruheloſen Amtes! Daß jemals Radowitz den Lohn der Anerkennung und Rechtfertigung erlangt, bezweifeln wir ſelbſt, denn der Erfolg, dieſe ſchwankende Wagſchale der Welt, iſt ihm nicht günſtig. Durch jedes Menſchen Dichten und Trachten zieht ſich der ſchwarze Faden des tragiſchen Elements mehr oder weniger ſichtbar, das Mißlingen ſeiner beſten Wünſche ſcheint für Radowitz Fatum zu ſein. Auch ſein Freund Jukowsky beſtätigt dies, indem er über ihn am Ende ſeiner Broſchüre ſagt: „Ein tief melancholiſches Gefühl erfaßt mich, wenn ich den Gang ſeines Lebens in den letzten Jahren verfolge. Es war ſein Geſchick, ſtets zum Handeln berufen zu werden, wenn der Moment zum Siege vorüber war und es nur noch darauf ankam, welcher unter den einzuſchlagenden Wegen noch einige Wahrſcheinlichkeit darbot, Schlimmſtes abzuwenden, höchſtens etwa noch Leidliches zu gewinnen. So war ſeine Stellung zu der innern Verfaſſungsfrage ſeit des Königs Regierungsantritt,

Digitized by Google

ſo zu der deutſchen Frage, ſo zu der Schweizerangelegenheit. Daher nirgends ein Erfolg — der Radicalismus ſiegte in der Schweiz, der Verſuch der ſtändiſchen Monarchie mißlang, die deutſche Bundesreorganiſation verklang in den ausbrechenden Stürmen. Eben daſſelbe trat ein, als die Märzrevolution die alten Zuſtände niedergeworfen hatte. Er wurde in den Rath des Königs gerufen, als der Bruch mit der Nationalverſammlung geſchehen und ein raſcher, umfaſſender Sieg auf dieſem Wege unmöglich war. Warum hat er nie aus dem Ganzen ſchneiden, warum immer nur Flickwerk machen müſſen? Wird man aber gerecht ſein, wenn man ihn danach beurtheilt?" Bewieſen müßte doch erſt werden, daß ein Anderer beſſere Erfolge bewerkſtelligt hätte. Die Scheu vor Blutvergießen, die ihm ſo viel Schmähungen zugezogen, hat außer der humaniſtiſchen Rückſicht noch eine wichtige Begründung. Die Kriegsfackel würde jetzt unausbleiblich einen Völkerkrieg entzünden, in dem Preußen ſeine edelſten Kräfte faſt ebenſo erfolglos verſchwenden würde, wie das kleine Schleswig-Holſtein jammervollerweiſe die ſeinigen. Die blutigen Thränen, die man über das Morden in dieſem unglücklichen Lande weinen möchte, können eben nur durch die traurige Ueberzeugung einigermaßen gelindert werden, daß Preußens Hilfe nur einen größern Krieg mit ebenſo geringen Erfolgen herbeiführen würde. Denn ſo ſtattlich das preußiſche Heer auch iſt, gegen ganz Europa kann es nicht Stand halten. Daß Radowitz trotzdem immer von Zeit zu Zeit rüſten und doch die Soldaten nicht todtſchlagen läßt, wird ihm ebenfalls zum bittern Vorwurf gemacht. Da aber das Erſtere genügt, um dem Feind zu imponiren, wozu das Letztere? Erinnert dieſe Forderung nicht an die jüdiſche Maxime: da es 'mal bezahlt iſt, muß es auch genoſſen werden?

F. v. H.

Aus Berlin.

— Wenn der Kladderadatſch auf der einen Seite den Herrn von Radowitz, auf der andern einen beliebigen Oeſtreicher Kanonen abfeuern läßt, die weder mit Kugeln, noch, wie die neuere Philoſophie es verlangt, mit „Ideen", ſondern mit „energiſchen Noten" geladen ſind, ſo hat er freilich ganz Recht, in der Mitte den Banquier, der ſich auf die ſichere Realität des Geldſackes ſtützt, ſagen zu laſſen: Macht mir keine Flauſen! — Ganz gewiß iſt weder dem Einen, noch dem Andern der beiden Parteien ernſtlich daran gelegen, ſich den Chancen eines Krieges zu unterziehen. — Allein es iſt doch ein gefährliches Spiel, das ſie treiben, und es könnte ſich leicht ereignen, daß ſie ſich eines ſchönen Morgens in der Lage Wallenſteins fänden, als ſein Vertrauter Seſyn gefangen war, und er ſich ſelber ſagte: Wär's möglich? könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte? — Zwar könnten die allgemeinen Theorien von der rechtlichen Fortdauer des Bundestags und von dem Recht der ſouveränen Fürſten, in eine freie Union zu treten, noch lange ganz bequem neben einander hergehen, wenn es nur nicht ſo viele Gelegenheiten gäbe, wo dieſe Theorien auf das Gebiet der Thatſachen angewendet werden müßten. — So ſteht es in Kaſſel. Preußen iſt hier in einer ungünſtigen Lage. Nach ſeiner Theorie muß es den einzelnen Fürſten verſtatten, ſich mit einander zu Schutz- und Trutzbündniſſen zu vereinigen, alſo auch dem Kurfürſten von Heſſen und ſeinen Alliirten der Eſchenheimer Gaſſe; ſo wie es ſelber unzweifelhaft in einem der Unionsſtaaten interveniren würde, wenn die Regierung gefährdet wäre, ſo iſt nicht recht abzuſehn, wie es der Liga innerhalb ihres Umfangs dieſes Recht beſtreiten will, da es ſich zu der offenen Erklärung,

Digitized by Google

daß die Willkürherrſchaft, die ein einzelner Menſch gegen Recht und Geſetz in einem Staat ausübt, das monarchiſche Princip ebenſo verletzen muß, als das Recht, nicht herbeiläßt. So iſt alſo nicht ein Conflict des Rechts, ſondern der Intereſſen vorhanden, der auch wieder nicht kühn genug iſt, ſich offen zu erklären, ſondern ſich hinter eitle Formen verſteckt. Wenn z. B. Oeſtreich oder Baiern erklärt, wir rücken als treue Bundesgenoſſen des Kurfürſten ein, um ihn gegen ſeine rebelliſchen Unterthanen in Schutz zu nehmen, wie Preußen es früher zum Heile Deutſchlands in Baden und Sachſen gethan, ſo wird Preußen von ſeinem Standpunkt aus nicht viel zu erwiedern haben, und wird höchſtens verlangen, an dieſer Wiederherſtellung ſeinen Antheil zu haben, was die Liga, wenn man ſich über das Materielle einigte, im Intereſſe des guten Einverſtändniſſes geſchehen laſſen dürfte. — Wenn dagegen Oeſtreich und Baiern nicht als gute Bundesgenoſſen, ſondern im Namen des Bundestags einrücken, ſo wird Preußen das nicht anerkennen, und das Einrücken der beiderſeitigen Heere wird einen ſo feindſeligen Charakter annehmen, daß man trotz alles Widerwillens der beiden Mächte gegen einen ernſtlichen Krieg nicht zu berechnen im Stande wäre, wie weit es führen könnte. — Für das gute Recht des heſſiſchen Volks, das mit einer Vereinung von Maaß und Energie in dieſer Sache aufgetreten iſt, die einzig daſteht in der deutſchen Geſchichte, tritt weder der eine noch der andere ein, und wenn eine Meinungsverſchiedenheit ſtattfindet über den Grad der Abhängigkeit, in welchen es zurückgezwungen werden ſoll, ſo iſt auch dieſe aus ganz andern Motiven herzuleiten, als aus Sympathien des Rechts und der Freiheit. — In Kaſſel iſt nun weiter nichts zu thun; wie aber die Sachen jetzt ſtehn, ſollte in Darmſtadt und Stuttgart die liberale Partei Alles aufbieten, um einen ähnlichen Conflict zu vermeiden, und nicht zu halsſtarrig ſein in dem Feſthalten an einem Rechtsboden, dem ein anderer Rechtsboden gegenübergeſtellt wird, da es nicht praktiſch iſt, einen Proceß zu führen, wo man kein Gericht findet.

Aus Holſtein.

1.

— Wir reiſten an einem ſchönen Morgen von Altona per Eiſenbahn nach Kiel. Die Sache dauert $3^1/_2$ — 4 Stunden. Die Gegend iſt größtentheils ohne andern Schmuck, als ihn etwa fettes Wieſen- und Ackerland, hin und wieder blaue Seeen, weißſtämmige Buchengruppen und ſaubre Dörfer und Landſtädte zu bieten vermögen. Die Reiſegeſellſchaft der III. Claſſe — und jeder Touriſt „pure-sang“ fährt in den Volks-Wagons — beſtand aus einem Gemiſch von Freiwilligen, Neunzehnjährigen, Bauern und Städtern. Eckernförde war Tags zuvor freigeworden; daß es ſchon wieder aufgegeben hatte werden müſſen, war den Wenigſten bekannt, und ſo fanden ſich auch viele Eckernförder zuſammen, die, ſeit Monaten von Haus und Familie getrennt, die Sonnenblicke des Krieges zum Wiederſehen der Ihrigen benutzen wollten. —

Die Freiwilligen waren wunderbar bunter Miſchung. Da war ein hübſcher Handwerksburſch aus Meißen, den der Krieg in Ungarn überraſcht und ſammt Meiſter und Mitgeſellen in ſeinen Strudel hineingezogen hatte, bis ihm ein öſtreichiſcher Lancier die Unterkiefer zertrümmerte. Zu Peterwardein in's Lazareth gebracht und leidlich hergeſtellt, trieb's ihn, nun wieder dem Schall der Trommel nachzugehen. Ein anderer ſtatt-

licher Burſche, ein Ausländer, aber ſchon 14 Jahre lang in Preußen anſäſſig, hatte im Kaiſer Franz Garde-Regiment geſtanden und die Berliner, Dresdner und badener Affaire mitgemacht; er war Mitglied der freien Gemeinde und ſtand auf einem ſehr weit vorgeſchobenen Poſten dieſer Vernunftarmee; nebenher war er in der Politik noch weſentlich mehr links als die äußerſte Linke der Berliner Nationalverſammlung ſeel. Andenkens und verſicherte in dieſem Sinne, ſeine zurückgebliebenen Kameraden wären auch ſämmtlich „gut" und dächten wie er. Die übrigen Freiwilligen waren Hannoveraner, Preußen, Sachſen und auch an ſüdlichern Dialekten fehlte es nicht unter ihnen; es mochten in Allem 40 bis 50 Mann ſein und jeder Morgenzug brachte in den letzten Wochen einen ähnlichen Contingent, ſo daß etwa 3300 — 3500 Freiwillige zuſammen ſein mögen. Es iſt dies ein nicht zu verachtender Zuzug, aber geht es nicht beſſer fort, ſo kommen die fehlenden 10,000 Mann, ja die faſt dringend nöthigen 15 — 20,000 Mann nicht bis zur rechten Stunde zuſammen. Die Vereine mögen vor Allem in dieſem Sinne ihre Wirkſamkeit verdoppeln, wenn es möglich: verzehnfachen. Vor Anfang November iſt auf ein ernſtliches Wiederbeginnen des Kampfes nicht zu rechnen; ſo lange die Flotte nicht Winterquartiere geſucht haben wird, iſt die Wiedereroberung Schleswigs, wenn nicht unmöglich, doch nicht von nachhaltendem Erfolg. Ende October pflegt der Termin zu ſein, wo größere Kriegsſchiffe in der Oſtſee ihre Stationen verlaſſen müſſen, da die wohlbekannten Grundwellen der Oſtſee um jene Zeit beginnen und bis zum Frühjahre ſich nicht wieder zur Ruhe geben. Das wird das Signal ſein, welches das gute Holſtein-Schwert wieder aus der Scheide ruft. Bis dahin aber muß zuſammengebracht werden, was irgend zuſammenzubringen iſt.

Und da wir von der geraden Linie des Erzählers einmal ſo weit abgeſchweift ſind, mag hier noch hinzugefügt werden, was den Freiwilligen das ihrer wartende Verhältniß deutlicher machen kann. In Altona angelangt, erhalten ſie vorläufige Uniform, werden nach Rendsburg befördert, daſelbſt erſt gehörig eingekleidet und ihren Regimentern zugetheilt, wenn ſie gediente Leute ſind, oder den Exercircompagnien beigegeben, wenn ihnen der Waffendienſt neu iſt. Das Exerciren dauert etwa 4 Wochen. Die Feldwebel und Unterofficiere ſind größtentheils gebildete Leute und ihr Verhältniß zu den Gemeinen iſt ein ganz ungezwungenes. Die Officiere ſcheinen ſich von dem gewöhnlichen Paradeton weniger emancipirt zu haben, wenigſtens viele unter ihnen. In Rendsburg ſind die Truppen bei den Bürgern einquartiert. Um Rendsburg bei den Bauern; Barraks werden gebaut. Nahrung iſt reichlich und gut, jeden Tag Fleiſch oder Speck, abwechſelnd; Branntwein wird nicht gereicht, dagegen Kaffee. Der Dienſt iſt ſtrenge, ohne im mindeſten gamaſchenartig zu ſein. Alles geht regelmäßig zu; man ſieht das Wohlgeſchulte, Tüchtige, Ernſte dieſer Armee und fühlt die Sicherheit, mit der ſie ſich in entſcheidenden Augenblicken als trefflich in einander greifende Geſammtheit bewegen muß. Wer alſo herüber kommt, verſpreche ſich nicht Freiſchaaren-Romantik, — ſie läßt ſich mit der Disciplin einer Armee nun einmal zu ſchwer vereinigen, um nicht ausgeſchloſſen ſein zu müſſen; aber er rechne dagegen auf alle die Vortheile, welche ihre Ausſchließung eben bietet: Sicherheit im Kampf, Pflege vor und nach dem Kampfe, tüchtige Führung und umſichtige Verwendung aller zu Gebote ſtehenden Kräfte; er rechne darauf, daß er ſich einer Armee anſchließt, die jetzt ſchon ihres Gleichen ſucht und ſich noch täglich vervollkommnet; er rechne darauf, daß er ſich einer Sache hingibt, die gut ſteht.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus Meiningen.

In den glücklichen Zeiten, als die demokratiſche Staatsweisheit allerwärts in Deutſchland in der erfreulichſten Blüthe ſtand, erlaubte ich mir, Ihnen von Zeit zu Zeit einige Mittheilungen zu machen, um Ihnen und Ihren Leſern das ergötzliche Schauſpiel vor die Augen zu führen, wie ſich die großen Bewegungen der Zeit in dem idylliſchen Mikrokosmus unſers Kleinſtaats wiederſpiegelten. Jene glücklichen Zeiten ſind vorüber und wir ſtehen mitten in dem Strudel der Reaction. — Wollte Gott, ich könnte hinzuſetzen: wie ein Fels im Meere. Aber glauben Sie ja nicht, daß ſich auch die Reaction von der heitern Seite auffaſſen laſſe: ſie iſt durchaus ernſt und traurig. Wir in unſerm politiſchen Stillleben merken, aufrichtig geſtanden, nur dann und wann den ſcharf wehenden reactionären Wind, der von unſern größern Nachbarn aus auch unſer Ländchen durchbrauſt; im Allgemeinen haben wir noch Preßfreiheit, wobei freilich eine Kleinigkeit, die Preſſe, fehlt, verfaſſungsmäßige Volksvertretung und jetzt bekommen wir ſogar Geſchwornengerichte. Sie ſehen, im Vergleich zu dem königlich ſächſiſchen Staatsminiſterium beſteht unſer Miniſterium, welches ſo gefährliche Inſtitute fortbeſtehen läßt, oder gar erſt einführt, aus einer Art von Revolutionären in Glacéhandſchuhen, und ich kann es keinem königl. ſächſ. Unterthanen verdenken, der uns um daſſelbe beneidet. Unſere Schuld an Schleswig-Holſtein bezahlt die Staatsregierung zwar vor der Hand nicht, aber — ich rechne dabei abermals auf den Neid Kurſachſens — aus conſtitutionellen Bedenken, weil die Kammer nicht verſammelt iſt. Denken Sie ſich: aus conſtitutionellen Bedenken! Ich glaube, wenn Sie an Ihr Miniſterium Frieſen-Beuſt gedenken, werden Sie mit Lear ausrufen: Ein Königreich für ein conſtitutionelles Bedenken! An die Stelle der Staatsregierung iſt in der ſchleswig-holſteinſchen Sache das Volk eingetreten und die anderthalbhunderttauſend Einwohner unſers Ländchens haben im Monat September mehr beigeſteuert, als der Großſtaat Sachſen, der von Würtemberg gelernt hat, ſich keinem Hohenzollern zu unterwerfen. Aber hier zeigt ſich wieder unſere eigenthümliche Lage als Kleinſtaat. Während Sie in Ihrem Königreich in dem gerechten Selbſtbewußtſein Ihres geretteten europäiſchen Einfluſſes Ihre innere Miſère, Verfaſſungsumwälzung, Verluſt der Preßfreiheit ꝛc. leicht verſchmerzen, kommen wir Kleinſtaatler trotz aller inländiſchen Freiheit nicht zum Behagen und zur Zufriedenheit, weil — wir den Bundesſtaat, den wir erſtreben, ſich auflöſen ſehen. Glücklich die 11 Großſtaaten des Eſchenheimer Klubbs, die eines Bundesſtaats nicht bedürfen, weil ſie in ſich ſelbſt feſt, ſich ſelbſt genug — mit einem Wort Großſtaaten ſind. Wir Unglücklichen!

Aber endlich im Ernſt zu ſprechen: wir fühlen uns nicht glücklich. Apollon hat dem deutſchen Volke den Ruhm der ſtaatlichen Größe bis jetzt beharrlich verweigert. Was iſt alſo natürlicher, als daß wir noch immer mit Vorliebe auf das Feld uns zurückziehen, in welchem der Gott uns ſo reich geſegnet — in den Garten der deutſchen Poeſie. Aber auch hier wohin uns wenden? Wir ſind die erlogenen Liebeswehen, wir ſind den Weltſchmerz und die Zerriſſenheit ſatt; wir ſind es überdrüſſig, Frivolität und Liederlichkeit uns für Genialität à la Heine verkaufen zu laſſen. Wir glauben nicht mehr an die Naturwahrheit des „Reißt die Kreuze aus der Erde,“ ſeitdem wir durch eine ſeltſame Ideenaſſociation dabei an ein Spritzleder erinnert werden, und bei der Wiener Gemüthlichkeit und der ſchwäbiſchen Naturpoeſie ſind wir unſchlüſſig, ob wir lachen oder

weinen ſollen. In ſolche Wüſte iſt ein Bändchen Lieder gefallen, die wie eine Oaſe den dürſtenden Wanderer locken und erquicken. Die Gedichte von Julius Sturm ſcheinen mir von Ihrem Recenſenten zu leicht genommen zu ſein. Ich glaube zu dieſer Bemerkung um ſo mehr verpflichtet zu ſein, als ſie größtentheils in unſerer kleinen Reſidenz entſtanden ſind, obgleich der Verfaſſer einer andern der 34 deutſchen Nationen angehört und jetzt in Ihrem Sachſen weilt. Laſſen Sie mich mit einem Sonett des Dichters ſchließen:

Eins iſt uns noth und ohne dieſes Eine
Sind unſre Hoffnungsträume Selbſtbethörung,
Und unſre Worte falſche Edelſteine,
Und unſre Thaten nichts als Glückzerſtörung.

Eins iſt uns noth, mit ihm nur im Vereine
Trägt unſer Flehn in ſich die Gotterhörung,
Und für dies höchſte Eine, das ich meine,
Ihr Brüder, ruf' ich auf euch zur Verſchwörung.

Wir wollen kämpfend mit des Geiſtes Waffen
Raſtlos den eigennütz'gen Haß bedrängen,
Mit glüh'nden Kohlen ihm das Haupt verſengen,

Bis wir der Liebe vollen Sieg verſchaffen,
Der Liebe, die entſtammt der Gottheit Schooße
Am Herzen trägt der Freiheit Alpenroſe.

Bis das geſchieht, hat es freilich wohl noch einige Zeit. Indeſſen bedeuten ja die grünen Blätter die Hoffnung: laſſen Sie uns denn hoffen und der Zeit warten, da wir werden handeln können. Bis dahin leben Sie wohl.

Literaturblatt.

Ein neuer Roman, der in England viel Aufſehen und Verdruß erregt hat, heißt **Fashion, by Mrs. Maberly.** Er enthält eine Schilderung der vornehmen Welt in England, die nicht ſchmeichelhaft iſt, aber den Stempel der Wahrheit trägt, daher der Verdruß der Betheiligten. Der Inbegriff des Wortes fashion iſt eigentlich unüberſetzbar: die Mode und ihre Tyrannei iſt wohl annähernd der Sinn; jedoch bleibt die Deutung für deutſche Leſer immer noch ziemlich unverſtändlich, weil man bei uns keinen Begriff von den launenhaften, albernen und despotiſchen Geſetzen der Mode in England hat. Sie beziehen ſich nicht, wie bei uns, auf äußerliche Dinge, auf Kleidung, Hausrath u. ſ. w., ſondern hauptſächlich auf die Geltung und die Stellung in der vornehmen Geſellſchaft. Um darin eine Rolle zu ſpielen, muß man die geheimnißvollen Bedingungen und Eigenſchaften kennen, welche die Despotin Faſhion vorſchreibt. Hohe Geburt und Reichthum, Geiſt und Schönheit finden keine Gnade vor ihr, wenn ihre eigenſinnigen Geſetze nicht befolgt werden. Und worin dieſe beſtehen, weiß eben kein Menſch zu ſagen, ſie enthalten doppelt und dreifach das Je ne sais quoi der Franzoſen. Die Excluſivität der engliſchen Geſellſchaft iſt bekannt, ſie ſoll darin neuerdings nur von ihrre Copiſtin der amerikaniſchen in Newyork und Boſton übertroffen werden. Doch iſt es noch nicht genügend, den Einlaß in den Zauberkreis erlangt zu haben, die Faſhion verlangt darin unerbittlich ihre Opfer. Wie dem Moloch werden ihr irdiſche und himmliſche Güter ge-

Digitized by Google

opfert, Reichthum und Seelenfrieden. Miſtreß Maberly ſchildert dies in ergreifender Weiſe. Eine junge ſchöne Frau, die eine glänzende Heirath gemacht, bietet Alles auf, um die Geltung der Faſhion zu erlangen, ſie verliert dabei faſt ihren Ruf und wird mit genauer Noth noch gerettet durch einen frühern Verehrer, einen vortrefflichen tugendſtarken Mann, der von der Verf. dazu beſtimmt ſcheint, neben den verſchrobenen unnatürlichen Geſellſchaftsmasken die verſöhnende Wirkung eines geſunden fleckenloſen Charakters zu machen. Neben dem eitlen, hochmüthigen und herzloſen Gatten ſeiner ſchönen Geretteten nimmt er ſich ſo gut aus, daß man eine Zeit lang befürchtet, die Verf. werde in den gewöhnlichen Fehler der meiſten Frauenromane verfallen und einen der abgedroſchenen Conflicte zwiſchen einem guten Liebhaber und böſen Ehemann abſpinnen, aber ſie geht mit vielem Tact darüber hinweg und zeigt im Verlauf ihres Romans, daß die Faſhion ihre Opfer ſo leichten Kaufs nicht losgibt. Die Eltern ſündigen ihr zu Liebe weiter an ihren Kindern. Eine höchſt ergötzliche Entführungsgeſchichte ihrer einzigen Tochter, durch einen falſchen Herzog, beſtraft und belehrt ſie endlich; der Schluß iſt verſöhnlicher, als zu erwarten war, weil dieſe Schmach vernichtet wird dadurch, daß der Entführer ein verkleideter ältlicher Onkel des jungen Mädchens war, der ſie nur wirkſam von ihrer Thorheit heilen will und ſchließlich die zerrütteten Vermögensverhältniſſe der Eltern durch ſeine reiche Erbſchaft wieder herſtellt.

Allgemeine Geſchichte von den älteſten Zeiten an bis zur Auflöſung des weſtrömiſchen Reichs. Von Pölitz. In ſiebenter Auflage umgearbeitet von Dr. Karl Zimmer. 1850. Leipzig, Hinrichs. — Bei einem Geſchichtswerk, welches weder auf den Ruhm kritiſcher Forſchung noch die Eigenthümlichkeit einer ſpirituellen Darſtellung Anſpruch macht, das ſich vielmehr darauf beſchränkt, die Reſultate der Wiſſenſchaft in kurzer Ueberſicht zuſammenzudrängen, iſt die Kategorie der Brauchbarkeit das entſcheidende Kriterium. In ſolchem Fall wird das Geſchäft der Kritik weſentlich durch den Erfolg erleichtert. Ein Werk, welches bereits die ſiebente Auflage erlebt, hat ſein Daſein hinlänglich gerechtfertigt. — Die letzte Ausgabe iſt eine Verbeſſerung; Herr Zimmer hat von den neuern Forſchungen, was als ausgemachte Thatſache gelten kann, fleißig nachgetragen und viele Abſchnitte zweckmäßiger umgearbeitet; daß er ſich auf die Hypotheſen Niebuhr's und Anderer nicht eingelaſſen hat, iſt bei der Anlage des Ganzen nur zu billigen. — Das Buch enthält zuerſt eine allgemeine Einleitung, dann China, Japan, Indien (p. 32—68); die weſtaſiatiſchen Staaten — die auf einer Seite abgemachte Geſchichte der Saſſaniden mit eingeſchloſſen (p. 69—92); die ſemitiſchen Völker: Aſſyrien, Babylonien, Syrien (bis zur römiſchen Eroberung), Phönicien, Juden bis zur Zerſtörung Jeruſalems (p. 93—150); das übrige Aſien; Aegypten bis zur Schlacht bei Actium, mit einem Nachtrag über ägyptiſche Cultur (179—212), Karthago; Griechenland bis zur Eroberung von Korinth (226—329), Rom bis auf Auguſtus (336—401), die Kaiſerzeit bis 476 (402—422, alſo nicht ſehr ausführlich), endlich die Literatur des claſſiſchen Alterthums (423—456).

Die preußiſche Revolution. Von Adolf Stahr. IV. 1850, Oldenburg, Stalling. Mit dieſem Heft, welches bis zur Auflöſung der Nationalverſammlung geht, ſchließt der „erſte Act im Drama der Revolution“. Ueber den Geiſt, in welchem Stahr dieſelbe betrachtet, haben wir uns ſchon bei Gelegenheit der früheren Hefte ausgelaſſen. Natürlich wird die Darſtellung um ſo bitterer, je deutlicher ſich die Reaction

Digitized by Google

geltend macht. — Können wir auch dem Herrn Verfaſſer, deſſen Standpunkt ungefähr mit dem der Nationalzeitung zuſammenfällt, in ſeinen politiſchen Vorausſetzungen nicht beipflichten, ſo bleibt ihm doch der Ruhm einer klaren, überſichtlichen, anziehenden und, ſoweit das bei einer beſtimmten Parteianſicht möglich iſt, objectiven Ausführung.

Volkslieder aus Krain. Ueberſetzt von Anaſtaſius Grün. 1850. Leipzig, Weidmann. Wir glauben die allerliebſten kleinen Lieder am beſten mit den Worten des berühmten Ueberſetzers zu charakteriſiren. — Seit dem dreizehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart mit Oeſtreich unter einem Scepter vereiniget (mit alleiniger Ausnahme der kurzen Zwiſchenregierung 1809—1813) theilte Krain fortwährend treu und ehrlich die Kämpfe und Geſchicke Oeſtreichs. Den glänzendſten und einen beinahe ſelbſtändigen Antheil nahm es aber an den langjährigen blutigen Türkenkriegen. Nicht nur unter den Fahnen Oeſtreichs ſtets in erſter Reihe kämpfend, ſondern auch unter eigenen Heerführern (Katzianer, Auersperg, Thurn, Lamberg, Lenkowitſch u. A. m.) dem Erbfeinde chriſtlichen Namens ſelbſtändige und mörderiſche Schlachten liefernd, floß das Blut ſeiner Söhne in Strömen auf allen Wahlſtätten jener Kriege. Durch ſeine geographiſche Lage den, trotz aller Friedensſchlüſſe, faſt jährlich wiederholten Einfällen der Grenzpaſchas bloßgegeben, war das ganze Land Krain durch Jahrhunderte ein großes Feldlager, eine von Geſchützen und Rüſtungen ſtarrende Burg; die ganze waffenfähige Bevölkerung, wie die Mannſchaft einer großen Vorpoſtenwacht, in jedem Augenblicke marſch- und kampffertig und der Signale (Kreuth- auch Creuzfeuer) gewärtig, die, von allen Höhen aufflammend, binnen wenigen Stunden das ganze Land zu den Waffen rufen konnten. Da war jedes Haus eine Schanze, Schlöſſer und ſelbſt Kirchen waren befeſtigte Außenwerke mit Thürmen, Ringmauern und Gräben (Tabor), vornehmlich zur Aufnahme der Wehrloſen und der geflüchteten Habſeligkeiten beſtimmt. Dieſe Epoche der ausdauerndſten und erbittertſten Kämpfe iſt der Glanzpunkt der Landesgeſchichte, ihr gehören alle poetiſchen Erinnerungen an, ihr die Entwicklung eines eigenthümlichen kriegeriſchen Volkslebens und ſomit auch eines ſelbſtſtändigen Volksliedes. Dieſes nimmt die Helden, die es verherrlichen will, theils aus der Zahl eingeborener Kriegsmänner und Abenteurer, größerentheils aber, bei dem Verſchmelzen der eigenen Landesgeſchicke mit denen ſeiner Nachbarvölker, aus der Geſchichte und Tradition der letztern. So hat, wahrſcheinlich durch Kampfgenoſſen aus Slavonien und Croatien vermittelt, die abenteuerliche Geſtalt des Serbenhelden Marko noch im Volksliede Krains einige Geltung; ſo überragt in dieſem alle Andern ein fremdes, faſt fabelhaftes Weſen, König Mathias (Kralj Maljas) genannt. Wo ſich dieſe mythiſche Geſtalt auf hiſtoriſchem Wege beikommen und erfaſſen läßt, gibt ſie ſich als Mathias Corvinus Hunjady, König von Ungarn (ungar.: Malyas Király) zu erkennen, welcher hier nicht nur die eigenen Thaten und Schickſale, ſondern auch die ſeines Vaters Johann Hunjady und anderer Helden, ja vielleicht ſogar die moraliſchen Fehltritte der letzten Grafen von Cilli auf ſich nehmen muß. Seine bedeutungsvolle Rolle iſt aber noch nicht zu Ende; denn das Volk iſt dankbar gegen ſeine Lieblinge und Beſchützer und läßt ſich ſelbſt vom Tode den koſtbaren Beſitz nicht rauben. So iſt nach der Sage der Südſlaven auch König Mathias noch nicht geſtorben, ſondern ſchläft nur, des Wiedererwachens gewärtig, in einer Grotte im tiefen Ungarn, wie Friedrich Barbaroſſa im Kyffhäuſer und Karl der Große im Salzburger Uniersberge, wie Holger der Däne in einem Gewölbe bei Kronburg und

Digitized by Google

Artus der Britte in einem Berge ſeiner Heimath. Dort ſitzt er mit ſeinen Kriegern (ſchwarze Legion, cerna voiska) an einem Tiſche unter dem in der ſlaviſchen Volkspoeſie ſo charakteriſtiſchen Lindenbaume, unter welchem alle Haupt- und Staatsactionen vorzugehen pflegen. Ein Lied, das jedoch ſeiner ſonſtigen Unbedeutendheit halber in die Sammlung nicht aufgenommen wurde, läßt ihn ſogar, wie Orpheus um Eurydice, mit einer Geige in der Hand zur Hölle ſteigen, um ſeine todte Geliebte heraufzuholen, was ihm aber, da dieſe unterwegs das gebotene Stillſchweigen bricht, eben ſo wenig glückt, als ſeinem thrakiſchen Vorbilde. In ſolcher Art knüpft das Volk an die Perſonen ſeiner Lieblingshelden ohne kritiſche Sichtung deren eigene und fremde Eigenſchaften, Handlungen und Erlebniſſe, wie dieſe durch die Ueberlieferung zu ſeiner Kenntniß gelangt ſind. Das belebende Element jener, nach dem Geſagten wohl größtentheils dem 16. und 17. Jahrhunderte angehörigen romanzenartigen Lieder iſt ein unerſättlicher, oft in blutdürſtige Grauſamkeit ausartender Türkenhaß; bezeichnend und für echt volksthümliche Abkunft zeugend iſt das Uebertragen der eigenen Anſchauungsweiſe, Geſchäfte und Hantirungen des Volkes auf ſeine Helden, der eigenen Sitten und Gebräuche auf fremde Völker, der gegen die nächſten Nachbarn ſich kundgebende Provinzialhaß und Spott u. dgl. m. Obſchon Krains Volkslied ſein nahes Verhältniß zur Poeſie der übrigen ſlaviſchen Völker nicht verleugnet, ſteht es doch mit der ſerbiſchen Volkspoeſie in allernächſter Verwandtſchaft. Wenn jedoch das ſerbiſche Volkslied, im Einklange mit der Geſchichte Serbiens, als wohlgegliedertes Epos zur Feier vaterländiſcher Helden, als ſtolzer Triumph- und Siegesgeſang nach glanzvoll beendigten Kriegen, breit und feierlich dahinrauſcht, ſo klingt, eben auch im Einklange mit der Landesgeſchichte, Krains Volkslied raſch und abgeriſſen, als kurze Romanze, als friſches Waffenlied, wie es Nachts am Vorpoſtenfeuer von wachenden Kriegern geſungen zu werden pflegt, die ſich munter erhalten, die Nacht kürzen, vor allem aber den Faden, den jeder Augenblick durch Auszug oder Ueberfall durchſchneiden kann, nicht über Gebühr ausſpinnen wollen. Beachtenswerth iſt in dem ſpätern Zeitabſchnitte, bei wachſendem Verkehre mit deutſchen Völkern, der allmälige Uebergang des altſlaviſchen, gegenwärtig nur noch durch den ſerbiſchen repräſentirten Volksgeſanges in die Auffaſſungs- und Darſtellungsweiſe des deutſchen Volksliedes, Aehnlichkeit der Motive und insbeſondere die Aufnahme des den ältern Slaven fremden Reimes. Im 18. Jahrhundert verminderte ſich durch die veränderte Art der Kriegsführung die Betheiligung des Einzelnen am Kampfe und mithin auch die des Volksliedes; ſo klingt aus den letzten Türkenkriegen ein Lied „Loudon vor Belgrad" bereits ziemlich matt und farblos. Der gemachte halbofficielle Patriotismus aus den Preußen- und Franzoſenkriegen konnte auch nur erzwungene Früchte tragen. In neuerer Zeit iſt mit der Phyſiognomie eines eigenthümlichen Volkslebens auch die des ältern krainiſchen Volksliedes in Allgemeinheit und Unbeſtimmtheit zerfloſſen und an ſeine Stelle iſt eine aus kümmerlichen Inſpirationen ländlicher Presbyterien, Schul- und Trinkſtuben hervorgegangene Liederkunſt getreten, welcher das belebende Element wahrer Volksthümlichkeit fehlt, und der ſich aus dem Volke ſelbſt gereimte Klagen über erhöhte Salzpreiſe, Abführung der Geliebten als Rekruten, drückende Steuern und Frohndienſte u. ſ. w. traurig beigeſellten." —

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Guſtav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von C. E. Elbert.

Digitized by Google

Vom ſchleswig-holſteinſchen Heere.

Zwar vermag meine Feder keine frohen Siegesnachrichten zu geben, denn die blutigen Tage von Miſſunde und Friedrichsſtadt! ſind ohne Erfolg geblieben, dennoch kann ich manches Tröſtliche, ja zu ſchönen Hoffnungen Berechtigende melden. Feſter und unbeugſamer iſt der Entſchluß geworden, das letzte Gut und Blut herzugeben, um einen ehrenvollen Frieden uns zu erkämpfen. Werden die ſchmachvollen Zuſtände des Jahres 1850 in Deutſchland im ewigen Buch der Geſchichte niedergeſchrieben, die Seite Schleswig-Holſteins wenigſtens ſoll rein von Schmutz und Schande bleiben.

Zwei blutige Gefechte außer faſt täglichen kleinen Scharmützeleien der Vorpoſten unter einander haben wir in den letzten Wochen gehabt, die uns zuſammen nahe 700 Soldaten an Todten, Verwundeten oder Gefangenen gekoſtet haben. Wir haben beide Mal unter den ungünſtigſten Verhältniſſen kämpfen müſſen, denn unſere Feinde ſtanden hinter hohen Wällen geſichert vor unſern Geſchoſſen, während ihre Kugeln verheerend in die Reihen unſerer Soldaten ſchmetterten. Sieger ſind wir an dieſen beiden Tagen nicht geworden, denn wir mußten den Sturm aufgeben, beſiegt ſind wir aber auch nicht, denn die Dänen hüteten ſich wohl, uns in's offene Feld hinein zu folgen, und ungehindert marſchirten wir in unſere frühern Stellungen zurück. Verſchiedene Truppentheile waren bei dieſen Gefechten beſonders thätig, bei Miſſunde ſind das 1ſte Bataillon, dann das 12. Bataillon und das 2., 3 und 5. Jägercorps am heftigſten im Feuer geweſen; während bei Friedrichsſtadt das 6. Bataillon, dann das 5., 11. und 15. Bataillon und das 1ſte Jägercorps von unſerer Infanterie verwendet wurden. Ohne Ausnahme aber haben alle dieſe Corps ſich gerechten Anſpruch auf die Zufriedenheit des Oberanführers erworben, ja ſich theilweiſe mit einem Muthe geſchlagen, wie er bei keiner Truppe der Welt größer ſein konnte. Als am Abend des 4. October eine Compagnie vom 1. Jägercorps und vier Compagnien vom 6. Bataillon den Befehl erhielten, die däniſchen Schanzen und Wälle bei Friedrichsſtadt zu erſtürmen, da erſcholl ein lautes freudiges Hurrah in den

Gliedern. Das Muſikchor am Schluß der Sturmcolonne mußte unſer Nationallied „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen“ blaſen, die Soldaten begleiteten mit vollem Geſang und drangen im Sturmſchritt auf dem ſchmalen Damme vor. Von allen Seiten ſchmetterten die Kugeln der Feinde in ihre Reihen furchtbare Verwüſtungen anrichtend, ſie ſetzten unerſchrocken ihren Marſch fort, bis unüberſteigliche Hinderniſſe demſelben Einhalt geboten. An fünf Stunden von des Abends 6 bis 11 Uhr dauerte das Gefecht unaufhörlich fort; mehrmals zurückgedrängt, ſtürmten die Unſrigen immer wieder vor das gut geleitete Feuer der däniſchen Geſchütze; die vielen angelegten Minen, die krachend in die Luft flogen, die Blockhäuſer, deren mehrere aufgebaut waren, verhinderten das weitere Vordringen.

Schleswig-Holſtein iſt leider nicht in der Lage, allen Officieren, welche es ſo nöthig braucht, eine ſorgenfreie Zukunft ſichern zu können; wir ſind überzeugt, viele Hunderte deutſcher Militärs würden mit Freuden ihren Dienſt aufgeben, um in unſere Reihen zu kommen, die jedem deutſchen Kameraden mit Freuden geöffnet ſind. Sind doch an 120 deutſche Officiere ſeit dem Tage von Idſted in ſchleswig-holſteiniſche Dienſte getreten und vergeht auch jetzt noch keine Woche, wo deren nicht noch mehrere zu uns kommen. Beſonders preußiſche Officiere ſind in letzter Zeit viele hier angelangt, und erwartet werden noch mehrere kurheſſiſche Officiere, von denen wir jetzt ſchon 5 bis 6 unter uns zählen. — Aber auch Soldaten bekommen wir jetzt täglich aus ganz Deutſchland, obgleich freilich der Zuzug nur gering zu der Größe von unſerm gemeinſamen Vaterlande zu nennen iſt. 4000 Streiter, die nicht aus Schleswig-Holſtein ſelbſt gebürtig ſind, haben in den letzten Monaten wieder Dienſte bei uns genommer. Etwa 200 Ungarn und Polen mögen ſich unter dieſer Zahl befinden, ſonſt ſind alle übrigen Deutſche. Preußen, Hannover, Oldenburg und Mecklenburg haben im Verhältniß die größte Zahl zu dieſem Contingente geliefert, obſchon alle deutſche Staaten darin vertreten ſind. Die wenigſten ſandte Oeſtreich; doch ſind 8 öſtreichiſche Officiere, darunter 3 Hauptleute, in letzter Zeit in Dienſt getreten. Künſtler, Studenten, Gelehrte, junge Beamte haben die Büchſe oder Muskete ergriffen und ſind als gewöhnliche Soldaten in Reih und Glied getreten. Auch unter den Schleswig-Holſteinern ſelbſt ſieht man Leute jedes Standes, Alters und Bildungsgrades, denn ohne Ausnahme muß Jeder, der nur die Waffen tragen kann, im Alter von 19 bis 35 Jahren jetzt hier dienen. Allein fünf Abgeordnete des Landtages in Kiel befinden ſich in Reih und Glied als Soldaten, während zwei andere Abgeordnete Officiersposten bekleiden. Oft ſieht man, daß 3 bis 4 Brüder neben einander in Reih und Glied ſtehen und der Vater dient oft neben dem Sohne. So fiel z. B. bei Friedrichsſtadt der Gutsbeſitzer und Landtagsabgeordnete Böllentſen aus dem Dithmarſchen, von einer däniſchen Kugel getroffen. Obgleich ſchon ein ſilberhaariger Greis, hatte der Mann, von glühender Vaterlandsliebe begeiſtert, ſchon im vorigen Jahre die Büchſe ergriffen

Digitized by Google

und war als Jäger im trefflichen 1. Jägercorps mitgezogen. In dem ſiegreichen Treffen bei Kolding hatte er eine bedeutende Wunde davon getragen, war aber in dieſem Jahre wieder eingetreten, neben ihm ſtand im Gliede ſein Sohn. Gibt es doch bei uns Familien, wo drei, vier, ſelbſt fünf Brüder im Heere dienen, hat doch ſchon manches Elternpaar zwei bis drei Söhne in dem heiligen Kampfe verloren. Viel des edelſten Blutes iſt hier vergoſſen.

Jetzt freilich wird der Krieg anders geführt als früher, und wenn wir auch nur 28,000 Mann hier haben, während Wrangel 1848 über 64,000 Mann, Prittwitz im Jahr 1849 aber gar über 82,000 Mann zu verfügen hatten, ſo haben wir den Dänen doch ſchon viel mehr Leute getödtet. Aber mit welchem Feuer und mit welch furchtbarer Erbitterung kämpfen auch jetzt oft unſere Soldaten. Bei Miſſunde marſchirte eine Compagnie des 1. Bataillons mit lautem Geſang des Liedes „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen“ in das feindliche Kanonenfeuer, und wenn auch von allen Seiten die Kugeln verheerend in ihre Reihen ſchlugen, ſo hat der Chor doch nicht eher geſtockt, bis die Soldaten ſo nahe gekommen waren, daß ſie ſich mit einigem Erfolg ihrer Gewehre gegen die Geſchütze bedienen konnten. So hat man bei Miſſunde manche Verwundeten nur mit Mühe aus der Gefechtslinie zu den Verbandplätzen zurückführen können, da ſie trotz ihrer Wunden den Kampf noch fortſetzen wollten. Ein Jäger vom 2. Jägercorps, der ſchwer am Bein verwundet war, hat, noch auf dem Boden liegend, ſeine Büchſe geladen und zweimal mit gutem Erfolg gegen den Feind abgeſchoſſen. Als er endlich auf einer Tragbahre zurückgebracht wurde und bei ſeinem Bataillon vorbeikam, richtete er ſich mit letzter Kraft noch auf und rief: „Hoch die 2ten Jäger, haltet Euch brav, ſobald ich kann, bin ich wieder bei Euch.“ Am andern Tage war der Brave verſchieden. Ein Musketier von der 3. Compagnie des 11. Bataillons ward bei Friedrichsſtadt ſo verwundet, daß er nur durch 2 Kameraden aus dem Feuer getragen werden konnte. Dieſe vermochten aber mit ihrer Bürde eine ſchon halbverbrannte Brücke nicht mehr zu paſſiren und waren gezwungen, ihn zurückgelaſſen, um ſich ſelbſt zu retten, da raffte der Verwundete ſeine letzten Kräfte zuſammen, warf Gewehr und Patrontaſche in den Trenteſluß, ſtürzte ſich dann mit den Worten: „die verfluchten Dänen ſollen mich nicht lebendig haben“ in die Wellen und ertrank. Ein anderer Schwerverwundeter, der nicht mehr mit fortgebracht werden konnte, hat ſich ſelbſt erſchoſſen, um nicht in feindliche Gefangenſchaft zu gerathen. Auch ein verwundeter ſchleswig-holſteiniſcher Officier hat ſich in Friedrichsſtadt in die Flamme eines brennenden Hauſes geſtürzt, um ſo lieber den Tod wie die feindliche Gefangenſchaft zu erdulden. Ebenſo ehrenwerth wie unſere Armee benimmt ſich das ganze Land. „So lange der däniſche König den Krieg aushält, halten wir ihn auch aus und haben dann noch einen Thaler Geld mehr als er übrig,“ ſagte mir in ſeiner plattdeutſchen Mundart ein wohlhabender Bauer in Norderdithmarſchen, als ich mit ihm über die Laſten des Krieges ſprach.

Ein Anderer meinte: „Sieben Koppel (Feldtheile) habe ich, zwei davon koſtet alljährlich der Krieg, aber wenn er auch noch zwei mehr koſtet, ſo wollen wir uns doch unſer Recht nicht von den Dänen nehmen laſſen.“ Ich weiß einen größern Gutsbeſitzer, der in dieſem Jahr allein ſchon an 15,000 Thaler Kriegsſteuer gezahlt hat und doch noch einen freiwilligen Beitrag von 1000 Thalern für die ſchleswig-holſteiniſche Invalidencaſſe einſandte. Ueberhaupt wird trotz des Kriegsdruckes noch von ſehr vielen Seiten freiwillig für die Armee geliefert. Ganze große Wagen mit Bier, Branntwein, Speck, Würſten, Eiern und ähnlichen willkommenen Gaben kommen im Lager an als Geſchenke von wohlhabenden Dorfſchaften an ſolche Compagnien, die lange bei ihnen im Quartier geſtanden haben. Auch in den Hoſpitälern wird für die Verwundeten auf das eifrigſte geſorgt, und der weibliche Theil der Bevölkerung zeigt ſich hier oft im ſchönſten Licht. Viele edle Frauen aller Stände widmen ihre ganze freie Zeit dieſen wohlthätigen Werken und ſcheuen keine Widerwärtigkeit, um den Soldaten in den Lazarethen ſo viel als möglich ihr Schmerzenslager zu erleichtern.

Auch der Adel des Landes, von jeher durch Bildung und Tüchtigkeit reſpectabel, und darin vor dem mit Recht verrufenen Junkerthum des Nachbarlandes Mecklenburg ausgezeichnet, hält ſich im Allgemeinen vortrefflich, zahlt genau alle ihm jetzt auferlegten großen Abgaben und ſendet ſeine Söhne in die Reihen des Heeres. Viele Sproſſen der edelſten Familien des Landes haben ihre Treue an Schleswig-Holſteins Recht ſchon mit ihrem Blute beſiegelt. Nur einzelne wenige hochariſtokratiſche Familien machen ſich auch hier durch Erbärmlichkeit bemerkbar, ſuchen ſich den allgemeinen Laſten auf jegliche Weiſe zu entziehen, ja ſie ſind theilweiſe öffentlich in das däniſche Lager übergegangen. — Die Thätigkeit des ſchleswig-holſteinſchen Heeres beſteht jetzt darin, für einen Winterfeldzug alles Mögliche vorzubereiten. Sobald erſt der Froſt den Boden gehärtet, die jetzt überall überfluthenden Gewäſſer in ihre Schranken zurückgedrängt hat, ſind für unſer Heer viele Vortheile gewonnen. Die Hauptſtärke der däniſchen Stellung beruht auf den Moräſten der Marſchgegenden, und jetzt den Aufſtauungen übergetretener Flüſſe, Trente und Schlei, welche dieſelbe an vielen Punkten unangreifbar machen. Hat der Froſt dies geebnet, ſo haben wir Ausſicht, das däniſche Heer aus ſeinen Lägern bei Schleswig heraus zu manövriren, ohne viel unnützes Blut mit der ſchwierigen Erſtürmung der feſten Werke des Dannewerks vergießen zu müſſen. Auch können im Winter die Dänen ihre Flotte nicht mehr gebrauchen. Alles dies läßt das jetzige Syſtem des Generals von Williſen als das richtige anerkennen. Daher vertraut das Heer ihm und den andern höhern Führern, unter denen die beiden Brigade-Generäle Freihr. von der Horſt und von Gerhardi, der Chef der Artillerie General v. Wiſſelt und der Chef des Stabes, Oberſt von der Tann, beſonders rühmlich zu nennen ſind, auch vollkommene und alle von manchen andern Seiten verſuchten Verdächtigungen gegen den Commandeur ſind

wirkungslos abgeprallt. Unſere Sache hat mit Feinden zu kämpfen, von denen die offenen im däniſchen Lager nicht immer die unangenehmſten ſind. So hat uns auch ein guter Theil der deutſchen Preſſe durch Tactloſigkeit mehr geſchadet, als genützt. Einzelne Correſpondenten lungern in unſerm Hauptquartiere umher, um irgend eine Neuigkeit durch dritte und vierte Hand zu erfahren und möglichſt ausgeſchmückt ihren Leſern mitzutheilen. So ſind denn oft alberne Zeitungsnachrichten über unſere mährchenhaften Heldenthaten entſtanden, die der ſchleswig-holſteinſchen Sache nur geſchadet, in unſerm Heere ſelbſt gerechten Widerwillen hervorgerufen haben, und von der däniſchen Preſſe begierig aufgegriffen worden, uns in lächerliches Licht zu ſetzen. Einige Officiere von uns haben ſich wiederholt den Scherz gemacht, bekannten Zeitungscorreſpondenten Geſchichten à la Münchhauſen aufzubinden, die dann oft ſelbſt in ſonſt achtbare Blätter übergingen. Jetzt iſt übrigens durch eigenen Armeebefehl ſehr vernünftig allen Officieren unterſagt worden, ſich öffentlich über Operationspläne und ſonſtige Kriegsangelegenheiten auszuſprechen. Ein anderer Nachtheil, den uns die deutſche Preſſe zufügt, iſt ihr ewiges, oft wirklich unverſtändiges Drängen zu entſcheidenden Schritten, ohne daß ſie die wahren Verhältniſſe irgend zu beurtheilen vermag. Wahrlich, das Geſindel unter den Zeitungscorreſpondenten ſcheint zu glauben, daß wir nur dazu da wären, um ja recht vielen Stoff zu pikanten Zeitungsartikeln zu liefern. Wenn ſolch unnützes Geſchwätz auch hier bei uns im Heere ſelbſt nicht den mindeſten Einfluß hat, ſo dient es doch mit dazu, die kaum erwachten Sympathien für unſere Sache im übrigen Deutſchland ſchwächen zu helfen, und ſchadet ſo dem ſchleswig-holſteinſchen Volke nicht wenig.

Biographien unberühmter Ruſſen.

2. Schickſale eines unirten Popen.

Bekanntlich war die unirte Kirche, die ſich innerhalb des ruſſiſchen Gebietes nur in den vormals polniſchen Ländern, beſonders in Kleinpolen und Lithauen findet, urſprünglich rein griechiſch. Erſt im 17. Jahrhundert, als die Jeſuiten in Polen zu Anſehen gelangt waren, arbeitete die polniſche Regierung darauf hin, die Griechen der römiſch-katholiſchen Kirche zuzuführen. Eine völlige Einverleibung war nicht möglich, eine ſehr bedeutende Annäherung aber wurde durch kluge Nachſicht der Regierung und durch den Patriotismus der Griechiſchgläubigen erwirkt. Denn öffentlich ſprachen ſie es aus: indem ſie ſich der apoſtoliſchen Kirche, ſoweit es ihr Gewiſſen erlaube, näherten, ſtehe ihnen beſonders das Wohl der Republik vor Augen.

Digitized by Google

Die Annäherung an die römiſche Kirche beſtand nun in der Hauptſache darin, daß die griechiſchen Gemeinden den Papſt und die Lehre vom Fegefeuer und von der Gewalt der Meſſen anerkannten, im übrigen behielten ſie die Satzungen der griechiſchen Kirche bei, z. B. die Prieſterehe, den Gebrauch der Landes- und griechiſchen Sprache bei dem Gottesdienſt, das Abendmahl in beiderlei Geſtalt und die griechiſche Form der Faſten.

Hauptſache war die Anerkennung des Papſtes, und dies genügte der polniſchen Regierung völlig; das iſt es aber gerade, was die gegenwärtige ruſſiſche Regierung gegen die unirte Kirche aufregt, und da die Regierung dieſe Conceſſionen als aufgedrungene betrachtet, ſo glaubt ſie, ihr dieſelben unnachſichtlich wieder abdringen zu dürfen.

Aus Grund ſolcher Annahme mußte natürlich die unirte Kirche im ruſſiſchen Reiche ungleich rohere Angriffe zu ertragen haben, als die römiſch-katholiſche in Polen und die proteſtantiſche in den Oſtſeeprovinzen. In Lithauen hatte man die Operationen ſchon in den zwanziger Jahren begonnen, jedoch mit einiger Vorſicht wegen der Stimmung des Königreich Polens, welches jeden auf das naheverwandte Lithauen ausgeübten Druck mitfühlte. Nachdem aber die polniſche Revolution von 1830 und 1831 unterdrückt und die ſtaatliche Organiſation in den aufſtändiſchen Ländern wieder hergeſtellt war, begann man die Unternehmungen gegen die unirte Kirche auf's neue. Doch verfuhr man gegen die unirten Gemeinden wenigſtens in größern Städten nicht ohne Verzicht auf Vorwendung irgend eines Scheins von Recht. Bei ſehr iſolirten Landgemeinden glaubte man auch auf dieſen Schein verzichten zu dürfen.

Es war drei Jahre vor dem bekannten Kampfe der Regierung gegen die unirten Biſchöfe im Königreich Polen, als im ſüdlichen Lithauen an die Popen der unirten Landkirche in Lithauen bereits zweimal Aufforderungen erlaſſen worden waren, ſchriftlich den Irrthümern zu entſagen, welche im Verlaufe früherer Jahrhunderte durch die polniſche Regierung in den Gottesdienſt ihrer Gemeinden eingedrängt worden ſeien. Die erſte dieſer Aufforderungen war ohne Erfolg geblieben. Die zweite, welche einige Monate ſpäter ſtattfand, war ſchon ſo drohender und ernſter Art, daß mehrere Popen ſich dem Willen des Guberniums nicht zu widerſetzen wagten. Sie erklärten ſich bereit, für ihre Perſon in die orthodoxe Kirche zurückzukehren, wenn man ihnen die Gnade erweiſen wolle, ſie zu verſetzen. Andere ſuchten durch Vorſchläge zu einer Rückannäherung an die orthodoxe Kirche der Gefahr zu entgehen. Noch andere aber erklärten unverhohlen, daß auch die geringſte Veränderung ihrer Glaubensſätze vor ihrem Gewiſſen nicht beſtehen könne. Am entſchiedenſten bewieſen ſich zwei Popen von ſehr alleinſtehenden unirten Gemeinden am Dniepr, deren Namen wir durch die Buchſtaben O. und B. verbergen wollen. Beide, nahe mit einander verwandt und in ſtetem perſönlichen Verkehr, ermuthigten ſich gegenſeitig zum Widerſtande und ſuchten ihren Einfluß zu erhöhen,

Digitized by Google

indem ſie um eine Verſetzung baten, durch welche ſie mehr in die Mitte ihrer Kampfgenoſſen gekommen ſein und an deren Spitze ein größeres Gewicht erlangt haben würden. Allein die Regierung ging nicht darauf ein und beeilte ihre Operation, indem ſie den beiden Männern eine Bedenkfriſt von nur zwei Monaten gewährte.

Die Friſt verſtrich. Eine Commiſſion, beſtehend aus einem Polizeipräſidenten oder Kreiscommiſſär, einem Offizier aus der Kanzlei des Gubernators, einem orthodoxen und einem übergetretenen Popen, erſchien. Allein jene Beiden beharrten bei ihrem Widerſtreben. Die Commiſſion gewährte im Namen des Guberniums eine nochmalige Bedenkfriſt, verband damit aber ſo ernſtliche Drohungen, daß beide Geiſtliche über die Folgen ihres Beharrens durchaus nicht in Ungewißheit ſein konnten.

Am Tage nach Ablauf der zweiten Bedenkzeit bereitete ſich O. mehrere Stunden in der Kirche durch Gebet auf einen Schritt vor, der Jedem in der Gemeinde, auch ſelbſt den Perſonen ſeiner Familie, bis zur Ausführung ein Geheimniß war. Vom Altar begab er ſich in ſein Haus und zwar in ſein Studierzimmer und ſchichtete bei verſchloſſener Thüre aus ſeiner Bibliothek, beſonders aber aus ſeinen religiöſen Schriften, eine Art Scheiterhaufen auf einem Strohſacke auf. Darauf ging er zu ſeiner Familie und benahm ſich ſeiner Stimmung zufolge ſo, daß ſich den Perſonen bange Ahnungen aufdrängten. Zurückgekehrt in ſeine Stube, öffnete er die obern Fenſter und lauſchte dem Tone der Klingel, durch welche die ruſſiſchen Extrapoſten ſich ſchon von fern ankündigen. Gegen Mittag wurde ſie hörbar, da zündete der Pope den Scheiterhaufen an, warf ſich darauf, und als die Commiſſion anlangte, fand ſie nur eine halb verbrannte Leiche. Die Commiſſion ſetzte ohne weiteres den einen der bei ihr befindlichen Popen in das Amt des trotzigen Märtyrers. Nachdem ſie noch einige mündliche Befehle dem Vorſteher der Gemeinde ertheilt, ſetzte ſie ihre Reiſe zu dem Andern fort und erreichte ihr Ziel am andern Morgen, eines Sonnabends gegen ſieben Uhr. Sie fanden ihn in der Kirche. Er hatte die Thüre hinter ſich geſchloſſen, allein ſein Knecht verrieth ihn, und da nun auf den Hollahruf und das Anklopfen die Oeffnung der Kirche nicht erfolgte, ſo zögerte der Polizeipräſident nicht, die Thüre des Gotteshauſes durch die Gensdarmen, welche die Commiſſion begleiteten, aus den Angeln heben zu laſſen.

Man fand den Popen vor dem Altar im Gebet und mußte ſich gedulden, bis er ſein geiſtliches Werk vollendet hatte. Seltſamer Weiſe berührte die Commiſſion zunächſt den Zweck ihres Hierſeins gar nicht, benahm ſich vielmehr wie ein Freund, der beim Freunde zum Beſuch kommt, und bat den Popen, in ſein Wohnhaus zurückzugehen. Die Commiſſion begleitete ihn in ſeine Wohnung und machte ſich darin mit der naiven ruſſiſchen Dreiſtigkeit heimiſch, während die Gensdarmen wie zufällig zwei Poſten, einen vor und einen hinter dem Pfarrhauſe beſetzten.

Digitized by Google

Die Commiſſion lud ſich ſelbſt bei dem Popen zum Frühſtück und Mittagsmahl ein. Eine Stunde verging nach der andern, und mit keinem Worte that ſie ihrer Miſſion Erwähnung, auch nicht als B. endlich ſelbſt den gefährlichen Punkt berührte. Allein kaum war die Abenddämmerung eingetreten, als ſie ihren geſellſchaftlichen Anſtrich mit einem ſtreng amtlichen vertauſchte und von B. einen definitiven Beſcheid forderte. Dieſer fiel nicht anders aus, als er früher ſchon unaufgefordert gegeben hatte. Die Ruſſen zeigten eine ſeltene Langmuth, ſie gingen ſo weit, den Widerſpenſtigen zu einer bekehrenden religiöſen Unterhaltung mit dem der Commiſſion angehörenden Popen in einem beſondern Zimmer zu zwingen.

Daß dieſer Menſch, der bereits vor einigen Jahren als Geiſtlicher aus der unirten Kirche in die orthodoxe griechiſche zurückgetreten war und ſeitdem den Ruhm der käuflichſten Creatur erworben hatte, in B.'s Augen den Werth eines Judas haben und daher gar keine Wirkung ausüben konnte, war natürlich. Bemerkenswerth aber iſt, daß dieſer Herr ſein Bekehrungswerk durch eine Auseinanderſetzung der politiſchen Vortheile bewirken wollte, welche der Regierung aus einer Rückvereinigung der unirten mit der griechiſchen Kirche beſonders in Hinſicht der ſpätern Maßregeln gegen die römiſch-katholiſche Kirche erwachſen müßten.

Als B. die Erklärung gab, daß jede Bemühung umſonſt ſei und die Maßregel gegen ihn in Anwendung gebracht werden möge, zu der man ermächtigt ſei, zog der Polizeipräſident gravitätiſch die Uhr und entgegnete, die Friſt ſei noch nicht um, aber er möge bedenken, daß ſie um 9½ Uhr abgelaufen ſei. Er ließ ſeine goldene Uhr vor ſich liegen, und als es 9½ Uhr war, erhob er ſich würdig und frug den Bekämpften: „Wie ſteht es nun?"

„Ich kann nicht meinen, daß Sie ſich ſo täuſchen, in mir ſiebenunddreißigjährigem Manne ein Kind zu erblicken," verſetzte der wackere Pope.

„Was heißt das? ich fordere Ihre unbedingte Beſcheidung!" entgegnete der Präſident.

„Die haben Sie ſchon. Es wird mich nichts bewegen, die Glaubensſätze meiner Kirche zu verletzen."

Dieſer Erwiderung folgte unverweilt die Feſtnehmung durch die Gensdarmen und ſeine Abführung auf den zweiten Wagen, mit welchem die Commiſſion gekommen war. Man geſtattete ihm nicht einmal den Abſchied von ſeiner Gattin. Der Adjutant des Gubernators nahm an B's Seite Platz, vier Gensdarmen wurden beordert, den Wagen zu begleiten.

Jener abgefallene Pope dagegen, der Polizeipräſident und zwei Gensdarmen blieben in dem Pfarrhauſe zurück, um am nächſten Tage, dem Sonntag, der Gemeinde die nöthige Rückſicht zu erweiſen. Dies geſchah in komiſcher Weiſe. Die Bauern und mit ihnen drei Grundherren waren verſammelt und warteten ziemlich lange auf den Anfang des Gottesdienſtes, denn der Sakriſtan konnte ſich nur

Digitized by Google

ſchwer entſchließen, auf den Befehl eines Andern, als ſeines bisherigen Kirchen herrn ſeine Dienſtverrichtungen zu beginnen. Mit Mühe brachte ihn endlich der mit der Commiſſion herbeigekommene Pope ſo weit. Als der Augenblick kommt, wo die Gemeinde die Erſcheinung des Predigers erwartet, ſieht ſie zu ihrem nicht geringen Erſtaunen den Polizeipräſidenten auftreten. Dieſer wohluniformirte Krieger der ſtreitbaren Kirche unternahm es, in ſehr beruhigenden Worten der Gemeinde zu erklären, daß die Abweſenheit ihres bisherigen Popen in einer polizeilichen Verwickelung ihren Grund habe, welche ſeine ſchleunige Berufung vor die Gubernialbehörde nöthig gemacht. Da nun aber nach den kaiſerlichen Geſetzen in keinem Fall die Religionsübung unterbrochen werden dürfe, ſo ſei der vorſtehende Geiſtliche, Herr D., berufen und befehligt worden, bis auf weitere Beſtimmung Herrn B. zu erſetzen. Nach dieſer Eröffnung trat der orthodoxe Pope auf und vollzog ſeine kirchlichen Verrichtungen. Zwei der Grundherren, welche bei dem Gottesdienſte anweſend waren, nahmen ſich die Freiheit, nach der Kirche den Polizeipräſidenten zu fragen, worin denn jene polizeilichen Verwickelungen beſtehen, an welchen ihr Pope betheiligt ſei, und erhielten zur Antwort: er habe ſich geweigert, das Gebet für das kaiſerliche Haus zu verrichten und den Kaiſer als den oberſten kirchlichen Machthaber anzuerkennen.

Wahrſcheinlich ſind dieſe Gründe auch in den Acten vorgeſchoben worden. Ein wirklicher Proceß iſt aber nie geführt worden. Während ſeines kurzen Aufenthalts in der Gubernialſtadt blieb der Pope fortwährend unter Bewachung. Seine Bitte, einigen Verwandten einen Beſuch machen zu dürfen, wurde ihm abgeſchlagen, dagegen erhielt er ſieben Male den Beſuch eines Adjutanten des Gubernators, der Hauptmann und dem Anſcheine nach Naczelnik der Gubernialkanzlei war. Mit dieſem zugleich erſchien jederzeit ein Adjunct des Polizeicommiſſariates und ein Schreiber. Fünf dieſer Beſuche hatten zum Zwecke, den Popen zu Nachgiebigkeit gegen die Anforderungen des Gouvernements zu bewegen. Der vorletzte aber betraf ausſchließlich ſeine anderweit perſönlichen Verhältniſſe, beſonders ſein Vermögen und ſeine Gattin. Im Betreff Letzterer wurde ihm verſichert, daß derſelben niemals ein Hinderniß in den Weg gelegt werden werde, wenn ſie danach verlangen ſollte, ſich an denſelben Ort zu begeben, an welchen er verſetzt werden müßte; ſollte ſie aber dieſen Schritt nicht unternehmen wollen, ſo werde ihr für ihre Lebenszeit ein kleiner Antheil an den Einkünften der Pfarrei, die er bis jetzt verwaltet habe, zugewieſen werden. Auf die Frage, an welchen Ort er verſetzt werde, erhielt er die Antwort: an welchen Ort für immer? hänge noch von „höherer“ Beſchließung ab; wohin aber vorläufig? ſei ihm mitzutheilen nicht geſtattet. Auf die Frage des Popen: ob man ihn für einen Verbrecher und Staatsgefangenen anzuſehen geſonnen ſei, antwortete der Befragte nach langem verlegenem Bedenken mit einem zweifelhaften Achſelzucken. Gegen elf Uhr des Nachts zwang man ihn, ſtatt ſeiner prieſterlichen Kopfbedeckung

eine grüne Pelzmütze und ſtatt des Talars einen Rock und Mantel anzunehmen. Sodann führte man ihn in einen dreiſpännigen vor dem Hauſe ſtehenden Poſtwagen, der jedoch keine Aehnlichkeit von jenen ſcandalöſen Kibitken hatte, auf welchen Verbrecher transportirt werden. Neben ihm nahmen ein Wachtmeiſter und ein Soldat Platz, auf dem vordern Sitz, mit dem Geſicht gegen den Popen gewendet, zwei andere Soldaten. Der Poſtillon ſaß auf den Pferden. Als der Tag grauete, befand er ſich ſchon in völlig fremden Gegenden. Die aufſteigende Sonne gab ihm nur ſo weit Auskunft, daß man ihn oſtwärts transportire.

Dieſe Reiſe, bei welcher die Escorte nicht ein einziges Mal gewechſelt und nur ein Mal 16 Stunden lang geraſtet wurde, währte fünf Tage und endete in einem bei einem elenden Städtchen gelegenen griechiſchen Kloſter des Gouvernements Czernigów.

War der wackere Mann bisher nicht als Verbrecher behandelt worden, ſo wurde er es nun von ſeinen orthodoxen Amtsbrüdern. Anfangs zwar zeigten ihm die Mönche einige äußerliche Schonung, zugleich aber quälten ſie ihn, er ſolle einſehen und bekennen, daß ſeine Voreltern ein ungeheures Verbrechen begangen, indem ſie päpſtliche Glaubensſätze angenommen. Da B. nach Möglichkeit ausweichend entgegnete, ſo faßten die Mönche bald den Muth, ſeinen Wiedereintritt in die griechiſche Kirche zu fordern. Seiner Weigerung folgte die abſcheulichſte Behandlung. Man ſuchte den wackern Mann durch Spott, Hohn und Verachtung, zuweilen auch durch Schläge förmlich zu erdrücken.

Nach Verlauf eines Jahres war ein Bericht über ihn bei „irgend einer" hohen Behörde eingereicht. In Folge deſſen wurde er aufgefordert, dem geiſtlichen Stande für immer zu entſagen und eine Anſtellung in einer Regimentskanzlei oder einem ähnlichen Amte anzunehmen. Allein er war nicht zu einer Verzichtleiſtung zu bewegen, und dies verzögerte ſeine Gefangenſchaft in dem Kloſter noch um drei Vierteljahre.

Endlich wurde ihm ſein Schickſal ſo peinlich, daß er ſich entſchloß, auf jede prieſterliche Berechtigung Verzicht zu leiſten. Unter dieſer Bedingung erhielt ſeine Bitte, ſich fortan als Lehrer erhalten zu dürfen, die Genehmigung des Generalgubernators.

Aber in Betreff ſeines ſpätern Aufenthaltsortes hielt es das Gouvernement nicht für unnöthig, Bedingungen zu machen. Die erſte war, daß er ſich im Gubernium Saratow niederlaſſe, die zweite, daß er keine Stadt wähle, welche über dreißigtauſend Einwohner enthalte. Der Pope wählte Saratow und reiſte, nachdem er die nöthigen Briefe nach Lithauen befördert hatte, ab. In Tion bei Karsk erwirkte er ſich die Erlaubniß, ſeine Gattin erwarten zu dürfen. Das arme Weib traf nach einigen Wochen mit ihren zwei Kindern ein.

Auf der weitern Reiſe wurde der Pope als politiſcher Gefangener behan-

delt. Bis nach Nowochoperſk wurde er von zwei, von da bis zum Orte ſeiner Beſtimmung von einem Soldaten begleitet, in Saratow aber hatte er eine polizeiliche Bewachung zu erdulden, die ihn einem ſtrafweiſe und rechtlich hierher Verwieſenen beinahe gleichſtellte. Anfangs wurde ſeine ärmliche Wohnung täglich; ſpäter nicht ſo regelmäßig revidirt. Dagegen legte man ſeiner Beſchäftigung als Privatlehrer kein Hinderniß in den Weg, ja der Gouverneur ging in ſeiner Gnade ſogar ſo weit, ihm eine Stelle als Lehrer an der kaiſerlichen Soldatenſchule anzubieten, welche er aber ablehnte. Das kleine baare Vermögen ſeiner Gattin und ſein außerordentlicher Eifer als Privatlehrer bereiteten ihm nach und nach ein äußerlich faſt erträgliches Leben, und als er endlich ſogar Lehrer zweier Kinder des Gouverneurs wurde, verbeſſerte ſich ſeine Lage außerordentlich. Mit dem Rufe, der vorzüglichſte Gelehrte der Stadt zu ſein, ſtieg auch die moraliſche Beachtung des wackern Mannes. Allein dieſes glückliche Verhältniß währte nicht einmal zwei Jahre lang.

Der Zufall hatte es gefügt, daß ſich in S. eine polniſche unirte Familie von niederem Adel befand. An dieſe ſchloß ſich — wie ſehr natürlich — B. mit ſeiner Familie an und zog ſich dadurch die Ungunſt des Gubernators zu. Da die Aufforderung, die Verbindung mit jener Familie aufzugeben, von Seiten des Popen unbeachtet blieb, ſo betraf ihn nun eine Verweiſung nach einem Landſtädtchen deſſelben Guberniums.

In dieſem elendeſten Neſte der Welt war dem wackern Manne jede Möglichkeit eines Erwerbs abgeſchnitten. Seine Lebensverhältniſſe geſtalteten ſich an dieſem Orte ſo jämmerlich, daß, wie er ſich ſelbſt ausdrückt, „die der Verbrecher in Irkutsk dagegen günſtig erſcheinen müſſen“. Dort exiſtirt er noch.

Die Juden in Ungarn.

Von der Vergangenheit der Juden in Ungarn finden wir nur einzelne Daten im Corpus juris und in einigen Stadtchroniken aufgezeichnet, aus welchen erhellt, daß die zerſtreuten Söhne Iſraels ſich noch vor den ſcythiſchen Magyaren in den ſchönen Karpathenkeſſel verirrt haben; daß ſie hier wie überall verſchiedene, aber meiſt traurige Schickſale erlebt; daß ſie unter dem ſchwachen Könige Andreas II. und dem Luxemburger Sigismund, unter denen die monopoliſirten Zoll- und Steuerpachtungen den Heißhunger ihres Säckels ſtillten, ihr goldenes Zeitalter gelebt; daß beſonders nach den Verfolgungen in Spanien, Frankreich und Deutſchland viele Juden nach Ungarn einwanderten; daß die ungariſche Nation, die Manche noch heute gern zu den Barbaren rechnen, zur Zeit als dies unglückliche Volk von den civiliſirten Völkern Europa's mit Feuer und Schwerdt verfolgt

Digitized by Google

wurde, die Bedrängten gaſtfreundſchaftlich aufnahm, ſo daß die vereinzelt daſtehenden Judenverfolgungen in einigen ungariſchen Städten nur eine ſchwache Nachahmung jener Menſchenhetzen bildeten, die im mittelalterlichen Europa ſo gewöhnlich waren.

Gegenwärtig kann man die Zahl der Juden in Ungarn und den Nebenländern auf 400,000 angeben. Die große Mehrzahl wohnt im eigentlichen Ungarn; eine nur geringe Anzahl lebt in Siebenbürgen, in Kroatien, Slavonien und der Militärgrenze ſitzen ſie nur ſpärlich in einzelnen Städten; von den Bergſtädten ſind ſie bis jetzt noch gänzlich ausgeſchloſſen geweſen.

Ungarn war bis zum März 1848 das Land Goſen in dem für Jakob's Enkel zum zweiten Egypten gewordenen Kaiſerſtaate, denn in mehrern Provinzen des eigentlichen Oeſtreichs, wie in Ober- und Unteröſtreich, in Tyrol, Steiermark, Kärnthen, Krain und Schleſien durften ſie — mit Ausnahme weniger Städte und einiger patentirter Familien — durchaus nicht wohnen; in den übrigen Provinzen waren ſie nicht nur mit directen und indirecten, ſogenannten Judenſteuern belaſtet — ſie mußten an den Staat 4 Kr. Münze für das Schlachten eines Huhns, 8 Kr. für eine Gans, 2 Kr. für jedes Pfund Koſcher-Fleiſch, 2 Kreuzer für jedes am Freitag Abends angezündete Sabatlicht entrichten — ſondern auch in bürgerlichem Erwerb und der Heirathsconceſſion ſehr gedrückt. In Ungarn kam ihnen die Mangelhaftigkeit der Einwanderungsgeſetze zu ſtatten, und der ungariſche Edelmann, der auf ſeinem Grunde ein unumſchränkter Herr war, nahm den gut und pünktlich zahlenden jüdiſchen Pächter gern auf, und ſchützte ihn ſowohl gegen die Reclamationen der erbländiſchen Behörden, die ſolche Auswanderer als Militärflüchtlinge und Koſcher-Fleiſch-Conſumenten zurückforderten, wie auch gegen die Anfechtungen einheimiſcher Beamten, die oft im Intereſſe der polizeilichen Ordnung, oft im Solde neidiſcher Krämer den Eindringling beunruhigten. Anders verhielt es ſich mit dem Bauern- und Bürgerſtande; erſterer wollte die Juden an dem Erwerb von Grundeigenthum, letzterer an der Ausübung handwerklicher Gewerbe hindern. — Es war bei uns dafür geſorgt, daß jeder Stand ſeinen eignen Druck vergeſſen konnte, indem ihm ein anderer Stand preisgegeben war, an dem er ſein Müthchen kühlen konnte. Die Regierung haßte den Magnaten, der ſich als conſtitutioneller Vaſall geriren wollte; der Magnat verachtete den Edelmann, der im Kotzenmantel ſeine goldenen Vorrechte theilte; der Edelmann haßte den Bürger, der Geſchmack für den Reichthum des Bodens, aber keinen Sinn für die Größe ſeines Vaterlandes hatte; der Bürger verachtete den Bauer, der ſich ohne jedes Privilegium auf dieſer Erde zu mehren willig war; und ſie Alle verachteten den Juden und den Zigeuner, die Rechtloſen; beide Letztere verachteten ſich gegenſeitig und haßten nach oben hinauf bis zum höchſten Stande.

Die neuere Zeit brachte einige Modificationen in dieſer Scala hervor, denn die Reformbeſtrebungen Joſeph's, das Toleranzedict, und die franzöſiſchen Ideen

Digitized by Google

ließen den von Natur zur Toleranz geneigten ungariſchen Edelmann gerechter gegen den Bürger und ſchonender gegen Juden und Bauer werden. Mit der Stärkung des liberalen Princips unter dem ungariſchen Adel kam das Streben, den Bürger durch nähere Betheiligung an der Conſtitution zum Patrioten, den Bauer durch Ablöſung zum Staatsbürger zu machen, und den Juden durch Entknechtung zum menſchlichen Bewußtſein zu bringen. So entſtanden ſeit 1790 die Städte-, Bauern- und die Emancipationsfragen, letztere wurde beſonders im Reichstag 18$\frac{39}{40}$ mit großem Eifer und ſchönem Erfolg verhandelt. Die Ständetafel — das Unterhaus — trug mit großer Majorität auf völlige Gleichſtellung der Juden mit den übrigen nichtadeligen Einwohnern an, und obwohl dieſer Geſetzvorſchlag von der Majorität der Magnatentafel zurückgewieſen wurde, ſo erhielten doch die Juden in dieſem Reichstag das Recht, in allen königlichen Freiſtädten — mit Ausnahme der Bergſtädte — auch außerhalb des Ghetto zu wohnen, Handwerke frei auszuüben, Fabriken zu errichten, bürgerliche und Bauerngründe zu kaufen u. ſ. w. Dieſe Conceſſionen waren zwar ſehr ungenügend, da bei der damaligen Zügelloſigkeit mancher Municipien beſonders die ſtädtiſchen Pfahlbürger den Juden bei der Ausübung von Handwerken und Erwerbung von Grundſtücken alle mögliche Hinderniſſe in den Weg ſchoben; aber der moraliſche Eindruck, den die zu ihren Gunſten gehaltenen Reichstagsreden der Oppoſitionsmänner auf die Preſſe und die Denkungsweiſe des Volkes ausübten, ſo wie die Energie, welche einzelne Beamten in Vertheidigung der den Juden ertheilten Rechte entwickelten, waren von großer Rückwirkung auf die Einwohner des Ghetto; die Juden fühlten ſich nicht mehr ganz fremd in einem Lande, in dem ſich aus dem allein mächtigen Herrenſtande ſo viele Stimmen zu ihrem Vortheil erhoben; und da ihre Sagacität bald herausfand, daß ſie ihre Freunde in dem das Magyarenthum repräſentirenden niedern Adel, ihre Feinde aber in dem mit der Regierung und auf Ordre der Regierung handelnden Magnatenthum, und dem im eigenen Intereſſe eifernden Spießbürgerthum zu ſuchen hatten, ſo bildete ſich ſchnell bei ihnen jene politiſche Richtung aus, welche ſie in neueſter Zeit verfolgt haben, Liebe zu dem Lande, welches ſie als ihr Vaterland betrachten, mit faſt gänzlichem Aufgeben Jeruſalems*), Liebe zu dem der Toleranz und den liberalen Ideen am meiſten zugänglichen Magyarenthume, Kampf gegen das Privilegium, es ſtehe unter dem Schutze eines ſchlichten Regenſchirms, oder werde von einer gräflichen Carroſſe getragen;

---

*) Noch heute iſt das religiös-orthodoxe Element im ungariſchen Judenthum ſtark vertreten; doch habe ich aus dem Munde vieler ſtreng orthodoxen Juden die geläufige Anſicht ausſprechen gehört: daß zwar der Meſſias gewiß kommen werde und kommen müſſe, und es ſie gewiß freuen würde, zu erleben, wie der Tempel Jehova's wieder erbaut und der Hoheprieſter wieder eingeſetzt wird; allein folgen mögen dem Meſſias die gedrückten Juden aus Polen, Rußland, Böhmen, Mähren und der Türkei; ihnen, den ungariſchen, werde Jehova vergeben, wenn ſie bei ihren Häuſern, Schafen und Rindern in dem geſegneten Ungarn bleiben, und ihre Opfer in baarem Gelde nach der heiligen Stadt ſenden.

Digitized by Google

Haß gegen die Regierung, welche den liberalen Ideen ebenſo wie dem neu adoptirten Vaterlande feindlich gegenüberſteht.

Von 1840 bis 1848 blieb die Judenfrage ſonderbarerweiſe gänzlich ſtehen. Die liberale Partei hatte in dieſer Zeit mit der neu reſtaurirten Regierungspartei vollauf zu thun, und konnte weniger an Erobern als an Abwehren denken; aber die liberale Preſſe, und beſonders Koſſuth in ſeinem Pesti Hirlap vertheidigte die Juden gegen die Angriffe der Conſervativen; Koſſuth ſprach oft in ſeiner Weiſe ein kräftiges Wort für ihre Gleichſtellung; Baron Eötvös ſchrieb eine eigene Brochure für die Emancipation. Die Juden ſelbſt konnten nur wenig für ihre eigene Sache thun, da die Regierung in dieſem Punkte unzugänglich war, und ſie genug Einſicht hatten, die liberale Partei, die es gewiß ehrlich mit ihnen meinte, nicht zu drängen. Aber die Stockung, welche in ihrem politiſchen Leben eintrat, machte ſich auf religiöſem Gebiete Luft, und die in Deutſchland durch Dr. Philipſohn's „Zeitung des Judenthums" und die dadurch angeregten Rabbinerverſammlungen hervorgerufene Reformbewegung wurde auch dieſſeits der Karpathen gefühlt, es regten ſich in den Gemeinden, beſonders unter der jüngern Generation, viele Elemente der ſocialen Reform und des religiöſen Fortſchritts. Die Beſtrebungen hatten in vielen Gemeinden, wie in Peſth, Preßburg, Gr. Kanizſa, Arad u. A. ſchönen Erfolg, und manche israelitiſche Schule in Ungarn, welche mit deutſchen Schulen dieſes Grades wetteifern könnte, verdankt dieſer Epoche ihre Entſtehung.

Dieſer Action folgte aber ſchnell die Reaction, und das orthodoxe Rabbinerthum, welches bis dahin in einem friedlichen Zuſtande der Vegetation gelebt, und ſich höchſtens in caſuiſtiſchen Windmühlenkämpfen, in neuen Speiſeverboten und Genußbeſchränkungen kundgegeben, raſſelte jetzt mit ſeiner verroſteten Rüſtung und den Waffen ohne Schneide zum Krieg gegen die Epikorſim*). An der Spitze dieſer Krieger des Herrn ſtand der hochberühmte Moſes Sopher zu Preßburg, ein mehr liſtiger als fanatiſcher „Kuku-Peter", der ſich in allen ungariſchen Gemeinden einer großen Popularität, und bei faſt allen Rabbinern des Landes einer ſichern Autorität erfreute, ſo daß er für den Landrabbiner Ungarns gelten konnte, obwohl dieſe Würde in Ungarn gar nicht exiſtirte. Dieſer kluge Rabbi hätte noch viel für den religiöſen Stabilismus bei den Juden in Ungarn thun können, wenn nicht das Heer der Orthodoxen ſelbſt ſchon in zwei Lager getheilt geweſen wäre. — Die Judengemeinden in Ungarn ſind nämlich von zwei Seiten her gegründet und bevölkert worden: Deutſchland lieferte ſein Contingent für den Nordweſten, Weſten und Süden, Polen und Rußland für den Nordoſten und Oſten Ungarns. Die deutſch-ungariſchen Gemeinden an der Donau, Waag und

*) Epicuräer, — ſo werden von den orthodoxen Juden alle Reformer und Anhänger des Fortſchritts genannt.

Digitized by Google

untern Theiß beriefen meiſt Einheimiſche oder Deutſche auf ihre Rabbinerſitze; die polniſchen in den Karpathengegenden, die noch zum großen Theil die Tracht und jenen unverſtändlichen Jargon beibehalten haben, welche man im Leipziger Brühl ſo oft zu bemerken Gelegenheit hat, bezogen ihre Seelenhirten und Religionslehrer — außer der Religion kannten ſie keinen Unterricht — aus dem Mutterlande, und hatten unter dieſer Leitung die Secte der ſogenannten Chaſidim (Frommen), die zwar die Größe und Gelahrtheit des Preßburger Sopher anerkannten, aber nichts deſto weniger die Heiligkeit einzig und allein für ihren zu Ujhely in der Zemplényer Geſpanſchaft thronenden Dalai Lama in Anſpruch nahmen, der allein im Stande ſein ſollte, Abtrünnige zu verfluchen, Kranke zu heilen, unfruchtbare Weiber zu — ſegnen, und durch ſein Gebet die Wolken zu ſchwängern und Regen zu erzeugen*). Dieſe Spaltung der Orthodoxen unter einander, und die allen Rabbinern der alten Schule eigene Scheu vor öffentlichem Auftreten kamen den Reformern wohl zu Statten; hiezu kam noch der Tod des Preßburger Sopher im Jahre 1841, und bald darauf auch der des Ujhelyer Heiligen; denn nach ihnen wußte keiner der Schüler ſich jene Bedeutung und Popularität zu erwerben, welche nöthig war, um die gelichteten und zwieträchtigen Reihen der Gläubigen zuſammenzuhalten; und ſo mehrte ſich die Zahl derjenigen zuſehends, in denen geregelter Gottesdienſt, deutſche Predigt und gewiſſenhafter Schulunterricht die Stelle des bacchantiſchen Synagogengeſchreis, des fanatiſchen Eiferns und der jugendlichen Verdummung einnahmen. Noch einen Verſuch machten die orthodoxen Rabbiner, ihre geſchwächten Streitkräfte zu ſammeln; in Paks, in der Tolnaer Geſpanſchaft, traten die von Neuſtadtel, Verbó, Unghvár, Baja, Bonyhard und andern Gemeinden zuſammen und beſchloſſen, die Regierung in einer Petition um die Einſetzung eines aus ſieben Rabbinern beſtehenden Prüfungscollegiums anzugehen, welchem einzig und allein das Recht zuſtehen ſolle, über die Zuläſſigkeit oder Unzuläſſigkeit eines Rabbinatscandidaten zur jüdiſchen Seelſorge abzuurtheilen; aber dieſer Vorſchlag, welcher zu ſehr nach geiſt-

*) In einem Proceß, den dieſer Rabbi mit einem ſeiner abtrünnigen Pfarrkinder hatte, trat der Vater des damals noch kleinen Knäbleins Ludwig Koſſuth, der bekanntlich in der Zempliner Geſpanſchaft gelebt hat, als Rechtsanwalt des Gegners unſers Rabbi auf, und leitete deſſen Sache ſo gut, daß der Rabbi, trotz der großen Protection, die ihm das Anſehen und das Geld ſeiner großen Gemeinde zu verſchaffen wußte, den Proceß verlor. Allein nicht lange dauerte der Jubel der Sieger, denn noch in demſelben Jahre ſtarb der Gegner des heiligen Rabbi, und auch ſein Anwalt, der Vater des ſpätern Gouverneurs von Ungarn. Die Mutter Koſſuth's, beſorgt um die Zukunft ihres einzigen Sohnes, eilte zu dem beleidigten Rabbi, und indem ſie Abbitte that für den Verblichenen, bat ſie zugleich den Rabbi, er möchte doch das verwaiſte Kind ſeines nun gefallenen Feindes ſegnen. Der Rabbi legte die Hand auf das Haupt des zarten Knäbleins und ſprach: „Der Ewige gab Denen, die ihn fürchten, ein Zeichen des Triumphes, der ewigen Wahrheit.“ (Pſalm 60, V. 6) und betonte ſtark das hebräiſche Wort „Koſchet“, welches in dieſem Vers vorkommt und ſo viel als „Wahrheit“ bedeutet.

Digitized by Google

licher Herrſchſucht ausſah, fand ſowohl bei den Gemeinden, als ſelbſt bei vielen orthodoxen Rabbinern heftigen Widerſtand, denn bis dahin konnte jeder bereits angeſtellte Rabbiner die venia zur jüdiſchen Seelſorge ertheilen, und nur von der Gemeinde, welche den Candidaten anſtellen wollte, hing es ab, ob ſie ſich mit dem Diplom irgend eines kleinen Rabbis begnügen wollte, oder die Anerkennung des Candidaten durch einen größern Rabbi verlangte; ſie bezeichnete ſogar oft ſelbſt den Rabbi, dem ſie in dieſer Angelegenheit ihr Vertrauen geſchenkt hat; nun ſollten die einzelnen Rabbiner ſowohl als die Gemeinden ihr Recht an eine Coterie abtreten, die ihnen in keiner Hinſicht genügende Garantien gegen Mißbrauch bieten konnte, einzig und allein um einigen jungen Leuten das Rabbinerwerden unmöglich zu machen: die Gemeinden und Rabbiner verhielten ſich alſo zum größten Theil paſſiv, und mehr bedurfte es nicht, um das Beſtreben der Pakſer Verſammlung ſcheitern zu machen.

Indeſſen gingen mehrere jüdiſche Jünglinge nach deutſchen und andern ausländiſchen Univerſitäten, und holten ſich von dort gründliche jüdiſch-theologiſche Kenntniſſe und jene wiſſenſchaftliche Bildung, die uns allein befähigen kann, einer Gemeinde eine wahrhaft religiöſe Leitung zu geben, und in ihre Heimath zurückkehrend, bemühten ſie ſich, als Lehrer und Prediger Licht und Aufklärung unter ihren Glaubensgenoſſen zu verbreiten. Das ungariſch-nationale Element, welches ſich dieſe jungen Reformer bemühten unter den Juden einheimiſch zu machen, kam ihren Beſtrebungen in hohem Maße zu Hilfe. Mit den im magyariſchen Elemente wurzelnden liberalen Principien befreundet, ſuchten ſie die magyariſche Sprache in Schule, Haus und Tempel der Juden einzuführen, und da die Juden überhaupt dem Magyarenthum zugeneigt waren, ſo ſetzten ihnen in dieſer Hinſicht ſelbſt die Orthodoxen keine Hinderniſſe entgegen. — So ſehen wir auch hier die Nationalität zur Trägerin des liberalen und reformatoriſchen Princips werden, und manch' gut orthodoxer jüdiſcher Familienvater ahnte nicht, indem er einen jungen ungariſchen Sprachlehrer in's Haus gehen ließ, daß mit Mártons und Töplers Grammatik der Ritus des Hamburger Reformtempels ein- und die Scheu vor unkoſchern Speiſen auswandern werde. —

So traf die Revolution die ungariſchen Juden. Ihre Theilnahme an dieſer, ihre patriotiſchen Opfer an Gut und Blut, ihre Leiden während und nach der Revolution ſind bereits von der Preſſe gewürdigt worden; und der Patriotismus der Juden, den Manche gern für eine Emancipationsſpeculation ausgegeben hätten, iſt ſo wenig durch dieſe Leiden, als durch das unwürdige Benehmen der revolutionären Regierung — die bekanntlich erſt dann die Emancipation ausſprach, als ſie bereits ſelbſt auf dem Wege war, einer Emancipation zu bedürfen — nicht geſchwächt worden, und wenn unſere Regierung bei der jetzigen Conſcription die Nationalität nach dem Willen des Inſcribenden beſtimmen ließe, ſo könnten die Magyaren mit Sicherheit auf einen Zuwachs von 400,000 Menſchen rechnen.

Digitized by Google

Aber der Jude war bisher in ſeiner bürgerlichen Stellung ſtets ſo ſehr mit ſeiner Religion verbunden, daß er ſelbſt zur Zeit der größten politiſchen Aufregung, wo anderwärts die Kirche ganz in den Hintergrund trat, ſeine religiöſen Verhältniſſe nicht vergeſſen konnte, und ſo entſtand gleich nach den Märztagen eine bedeutende religiöſe Bewegung unter den ungariſchen Juden, beſonders aber unter den Juden Peſths.

In jener Zeit der großen Anforderungen machte ſich nämlich unter der jüdiſchen Bevölkerung Peſths der Wunſch geltend: die Vorſteher der Gemeinde möchten für ihre langjährige Verwaltung Rechnung ablegen, und die Angelegenheiten der Gemeinde möchten für die Zukunft durch einen von der Geſammtbevölkerung gewählten Repräſentativkörper geführt werden. Die Vorſteher ſahen ſich gezwungen, momentan nachzugeben, und ließen nach einem improviſirten Wahlmodus ein Comité aus allen Claſſen der jüdiſchen Bevölkerung Peſths zuſammenberufen, welchem die Aufgabe wurde, ein Statut für die künftige Verwaltungsart der Gemeinde auszuarbeiten. In dieſem Comité kamen auch die kundgewordenen Wünſche wegen religiöſer Reformen zur Sprache, und dieſe Frage wurde einer Section übergeben, die auch unter dem Vorſitz des Rabbinatscandidaten und damaligen Redacteurs des „Ungariſchen Iſraeliten“, J. E. Einhorn, einen Entwurf ausarbeitete und dem Comité vorlegte. Nun aber wußte man nicht, was mit dieſem Entwurf anzufangen. Die Orthodoxen wollten ihn gerade dem Rabbiner der Gemeinde, L. Schwab, übergeben, der zwar ihnen ſelbſt zu viel Reformer iſt, von dem ſie aber wußten, daß er bei ſeiner allbekannten und unverzeihlichen Trägheit das Ganze wenigſtens hinausſchieben werde, und ihnen war es nur darum zu thun: Zeit zu gewinnen. Die Entſchiedenſten wollten die Reformen ſogleich vom Comité ausführen laſſen, was aber nicht wohl anging, da das Comité eigentlich kein kirchliches war, und ſein Mandat nur der Verwaltung der Gemeinde galt. Die Mittelpartei wollte durch den Vorſtand die Regierung um die Berufung einer aus Laien und Rabbinern zuſammengeſetzten Synode angehen laſſen, um dieſer Synode den Entwurf vorzulegen. Allein die Vorſteher, die weder religiöſe noch Verwaltungsreformen wollten, brachten es in den bald darauf gefolgten politiſchen Wirren dahin, daß das ganze Comité zu wirken aufhörte; und nur die entſchiedenſten Reformer traten zu einer Privatgeſellſchaft zuſammen, ſetzten ſich aus dem Stegreif einige Glaubensſätze feſt, ſchieden aus, was ihnen am Judenthum unbequem war, und ſchickten den von ihnen erwählten jungen Seelſorger Einhorn nach Berlin, um ſich dort bei dem Rabbiner Holdheim das Muſter zu einer in Peſth zu errichtenden Reformgenoſſenſchaft zu holen. Dieſe Geſellſchaft zählte mehrere reiche Familien, und einige Doctoren der Medicin — die bei allen Reformen im ungariſchen Judenthum eine bedeutende Rolle ſpielen — in ihrer Mitte, und in kurzer Zeit hatte die Genoſſenſchaft ein eigenes Bethaus im Valero'ſchen Gebäude mit Orgel und Choralgeſang,

mit deutſchen Gebeten, mit entblößtem Haupte, mit deutſcher Predigt und Sonntagsgottesdienſt eingerichtet. — Die Einſichtsvollern in der alten Gemeinde wollten zwar den Reformern ſolche Conceſſionen machen, mit welchen dieſe ſich begnügen konnten, und den Anſichten der „bedächtig Vorſchreitenden" Rechnung getragen worden wäre, aber eine von Schwab gegen die Genoſſenſchaft geſchleuderte Bannbulle und der Kitzel mehrerer Reformgenoſſen nach etwas Auffallendem und Außergewöhnlichem machte dies wohlmeinende Beſtreben ſcheitern; und die Spaltung iſt bis zum heutigen Tage unheilbar.

Mit dem Fall der Revolution begann ein neues Stadium in dem religiöſen Leben der ungariſchen Juden. Die Aufhebung des Placetum regium ſcheint auch auf die orthodoxen Rabbiner Ungarns nicht ohne Wirkung geblieben zu ſein. In Preßburg, in der Stadt, wo die Judenkrawalle und die ſtarrſte Orthodoxie ihren geſegneten Boden haben — die Preßburger Judengemeinde iſt ſo reich an religiöſen Finſterlingen, daß dieſe Gemeinde im Landtag 184¾ eine Petition gegen die Emancipation der Juden einreichte — traten die verſchollenen Helden von Paks zuſammen und reichten bei der Regierung ein Geſuch ein um die Zuſammenberufung einer Rabbinerſynode und die Einſetzung des obenerwähnten Prüfungscollegiums. Unſere Regierung, die außer den Bayonnetten noch die Katholikenvereine und blutſchwitzenden Madonnen gegen den böſen Geiſt der Revolution ſpielen läßt, wird vermuthlich auch die Bärte der frommen Rabbi nicht verſchmähen, um mit ihnen die revolutionären Ideen der ungariſchen Juden wegzukehren, und die wahren Freunde der Reform ſehen ſowohl dem finſtern Treiben dieſer eifernden Pfaffen, als dem Ueberſtürzen der Sturmreformer mit Bangen entgegen.

Die Leiden der letzten Jahre hatten die verſchiedenen Parteien im ungariſchen Judenthume näher gebracht; der Umſtand, daß Einhorn, der Prediger der Peſther Reformgenoſſenſchaft, wegen einiger Ausdrücke in der gebotenen Unabhängigkeitspredigt landesflüchtig wurde, gab der Hoffnung Raum, daß die ſo ſehr wünſchenswerthe Einigung der Peſther Juden — und dieſe dienen einem großen Theile des Landes zum Muſter — zu Stande kommen werde. Jetzt hören wir, daß Einhorn ſeiner baldigen Zurückberufung entgegenſieht; möge er die Rückkunft in ſein unglückliches Vaterland mit dem ſchönen und eines Prieſters wahrhaft würdigen Amte der Verſöhnung feiern, und die geiſtigen und pecuniären Kräfte, die bei jeder Bildung neuer Secten verloren gehen, zum Nutz und Frommen des wahren Fortſchritts zu vereinigen ſtreben. Δ

Digitized by Google

Bosniſche Haiduken.*)

Es war in den dreißiger Jahren. Der Paſcha von Nowy-Pazar hatte einige der berüchtigſten Haiduken und Arambaſſen aus der berühmten Bande des Mladen, Glavac und Serawicza gefangen genommen. Um dieſe wieder zu löſen, lauerten die Haiduken Mladen's und Serawicza's auf den Hochzeitszug, der Emire, des Nowy-Pazarer Paſcha's Tochter, in den Harem des befreundeten Vezir's der Herzogovina bringen ſollte, ſie überfielen das Geleite und entführten Emire auf das Gebirge, als theueres Unterpfand für das Leben der gefangenen Kameraden. Der Paſcha rief ſeine Aga's und Spahi's zuſammen, die Tochter zu befreien und Mladen's und Serawicza's Banden zu vernichten. Es war an einem Herbſtmorgen. Die Sonne beſchien die blanken Spitzen der Minarete von Pazar und die gelbgedörrte berühmte Ebene von Koſowo-polja und ſpiegelte ſich in den blauen Fluthen des Ibar. In Nowy-Pazar und weit rings um die Mauern wimmelte es von rechtgläubigem Kriegsvolk, das der Tartarine (Poſtreiter) aus allen Theilen Bosniens zuſammengerufen hatte zum Heerzug gegen die Haiduken. Die Bundzuke mit den flatternden Roßſchweifen ſtarrten hoch in die Luft, die grünen Halbmondfahnen der bosniſchen Begs wehten zu Hunderten: die Blüthe der waffenfähigen Osmanlis der Bosna hatte ſich bei Pazar zuſammengefunden, die räuberiſchen Chriſtenhunde zu züchtigen. Ein lautes Getümmel herrſcht, die Aga's mit den goldglänzenden Gewändern, unter welchen oft ein Panzer aus Stahlſchuppen blinkt, tummeln die Roſſe, das Fußvolk ſteht in Gruppen, laut fluchend dem Chriſtengott und deſſen Dienern und begierig auf den Kampf, der jedem ächten Bosnier-Osmanli hochwillkommen iſt. Da tönt von den Spitzen der Minarete die Saba der Muezzin's, zum Gebete rufend, und Alles ſchweigt, die Stirn vor Allah beugend. Noch iſt das Gebet nicht zu Ende, als ſich ſchon Viele wild aufraffen, auf den Weg von Wucitrn (Wolfsdorn) ſind ihre Blicke ſtarr gerichtet. Staunen malt ſich in den braunen Geſichtern und unter leiſem Geflüſter und Köpfezuſammenſtecken deuten die ausgereckten Zeigefinger gegen Wucitrn. Dort vom Wucitrner Wege kommen vier Reiter. Haiduken ſind's! der eine trägt eine Kreuzfahne, von der ein weißer Schleier flattert. Ruhig im gemeſſenen Trabb kommen ſie furchtlos immer näher und näher, ſtolz blicken ſie und gleichſam verächtlich auf die Streitmacht ihrer Feinde von Nowy-Pazar.

„Hoj ho! was wollen die Djauren (Chriſtenhunde)?“ — rufen die Begs — „kommen ſie, um unſer zu ſpotten?“

*) Dies Stück iſt eine Probe aus einem ſerbiſchen größern Werke, eine Schilderung alter ſerbiſcher Zuſtände. Wir haben unſern Correſpondenten aufgefordert, über das intereſſante Original in dieſen Blättern Näheres mitzutheilen.

Digitized by Google

„Das ſollen ſie nicht bei Glauben und Geſetz!“ — ſchreit zähnekirſchend Ali Widaic, der Erbpaſcha von Zwornik. — „Ich will nie den ſiebenten Himmel und ſeine weißen Houris ſehen, wenn ich zulaſſe, daß dieſe Hunde jemals ihre Berge wiederſehn! Mir nach, ihr Deli!“ Den Hamzar hoch über dem Haupte ſchwingend ſprengt er den vier Haiduken entgegen, dreißig Deli ihm nach.

„Schone Dein Pferd, daß es nicht lahm wird!“ ruft ein Haiduk ihm entgegen. „Wir kommen zu unterhandeln mit dem ehrſamen Paſcha von Nowy-Pazar!“

„Beſchmuze nicht den Bart Deines Herrn mit Deiner Zunge, elender Sclave!“ zürnte Widaic — „und wenn noch einmal meines Herrn Name über Deine unreinen Lippen, die vom Fette des Schweins triefen, kömmt, ſo ſchützt Euch Alle der weiße Fetzen auf Eurem Galgenpanier nicht vor der Schärfe meines Hanzars!“

Ein leichtes, faſt verächtliches Lächeln verzog den Mund des Haiduken, welcher ganz gelaſſen antwortete: „Wolle das nicht, ehrſamer Widaic, der Paſcha von Nowy-Pazar würde Dir dieſen Dienſt ſchlecht danken, denn unſer Leben iſt in dem Leben ſeiner Tochter geſichert. Beſſer dienſt Du ihm, Herr, wenn Du mir ſagſt, wo wir jenen ehrenwerthen Paſcha finden können.“

— „Ei, ſucht ſelbſt die Fährte Eures Gebieters, Ihr Hunde!“ ſchallte Widaic's Antwort und zornentflammt riß er ſein Roß zurück und ſprengte mit ſeinen Delis weiter. Die Haiduken ritten ruhig weiter gen Nowy Pazar. Finſter und drohend blickten die Türken und bosniſchen Renegaten nach ihnen und manche Fauſt zuckte unwillkürlich nach dem Piſtol oder dem Heft des Hanzars.

— „Seht die Chriſtenhunde!“ rief ein Türke dem andern zu. „Seht, wie ſie frech ſind und trotzig herumſchauen, als hätten ſie Hunde ihres Gleichen vor ſich, und nicht einmal die Waffen legen ſie ab und ſteigen nicht von den Pferden, wie der Chriſt ſoll vor dem Muſelmann nach Gottes heiligem Geſetz. Wer hat ſolche Frechheit je geſehen!“

— „Abſteigen ſollten ſie und die Stirn auf die Erde legen!“ beſtätigte ein Zweiter.

— „Bei Allah's und des Propheten Geſetz,“ — expectorirte ſich ein Dritter. — „Es ſind nur Chriſtenhunde, aber tapfer, ſehr tapfer ſind die Burſche! ich kenne ſie.“

— „J! i! was redeſt du da, Paswan! ſo ein Chriſtenhund, ein Knecht, und — tapfer?!“

— „Und doch, doch!“ beſtätigte jener. „Ich kenne die frechen Burſche und Ihr werdet Euch wundern, wenn ich ſage, wer ſie ſind. Es iſt Glawac und Serawicza und zwei Söhne des Mladen.“

Ein ſtummes Brummen kam aus den glotzenden Opiumgeſichtern und in

Digitized by Google

dem Antlitz der bosniſchen Aga's konnte man leicht einen Zug ſtolzer Bewunderung leſen, denn der Bosnier, wenn auch mit Leib und Seele Mahomedaner, iſt doch gewiſſermaßen ſtolz auf die Tapferkeit ſeiner chriſtlicher Stammgenoſſen, auch wenn ſie ihm und ſeinem Glauben geradezu als blutige Feinde gegenüberſtehen. — „Glawac! Serawicza! die Söhne des Mladen!" Dieſe Namen gingen wie eine Loſung durch's ganze Lager und neugierig drängte ſich Alles zur Straße, um die zu ſehen, von denen Jeder ſo viel gehört und um deren Verwünſchung willen der Muezzin oder Hodza ſo oft ſein Gebet verlängert hatte.

— „Die zwei Jungen ſind die Söhne des wolfsäugigen Milan, dem der Teufel die Seele verunreinigen wolle. Seht doch, ſeht!"

— „Und der dort iſt Glawac, der dem Skopejer Paſcha allein zehn Panduren erſchlug, die ihn fangen wollten, als er verkleidet von Sarejevo zog. Der Teufel wolle ihm die Seele verunreinigen. Seht den Glawac! ſeht!" —

— „Und das iſt der Serawicza, der dem Vezier von Trawnik entwiſcht iſt. Der Teufel wolle ihm die Seele verunreinigen."

— „Das war ein Höllengeiſt, der ihm bei der Flucht geholfen, ein ſchwarzer Hund von Höllengeiſt, vor dem ſich unſere Chriſten neigen, wenn ſie ihre Popen, die Allah verdammen wird, in die Berge führen, zu beten.

— „Hört, Burſche!" — warf ein Bosnier hin — „ich war dabei; es war ein Wunder!"

— „Ei ſo erzähle!" verlangten die Umſtehenden.

— „Ihr wißt doch, wie der Hund, der Serawicza, gehauſt hat auf den Straßen. Des Vezier's Kadunen wollten ſchier verzweifeln im Harem zu Trawnik, weil der Serawicze keine Seidenſtoffe, keine Salben und riechenden Oele über den Balkon hinüberließ. Kein Bewaffneter durfte ſich von ſeinem Haufen entfernen, wenn er nicht Haidukenkugeln koſten wollte." —

— „Der Hund! möge er ſelbſt an einer Kugel erſticken!"

— „Wißt Ihr aber, was ihm einmal bald geſchehen wäre?" — fuhr der Erzählende fort. — „Es iſt wahr, ſo ein Chriſtenhund iſt auch manchmal klug, aber was gilt ſeine Klugheit gegen die Klugheit eines Rechtgläubigen. Die Klugheit eines Rechtgläubigen iſt größer, als die eines Ungläubigen, und erhabener, als das Kameel, deſſen Rücken das Sitzfleiſch des großen Propheten geheiligt hat, größer iſt und erhabener, als das unreine Erdwieſelchen. Aber der Bart des Veziers von Trawnik duftet vor überſchwenglicher, rechtgläubiger Klugheit. Allah möge den Vezier und deſſen Klugheit ſegnen! Alſo wiſſet, die übermenſchliche Klugheit unſers Veziers von Trawnik ließ ſich von den Kadunen beſtimmen, endlich eine Karavane mit Macht zu führen über das Gebirge Balkan und ſich zu rächen an den Haiduken. Die Karavane ging gen Ekopej. Viele und koſtbare Waare und ha! ha! ha! nur die gewöhnliche Bedeckung! Ha! ha! ha!

Digitized by Google

Aber auf den Seiten jedes Saumthiers hingen zwei Körbe, und in jedem Korb ſteckte ein bewaffneter Pandur. Das war eine feine Waare! ha! ha! ha!"

— „Gott iſt groß und Mahomed ſein Prophet! Es geht doch nichts in der Welt über die Klugheit eines Rechtgläubigen!" jubelten die horchend Herumſtehenden.

— „Ja fürwahr!" — ergänzte der Erzähler — „Gott iſt groß, und weiſe der Vezier von Trawnik, unſer Herr. Serawicza überfiel die Karavane mit zehn Haiduken; es waren ihrer nur zehn, aber rieſenhafte Kerle. Wie erſchraken die plötzlich, als die Strohdeckel von den Körben fielen und aus hundert Körben hundert gerüſtete Panduren hervorſprangen. Da ſahen die Chriſtenhunde ein, daß wir ihrer Klugheit auf den Bart geſpuckt. Aber was wahr iſt, iſt wahr, bei Glauben und Geſetz, als der Serawicza ſah, daß er in einer Wolfsgrube ſei, ſchrie er ſeinen Geſellen zu, ſie ſollen davon laufen und ſich retten, und dieſe liefen davon und retteten ſich. Seravicza aber ging uns mit den Seinigen entgegen und ergab ſich endlich, nachdem fünf Panduren von ſeiner Hand gefallen waren."

— „Und Ihr erſchlugt ihn nicht, den Hund?!"

— „Nein, wir feſſelten ihn, führten ihn nach Trawnik, damit Jedermann ſehen könne, der Serawicza ſei wirklich gefangen, damit Jedermann kommen könne, zu ſehen, wie Serawicza an die Ketten des Galgens gehängt wird. Aber wie ich Euch ſchon ſagte, wenn der Serawicza auch nur ein Chriſtenhund iſt, iſt er doch tapfer. Als wir ihn zum Galgen führten, und Tauſende rechtgläubigen Volkes jauchzend zuſahen, wirft der Serawicza, wie er beim Vezier vorbeigeführt wird, ſeine Begleiter raſch zu Boden, ſpringt auf das Pferd des Veziers und ſtößt den ſtrengen Vezier vom Pferd herab, gerade wie unſer eins den Djaur, der uns beim Begegnen nicht abſteigend im Staube grüßt. Und ehe wir uns noch vom Staunen erholen und den Vezier, dem ein Bein verrenkt war, aufheben konnten, war der Serawicza auf dem Zelter des ehrenwerthen Veziers, deſſen goldbeſchlagene Sattelpiſtolen in der Hand, durch unſere Reihen gebrochen, und ehe wir ihn verfolgen konnten, unſern Augen entſchwunden. Nun, was ſagt Ihr dazu?

— „Schade! Jammerſchade, daß der Serawicza nur ein Djaur iſt!" war die einſtimmige Antwort der Hörer, und ſtiller, ja beinahe mit Ehrfurcht ſahen ſie die Haiduken zurück aus Nowy Pazar durch das Lager reiten, die befreiten Kameraden heimbringend, welche am andern Tage Emire, des Paſcha's Tochter, an die äußerſten Poſten des Lagers von Pazar ablieferten.

Digitized by Google

Anlage deutſcher Capitalien in den Vereinigten Staaten.

Unter dem Titel: Skizzen aus den Vereinigten Staaten von Dr. Otto Zirckel *) iſt ein Buch erſchienen, welches nächſt einem frühern von C. L. Fleiſchmann: Der nordamerikaniſche Landwirth, ein Buch für Anſiedler, zu dem Beſten gehört, was für Auswanderer geſchrieben wurde. Der Verfaſſer, ein Deutſcher, welcher durch ein ungewöhnliches Schickſal aus einem preußiſchen Huſarenlieutenant zu einem praktiſchen Arzt und wohlhabenden Landbeſitzer im Staate Ohio umgeformt worden iſt, erſcheint durchweg als ein gebildeter und erfahrener Mann, welcher durch langjährigen Aufenthalt in Amerika, wie durch genaue Kenntniß der verſchiedenſten Lebenskreiſe das Recht erworben hat, guten Rath zu geben. Zweierlei zeichnet ſein Werk vor vielen ähnlichen aus. Er betrachtet die Zuſtände ſeiner neuen Heimath ohne jede Illuſion, und er iſt ſeiner Politik, wie ſeinen Intereſſen nach ein Conſervativer, welcher Belehrungen und Rathſchläge vorzugsweiſe auf die Menſchen, welche größere Intereſſen haben, berechnet. Das Buch beginnt mit einer Schilderung der Seereiſe, und der drei großen Theile, in welche der Staat der goldenen Sterne zerfällt, des Oſtens, Südens und Weſtens der Union. Dann ſtellt er die Lage des Landwirths, Arztes, Predigers, Lehrers, Juriſten, Kaufmanns und Zeitungsredacteurs dar; die günſtigen Chancen, welche der Einwanderer etwa hat, die Gefahren, das Mißliche und Thörichte bei jeder einzelnen dieſer Speculationen auf Geld und Glück. Sein Urtheil erweckt überall Vertrauen durch ruhige Klarheit, und imponirt oft, weil es weiſe iſt. Wahrlich, wenn der Verfaſſer nicht bereits ein tüchtiger Mann war, als er aus Deutſchland ſchied, ſo hat ihn Amerika dazu gemacht! Auch die Darſtellung iſt gut, die Methoden, ſich Geld zu erwerben, und die Zuſtände des Strebſamen ſind lebhaft, und wo es geziemend war, mit hübſcher Laune beſchrieben. Der wichtigſte Abſchnitt des Buches aber iſt eine faßliche Darſtellung der Speculationen, Geld- und Creditverhältniſſe und der Rechtsformen, nach denen in Amerika Geſchäfte gemacht werden. Er iſt nicht nur für Solche geſchrieben, welche auswandern wollen, ſondern auch für deutſche Capitaliſten, welche Luſt haben, amerikaniſche Zinſen für ihre Gelder zu erhalten. Und zu allen dieſen Vorzügen des Buches kommt noch einer, nicht der geringſte: der Verfaſſer verſteht all das viele Nützliche und Verſtändige auf wenig Bogen zu ſagen. — Wir hoffen den deutſchen Leſern Willkommenes zu geben und im Sinne

*) Der vollſtändige Titel des Werkes iſt: Skizzen aus den und über die Vereinigten Staaten. Ein Beitrag zur Beurtheilung der Ausſichten für die gebildete deutſche Mittelclaſſe in der Union, für Auswanderer, Politiker und Capitaliſten von Dr. Otto Zirckel. Berlin, 1850. G. W. F. Müller.

Digitized by Google

des Verfaſſers zu handeln, wenn wir, ſeinem Buche folgend, einige ſeiner Rathſchläge, über Anlage deutſcher Capitalien in den Vereinigten Staaten im Auszuge mittheilen.

Von Staatspapieren des Geſammtſtaats exiſtiren: 1) Mit 6 Procent verzinsbare Schatzkammernoten, 2) eine 5 Procent Anleihe, zahlbar 1855, 3) eine 6 Procent Anleihe, zahlbar 1856, 4) eine 6 Procent Anleihe, zahlbar 1862, 5) eine 6 Procent Anleihe, zahlbar 1867, 6) eine 6 Procent Anleihe, zahlbar 1868, — welche in Hamburg und London gegenwärtig c. 106 Procent ſtehen.

Die Schuldſcheine der Vereinigten Staaten ſind zum großen Theile im Beſitz engliſcher Privatleute; diejenigen, welche in Amerika ſich befinden, ſind in den Händen von Wittwen, Waiſen und anderer Perſonen, die durch ihre Stellung abgehalten werden, ſich mit Geldgeſchäften zu befaſſen, um ihr Capital beſſer zu benutzen. Die ganze Nation muß für ihre Einlöſung einſtehen, und da ein guter Credit die wahre Lebensluft eines handeltreibenden Volkes iſt, ſo ſind ſie wahrſcheinlich die beſten Papiere der Welt. Die Centralregierung iſt ſtets ſcrupulös pünktlich, ſowohl bei der Zahlung der Intereſſen, als bei der Auszahlung der ſchuldigen Capitale geweſen.

Dem Europäer, welcher wirklich nach den Vereinigten Staaten überſiedelt, iſt es nicht anzurathen, ſich mit dieſen Papieren zu befaſſen, da er ſein Geld auf eine eben ſo ſichere Weiſe doppelt höher benutzen kann, dagegen verdienen dieſe Papiere unſtreitig die Aufmerkſamkeit der Europäer, da ſie ſechs Procent Zinſen tragen, welche mit der größten Regelmäßigkeit in London und ſelbſt in den deutſchen Seeſtädten erhoben werden können und in Rückſicht ihrer Sicherheit gewiß von keinem europäiſchen Staatspapiere übertroffen werden; wer ſie kaufen will, thut wohl, ſie nicht in den Vereinigten Staaten, ſondern in London zu kaufen, da ſie dort um mehrere Procente niedriger ſtehen.

Die Scheine der einzelnen Staaten bezahlen von 5—7 Procent Intereſſen und mehrere derſelben ſtehen über Pari. Dies gilt beſonders von den Papieren der Staaten New-York und Ohio, da dieſelben als Garantie der in dieſen Staaten circulirenden Banknoten deponirt werden müſſen und daher ſehr geſucht ſind. Während der durch die unſinnigſten Speculationen herbeigeführten commerciellen Kriſis in den Jahren 1837 und 1838 erklärten ſieben Staaten: Pennſylvanien, Maryland, Michigan, Indiana, Illenois, Arkanſas und Miſſiſippi, ſich für zahlungsunfähig, die Papiere aller Staaten fielen dadurch tiefer, als dies durch den verhängnißvollſten Krieg hätte geſchehen können. Dieſe ſogenannte Repudiation wurde hier von der Maſſe des Volks bitter getadelt und die Mehrzahl der Staaten brachte in dieſer drückenden Lage die größten Opfer, um ihren guten Namen zu erhalten. Ohio, damals zu einer Anleihe gezwungen, war genöthigt, dieſelben Papiere zu 60 zu verkaufen, die am heutigen Tage 106 ſtehen. Es zeigte ſich jedoch bald, daß „Honesty is the best policy“ ein wahres

Digitized by Google

Sprüchwort iſt, und ein zweiter ſolcher Staatsſtreich iſt nicht zu erwarten. Pennſylvanien, Maryland und Indiana wurden bald durch die allgemeine Meinung und den Nachtheil, den ſie durch Creditloſigkeit erlitten, gezwungen, mit der Zahlung der Intereſſen nicht nur wieder zu beginnen, ſondern auch den Inhabern der Papiere die rückſtändigen Intereſſen nachzuzahlen. Michigan, Illenois und Arkanſas haben in der neueſten Zeit ebenfalls Anordnungen getroffen, um ſich von ihren Flecken zu reinigen, nur bei Miſſiſippi tritt ein Fall ein, der eine nähere Beleuchtung verdient, da er zeigt, wie vorſichtig europäiſche Capitaliſten ſein müſſen, wenn ſie ſich auf eine neue Anleihe mit einem amerikaniſchen Staat einlaſſen. Miſſiſippi erklärt ſich einer Schuld von fünf Millionen für gänzlich entbunden, aus dem Grunde, daß ſie ungeſetzlich gemacht ſei. Die Sache verhält ſich wie folgt: Die Geſetzgebung gab ein Geſetz, daß keine Staatsanleihe gemacht werden ſolle, wenn der dazu berechtigende Geſetzvorſchlag nicht von zwei auf einander folgenden Geſetzgebungen angenommen würde. Von einer Geſetzgebung wurde ein dergleichen Geſetzvorſchlag angenommen, der Staat hatte Geldmittel dringend nöthig und der Gouverneur, in der gewiſſen Vorausſetzung, daß die nächſte Geſetzgebung den Vorſchlag ebenfalls billigen werde, ſendete Agenten unter dem großen Siegel des Staats und mit ſeiner Beſcheinigung verſehen nach England, um die Anleihe zu machen. Dieſe Agenten waren allerdings genöthigt, unter den drückenden Verhältniſſen der damaligen Zeit dieſe Papiere zu einem ſehr niedrigen Preiſe zu verkaufen, der Ertrag wurde durch die Unredlichkeit der Beamten noch geſchmälert, ſo daß die Summe der wirklich dem Staate gezahlten Gelder ſehr gering war. Die nächſte Geſetzgebung trat zuſammen, ſah den Stand der Sachen und verweigerte die Annahme des Geſetzes. Dieſer Streich iſt ohne Zweifel ehrlos; findet der Amerikaner aber einen Winkel, wo er ſich hinter ein beſtehendes Geſetz bergen kann, ſo wird er ihn ſtets benutzen. Wenn nicht durch das Geſetz, ſo iſt der Staat durch jedes Gefühl der Ehre verbunden, die Schuld anzuerkennen; ein Theil des Capitals floß in den Staatsſchatz und wurde zum Beſten des Staats verwendet und die Beſcheinigung des Gouverneurs unter dem großen Siegel des Staats mußte jedem Ausländer als eine volle Sicherheit für die Geſetzlichkeit der Anleihe erſcheinen. Hat der Gouverneur geſündigt, ſo beſtrafe ihn der Staat, unterziehe ſich aber den Folgen, welche entſtehen, wenn man Männer zu Gouverneuren erwählt, welche fähig ſind, unter dem großen Siegel des Staats ungeſetzliche Handlungen zu begehen.

Will ein Capitaliſt Gelder in Schuldſcheinen der einzelnen Staaten anlegen, ſo würde ich zu dem Ankauf der Papiere von New-York, Pennſylvanien und Ohio und der ſtädtiſchen Papiere der Städte Boſton, New-York, Philadelphia und Baltimore rathen; ſie ſind mit Coupons verſehen und die Intereſſen können mit der größten Regelmäßigkeit durch ein Handelshaus in London, in Hamburg oder in Bremen bezogen werden. Die Kriſis der Sclavenfrage wird auch dieſe

Digitized by Google

Papiere herunterdrücken, es iſt jedoch ganz undenkbar, daß, welche einſtweilige Folgen auch der Zuſammenſtoß haben wird, eine mit ſolchen Hilfsquellen verſehene, ſo thätige und ſcharfſinnige Nation ſich nicht ſchleunig wieder heben werde, und da jedes commercielle Intereſſe es ſtreng gebietet, daß der Credit im Auslande ſelbſt mit großen Opfern aufrecht erhalten werde, ſo halte ich dieſe Scheine trotz der drohenden Wolken, die jetzt den Horizont bedecken, und trotz der in Europa viel beſprochenen Repudiation für die ſicherſten Papiere der Welt.

Dagegen hüte ſich jeder Fremde, nordamerikaniſche Eiſenbahnactien zu berühren; eine ſehr geringe Zahl derſelben iſt gut und trägt ihre Procente, die große Mehrzahl jedoch iſt keinen Cent werth. Die Eiſenbahnen haben während ihres Baues die Directoren bereichert, tragen, wenn man die Unterhaltungskoſten abrechnet, wenig ein, und dieſes Wenige muß auf die Intereſſen der gemachten Anleihen verwendet werden; den armen Actionären hat man grauſam mitgeſpielt, und es iſt zu verwundern, daß man jetzt noch Gimpel findet, welche, eingeladen, zu einem dergleichen Unternehmen beizuſteuern, den Agenten nicht augenblicklich zur Thür hinauswerfen. Der befolgte Plan bei Ausführung dieſer Werke war dieſer: Einige ſchlaue Männer der wohlhabendern Claſſe, welche auf das Directorium des vorgeſchlagenen Werkes ſpeculirten, ließen ſich von einer Anzahl der erſten Handelshäuſer des Landes ein Gutachten abgeben, daß eine Eiſenbahn zwiſchen zwei angegebenen Punkten nicht nur dem ganzen commerciellen Intereſſe höchſt dienlich ſein, ſondern auch den Actionären eine Revenüe von 20—30 Procent eintragen würde. Nachdem die Preſſe für einige Monate das Publicum mit dieſen Gedanken vertraut gemacht hatte, wurde eine Abſchätzung der Koſten gemacht, welche z. B. auf fünf Millionen ausfiel. Dieſe Abſchätzungen waren ſehr geeignet, den Unerfahrenen zu täuſchen, gingen bis in das kleinſte Detail und zogen ſelbſt alle erdenkliche Hinderniſſe und Unglücksfälle in Berechnung. Mit der Billigung und den Unterſchriften ſo vieler angeſehener einflußreicher Namen verſehen, fanden dieſe Actien bald Käufer, in wenigen Monaten war das Capital unterſchrieben, oben erwähnte Herren ſchlichen ſich in das Directorium und der Bau begann. Von nun an dachte Niemand mehr an den Vortheil der Actionäre, bei jedem abgeſchloſſenen Contract für Arbeit oder Materialien füllten ſich die Directoren die Taſchen, und die Folgen dieſer oft ins Unglaubliche gehenden Betrügereien und Verſchwendung waren, daß nach einem gewiſſen Zeitraume die fünf Millionen verausgabt, die Eiſenbahn jedoch noch nicht zur Hälfte fertig war. Die Directoren wendeten ſich nun um Zuſchuß an die Actionäre, dieſe, theils unfähig, mehr zu geben, theils entrüſtet über die Art der Verwaltung, verweigerten eine weitere Beiſteuer. Die Herren Directoren negociirten in dieſem Dilemma eine Anleihe von fünf Millionen und verpfändeten zur Sicherheit der Intereſſen die Einnahmen der ganzen Eiſenbahn, wenn ſie fertig ſein würde. Für eine Zeitlang hatte das Geſchäft wieder ſeinen glänzenden Fortgang, doch auch

Digitized by Google

dieſe Millionen wurden ausgegeben und der Bau war noch nicht vollendet, es wurde eine zweite Anleihe gemacht und den Inhabern dieſer Papiere der Reſt der zukünftigen Einnahme der Eiſenbahn als Intereſſen zugeſichert, welcher nach der Abzahlung der Intereſſen der erſten Anleihe übrig bleiben würde; dieſe letztern Papiere konnte man ſchon nicht mehr Pari verkaufen, ſie brachten oft weniger als 60 Procent. Das Reſultat dieſer Finanzſpeculation iſt leicht zu errathen. Nachdem die Eiſenbahn fertig und in Activität war, erhielten die Inhaber der erſten Anleihe ihre Intereſſen, die Inhaber der zweiten Anleihe zuweilen etwas, zuweilen nichts, die Actionäre jedoch keinen Cent. Leider malt dies gegebene Bild die finanziellen Verhältniſſe der Mehrzahl unſerer Eiſenbahnen, einige haben ſich ſchon bankerott erklärt, bei andern wünſchen die Directoren noch eine Galgenfriſt, leihen Gelder für 20 Procent, um die Intereſſen der Schuldſcheine und ſelbſt den Actionären halbjährlich noch etwas zu bezahlen; wie lange eine dergleichen Wirthſchaft dauern kann, iſt zu denken; dabei werden die von den Directoren geſtellten Rechnungen ſo geheimnißvoll und dunkel abgefaßt, daß es keinem der unerfahrenen Actionäre möglich iſt, ein Urtheil über den wahren Werth ſeiner Actien zu fällen, er wird erſt enttäuſcht, wenn die ganze Angelegenheit explodirt.

Ueber die Beſchaffenheit der Hypothekenſcheine, welche eine ganz andere Einrichtung haben, als in Deutſchland, und der Handnoten, welche in den mittlern und weſtlichen Staaten ſehr häufig die Stelle der Baarzahlungen vertreten, leſe man das Werk ſelbſt nach. Zwei Grundſätze aber ſind zu merken: Erſtens, daß der Amerikaner Geld wie jede andere Waare betrachtet und für den Gebrauch deſſelben ſich ſo viel geben läßt, als er nur immer erhalten kann, daß dieſer Gebrauch bei dem Boden- und Mineralreichthum des Landes und durch die durch Natur und Kunſt erleichterte Transportation von Gütern einen doppelten, wenn nicht dreifachen Werth hat, als in Europa, ſo daß ſelbſt in den mittlern und weſtlichen Staaten die größten Handelshäuſer 10 Procent geben können und wirklich geben. Zweitens, daß Gelder mit größter Sicherheit hier angelegt werden können, daß dagegen, um dies zu thun, eine genaue Kenntniß der Verhältniſſe und der beſtehenden Geſetze nothwendig iſt und ſtets eine Prüfung der Beſitzrechte des Hypothekenausſtellers auf das Grundeigenthum vorgenommen werden muß.

Summen unter 100 Dollars können ſchon nicht mehr für 10 Procent erhalten werden, ſelbſt wenn die höchſte Sicherheit geboten wird, für dieſe hat man von 15—40 Procent zu geben.

Die Engländer haben ein Sprüchwort, welches heißt: „Wer würde wohl es vorziehen, in einem neuen Lande zu leben, wenn er in einem alten leben kann?“ und ein zweites: „Armuth in einem neuen Lande iſt der Mangel des Luxus, Armuth in einem alten Lande iſt der Mangel nothwendiger Lebensbedürfniſſe“.

89*

Digitized by Google

Beide Sprüchwörter ſind buchſtäblich wahr und ſagen in drei Worten, was man in drei Bänden nur wiederholen kann. So ſehr ich daher Gliedern des deutſchen gebildeten Mittelſtandes anrathe, nicht voreilig den Entſchluß zu einer Ueberſiedlung zu faſſen, ſo beachtenswerth erſcheinen mir die Verhältniſſe Amerikas für die wohlhabendern Claſſen der alten Welt. Ich ſollte meinen, es ſei nicht ganz gleichgiltig, ob man Capitalien bei gleicher Sicherheit zu 4 oder zu 8 und zu 12 Procent benutzt.

Eine große Menge engliſchen Capitals wird in Amerika benutzt, ebenſo haben die Seehäfen des Continents, welche in einer lebhaften Verbindung mit Amerika ſtehen, manche Summe hier angelegt. Im Inlande Europas iſt es zu wiederholten Malen ebenfalls verſucht worden, doch haben dieſe Unternehmen gewöhnlich mit dem Verluſte der angelegten Capitalien geendet. Der Grund dieſes ungünſtigen Erfolgs lag ſtets in der Unredlichkeit der Agenten und in der durch die große Entfernung und Unbekanntſchaft des Europäers mit den amerikaniſchen Geſetzen bedingten Unmöglichkeit, den Agenten zur Rechenſchaft zu ziehen. Einen gleichen Erfolg würde trotz der jetzt bewirkten großen Leichtigkeit und Schnelligkeit der Verbindung zwiſchen beiden Welttheilen noch das Unternehmen am heutigen Tage haben, wenn man unbekannte und unverantwortliche Agenten zu dem Geſchäft gebraucht. In dieſer Hinſicht halte ich für den einzig ſichern Plan, daß mehrere Familien ſich vereinigen, aus ihrer Mitte einen intelligenten Mann mit geſetztem Charakter nehmen und dieſen mit der Weiſung nach Amerika ſenden, ſich dort für eine Reihe von Jahren häuslich niederzulaſſen und das Geſchäft zu betreiben. Dieſer Agent wähle eine Mittelſtadt der mittlern oder weſtlichen Staaten zu ſeinem Wohnorte und beſchränke ſich im erſten Jahre darauf, ſein Geld für die niedrigſten Procente, ſage 8 Procent, unterzubringen, wozu er ſchon in den erſten Tagen, und zwar gegen eine zehnfache Sicherheit, Gelegenheit haben wird; während dieſes erſten Jahres beobachte er den Geſchäftsgang und er wird im zweiten Jahre fähig ſein, mit gleicher Sicherheit ſeine Capitalien beſſer zu benutzen. Das zuſammengeſchoſſene Capital ſollte nicht viel kleiner, als 60000 Thaler ſein, ſo daß der Agent ein Procent erhalten könnte, eine Summe, die ihn befähigt, in einer Mittelſtadt, nicht mit Glanz, aber mit allem geforderten Anſtande, ſelbſt mit einer kleinen Familie, zu leben. Die durch die Sendung der Intereſſen nach Europa nöthigen Ausgaben belaufen ſich, wenn man die Wege kennt, auf nicht mehr als ¼ Procent. Ein mehrjähriger Aufenthalt würde ihn befähigen, mit Umſicht noch vortheilhafter mit ſeinen Geldern zu arbeiten, geeignetes auf dem Wege der Execution gegen Baarzahlung verkauftes Grundeigenthum an ſich zu bringen, wodurch er nie verlieren, wohl aber in einem Jahre oft 100 Procent gewinnen kann; ich glaube, der Fall iſt nie dageweſen, daß auf dieſe Art gekauftes liegendes Eigenthum ſpäter mit Verluſt verkauft wurde.

Eine größere Umſicht, eine noch intimere Bekanntſchaft mit allen amerika-

Digitized by Google

niſchen Verhältniſſen gehört dazu, mit Vortheil mit den öffentlichen, gutgelegenen fruchtbaren, aber uncultivirten Ländereien zu ſpeculiren. Dieſe ſteigen allerdings und zwar unfehlbar jährlich im Preiſe, zuweilen, wenn der Beſitzer durch Glücksfälle begünſtigt wird, um das Tauſendfache, doch kann man gewöhnlich nicht rechnen, daß ein gut auf Intereſſen angelegtes Capital ſchlechter rentirt, als ein in uncultivirten Ländereien angelegtes, welches für eine Reihe von Jahren ganz todt liegen bleiben muß, um dann das Intereſſendeficit durch den erhöhten Kaufpreis zu decken. Mein Rath iſt, dem Agenten dieſe allerdings oft ſehr verführeriſchen Speculationen zu unterſagen und ihn rein auf eine ſichere Anlage ſeiner Capitalien auf Grundeigenthum gegen Zinſen zu beſchränken. Dem Manne, welcher zu dieſem Geſchäfte gewählt wird, kann ich ſagen, daß er, wenn er ſpäter vielleicht, von einem andern Gliede abgelöſt, nach Europa zurückkehrt, die hier zugebrachten Jahre nie bereuen wird. Amerika iſt eine excellente Schule für das Leben und ich möchte jedem jungen Manne von Bildung wünſchen, daß es ihm möglich wäre, einige Novizenjahre hier zu verleben, er würde, an Weltklugheit ſehr bereichert, ſein Vaterland wiederſehen. Der von mir oben angeführte Operationsplan wird ſchon ſeit vielen Jahren von engliſchen Familien befolgt.

Das Minimum, von deſſen Intereſſen eine Familie aus dem deutſchen Mittelſtande in den mittlern Staaten (Ohio) mit einiger Annehmlichkeit leben kann, ſind 5000 preußiſche Thaler, dieſe betragen nach amerikaniſchem Gelde 3500 Dollars, da das preußiſche 3½ Guldenſtück 1 Dollar 40 Cents gilt. Dieſe niedrigſte Annahme werde ich als normal betrachten, und mir einen Mann von 40—50 Jahren denken, er gehöre der deutſchen Mittelclaſſe an, verſtehe keine Kunſt, kein Handwerk, ſei nicht willens oder geeignet, ein kaufmänniſches Geſchäft zu treiben, und wünſche nur, die letzte Hälfte ſeines Lebens in einer ruhigen, beſcheidenen, doch ſorgenloſen Zurückgezogenheit zuzubringen und über das Fortkommen ſeiner Kinder beruhigt zu ſein. Erwähnter Mann beſitze, wie wir oben annahmen, nachdem er die Reiſekoſten gedeckt, bei ſeiner Ankunft in Columbus noch 3500 Dollars. Die erſten acht Tage wohne er in einem Gaſthofe und ſuche während der Zeit die Bekanntſchaft einiger Deutſchen der beſſern Claſſe zu machen, zu gleicher Zeit wird er eine Gelegenheit haben, mehrere ſolide Handelshäuſer kennen zu lernen, deren bedeutender Grundbeſitz und Reichthum Vertrauen verdient. An eines dieſer Häuſer wende er ſich, um 2000 Dollars ſeines Capitals für das erſte Jahr zu 6 oder 8 Procent unterzubringen. Um ganz ſicher zu gehen, traue er ſelbſt der von der ganzen Stadt anerkannten Rechtlichkeit und dem Reichthume dieſes erwählten commerciellen Hauſes nicht, ſondern nehme ſich einen guten Advocaten, dem er für ſeine Bemühung 5 Dollars zu zahlen haben wird, und laſſe ſich von dem erwähnten Handelshauſe entweder Hypothek auf Grundeigenthum oder noch zwei andere reiche Leute der Stadt zu Bürgen geben, welche Forderung man ihm ohne Schwierigkeit gewähren wird, da es eine große

Digitized by Google

Seltenheit iſt, daß zu ſo niedrigen Procenten eine Anleihe auf Jahresfriſt gemacht werden kann. Seine übrigen 1500 Dollars lege er als Depoſitum in eine Bank, wofür er zwar keine Intereſſen erhält, dafür aber ermächtigt iſt, ſtündlich die Gelder in größern oder kleinern Summen wieder herauszuziehen. Nach der erſten Woche miethe er ſich in einem abgelegenen Theile der Stadt ein Häuschen mit einem Garten; ein ſolches, mit einem Keller, einer Küche, die zugleich Speiſezimmer iſt, einem Schlaf- und zwei Wohnzimmern, kann er für 6—8 Dollars monatlich erhalten, er kaufe ſich für's Erſte nur die nothwendigſten Meubles, da er an jedem Wochenmarkttage Gelegenheit haben wird, bei den öffentlichen Verſteigerungen oft dergleichen recht elegante Meubles ſehr wohlfeil zu erhalten.

Nachdem er ſich auf dieſe Art häuslich eingerichtet hat, ſuche er die Bekanntſchaft eines Friedensrichters zu machen, in den größern Städten wird er gewöhnlich einen gebornen Deutſchen oder wenigſtens einen von deutſcher Abkunft, welcher noch deutſch ſpricht, in dieſem Amte finden; auf dem Geſchäftszimmer dieſes Beamten ſich täglich wenigſtens zwei Stunden aufzuhalten, mache er ſich zur Regel, um die vielfältigen kleinen Klagen und Schuldforderungen, die hier anhängig gemacht werden, mit anzuhören. Befolgt er während einiger Monate dieſen Rath, ſo wird ihm der hieſige Geſchäftsgang bald klar werden.

Nach einigen Monaten fange der deutſche Fremde an, Excurſionen nach allen Richtungen im Umkreiſe der Stadt zu machen, um ſich einen 5—10 Acker großen Platz für ſeine feſte Niederlaſſung zu ſuchen. Bei der Wanderungsſucht der Amerikaner iſt ihnen ſtets ihre Heimath feil, doch übereile er ſich nicht mit dem Ankauf und laſſe den Eigenthümer des Platzes, für den er eine Vorliebe fühlt, nie dieſe Neigung merken; wird es bekannt, daß ein Einwanderer einen dergleichen Ankauf zu machen gedenkt und fähig iſt, das Grundſtück baar zu bezahlen, ſo werden ihm Anträge genug gemacht werden. Beim Ankauf ſehe er auf eine geſunde, möglichſt trockene Lage und einen guten, auch während der naſſen Jahreszeit nicht bodenloſen Weg zur Stadt, er ziehe es außerdem vor, daß er auf dem Grundſtück ein paſſendes oder wenigſtens mit geringer Mühe für ihn paſſend zu machendes Haus vorfinde, da er bei dem Neubau eines Hauſes von den Arbeitern ſowohl, als von den Verkäufern der Materialien leicht übervortheilt wird. Muß er nothwendig bauen, ſo thut er wohl, den ganzen Bau bis zur Ueberreichung des Hausſchlüſſels einem Meiſter in Accord zu geben. Dieſer Contract muß dagegen ſehr ausführlich gemacht werden, muß ſich auf das kleinſte Detail erſtrecken und wird am beſten von einem Advocaten oder einem Notar verfaßt. Paſſendes Land wird er in einem Umkreiſe von 1 — 2 Meilen von Columbus oder einer ähnlichen Mittelſtadt für 30 Dollars für den Acker finden, doch ſind die Gebäude bei dieſer Schätzung ungerechnet.

Die Ausgaben für den feſten Wohnſitz und das Inventarium werden ſein:

1) Ein Grundſtück von 5 Ackern . . . . 250 Doll.

2) Ein von Backſteinen gebautes Haus mit Keller und vier Räumen	350 Doll.
3) Ein von Brettern gebauter Stall und Heuraum für eine Kuh und ein Pferd	100 =
4) Ein ausgemauerter Brunnen nebſt Pumpe	25 =
Dieſe Ausgabe wird wohlfeil erſcheinen, man findet aber ſtets mit einigen 20 Fuß Waſſer.	
5) Ein Gartenſpalier von geſägten mit weißer Oelfarbe angeſtrichenen Latten	25 =
6) Ausbeſſerung der vorgefundenn Feldumzäunungen	25 =
7)—15) fünf Bettſtellen, zwei Dutzend Stühle, fünf Tiſche, ein Kochofen mit allem nöthigen Kochgeſchirre, Porzellan und Gläſer, zwei andere Oefen, drei Spiegel, zwei Kommoden, verſchiedenes anderes Hausgeräth	134 =
16) Ein brauchbares Reitpferd nebſt Sattel	50 =
17) Eine gute Milchkuh	20 =
18) Hühner, Enten und anderes Geflügel	5 =

Dieſe Auslagen belaufen ſich demnach auf 984 Doll., oder mit den 175 Doll., welche ein ſechsmonatlicher Aufenthalt in der Stadt ihm wird gekoſtet haben, auf 1159 Dollars, er hat demnach, wenn er ſeine neue Heimath bezieht, mit den 60 Dollars, welche er als halbjährige Intereſſen wird erhalten haben, 421 Dollars in Händen. Von ſeiner kleinen Beſitzung benutze er 2 Acker als künſtliche Wieſe oder Kleefeld, 2 Acker als Sommerweide für Pferd und Kuh, $^1/_2$ Acker als Kartoffel- und Kohlfeld und $^1/_2$ Acker als Hofraum. Nach dem erſten Jahre wird es ihm möglich ſein, den größten Theil ſeines Capitals zu 10 Procent auf hypothekariſche Sicherheit, den übrigen Theil in kleinen Summen gegen Verpfändung von beweglichem Eigenthum zu 20 Procent zu benutzen, wir wollen daher ſeinen mäßigſten Zinsertrag auf 230 Dollars jährlich feſtſetzen, ſeine jährlichen Ausgaben, die Familie zu 4—5 Perſonen angenommen, ſtellen ſich nun wie folgt:

1) 4 Faß Weizenmehl à 200 Pfund, à 5 Dollars . . .	20 Doll.	— Cts.
2) 4 Schweine à 150 Pfd., 100 Pfd. zu 3 Dollars . .	18 =	— =
3) 150 Pfund Zucker à 8 Cents	12 =	— =
4) 70 Pfund Kaffee à 10 Cents	7 =	— =
5) 25 Pfund Reis	1 =	50 =
6) Friſches Fleiſch; auf dem Lande wird es ſelten gebraucht, man begnügt ſich im Sommer mit ſelbſtgezogenem Geflügel, Eiern und Schinken, es iſt wohlfeil und es werden jährlich für den Ankauf hinreichen	10 =	— =
7) 100 Pfund Salz	1 =	— =
8) 5 Gallonen Eſſig	— =	50 =
9) 60 Buſchel Mais als Futter für Pferd und Geflügel. .	12 =	— =

Digitized by Google

10)	50 Pfund getrocknetes Obſt	2 Doll. — Cts.
11)	10 Klaftern Feuerholz à 1 Dollar 50 Cents	15 = — =
12)	Der Familie Kleidung und Schuhwerk	36 = — =
13)	Des Mannes Kleidung nebſt Schuhwerk	24 = — =
14)	Arbeitslohn während des Heumachens	5 = — =
15)	Wäſche, monatlich einen Tag Tagelohn für eine Waſchfrau à 50 Cents	6 = — =
16)	Staatsabgaben	10 = — =
		180 Doll. — Cts.

Alle Gartenarbeit zur Erzeugung ſeiner Gemüſe, nehme ich an, wird von dem Eigenthümer und ſeiner Familie ſelbſt verrichtet, eine Arbeit, die ſeiner Geſundheit zuträglich iſt und ihm ſelbſt Freude machen wird, er hat demnach nach Abzug der 180 Dollars noch 50 Dollars für kleine Ausgaben. Dieſe Berechnung iſt ein Auszug aus dem ſeit einer Reihe von Jahren mit Pünktlichkeit geführten Journale eines Freundes, der in ähnlichen Verhältniſſen lebt, und ich kann mich für deren Richtigkeit verbürgen. Schon ein flüchtiger Blick wird zeigen, daß eine Familie in ſolchen Verhältniſſen nicht mit Glanz leben kann, da alle Hausarbeit von der Familie ſelbſt gethan werden muß. Die gnädige Frau und die Fräulein Töchter haben die Kuh zu füttern und zu melken, zu buttern, die Betten zu machen, die Stuben zu kehren u. ſ. w., während der gnädige Herr ſeine Stiefeln putzt, die Kleider bürſtet und Striegel und Kartätſche zur Hand nimmt, um ſein Pferd zu reinigen, eine Arbeit, welche in unſerer naſſen Jahreszeit nicht unter die angenehmen gehört. Dieſer Lebensplan paßt nur für den Mann, welcher in ſeinen ſpätern Lebensjahren ſeiner Kinder wegen ſein Vaterland verließ, die Exiſtenz iſt im höchſten Grade unabhängig, ſorgenfrei und nicht ganz freudenlos. Er wird mehrere gebildete deutſche Familien finden, in deren Häuſern er wöchentlich einige Abende zubringen und eine Partie l'Homber oder Whiſt ſpielen kann. Lebt er glücklich in ſeiner Familie, kann er wiſſenſchaftlich ſich beſchäftigen, iſt er fähig, die engliſche Literatur zu benutzen, ſo wird ihm ſeine Situation bald theuer werden, und er wird ſie nicht leicht mit einer andern vertauſchen wollen. Den jungen thatkräftigen Mann freilich wird dieſe paſſive Exiſtenz um ſo weniger befriedigen, je mehr er ſich von dem regen amerikaniſchen Geſchäftsleben umgeben ſieht. Ich habe hier das Minimum des Beſitzes angenommen; wer mehr hat, kann ſeine Wohnung eleganter einrichten, kann ſich koſtbarer kleiden, kann ſich Wagen und Pferde halten und ſich bedienen laſſen, darauf beſchränkt ſich aber auch ſein Mehrgenuß. Wer ein bedeutend größeres Vermögen hat und nicht durch ein kaufmänniſches Geſchäft ſich zu bereichern gedenkt, iſt ein Thor, wenn er Europa verläßt, um hier zu leben; jede europäiſche Mittelſtadt wird ihm mehr Lebensfreuden gewähren, als er in Amerika erwarten kann, er ſuche die amerikaniſchen günſtigen Verhältniſſe in Europa auf die von mir oben angegebene Weiſe zu benutzen.

Digitized by Google

Schließlich will ich noch darauf aufmerkſam machen, daß eine Bill im Congreß vorliegt, nach welcher auch die im Auslande wohnenden Verwandten im mexikaniſchen Kriege gefallener oder während der Campagne geſtorbener Soldaten zu dem rückſtändigen Solde, der Gratification eines dreimonatlichen Gehaltes und zu einem Landwarrant von 160 Ackern berechtigt werden. Die Hälfte der Armee beſtand aus Deutſchen und es ſchlummern wenigſtens 6000 deutſche Söhne in mexikaniſcher Erde. Manche arme deutſche Eltern, welche ihr Kind auf dieſe Art verloren, werden dadurch befähigt werden, eine Summe von beinahe 200 Dollars zu erhalten. Sollte die Bill Geſetz werden, ſo werde ich dafür ſorgen, daß die Beſtimmungen derſelben in deutſchen Zeitungen veröffentlicht werden, auch werde ich die Wege angeben, welche einzuſchlagen ſind, um die Gelder zu erhalten. *)

Viel Lärm um Nichts.

Jede neue Erfahrung beſtätigt mehr die Ueberzeugung, daß die Aufführung Shakeſpeare'ſcher Luſtſpiele auf unſerm Theater ein ſehr mißliches Unternehmen iſt. Um nicht mißverſtanden zu werden, bemerke ich ſogleich, daß ich damit die Theater von einem derartigen Verſuch keineswegs abwendig machen will. In unſerer unfruchtbaren Zeit darf das Theater ſich kein Körnlein der Poeſie entgehen laſſen, wo es daſſelbe auch ſuchen mag, und bei Shakeſpeare wird wenigſtens immer derbe Charakteriſtik und friſcher lebensmuthiger Humor zu finden ſein.

Andrerſeits dürfen wir aber auch nicht aus den Augen laſſen, daß im Luſtſpiel noch mehr als in der Tragödie nur diejenige Kunſt auf uns einen Eindruck macht und einen Eindruck zu machen berechtigt iſt, die uns unſere Empfindungs- und Vorſtellungsweiſe idealiſirt wiedergibt. Die Empfindungsweiſe des Shakeſpeare'ſchen Luſtſpiels iſt aber nicht die unſrige, und gerade durch die Macht der Poeſie, welche es entwickelt, entzieht es ſich jedem Verſuch, unſerer Denkart aſſimilirt zu werden.

Das tritt auch in der Holtei'ſchen Bearbeitung unſers Luſtſpiels ſehr ſchlagend hervor. Holtei hat ganz richtig empfunden, daß die Härte und Kälte Claudio's bei dem Tode ſeiner Geliebten, daß ſeine Frivolität ſelbſt, nachdem er von ihrer Unſchuld überführt iſt, unſere ſittlichen Vorſtellungen beleidigen muß; daß ferner die Art, wie er ſein Unrecht gut zu machen meint, die Heirath auf Commando, mit der Convenienz unſerer Liebespflichten, die eine Art von Treue bis über den Tod hinaus erheiſcht, nicht in Uebereinſtimmung zu bringen iſt; daß ferner in der

*) Die Grenzboten werden zur Zeit Näheres darüber bringen.

Frivolität, mit welcher die beiden luſtigen Perſonen zuſammengebracht werden, zu viel bloßes Luſtſpiel liegt, um nicht gegen den Ernſt der übrigen Handlung, der durch alle einzelnen Späße nicht verwiſcht werden kann, zu ſehr abzuſtechen. Er hat darum in ſeiner Bearbeitung alles dieſes zu lindern verſucht, indem er Claudio ſeine tiefere Empfindung durch den Schein der Frivolität verſtecken läßt, um ſeiner Manneswürde nichts zu vergeben; indem er ihn die zweite Heirath ausſchlagen läßt, und indem er die zwiſchen Beatrix und Benedict ſchon vor der Intrigue, die ſie zuſammenbringen ſoll, ſtattfindende Liebe ſchärfer betont.

Allein wenn dadurch auch in der That jene Charaktere unſerm Geſchmack ſo zu ſagen appretirt werden, ſo iſt dieſer ſcheinbare Gewinn ein Verluſt an poetiſcher Urſprünglichkeit und an folgerichtiger Empfindungsweiſe. Es liegt das nicht an dem Mangelhaften der Ausführung. Zwar hätte Manches geſchickter gemacht werden können, namentlich hätte ſich die Sprache mehr der Shakeſpeare'ſchen anſchließen müſſen, allein der weſentliche Uebelſtand wäre doch geblieben. — Andrerſeits mußte der Verſuch gemacht werden. Denn Gervinus mag es uns noch ſo ſehr in's Herz reden, daß die Charakterentwickelung und die Empfindungsweiſe des Shakeſpeare'ſchen Luſtſpiels die wahrhaft ideale ſei, und unendlich höher ſtehe, als unſere moderne Sentimentalität: beim Leſen erkennen wir es wohl — ſoweit es überhaupt richtig iſt; in der Anſchauung aber werden wir davon beleidigt.

Ich muß bei dieſer Gelegenheit bemerken, daß Gervinus' Behauptung, Shakeſpeare's Stücke könnten nur durch die Aufführung, nicht durch die Lectüre gewürdigt werden, nur relativ richtig iſt. Es liegt eine Verwechſelung darin. Allerdings haben alle großen Dramatiker für die Bühne geſchrieben und nicht für's Leſezimmer: Shaekſpeare wie Aeſchylus, Molière wie Ariſtophanes. Aber eine ganz andere Frage iſt es, ob wir jetzt den richtigeren Genuß von ihnen haben, wenn wir ſie leſen, oder wenn wir ſie vor uns ſehen. Die Lectüre der Fröſche, der Eumeniden u. ſ. w. wird uns durch die hohe Poeſie, die ſie uns aufſchließt, immer über die Verſchiedenheit des Geſchmackes hinwegſetzen, denn in der Lectüre können wir abſtrahiren; bei der Aufführung dagegen, wo der Eindruck ein unmittelbarer ſein ſoll, werden uns die Späße des Dionyſos in der Unterwelt ebenſo abgeſchmackt vorkommen, als die juriſtiſche Entſcheidung des Proceſſes zwiſchen Oreſt und den Eumeniden.

Allein der Grund, warum Shakeſpeare's Luſtſpiele auf der Bühne einen ſchweren Stand haben, liegt nicht blos in der Verſchiedenheit der zeitlichen Vorausſetzungen, der Einrichtung des Theaters, der Schauſpieler u. ſ. w.; er liegt auch im Weſen der Kunſt. Es muß ausgeſprochen und fortwährend wiederholt werden, daß die Kunſtform des Shakeſpeare'ſchen Luſtſpiels keineswegs die ideale iſt, daß vielmehr die franzöſiſche, an welche wir jetzt gewöhnt ſind, und die im Weſentlichen auf die Principien von Menander und Terenz zurückkommt, weit höher ſteht.

Digitized by Google

Man hat ſich in früherer Zeit mit den ſogenannten ariſtoteliſchen Einheiten in unfruchtbarem Streit abgequält, weil man dieſe Einheiten immer abſtract aufaßte. Die Einheiten des Orts (bei den Griechen durch den Chor bedingt) und der Zeit ſind jedenfalls ſecundärer Natur, und nur quantitativ zu verſtehen. Man kann ſich durch die erſte beſte Erfahrung überzeugen, daß ein beſtändiger Scenenwechſel, indem er die Aufmerkſamkeit zerſtreut, auf die Länge unerträglich wird, während eine mäßige Anwendung deſſelben zuweilen ſogar nützlich wirken kann, weil ſie der Spannung einen Ruhepunkt gewährt. Die Regel kann aber nichts enthalten als fixirte Erfahrung. Was ferner die Willkür in den Zeitbeſtimmungen betrifft, ſo wird auch hier ein gewiſſes Maaß nicht wohl überſchritten werden dürfen. Vor Allem muß man den Unterſchied zwiſchen dem Luſtſpiel und der Tragödie feſthalten. Wenn z. B. Shakeſpeare in ſeinem Othello, wie es ein engliſcher Kritiker aus der Succeſſivität der einzelnen Scenen ſehr ſcharfſinnig nachweiſt, zwiſchen der Ankunft Othello's auf Cypern und der Ermordung Desdemona's keinen längern Zeitraum verſtreichen läßt, als ungefähr 48 Stunden, während der Inhalt der in dieſen Zeitraum eingerahmten Ereigniſſe wenigſtens die Dauer mehrerer Monate erfordert, ſo wird dieſe doppelte Zeitrechnung durch die tragiſche Spannung vollkommen verſteckt und dadurch gerechtfertigt, denn das Ungeheure, was im Gemüth vorgeht, läßt die äußern Begebenheiten und deren Geſetz als blos accidentell erſcheinen. Im Luſtſpiel, wo wir uns in endlichen Beſtimmungen bewegen, iſt das nicht möglich; wir ſind zu pragmatiſch geſtimmt, um uns der äußerlichen Wahrſcheinlichkeitsrechnung entſchlagen zu können. Durch die Bearbeitung, welche den Scenenwechſel vermeidet, wird dieſe Unwahrſcheinlichkeit nur noch geſteigert. So ſollen wir z. B. in unſerm Stück die Intrigue von der Ankunft des Prinzen mit ſeinem Gefolge bis zu dem Augenblicke, wo Benedict und Beatrix durch die Einbildung gegenſeitiger Liebe ſich wirklich in einander verlieben, in der Continuität Eines Actes, d. h. in der Zeit einiger Stunden verfolgen. Das geht nicht, wir glauben nicht daran.

Indeſſen dieſe Einheiten des Acts und der Zeit ſind, wie bemerkt, ſecundärer Natur; es iſt da nur ein relatives Maaß feſtzuhalten. Ein Geſetz dagegen, von dem man nichts abhandeln kann, welches unbedingt befolgt werden muß, wenn der äſthetiſche Eindruck ein reiner ſein ſoll, iſt die Einheit der Handlung (oder im Luſtſpiel beſſer: der Intrigue) und der Stimmung. Gegen Beides verſündigt ſich Shakeſpeare mehrfach in ſeinen Komödien.

Der beſtändige Scenenwechſel wird dadurch nicht gebeſſert, daß man die Handlung auf neutralem Boden vor ſich gehen läßt, und dadurch die Veränderung der Decorationen vermeidet. Die Hauptſache iſt das Zerhackte der Darſtellung. Es treten einige Leute auf, unterhalten ſich mit einander in Beziehung auf den Gegenſtand des Luſtſpiels, gehen dann wieder ab, und geben andern

Digitized by Google

Raum. — Allerdings iſt das viel bequemer, als wenn man ſich bemüht, die Scenen ſorgfältig in einander zu verflechten, und eine innere Continuität der Handlung hervorzubringen; aber um dieſe loſe Manier als die höhere Kunſtform der regelmäßigen Komödie des Mandriſchen, des franzöſiſchen und ſelbſt des ſpaniſchen Theaters gegenüberzuſtellen, dazu gehört der verſchrobene Geſchmack unſerer romantiſchen Kunſtlehrer. Man führe mir nicht Leſſing an! Freilich hat er die Marotten der Pedanterie, den blos äußerlichen Calcul Boileau's bekämpft, aber er hat in ſeinen eigenen Stücken die Einheit der Handlung viel ſtrenger und gewiſſenhafter feſtgehalten, als irgend ein deutſcher Dichter.

Ebenſo ſchlimm iſt die Gewalt, welche der Stimmung angethan wird. Man pflegt dabei zweierlei zu verwechſeln. Sehr häufig iſt bei Shakeſpeare die Willkür, in welcher die Stimmung gewechſelt wird, nur eine ſcheinbare; ſie hat einen künſtleriſchen Zweck. Entweder ſoll ſie durch den Contraſt wirken — wie es Shakeſpeare vortrefflich verſteht, eine Spannung durch Retardiren in's Fieberhafte zu ſteigern; oder, was noch poetiſcher iſt, er entwickelt das Entſetzliche an ſeinem Gegenſatz. So wird z. B. das Fürchterliche in der Leidenſchaft Othello's durch die teufliſchen Cynismen, mit denen Jago ihn ſtachelt, indem er zugleich ſeinem innern Jubel Luft macht, keineswegs vermindert, jeder neue wilde Scherz ſchärft vielmehr unſern Schauder. — Das Geſetz dieſes Wechſels läßt ſich in den einzelnen Fällen ganz genau nachweiſen, gerade wie in der Muſik, wo über dem ſcheinbaren Contraſt der Grundton nie vergeſſen werden darf. — Aber kein aufrichtiger Kritiker wird leugnen, daß die Willkür auch nur zu oft eine nicht blos ſcheinbare, ſondern ſehr reale iſt. Wenn z. B. nach Julia's Tod der Hanswurſt des Stücks mit den Muſikanten ſeine faden Späße macht, ſo iſt für dieſen Gegenſatz nicht der mindeſte Grund vorhanden, denn daß dergleichen ruſſiſche Dampfbäder im wirklichen Leben vorkommen, daß z. B. der Held in dem Augenblick, wo er ſein Königreich oder ſeine Ehre verloren hat, auch noch wegen Verletzung der Diät in Bauchgrimmen verfällt — dieſe Rechtfertigung der Kunſt als die angebliche Copie des wirklichen Lebens wird heute wohl Niemand mehr ſo dreiſt ſein, zu übernehmen.

Ich glaube, nicht zu viel zu behaupten, wenn ich die Einmiſchung tragiſcher oder rührender Motive in die Burleske noch unnatürlicher finde, als das Umgekehrte. — Der Grundton unſers Stücks iſt offenbar der derb komiſche; dabei tritt aber auf einmal, unverſehens, eine ängſtliche Spannung ein, die über den Spaß geht, und wir wiſſen nicht recht, in welche Stimmung wir uns verſetzen ſollen. In ſolchem Zuſtand kommt man ſich immer albern vor. — Es liegt das nicht unbedingt im Stoff. Scribe z. B. in ſeinem vortrefflichen Luſtſpiel: Une chaine ſpielt auch beſtändig mit ſehr bedenklichen Zuſtänden und Conflicten, aber er hat es verſtanden, für dieſe Spannung den durchgehenden heitern Ton zu finden. „Viel Lärm um Nichts" hetzt uns aber aus einer Empfindung in die

andere. Erſt die tragiſche, erſchütternde Scene in der Kirche, dann die wahrhaft empörende zwiſchen den jungen Edelleuten und dem gekränkten Vater; dann wieder die Tölpelei der Clowns — die beiläufig in der Aufführung ſehr langweilig ſind — es iſt kein Grundton darin, der uns über dieſe Widerſprüche beruhigt, denn die bloße Ironie des Scheins, die in dem Titel angedeutet iſt, kann dieſen nicht erſetzen. Es iſt ein Geſchmack, der uns bereits fremd iſt.

Und doch iſt „Viel Lärm um Nichts“ von allen Shakeſpeare'ſchen Luſtſpielen nicht nur dasjenige, welches auf der Bühne noch am leichteſten ſich herſtellen läßt, ſondern welches auch den meiſten innern Werth hat — „Was ihr wollt“ allenfalls ausgenommen. Es iſt ein Leben und eine Geſundheit in dieſen Figuren, die unſere Dichter beneiden müſſen. Aber die angeführten Uebelſtände — zu denen noch kommt, daß es beſſere Schauſpieler verlangt, als die ſind, deren wir uns erfreuen — ſcheinen mir doch zu groß, als daß es in unſerer Zeit noch eine andere Rolle als die einer Studie ſpielen ſollte.

Engliſche Literatur.

Von William Wordsworth iſt ein poſthumes Werk erſchienen: The Prelude or Growth of a Poet's Mind; an Autobiographical Poem. Es iſt eigentlich ſchon 1799 angefangen und 1805 beendigt, und wurde von Coleridge in ſeinen ſibylliniſchen Blättern als eine „göttliche Geſchichte hoher und leidenſchaftlicher Gedanken, die nach ihrer eignen Muſik geſungen wären“, gefeiert, aber der Dichter hielt es dennoch in der Mappe zurück, um erſt nach ſeinem Tode veröffentlicht zu werden. Es enthält eine Art Selbſtbiographie in fünffüßigen ungereimten Jamben (blanc verse), in vierzehn Bücher getheilt, in welchen der Dichter die Ereigniſſe ſeines Lebens und ſeiner Empfindungen von Kindheit an mittheilt; ſeine Erfahrungen zu Hauſe, in Cambridge, in London und in Paris während der franzöſiſchen Revolutionszeit; bis zu ſeiner Rückkehr nach England. Es iſt erfüllt von dem Bewußtſein des hohen Berufs, welcher dem Poeten vorgezeichnet iſt, und von ſeiner eignen Wichtigkeit. Die Diction ſchwankt zwiſchen äußerſter Proſa, wenn er bis in's kleinſte Detail ſeiner jugendlichen Beſchäftigungen eingeht, und einer ziemlich geſchraubten Bilderſprache, die nicht frei iſt von unmittelbaren Reminiscenzen früherer Dichter, namentlich Milton's. Die idylliſchen Darſtellungen der Kinderſpiele, z. B. des Eislaufs, durch Coleridge's Citate ſchon früher in England bekannt gemacht, ſind mitunter vortrefflich; es fehlen auch nicht alle die einſamen Träumereien, die erſten Liebesgefühle u. ſ. w., welche ein geborner Poet durchzumachen hat. Aber auch Reflexionen über Parlament, Zuckerfrage, Parteikämpfe, Whigs und Tories u. ſ. w.; von den letzteren kann man keineswegs ſagen, daß ſie durch das Metrum gewinnen. Von Intereſſe iſt, daß er die franzöſiſche Revolution im Princip wie in den Thatſachen vollſtändig billigt, eine Anerkennung, die ſo weit geht, daß er offen ſeine Freude darüber ausſpricht, wenn die Truppen ſeines eigenen Landes von der Revolutionsarmee geſchlagen werden. Doch beſänftigen ſich dieſe epiſchen Em-

Digitized by Google

pfindungen in dem Idyll ſeines ſpätern Lebens, wo er unter den benachbarten Pächtern und Bauern die eigentliche Sprache der Natur und den Ausdruck des wahren Glücks ſtudirt. —

Von einem andern ſeiner Zeit ſehr gefeierten Dichter, Thomas Campbell, hat W. Beattie die Biographie nebſt den Briefen u. ſ. w. in 3 Bänden herausgegeben. Dieſe Biographie gibt der Revue de deux mondes (1. September) zu einer leſenswerthen Abhandlung Gelegenheit, in welcher J. Milſaud nachzuweiſen ſucht, daß Campbell zu jenen leicht empfänglichen Naturen gehörte, die den herrſchenden Geſchmack und die herrſchende ſittliche Geſinnung reproduciren, und darum von ihrer Generation ebenſo raſch anerkannt und überſchätzt, als von der Nachwelt vergeſſen werden. — Thomas Campbell iſt 1777 in Glasgow geboren, und 1842 zu Boulogne geſtorben. — Seine Hauptwerke ſind, außer den kleinern Elegien, Balladen u. ſ. w., ein größeres Gedicht: die Freuden der Hoffnung 1799, welches einen ſo ungeheuern Erfolg hatte, daß ihm kaum Chateaubriand's Atala an die Seite geſtellt werden kann; Gertrude de Wyoming (1808), eine Art Idyll, in Folge deſſen man ihn Spenſer an die Seite ſtellte (der Inhalt iſt in Kurzem folgender: ein britiſcher Knabe wird von einem indianiſchen Häuptling gerettet; er lebt in einem glücklichen Thal und heirathet die Tochter ſeines Beſchützers; ruhiger Genuß der Liebe und der Natur; dann Kriegsſcenen; die Indianer überfallen das friedliche Thal von Wyoming; Gertrude ſtirbt für ihren Gatten, Oulaſſi, jener Häuptling, der ihn vergebens zu retten ſucht, ſtimmt auf ſeinem Grabe den Todtengeſang an). Die beiden folgenden Gedichte: Theodorich (1824) und der Pilgrim von Glencoe (1842) fielen bereits in eine Zeit, welche ſich an einen andern Vorſtellungskreis gewöhnt hatte, und gingen ziemlich unbeachtet vorüber. Außerdem machte er ſich noch durch ſeine zu London (1812) gehaltenen Vorleſungen über Literaturgeſchichte, durch ſeine Redaction des New Monthly Magazine (1821 bis 1830), ſeine Biographie der Miß Siddons, ſeine Briefe aus dem Süden (Algier), und ſeine Lebensbeſchreibung des Petrarca berühmt. — Er iſt ſtets dem Liberalismus ſeiner Zeit treu geblieben, und hat namentlich mit großer Ausdauer für die Wiederherſtellung Polens geſchwärmt. —

Thomas Carlyle hat mit der achten ſeiner Flugſchriften: Jesuitism, die Reihe ſeiner Latter-Day-Pamphlets geſchloſſen. Wir behalten uns vor, dieſen geiſtreichen, aber wunderlichen Schriftſteller, der uns das vollſtändigſte Bild der engliſchen Romantik gibt, im Zuſammenhang zu charakteriſiren. — Ein anderes Mitglied des ſogenannten jungen England, jener Tories aus Reflexion, die eigentlich in einem ſo verſtändigen Volk, wie die Engländer, keine rechte Stelle finden: Baillie Cochrane, hat eine leidenſchaftliche Flugſchrift gegen das junge Italien losgelaſſen, in welcher die modernen Freiheitskämpfer als eine Horde von Räubern und Mördern dargeſtellt werden. —

Von hiſtoriſchen Schriften iſt nicht viel Bedeutendes erſchienen. Die Geſchichte der päpſtlichen Staaten von ihrem Urſprung bis zur Gegenwart von Dr. John Miley, Verfaſſer von: Rome under Paganism and the Popes, iſt eine leichtſinnige Compilation, und lediglich geſchrieben, um à tout prix die Kirche zu verherrlichen, und gegen das Princip der Revolution, die Befreiung des weltlichen Weſens, zu Felde zu ziehen. — Die Geſchichte der Religion von John Evelyn, herausgegeben von Evanſon, iſt einer von den vielen wohlgemeinten Verſuchen, an denen wir ebenſo wenig Mangel leiden, als unſere Vettern jenſeit des Canals. — Werthvoller iſt eine Monographie von

Digitized by Google

J. B. Marsden: The History of the Early Puritans from the Reformation to the Opening of the Civil War in 1642, die zugleich in verſöhnlichem Geiſt geſchrieben iſt. — Eine Huldigung für den engliſchen Patriotismus iſt die erſte der hiſtoriſch-kritiſchen Abhandlungen von Joſeph Hunter: Agincourt; ſie iſt in England mit großem Beifall aufgenommen. —

Eine ähnliche Aufnahme hätte in Leipzig die Reiſebeſchreibung der Baroneß Blaze de Bury: Germania, its Courts, Camps and People zu gewärtigen. Sie beginnt ihre Schilderung unſerer vortrefflichen Stadt mit dem claſſiſchen Citat: „Mein Leipzig lob' ich mir, es iſt ein klein Paris und bildet ſeine Leute," wozu ſie bemerkt: „Ein klein Paris iſt vielleicht un peu beaucoup, aber daß Leipzig eine einzige Stadt in Deutſchland iſt, ſteht außer Zweifel, und es iſt auch gut ſo, denn wenn es mehrere dergleichen gäbe, ſo wüßte man nicht, zu weſſen Nutzen." Dann folgt: „Dem Völkchen hier wird jeder Tag zum Feſt u. ſ. w.: This is Leipsic, the very Kernel of the democratic nut (!Der Kern der demokratiſchen Nuß!), the capital of Professor-ism (J must coin the word), and the headquarters of Studentenwesen." — Alles drei Dinge, die uns bisher in Deutſchland unbekannt waren. „Eine Stadt von Büchern und Burſchen, von Weinkellern und Druckerpreſſen, wo ſich der Dunſt übelgeleiteter, ſchlecht verdauter Kenntniß mit dem Dunſt von Bier und Wein vermiſcht, und zuſammen eine Dampfmaſſe bildet, für welche ein Sicherheitsventil ſchwer zu finden ſein möchte. Iſt es auch blos Dampf und Rauch, ſo drängt es ſich doch zuweilen gewaltig zuſammen und kann eines ſchönen Morgens explodiren, wie es ſchon geſchehen iſt." — O Du, mein gutes Leipzig! wer hätte das von Dir gedacht! — Der Vergleich mit Paris wird gerechtfertigt durch die nach Gebühr gelobten Promenaden und durch den unlenkſamen Geiſt ſeiner Bewohner. „Sobald ſie Ihren Fuß nach Leipzig ſetzen, fühlen Sie ſich in einer andern Atmoſphäre, als in irgend einer andern Stadt. Sie fühlen ſich frei, aber nicht ruhig, nicht ſicher. Sie ſind nicht länger in dem traditionellen Deutſchland, ſondern in einem Mittelpunkt der Thätigkeit, des Handels und — des Kampfes!! Von Höflichkeit iſt keine Rede, der Kellner betrachtet ſich, wie in Amerika, als Ihresgleichen, der Ihnen aus gutem Willen gefällig iſt. Wenn Sie zufällig ſich im Speiſeſaal nach einer Zeitung umſehen (von denen wenigſtens zehn Dutzend auf den Tiſchen liegen), ſo ſehen Sie die Tafel beſetzt mit Männern in Brillen, blaſſen Geſichtern und ſchmutzigen Händen, von denen Jeder den Andern „Herr Doctor" anredet. Gehen Sie in eine Buchhandlung, ſo wird der Mann hinter dem Laden Politik zu Ihnen ſprechen, als verſtände es ſich von ſelbſt, daß Sie zu den Radicalen gehörten. Einer von dieſen Ehrenmännern wollte mich verleiten, die Portraits der ungariſchen Rebellen zu kaufen. Zufällig hatte ſich eine Lithographie Haynau's darunter verirrt; als ihn der Buchhändler ſah, warf er einen unwilligen Blick darauf und rief: „Was für ein verdammenswürdiges Geſicht! Nicht wahr?" — Nach Auerbach's Keller iſt die größte Merkwürdigkeit Leipzigs die Druckerei von Brockhaus. „Herr Brockhaus iſt ein großer Mann (a great man), in ſeiner Art ein Patriarch und mit ſeiner ruhigen Manier, mit ſeiner Feder hinter dem Ohr, hat er unendlich mehr zu thun, als der Premierminiſter ſo manches Duodezfürſten." — Bei den Druckern bemerkt ſie eine große Neigung zu Blumen, Epheu u. dgl. „Die Hälfte von den Leuten, die in der Druckerei beſchäftigt waren, haben unzweifelhaft an dem Gefecht Theil genommen, in welchem 1845 Prinz Johann den Sieg davon trug (!!), und wiſſen die brandmörderiſchen Verſe, die Freiligrath auf dieſe Begebenheit machte,

Digitized by Google

auswendig; das hindert ſie aber nicht, ſich an langen Spaziergängen durch die Felder zu ergötzen und mit Entzücken den Melodien Weber's zu lauſchen. Sie ſind unreal und phantaſtiſch, voilà tout . . . Mangel an praktiſchem Sinn, das iſt der Fluch der Norddeutſchen, und ſo eingewurzelt bei ihnen, daß er auch durch die ernſthafteſten Veranlaſſungen nicht ausgerottet werden kann. Manche verſchwören ſich gegen den Staat, und leſen Klopſtock (??) oder cultiviren Wirthshäuſer; manche reden davon, die Monarchie über den Haufen zu werfen, und ſind nicht im Stande, ihre Pfeifen und Kneipen aufzugeben, während andere am muſikaliſchen oder maleriſchen Wahnſinn leiden, und drei Viertel der vorbereiteten Meetings verſäumen würden, die zum Gebräu einer ernſthaften Verſchwörung nöthig ſind, um nur nicht bei einem Cirkel auserwählter Geiſter zu fehlen, die Quartette ſpielen oder Figuren mit der Kohle zeichnen. The Künstlerwesen is as deep-rooted in these towns as the Studentenwesen; und in dieſem Mangel an praktiſchem Sinn liegt der Grund, daß aus den Revolten Norddeutſchlands keine Revolutionen werden. — The Northern German derives his unpractical spirit from two causes: schwärmerei and liederlichkeit. Das Erſte iſt eine Art Träumerei, welche, mit dem Genius vermählt, einen Jean Paul erzeugt, aber welche, wenn ſie ein gewöhnliches Hirn verwirrt, es unfähig macht für geſunde Thätigkeit. Das Zweite iſt eine krankhafte Sucht nach Vergnügungen aller Art, nach Vergnügungen ohne Eleganz, Vergnügungen, welche entehren. „Such a one is a liederlicher Kerl!" iſt eine in Deutſchland häufig angewendete Phraſe; denn ach! das Ding exiſtirt nur zu häufig. „Liederlicher Kerl" heißt ein Weſen, in welchem weder Solidität noch Zuſammenhang iſt, ein Weſen ohne Gewicht. Er weiß ein Wenig von allerlei Dingen, und thut ein Wenig von allen Dingen, außer ſeine Schuldigkeit, an die er niemals denkt." — In München wird Lola Montez durch das Beiſpiel der ſchönen Roſamunde gerechtfertigt. Berlin kommt ſehr ſchlecht weg, namentlich im Vergleich mit Wien. „In Berlin gelten die abſtruſeſten Fragen für täglich Brod, und für die feinere Würze der Exiſtenz müßt ihr zu den nebelhaften Speculationen der tranſcendentalen Philoſophie eure Zuflucht nehmen. Lherminier ſagt von den Berlinern mit Recht: ils ont l'habitude de l'infini; das macht ſie pedantiſch und unpraktiſch. Jeder von ihnen hat ſein Utopien, das macht ſogar die Weiber excentriſch und ſetzt den Staat in Gefahr. — Als Beleg der norddeutſchen Bildung wird ein Steckbrief angeführt: „N. N. iſt lutheriſcher Confeſſion, mittlerer Größe, ſtark gebaut, von geſundem Anſehn, hoher Stirn, langer Naſe; er hat ſchönes, gelocktes Haar, und hat Theologie in Leipzig ſtudirt." — „Die Berliner Damen ſind entſetzlich gelehrt; ihr könnt von Glück ſagen, wenn man euch in einem Damen-Caffee nicht auffordert, einen häkligen Knoten aus der Literatur zu den Zeiten des Königs Rhamiſes zu löſen, während ihr in aller Unſchuld eine Apfelſine ſchält, oder wenn nicht ein Stück Hamburger Rauchfleiſch in eure Kehle eingerammt wird durch einen unerwarteten Schuß von Hegel oder Kant. Dieſe Damen-Caffee's, wo die Ladies ſich nach Tiſche verſammeln, um ſich über Cotelette, Brüſſeler Spitzen und Pſychologie zu unterhalten, ſind ein gefährliches Ding. Corinna's Thee war nichts dagegen! Laßt euch bei Zeiten warnen." — Bei aller Uebertreibung iſt etwas Wahres ſelbſt noch an dieſen Bildern, das wir uns zu Herzen nehmen könnten.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Guſtav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von C. E. Elbert.

Digitized by Google

Friedrich Hebbel.

Der Rubin. Ein Mährchen-Luſtſpiel in 3 Aufzügen. — Ein Trauerſpiel in Sicilien. Tragikomödie in 1 Aufzuge. — 1851, Leipzig, Geibel.

Seit der Recenſion, welche ich vor drei Jahren über Hebbel ſchrieb (Grenzboten 1847, Heft 25), hat ſich das Material zu ſeiner Beurtheilung nicht unbeträchtlich vermehrt. Außer einer Reihe von Gedichten, kleinen Novellen, politiſchen, äſthetiſchen, orthographiſchen Abhandlungen (z. B. über die tiefere Bedeutung des Semikolons), und den obenangeführten zwei Theaterſtücken, ſind noch zwei größere Dramen: „Julia" und „Herodes und Mariamne" erſchienen, zum Theil auf der Bühne, und ein kleines Stück: „Der Moloch." — Wenn es auch zunächſt nur meine Abſicht iſt, jene beiden Dramen genauer zu erörtern, ſo muß ich dabei doch auch auf die Geſammtthätigkeit des Dichters Rückſicht nehmen.

Jene frühere Kritik hatte den Fehler, daß ſie unter dem erſten, unmittelbaren Eindruck einer mächtigen, aber incommenſurablen, widerſpruchvollen Natur geſchrieben war, und daher mehr pathologiſch als analytiſch verfuhr; daß ſie voreilig jene Anarchie des Werkes in die Seele des Dichters legte. — Bei ruhigerem Nachdenken, wenn man die Art des Producirens aufmerkſamer belauſcht, verliert ſich Manches von dem Schrecken, den jene Natur einflößt, aber auch freilich Manches von der Macht des Eindrucks.

Hebbel's Fehler gehen mit ſeinen Verdienſten Hand in Hand, und zwar ſo, daß, wenn ich die einen aufzähle, die andern implicite darin ſchon enthalten ſind.

Einmal. In der Zeichnung ſeiner Charaktere läßt er ſich niemals, weder durch Nachgiebigkeit gegen das Publicum, noch durch eigne Bonhommie, verführen, von dem urſprünglichen Plane abzugehen; er behauptet eine unerbittliche Conſequenz, und man wird jeden Einfall, jede Empfindung, jede Handlung, die er von ihnen darſtellt, mit dem beabſichtigten Grundton ihres Charakters in eine directe Verbindung bringen können. Dies iſt ein großes Verdienſt, und um ſo anerkennenswerther, je ſeltener es iſt in einer Zeit, wo die Reflexion alle Be-

Digitized by Google

ſtimmtheit ſo zerſetzt und zerfreſſen hat, daß die meiſten poetiſchen Figuren, nach dem Bilde ihrer Urheber, in der Form von Molluskeu auftreten. — Was von den Charakteren gilt, iſt auch von der Handlung zu ſagen; Hebbel würde in der Erfindung und Durchführung der Fabel, der Anekdote, ſich lieber der Barbarei zeihen laſſen, als der kleinſten liebenswürdigen Schwäche.

Zweitens. Er verſteht, was ein weſentliches Erforderniß des dramatiſchen Dichters iſt, das Fieber der Leidenſchaft mit einer Virtuoſität, einer hinreißenden Gewalt zu ſchildern, daß ſie unter den jetzt lebenden Dichtern nirgend, vielleicht unter allen deutſchen Dichtern überhaupt nicht ihres Gleichen findet. Ich führe nur die Scene an, in welcher Holofernes der Judith Gewalt anthut, incluſive des Vorſpiels (der Schauder ihres Gemahls in der Hochzeitnacht) und der Nachwirkungen (der Mord des Holofernes und die darauf folgende Stimmung der Heldin bis zum Schluß). Die Schilderung wird vielleicht empören, aber ſie wird hinreißen. — Ebenſo die Reihenfolge der Empfindungen Klara's in der Maria Magdalena. — Hebbel hat ſcharf genug beobachtet, und die Saiten ſeines Innern vibriren lebhaft genug, daß ihm dieſes Fieber im Detail aufgeht. Dieſes Detail zeigt aber deutlicher als eine weitausſehende Intention die dramatiſche Begabung. Ich möchte ihn darin mit der Rachel vergleichen, die z. B. in der Scene der Horatier von dem erſten Auftreten des Valerius mit der Nachricht von dem Ausgang der Schlacht bis zu ihrem Tod ſo viel Hebbel iſt, als ein Schauſpieler mit dem Dichter überhaupt Verwandtſchaft haben kann. Beiläufig, würde ſie eben darum Hebbel's Stücke unter keiner Bedingung ſpielen, weil die Production des Dichters ihre eigene Schöpfungskraft einengt, wie ſie auch Victor Hugo verſchmäht, der wenigſtens in der Intention, ungewöhnliche Leidenſchaften zu detailliren, wenn auch keineswegs in der Sicherheit der Ausführung, mit Hebbel verglichen werden kann, und dafür mit beſonderer Vorliebe die nach einem allgemeinen Schema hingeworfenen Charakterſkizzen Corneille's, Racine's, Ponſard's zu beleben oder zu galvaniſiren ſtrebt. — Es zeigt ſich dieſe Kraft auch in den wilden Sprüngen, die Golo's Leidenſchaft macht, aber nicht mehr rein, weil ein Moment, auf das ich nachher komme, darin ſchon das Uebergewicht hat: das Moment der Willkür, des unklaren Verhältniſſes zwiſchen Weſen und Erſcheinung, Motiv und Action; — das Moment des Wahnſinns. — Hebbel verkennt vollſtändig ſein Talent, wenn er in den meiſten ſeiner neuern Stücke ſich in Stoffen bewegt, die eine detaillirte Entfaltung der Leidenſchaft nicht zulaſſen. Oder vielmehr: die Art, wie ihm die Leidenſchaft aufgeht, treibt in ihrer Conſequenz zu Combinationen, die keine Detaillirung mehr zulaſſen, weil ſie weſenlos ſind. Doch davon ſpäter.

Drittens. Hebbel geht von einer hohen Auffaſſung der Kunſt aus; er hat darüber, wie über die einzelnen Aufgaben, die er ſich geſetzt hat, ſehr ernſthafte Reflexionen angeſtellt, die nicht immer richtig ſind, nicht einmal immer klar,

Digitized by Google

die aber, wie namentlich ſeine Vorrede zur Maria Magdalena, zu fruchtbarem Nachdenken anregen. Die Anſicht, welche er in jener Vorrede von der höheren Bedeutung des Drama's überhaupt, und insbeſondere von der ſittlichen Tendenz unſerer Zeit ausgeſprochen hat *), iſt in der That der Gordiſche Knoten, in welchem ſich alle Beſtrebungen der modernen Wiſſenſchaft und Kunſt begegnen. — Wenn trotzdem in der Aufgabe, welche ſich die Poeſie auf Grund dieſer Tendenz ſtellt, wie nachher zu erörtern, etwas Irriges und ſelbſt Krankhaftes liegt, ſo iſt das nicht in der Anwendung des Nachdenkens, der Reflexion, der Philoſophie auf die poetiſche Production überhaupt zu ſuchen, denn nur in einer naiven Zeit genügt die lebhafte Schilderung, das natürliche Gefühl u. ſ. w.; wo die Reflexion ſo tief in alle Adern und Nerven des Volks eingedrungen iſt, wie bei uns, muß der Dichter, der die Zeit wahrhaft hinreißen, der ſie nicht blos als Curioſität amüſiren will, an Tiefe der Bildung, an Macht des Gedankens ihr ebenſo überlegen ſein, als in dem, was überhaupt den Dichter macht, an Geſtaltungskraft.

— Wenn ich dieſe Vorzüge, deren Bedeutung durch die nachfolgende Analyſe keineswegs abgeſchwächt werden ſoll, zuſammenfaſſe, ſo würden ſie zu ſeinen am meiſten hervortretenden Untugenden in folgendes Verhältniß treten. — Sie ſind entſprungen, nicht, oder wenigſtens nicht blos aus einer natürlichen Freude am Schaffen, ſondern aus einer bewußten Reaction gegen eine verkehrte Richtung der Zeit, und dieſe Reaction, die wie alle Abſicht, wo man ſie herausfühlt, verſtimmen muß, treibt den Dichter, der in ſeiner Seele kein Maaß findet, über die Grenzen der Kunſt, der Schönheit, der Wahrheit hinaus, endlich — wie alle Extreme ſich berühren — gerade in die Richtung, die er bekämpft, hinein. — Das iſt nun im Einzelnen nachzuweiſen. Ich bleibe, der Ueberſicht wegen, bei der vorher angenommenen Eintheilung.

Zuerſt alſo über die Art, wie der Dichter ſeine Geſtalten, ſeine Fabeln concipirt. Ich habe vorher rühmend die Conſequenz anerkannt, mit welcher er die urſprüngliche Anlage feſthält; ich muß aber hinzuſetzen: dieſe Conſequenz iſt im ſtrengſten Sinn des Worts eine gemachte. Hebbel iſt aus gerechter Oppoſition gegen die Unbeſtimmtheiten, Schwankungen und Trivialitäten der geiſtreichen Zerfloſſenheit, die er in dem Gebährden der meiſten gleichzeitigen poetiſchen Figuren, namentlich aus der Schule des jungen Deutſchland wahrnahm, in das entgegengeſetzte Extrem getrieben. Er führt den Entſchluß, ſeine Perſonen nichts Anderes ſprechen und thun zu laſſen, als was ihre Eigenthümlichkeit an's Licht ſetzen kann,

*) „Der Menſch dieſes Jahrhunderts will nicht, wie man ihm Schuld gibt, neue und unerhörte Inſtitutionen, er will nur ein beſſeres Fundament für die ſchon vorhandenen, er will, daß ſie ... den äußern Haken, an dem ſie bis jetzt zum Theil befeſtigt waren, gegen den innern Schwerpunkt, aus dem ſie ſich vollſtändig ableiten laſſen, vertauſchen ſollen." — Die Philoſophie nennt das: Aufhebung der Transcendenz.

Digitized by Google

und dieſe Eigenthümlichkeit durch alle Mittel aus ihnen herauszuforciren, mit einem Eifer und einer Gewiſſenhaftigkeit durch, die etwas Aengſtliches hat; er läßt ſie nichts ſprechen, als Epigramme, und zwingt dadurch ſelbſt ſeine Sprache in barocke, unbehilfliche, zuweilen geradezu unverſtändliche Formen. Das imponirt, ſo lange man die Methode nicht weg hat. Aber eine Sammlung von Epigrammen nach einer beſtimmten, gleichen Richtung hin macht noch keinen organiſchen, lebensfähigen Charakter; ebenſowenig wie man die Caricaturen La Bruyère's Charaktere nennen kann. La Bruyère iſt aber ſein directes Vorbild; an zwei kleinen Stücken: der Schneidermeiſter Nepomuk Schlägel auf der Freudenjagd (1837, in Engländer's Salon) und: Herr Haidvogel (in Ruge's poetiſchen Bildern) kann man das ganz genau verfolgen, nur daß noch die Sprache und Ideenaſſociation Jean Paul's ſehr bedeutend mit einwirkt. — Nepomuk Schlägel iſt ein ſchwarzgalliger Charakter, der den ganzen Tag nach Stoff ausgeht, ſich über alle Welt zu ärgern, und dieſen Stoff in den ſcheinbar am wenigſten dazu geeigneten Veranlaſſungen findet. Dieſes Thema wird in endloſen Variationen abgeſpielt, die ebenſo halsbrechend und barock ſind, als die des Virtuoſen Ernſt über den Carneval von Venedig. Z. B. „Der Stelzfuß, der eben pfeifend vorüber ſtapft, gibt ihm zu einem Fluche Grund genug, denn er denkt: es wäre die Frage, ob Du ein hölzernes Bein bezahlen könnteſt, wenn Du, wie der da, das fleiſcherne einbüßteſt. Als er einmal vom Lande einen Dieb einbringen ſah, verdroß es ihn ſehr, daß der kränkliche Menſch, den der Arzt für den Fußtransport zu ſchwach befunden hatte, auf einen Leiterwagen gepackt war, und er fragte einen Bekannten giftig, ob er glaube, daß man ihn in gleicher Lage ähnlich behandeln werde." — „Bettelkinder könnt' er durchprügeln, weil ſie ihn nicht anbetteln; woher weiß das Geſindel, denkt er, daß ich ein Lump bin! könnte ich nicht auch ein Sonderling ſein, ein Engländer, der ſich aus Grillenhaftigkeit in nichtswürdige Kleider ſteckt?" — „Dem liebenden Paar, das, in ſein ſüßes Geſchwätz verloren, vorüberſchleicht, folgt er auf dem Fuß, nicht aus Neugier, oder um es zu ſtören, ſondern um ſich bei Laternenlicht aus des Mädchens Geſicht die Impertinenz zu abſtrahiren, mit der ſie ihn würde ablaufen laſſen, falls er ſich zum Seladon antrüge." — U. ſ. w. Die Einfälle könnten, gerade wie bei Theophraſt, in's Unendliche geführt werden, da ſie nur auf widerſinnigen Combinationen beruhen. Uebrigens iſt das Zerrbild nicht neu, es iſt der Jacques aus As you like it. — Nur noch ein Beiſpiel, das ganz Jean Paul iſt. „Bier- und Speiſehäuſer ſind Bet- und Fluchhäuſer für ihn; ſeine nah an den Atheismus ſtreifende Ueberzeugung von der gebrechlichen Einrichtung der Welt hat er in dieſer trüben Atmoſphäre, und im eigentlichen Verſtand aus Bierkrügen, aus ſolchen nämlich, die er nicht ſtürzen durfte, geſchöpft." — Daß eine ſolche Sammlung ſynonymer Einfälle unkünſtleriſch iſt, darf nicht erſt bemerkt werden; ſie unterſcheidet ſich von der Conception ähnlicher abſtracten Lächerlichkeiten im Luſtſpiel

Digitized by Google

(z. B. in Molière's Geizigen) dadurch, daß ſie gezwungener iſt, daß der verbindende Faden der Fabel fehlt, und daß der Spaß durch eine gravitätiſche Leichenbittermiene verkümmert wird. — Wir können aber dieſe Art, Geſtalten zu concipiren, in all ſeinen Werken verfolgen. — So iſt „Herr Haidvogel" eine Sammlung von Variationen über das Thema: liederlicher Lump mit einigen Anklängen an die Miſanthropie Nepomuk Schlägel's, von dem im „Trauerſpiel von Sicilien" eine zweite Auflage erſcheint, Herr Gregorio, der in dem kurzen Raum, den er einnimmt, unter andern folgende Geſtändniſſe einer ſchönen Seele von ſich gibt: „Es mißfällt mir keineswegs, daß ſich ein Anderer in dem Augenblick erhängt, wo ich mein Mädchen an mich drücke;" — „Hei, wenn es mir gefällt, die ganze Ernte im Halm zu kaufen und ſie ſtehen zu laſſen für's Wild und für die Vögel: kümmert's wen?" — „Ich will in meinem ſiebenzigſten Jahr das ſchönſte Mädchen noch zur Frau. Ich will's! Iſt das genug?" (Shylock) — „Wär' ich blind, ſo kauft' ich mir die beſten Bilder auf und hinge ſie in einem Saal herum, den außer mir kein Menſch betreten dürfte; und wär' ich taub, ſo ſetzt' ich die Kapelle aus allen großen Virtuoſen zuſammen, die mir täglich ſpielen müßte, mir ganz allein und keinem Andern mehr; denn hätte Raphael nur für mich gemalt und Paleſtrina nur für mich geſetzt, ja nicht einmal für mich, das wär' doch putzig; und wenn ich all das Zeug verbrennen ließe, die heiligen Familien und Meſſen, ſo wär's vorbei mit der Unſterblichkeit! Da ich nur alt bin, nehm' ich eine Frau." — Dieſe löblichen Grundſätze ſind nur um ihrer ſelbſt willen da, ſie tragen zur Entwickelung der Handlung nicht weſentlich bei. — Auch die miſanthropiſch-epigrammatiſche Denk- und Empfindungsweiſe des Meiſter Anton in Maria Magdalena geht nach derſelben Richtung, obgleich hier, durch Einmiſchung anderer Momente (ſittliches und Ehrgefühl, ſo wie ein Reſt urſprünglicher Gutmüthigkeit) und durch Einwirkung großer Schickſale wenigſtens dem Anſchein nach eine größere Lebensfähigkeit hervorgebracht wird, obgleich man bei genauerem Zuſehn doch den Automaten entdeckt. — Ich übergehe die zahlreichen Conceptionen ähnlicher Art (obgleich ich dabei die Frage nicht unterdrücken kann, ob ich mit der Anſicht meiner frühern Recenſion ſo Unrecht hatte, daß eine poetiſche Anſchauung, die ſich beſtändig in dergleichen Häßlichkeiten bewegt, nicht geſund ſein könne), und mache nur noch auf das Forcirte der Empfindung aufmerkſam, das ſich nothwendig aus einer derartigen Charakterbildung ergibt. Z. B. einer der Räuber im Trauerſpiel von Sicilien, zu dem ſein Vater einmal ſagte: „Kauf mir den Segen ab, verdammter Bube, damit ich mich einmal betrinken kann, ſonſt gebe ich Dir meinen Fluch umſonſt," und der, Dank ſeiner Erziehung, ſobald er von einem recht edlen Menſchen hört, ſogleich bemerkt: „Den untern Tiſch zu ſaufen und dann vor eine Kirchenthür zu legen, das müßte eine Götterwolluſt ſein! Ich möchte ihn im Katzenjammer ſehn, beſonders wenn es juſt Charfreitag wäre!" — Iſt das Natur? — Es iſt Renommage! Und

Digitized by Google

zwar nicht des Banditen, ſondern des Dichters. Eine ähnliche Renommage iſt aber kaum zu vermeiden, wo man ſich faſt ausſchließlich in chargirten Rollen bewegt, wo der ſtarke Charakter, aus Mangel an Gelegenheit, ſeine Kraft in Actionen zu entfalten, mit ſeiner Kraft prahlen muß. Als ein abſchreckendes Beiſpiel iſt Holofernes zu nennen, bei dem man unwillkürlich an das Sprichwort erinnert wird: Vom Erhabenen zum Lächerlichen iſt nur ein Schritt. Hier kaum mehr ein Schritt. Wollte man die Judith parodiren — wozu die Verſuchung ſehr nahe liegt — ſo könnte man die Rolle des Holofernes vollkommen ſo laſſen, wie ſie jetzt iſt. Es iſt in ſeinem Auftreten etwas vom Puppenſpiel. Er erklärt gravitätiſch: Ich bin der grauſame Holofernes, und ſchlage Jedem, dem ich will, den Kopf ab, und nun läßt er Einem nach dem Andern den Kopf abſchlagen, und füllt die Zwiſchenpauſen durch Jagdgeſchichten à la Münchhauſen aus, z. B., daß er einmal, um zu probiren, ob es wehe thut, ſich auf einem glühenden Roſt habe braten laſſen, wo er uns die Erklärung ſchuldig bleibt, wie es zugegangen, daß er davon gekommen iſt. Es ſind das ſehr unkünſtleriſche Mittel, ſowohl die Aufzählung equilibriſtiſcher Künſte, — in denen ihn ein Renz und Tourniaire doch immer übertreffen werden, ohne deshalb die fanatiſche Anbetung irgend eines Menſchen zu erregen, als die willkürlich gehäuften Blasphemien, die man immer noch überbieten könnte, denn die Willkür hat kein Maaß und keine Grenze. — Ganz anders wird es freilich in der Scene, wo die Leidenſchaft in Fluß kommt, wo der wilde Schwindel der Action auch dieſer Marionette den Schein des Lebens gibt. Die unnatürlich geſteigerte Hitze, die der Dichter anwenden muß, um das ſpröde Erz zu ſchmelzen und in Fluß zu ſetzen, iſt der **zweite Punkt**, auf den wir nun übergehn.

Ganz ähnlich nämlich wie die Charaktere, wird auch die Handlung chargirt. Weil die ſentimentalen Dichter einen großen Lärm ſchlagen über Begebenheiten, die nicht der Rede werth ſind, bewahrt Hebbel bei den haarſträubendſten Handlungen eine raffinirte, imponirende Kälte, die ebenſo gezwungen ausſieht, als die hohle Declamation der Empfindſamkeit. Auch über die Art, wie er die Fabel concipirt, geben uns einige kleine Novellen einen genauen Aufſchluß. So die Erzählung „Anne“ in Engländer's Salon (1836), die nur fünf Seiten enthält, und in der u. a. Folgendes vorkommt: Eine junge Magd wird von dem Herrn in Gegenwart der Knechte geohrfeigt, von einem der letztern verhöhnt. „Oh! oh! ſtöhnte ſie krampfhaft zuſammenzuckend, ſprang auf und packte den hohnſprechenden Buben bei Bruſt und Geſicht. Raſende! rief er erſchreckend, und ſtieß ſie, ſich ihrer mit aller Manneskraft erwehrend, zurück. Sie, als wüßte ſie ſelbſt nicht, was ſie gethan, ſtarrte ihm nach mit weit aufgeriſſenen Augen.“ Während die Andern ſich zur Kirmeß putzen, muß ſie in die Flachskammer an die Arbeit, „die ſie in dumpfer Emſigkeit begann, und wenn ſie auch zuweilen in unbewußtes Hinbrüten verſank, doch ſogleich aus dieſem wie vor Schlangen- und Tarantelſtich

Digitized by Google

ſchreckhaft auffahrend, mit verſtärktem, ja unnatürlichem Eifer fortſetzte.“ Abends holt ſie Licht; ihr Bräutigam, der ſich aus Aerger betrunken hat, beſucht ſie, und fordert ſie auf, trotz des Verbots mit ihm auf die Kirmeß zu gehen. Sie weigert ſich, er geht wüthend ab und erklärt, er wolle ſie nicht mehr ſehn. Das Licht fällt unverſehens in den Flachs, die Kammer brennt, ſie ſucht vergebens zu löſchen, da hört ſie ihres Bräutigams Stimme, der ein luſtiges Lied ſingt; ſie ruft: „Ei was löſch' ich! laß! laß!“ und eilte, die Thür mit Macht hinter ſich zuwerfend, mit einem gräßlichen Lachen hinaus ihm nach. Bald aber ſank ſie kraftlos, halb ohnmächtig zuſammen, und drückte laut ſtöhnend ihr Geſicht in's kalte naſſe Gras. So lag ſie lange Zeit. Da ertönten die Feuerglocken. Sie richtete ſich halb auf, doch ſah ſie ſich nicht um; ſie legte ſich wieder der Länge nach am Boden nieder, ihr war, als ob ſie ſchlafen könne, doch ſchreckte ſie im nächſten Augenblick aus dieſem, dem Tod ähnlichen Zuſtand das Geſpräch zweier Vorübergehenden: es brennt im Dorf!“ — Sie ſtürzt hin; Brandſcenen. — „Anne, mit der Tollkühnheit der Verzweiflung, weinend, ſchreiend, ſich die Bruſt zerſchlagend, dann wieder lachend, ſtürzte ſich in jede Gefahr, rettete, löſchte, und war Allen zugleich Gegenſtand des Erſtaunens, der Verwunderung und unheimliches Räthſel. Zuletzt ſah man ſie in einem brennenden Hauſe auf die Knie ſinken. Da rief der Pfarrer: Um Gottes willen, rettet das brave Mädchen! Anne, ſeine Worte hörend, blöckte ihm, noch immer auf den Knien liegend, mit einer Gebährde des heftigſten Abſcheus die Zunge entgegen und lachte ihn wahnſinnig an.“ — Endlich verbrennt ſie. — „Als der Herr am andern Morgen erfuhr, was ſich mit Anne begeben hatte, befahl er, ihre Gebeine aus dem Schutt herauszuſuchen und ſie auf dem Schindanger zu verſcharren. Dies geſchah.“ — Finis. — Es iſt unglaublich, wie viel Coquetterie in dieſem: „Dies geſchah“ ſich verſteckt; eine ellenlange Polemik gegen die empfindſamen Belletriſten, welche dieſe Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen würden, zu klagen und zu ächzen.

Es iſt in dieſer Geſchichte, die uns in nuce ein Bild von der Conception des Dichters überhaupt gibt, zweierlei zu tadeln — abgeſehen davon, daß eine Häufung von Gräueln immer ein ſehr zweifelhafter Gegenſtand der Kunſt iſt.

Einmal in Beziehung auf die Form. Wenn fürchterliche Geſchichten auf uns wirken ſollen, ſo müſſen wir Zeit haben, den Eindruck in uns zu verarbeiten. Eine ununterbrochene Folge von Schauder ſtumpft uns ab, wir werden gleichgiltig und lachen zuletzt. Es iſt im Leben nicht anders. Wenigſtens iſt das Entſetzen kein wohlthuendes, iſt unheimlich, wir möchten immer fragen: iſt das Spaß oder Ernſt? — Es trifft dieſer Vorwurf ſämmtliche Stücke Hebbel's, ſelbſt die Maria Magdalena, obgleich hier durch die vortreffliche Charakteriſtik der Gemüthsbewegung der Lapidarſtil der Fabel gemildert wird. Es ſind nicht blos mehr Hieroglyphen.

Digitized by Google

Der zweite Vorwurf berührt mehr das Weſen. Es iſt kein Verhältniß zwiſchen dem eigentlichen Gegenſtand (der häuslichen Miſère, den Leiden der Dienſtboten) und den aufgewandten Mitteln. Wir empfinden keine innere Nothwendigkeit, wir ſehen nur das Walten des Zufalls. Was Hebbel ſehr richtig gegen das gewöhnliche bürgerliche Trauerſpiel ſagt: — „Daraus geht viel Trauriges, aber nichts Tragiſches hervor, denn das Tragiſche muß als ein von vorn herein mit Nothwendigkeit Bedingtes, als ein, wie der Tod, mit dem Leben ſelbſt Geſetztes und gar nicht zu Umgehendes auftreten; ſobald man ſich mit einem: Hätte er (dreißig Thaler gehabt) oder einem Wäre ſie (ein Fräulein geweſen) helfen kann, wird der Eindruck, der erſchüttern ſoll, trivial.“ — trifft ihn ſelber und ſeine Compoſitionen. Denn auch hier kann man ſich mit einem Hätte ſie (Waſſer bei der Hand gehabt, das Feuer zu löſchen), Wäre er (nicht betrunken geweſen) helfen, und der Eindruck wird, zwar nicht trivial, aber beleidigend, denn das Schreckliche, in dem der Zufall waltet, beleidigt. — Hebbel hätte die Greuel noch mehr häufen können, hätte er z. B. eine ſchwangere Frau durch den Schreck über die Flamme zu einer vorzeitigen Niederkunft kommen laſſen und darüber wahnſinnig werden. — Er iſt übrigens in dieſen Pragmatismus des Zufalls ſo verliebt, daß er das Feuermotiv in einer zweiten Auflage hat erſcheinen laſſen, in der Erzählung: die Kuh. Ein Wiener Bürger will eine Kuh kaufen, er hat zu dieſem Zweck Banknoten geſpart, ein kleiner Junge verbrennt dieſe aus Unbedacht, darüber in Wuth, ſchlägt ihn der Bürger mit dem Kopf gegen die Wand, daß das Gehirn herausſpritzt, dann thut es ihm wieder leid, er geht auf den Boden und hängt ſich auf, die Frau kommt herauf, ſtößt an ein Paar baumelnde Beine, erſchrickt, holt Licht, ſieht ihren Mann, fällt in Ohnmacht, das Licht zündet das Haus an, ſie verbrennt, und nur die Kuh bleibt übrig, um über den Untergang des Hauſes das Klagelied anzuſtimmen. — Ganz ähnlich iſt es in unſerm: Trauerſpiel in Sicilien. Erſte Scene. Wald. Zwei Gensdarmen unterhalten ſich über verſchiedene Dinge, unter andern darüber, daß ſie bei guter Gelegenheit auch wohl ſtehlen würden. — 2. Angiolina tritt auf; ſie iſt ihrem Vater, der ſie mit einem alten Manne (dem ſchon beſchriebenen Herrn Gregorio) vermählen will, entlaufen und will mit ihrem Geliebten Sebaſtian entfliehen. — 3. Die beiden Gensdarmen plündern ſie und ſchlagen ſie darauf, um nicht verrathen zu werden, todt. Eine Stimme von draußen ruft: Oh! 4. Sebaſtian erſcheint, jammert, die Gensdarmen ſpringen hervor und ſagen: Du biſt der Mörder. Ihm iſt Alles ſo gleichgiltig geworden, daß er nichts dagegen einwendet. 5. Der Vater kommt mit Gregorio, die Tochter zu ſuchen. Die Gensdarmen bringen ihre Klage vor, verwickeln ſich aber ſchon in Widerſprüche. 6. Ein Bauer erſcheint. Er hat Aepfel geſtohlen, iſt vor den Gensdarmen auf den Baum geflüchtet, hat die Sache mit angeſehen, jenes Oh ausgeſtoßen, und wäre dann vor Schreck beinahe eingeſchlafen. Mit ſeinem Zeugniß iſt die Sache

Digitized by Google

erledigt. — Ich bemerke, daß dieſer Rahmen nur dazu dient, eine Menge chargirter Charaktere aufzuführen, deren jeder eine Portion unnöthiger Greuel in der Taſche hat, und nach der Reihe producirt; Gregorio iſt ſchon erwähnt, der Vater und die beiden Gensdarmen ſind von demſelben Kaliber. — Wenn man früher vollſtändig im Unklaren war, was das Ganze ſollte, ſo gibt nun Hebbel in ſeiner Dedication an Th. Rötſcher darüber Aufklärung. Zunächſt iſt es eine wahre Anekdote, die ihm imponirt hat. Beiläufig, ſchon dieſe Symboliſirung der gemeinen Empirie iſt charakteriſtiſch für Hebbel. Was hat ihm aber daran imponirt? „Wenn ſich die Diener der Gerechtigkeit in Mörder verwandeln, und der Verbrecher, der ſich zitternd vor ihnen verkroch, ihr Ankläger wird, ſo iſt das eben ſo furchtbar als barock, aber ebenſo barock als furchtbar. Man möchte vor Grauſen erſtarren, doch die Lachmuskeln zucken zugleich; man möchte ſich durch ein Gelächter von dem ganzen unheimlichen Eindruck befreien, doch ein Fröſteln beſchleicht uns wieder, ehe uns das gelingt.“ — Iſt das ein natürliches, geſundes Empfinden? Jene Art von Geſchichten iſt ja ſchon in allen möglichen Ammenmährchen abgeleiert, als Zeichen von dem ſichtbaren Walten einer höhern Fügung, und was daran barock oder grauſenvoll ſein ſoll, kann man nur im Fieber herausfinden. Hatte ich Unrecht, eine poetiſche Individualität, die ſo empfindet, krankhaft zu nennen? — Aber die Erklärung iſt nicht einmal wahr, wenigſtens nur halb wahr; denn im Gedicht ſelbſt iſt auf dieſen Umſtand nicht der geringſte Accent gelegt, die eigentliche Moral des Stückes iſt in dem Schluß ausgedrückt: „Gregorio. Wie jählings kommt der Tod! (ſchüttelt ſich.)“ — Die Erklärung iſt nur dazu beſtimmt, Herrn Rötſcher aufzufordern, eine neue Kunſtgattung philoſophiſch zu begründen: die Tragikomödie. „Sie ergibt ſich überall, wo ein tragiſches Geſchick in untragiſcher Form auftritt, wo auf der einen Seite wohl der kämpfende und untergehende Menſch, auf der andern jedoch nicht die berechtigte ſittliche Macht, ſondern ein Sumpf von faulen Verhältniſſen vorhanden iſt, der Tauſende von Opfern hinunterwürgt, ohne ein einziges zu verdienen.“ — Ich zweifle nicht daran, daß Herr Rötſcher bereitwillig an dieſe Arbeit gehen wird, glaube aber um ſo mehr auf das Unkünſtleriſche einer ſolchen Kunſtgattung hinweiſen zu müſſen, da mit jener Definition eigentlich nicht blos das „Trauerſpiel in Sicilien“, ſondern ſämmtliche Dramen Hebbel's gemeint ſind. Seine Muſe iſt überall die Hyäne, die Leichen aufwühlt; ſeine ganze Welt von Leichenduft erfüllt. Ich glaube mit Goethe, daß die Welt kein Tummelplatz für Larven ſein darf, am wenigſten die Welt der Kunſt. — Abgeſehen davon, daß Hebbel in ſeiner Tragikomödie ſein Verſprechen nicht einmal erfüllt, denn wir lernen nicht die ſittliche Grundlage der Zeit als einen Sumpf fauler Verhältniſſe kennen, ſondern nur einzelne unſittliche Menſchen, deren es aller Orten und zu allen Zeiten gibt, ſo ſcheint mir, auch ideal gefaßt, jene Aufgabe keine Aufgabe der Kunſt zu ſein. Ich halte es z. B. für verwerflich, wenn Dumas in ſeinem Caligula, oder

Digitized by Google

Gutzkow in ſeinem Nero (obgleich beide ihrem Zweck, die Unſittlichkeit als Totalität darzuſtellen, näher kommen als Hebbel) eine in ihrer Grundlage verfaulte und wahnſinnige Zeit wiedergeben; verwerflich nicht vom moraliſchen, ſondern vom äſthetiſchen Standpunkt. Denn ein tragiſches Geſchick ſoll immer in tragiſcher Form (in der Form der Nothwendigkeit) auftreten, ſonſt hat es kein Intereſſe und keine Wirkung, und wenn die Zeit, in der ein Dichter lebt, ſo beſchaffen iſt, daß ſie ihm nur den Kampf mit dem Walten der widerſinnigen Zufälligkeit darzuſtellen erlaubt, ſo iſt das nicht, wie Hebbel meint, ein Zeichen, daß ſie zur Tragödie ganz vorzüglich berufen, ſondern daß ſie gar nicht dazu berufen iſt. Doch davon mehr, wenn wir auf die eigentliche „Weltanſchauung" unſers Dichters kommen.

Hier haben wir es zunächſt nur mit den Mitteln zu thun, die er anwendet, um ſeine knöchernen Figuren in Fluß zu bringen. Bisher ſahen wir ein mechaniſches Mittel: er erregt einen ſo heftigen Wirbelwind, daß ſie alle mit ihren Gebeinen krampfhaft ſchlottern und klappern. — Doch wendet er auch ein chemiſches an. Er ſchärft die Hitze der Leidenſchaft nämlich dadurch, daß er das phyſikaliſche, thieriſche, unverſtändlich trübe und darum geheimnißvoll dunkle Moment über das menſchliche hervortreten läßt. So das weſentliche Motiv in Golo und Genoveva, die phyſikaliſche Geſchlechtsluſt, jener Zuſtand, in dem das Licht des Geiſtes vollſtändig von den dunkeln Mächten der Natur abſorbirt wird. Sobald aber die Naturmacht die Zurechnungsfähigkeit des Geiſtes aufhebt, hört die Aufgabe des dramatiſchen Dichters wie der Juſtiz auf; es tritt dann die Krankenpflege oder das Irrenhaus ein. Freilich muß ich zugeſtehn, daß der Punkt, wo das Pſychologiſche der Leidenſchaft in das Phyſiologiſche übergeht, ſchwer abzugrenzen iſt, aber er iſt abzugrenzen, und der Dichter, der ihn überſchreitet, tritt aus dem Gebiet der Kunſt. Die Darſtellung der Brunſt iſt ebenſo unkünſtleriſch, als z. B. die Darſtellung von dem Verlauf eines Cholerafalles ꝛc., ſo naturgetreu ſie ſein mag.

Eine ſolche Darſtellung rächt ſich auch jedesmal, denn ſie führt in Regionen, die nicht mehr blos häßlich, ſondern ekelhaft ſind. Bordell und Schindanger ſtehen nahe zuſammen. Wenn Hebbel z. B. den Grafen Bertram, der in Folge früherer Liederlichkeit bei lebendigem Leibe verfault, ſich beſtändig in Vorſtellungen der Verweſung bewegen läßt*), ſo iſt das eine natürliche Folge jenes Abwegs

---

*) Die auch ſonſt zu den abſchreckendſten, obgleich nicht unrichtigen Einfällen Veranlaſſung geben, z. B.: „Hab' ich nicht einen vortrefflichen Miſt aus mir gemacht? hab' ich den Elementen, die einen geſunden Körper gewiß nicht ohne Magenweh verdauen können, nicht wacker vorgearbeitet? Wird ein Baum, wie dieſer hier, nicht vielleicht, wenn ich ihn dünge, noch einen letzten Schuß thun, ſo übermüthig keck, daß die Himmelsdecke erſchrocken um tauſend Meilen weiter zurückweicht, damit der ſchöne blaue Atlas, womit ſie ausgefüttert iſt, nicht Schaden nehme an irgend einem ſcharfen Zweig?" — Iſt man einmal der unbedingten Sinnlichkeit verfallen, ſo gibt es keine Grenze mehr. Es iſt in dieſer Sinnlichkeit noch ein anderes Moment: das aus der Abneigung gegen die

in das phyſikaliſche Gebiet. Z. B.: „Iſt mir doch zu Muthe, als wüchſen aus meinem Fleiſch die wüſten Diſteln und Brennneſſeln ſchon heraus, die ſich auf meinem Grabe brüſten werden, ich brauche mich nur nach Art der Todten auf den Rücken zu legen und die Augen zu ſchließen, ſo hab' ich ein Gefühl, als ob ich ein wucherndes Beet voll Kirchhofunkraut wäre, das neigt und beugt ſich gegeneinander: auch ſchon da, Frau Muhme? und ein kalter Wind bläſt hindurch!" „Wie eine von Wind aufgeblaſene Menſchenhaut mit verklebter Mundritze kam ich mir vor!" „Nicht wahr, Alter, es müßte reizender ſein, in den Armen eines ſchönen Mädchens zu verweſen, als im Grabe! Für ein ſtaubiges Leichenkiſſen eine ſchwellende Bruſt, die den Schlummernden wiegte, und milde, ſanfte Augen, die ſtatt kalt blickender Sterne auf ihn herabſchauten, vielleicht gar auch ein Finger, der mit überwundenem Ekel den erſten Wurm zurückſchnellte!" — Was das für Phantaſien ſind! es iſt, als ob einer im delirium tremens redete! Und doch kann man ſich nicht enthalten, über dieſe Virtuoſität in der Ausmalung des Scheußlichen wenigſtens zu ſtaunen. Und man kann nicht einmal den Vorwand gelten laſſen, jene Bilder ſollten nur zur Zeichnung des Charakters dienen; Hebbel kommt immer wieder auf ähnliche Vorſtellungen zurück, z. B. wenn Julia in demſelben Stück phantaſirt: „Ich werde nicht wimmern, wenn mir d'runten die Luft nicht früh genug ausgeht und ein thieriſcher Hunger mich vielleicht zwingt, mit den Würmern gemeinſame Sache zu machen oder ihnen gar zuvorzukommen!" — U. ſ. w.

Indem Hebbel durch die Ueberſteigerung der Hitze, mit welcher er ſeine ſtarren Geſtalten ſchmilzt, die Form zerſprengt, in der allein die Kunſt ſich geltend machen kann, ſündigt er damit auch gegen die Philoſophie, der ſein Schaffen dienen ſoll. Das iſt der dritte Punkt.

Hebbel fordert in ſeinem Glaubensbekenntniß, und zwar ganz mit Recht, von den dramatiſchen Dichtern: „Nur wo ein Problem vorliegt, hat eure Kunſt etwas zu ſchaffen, wo euch aber ein ſolches aufgeht, wo euch das Leben in ſeiner Gebrochenheit entgegentritt und zugleich in euerem Geiſt, denn beides muß zuſammenfallen, das Moment der Idee, in dem es die verlorne Einheit wieder findet, da ergreift es u. ſ. w." Damit ſpricht er ſich ſelbſt ſein Urtheil; denn ein Problem, das keine andere Löſung findet, als den Schauer vor der univer-

herrſchende verſchwimmende Reflexionsſprache entſprungene, ängſtliche und outrirte Beſtreben, die Sprache in jedem Augenblick plaſtiſch zu individualiſiren, z. B. „ich will ihn reizen, dieſen Kaſten (den Sarg) wieder aufzuſchließen, mich hineinzupacken und den Schlüſſel in den Brunnen zu werfen, aus dem ich achtzehn Jahre trank", welcher letztere Zuſatz nur daraus zu erklären iſt. Zu gründliche Ausführungen verleiten ſtets zum Barocken, z. B. wenn Hakam im Rubin erklärt: „wäre ich Kalif, ſo würde ich unſern Herrn langſam zu Tode peitſchen laſſen, und während das geſchähe, Feigen eſſen; nein, Datteln! denn die Datteln haben Steine, und dieſe ſpie ich ihm ins Geſicht!" — Dieſe Art zu individualiſiren iſt bei Hebbel ſchon vollſtändig Manier geworden.

Digitized by Google

ſellen Fäulniß, der wahrhaftig kein ideales Moment iſt, hat demnach keine Berechnung in der Kunſt. In ſeinem voreiligen titaniſchen Streben, der Prophet einer neuen Zeit zu ſein, geſchieht es ihm, daß er nicht einmal ſeine eigne verſteht, wie Meiſter Anton, und ſtatt welterſchütternde Fragen zu löſen oder auch nur zu ſtellen, ſich mit individuellen Krankheitsgeſchichten beſchäftigt.

Allerdings ſind die Anforderungen, die er an den Dichter ſtellt, ebenſo übertrieben als ungenau. Wenn er neben Sophokles und Shakeſpeare allenfalls nur Goethe als dramatiſchen Dichter gelten läßt, von den übrigen mit der größten Verachtung ſpricht, und andeutet, in ſeinen Werken ſolle nun eine neue Phaſe der Kunſt aufgehen, ſo iſt man nicht wenig überraſcht, wenn er ſtatt des Brodes der Welt nur Steine verſetzt — freilich Diamanten und Rubinen. Es iſt mit jener Anforderung, das Drama ſolle eine „Weltanſchauung" geben, nicht viel zu machen. Dieſes leidige Wort, bei welchem man ſich ungefähr ſo viel oder ſo wenig denken kann, als bei dem Ausdruck „Volksſouveränetät," iſt ſeit dem Fauſt durch unſere halbphiloſophiſchen Kunſtkritiker ſo im Katechismus feſtgeſetzt, daß ein Drama, welches nicht eine Weltanſchauung enthält, d. h. nicht de rebus omnibus et quibusdam aliis handelt, gar nicht mehr angeſehen wird. Die Schüler Goethe's und Hegel's ſollten doch allmälig gelernt haben, daß „nur in der Beſchränkung ſich der Meiſter zeigt," und daß das Endliche höher ſteht als das (blos) Unendliche. Das angeblich Unendliche, welches natürlich nicht wirklich dargeſtellt werden kann, verflüchtigt ſich in Symbole und Allegorien, d. h. in Anſpielungen, zuletzt geradezu in Rebus, die zu errathen für einen leidlich geſunden Menſchenverſtand zu langweilig iſt.

Jene großen Dichter, denen wir in der That eine „Weltanſchauung" verdanken, haben für ſehr endliche Zwecke, für beſtimmte Feſte, beſtimmte Bühnen, beſtimmte Schauſpieler geſchrieben. In der großen Seele eines Sophokles und Shakeſpeare, in deren weichen und wohlgeſtimmten Saiten alle Töne des Zeitalters nachzitterten — eines Zeitalters, das nicht, wie Hebbel meint, die Geburtswehen einer neuen Zeit ausdrückt — der Untergang des Griechenthums im Alexandriniſchen, des Römerthums im Zeitalter der Völkerwanderung hat kein Theater hervorgebracht — vielmehr in einem mächtigen Geſammtbild eine vollendete Entwickelungsperiode der Menſchheit zuſammendrängt — erſtanden jene Gebilde, die ſpäteren Jahrtauſenden nicht nur die Vergangenheit wiederherſtellt, ſondern als Ausfluß der ewig gleichen Menſchheit die Ideale eines edleren Seins verſinnlichen. Der moderne Dichter dagegen, der ſich hinſetzt mit der Abſicht, eine Weltanſchauung zu ſchaffen, und der mit ängſtlicher Reflexion den Schein einer Warte über die Zeit hinaus herzuſtellen ſucht, wird nicht einmal den beſchränkten Forderungen der endlichen Kunſt gerecht werden.

Weil er, trotz ſeiner Verachtung gegen die Anekdote — den endlichen Stoff — die Anekdote doch nicht vermeiden kann, wird er ihr eine Idealität aufkünſteln

Digitized by Google

wollen, die ſie nicht erträgt. Er wird auch das Unbedeutende mit Gravität behandeln, und ſeinen Werth übertreiben, wie er es z. B. mit dem Semikolon gethan; er wird den Spaß durch weit hergeholte Andeutungen, hinter denen man etwas ſuchen muß, ohne zu wiſſen was, verkümmern; das Tragiſche des einzelnen Falls durch falſche Verallgemeinerung aufheben. So wird er ſeinem eignen Zweck beſtändig zuwiderarbeiten, ſein realiſtiſches Talent wird durch Abſtractionen geſtört und ſeine Idealität durch forcirte Plaſtik, ſein ſcharfer, zerſetzender Verſtand durch gewaltſame Erhitzung der Phantaſie in's Trübe, Chaotiſche verleitet; ſeine Einbildungskraft durch weitausſehende, aber unbeſtimmte Reflexionen abgeſchwächt. Ja in der nebelhaften Atmoſphäre ſeines Scepticismus werden zuletzt die Motive ſo ſubtiliſirt, daß ſeine ſcheinbar in knöcherner Feſtigkeit erſtarrten Charaktere ſich in Staub auflöſen und in alle vier Winde verfliegen. Ich behalte mir vor, dies im Einzelnen an ſeinen neueſten Werken zu verfolgen. J. S.

Eine Erinnerung an Agnes Franz.

Vor mir liegt ein Haufen Bilderbücher für Kinder, welche das Chriſtkind, oder Knecht Ruprecht in Ballen einzukaufen und zu Nutz und Freude der Jugend am Weihnachtsabend zu vertheilen pflegt. Wie zärtlich unſere Buchhändler auch dies Jahr wieder für die Kinder ſorgen, es ſind der Weihnachtsbücher ſehr, ſehr viele! Bunte und ſchwarze Bilder, große und kleine Buchſtaben, vornehme Kinderſchriften von ſtarkem Leibchen mit ſchönem bemalten Mantel und arme kleine dünne Bettelmannsbüchel von grauem Papier mit undeutlichen Holzſchnitten. Viele rothkämmige Hähne krähen in dieſem Bücherhaufen Groſchen aus; ſehr viele unartige Jungen fahren auf Kähnen, oder klettern auf Bäume, oder necken böſe Hunde, bis ſie zum warnenden Beiſpiel für ihr Jahrhundert ins Waſſer fallen, Beine brechen und gebiſſen werden; unzählige artige Mädchen ſpielen mit ihren Puppen, während ſich rothe Bänder in kühnen Windungen um die weißen Kleider herumſchlängeln; viele häßliche ſchwarze Köhler verwandeln ſich in gute Berggeiſter, welche hungrigen Eltern goldene Aepfel einbeſcheeren; unbegreiflich und höchſt überraſchend wird die allerverborgenſte Tugend an das hellſte Kerzenlicht gebracht, und das allerkleinſte Unrecht auf das Allergenaueſte beſtraft. Und wie verſtändig und wohlwollend benehmen ſich ſelbſt die zahlloſen Thiere jeder Art! was der Hund ſagt, und der Froſch erzählt, und das Rothkehlchen erlebt, und das Pferd gegen das Zebra äußert, es iſt Alles unglaublich verſtändig und gebildet. Und vollends die Figuren unſerer Märchenwelt! Viele Prinzen in rothen Sammethoſen beſtehen furchtbare Abenteuer, in denen Jeder ſtecken bliebe, ihnen aber iſt die Sache Kleinigkeit, weil ſie ungeheuer tapfer ſind und vortreffliche Zauberhilfe

Digitized by Google

haben. Was kann uns der grünliche Drache mit ſeinem feurigen rothen Maul ängſtigen, oder der ſchändliche Oger, welcher ſich bemüßigt ſieht, kleine Kinder zu freſſen? Wir wiſſen recht gut, daß dieſen nichtswürdigen Böſewichtern von unſern Lieblingen der Kopf abgeſchlagen wird. — Nein, und gar die kleinen braunen Männchen, und die Feen und die guten Zauberer! Wie freundlich ſie hin und her trippeln, wie ſie immer grade zu rechter Zeit erſcheinen, wenn's Noth thut, welche vortrefflichen Geſchenke ſie zu geben wiſſen, kleine Nüſſe, in denen ungeheure Zelte ſtecken, und ambulante Stecknadeln, welche ſelbſtſtändig unſere Feinde in die Beine ſtechen. O es iſt eine allerliebſte, höchſt gutmüthige und tugendhafte Welt, die ſich vor meinen Augen ausbreitet. Und ſelbſt für den verſtockteſten Herrn iſt es unmöglich, beim Anblick dieſer Kinderlectüre finſter zu bleiben und ſich nicht an die Jahre zu erinnern, wo er ſelbſt klein, fröhlich und unſchuldig war.

Aus dem Bücherhaufen vor mir fallen mir zwei Bücher*) in die Hand. Sie ſind von einer Frau geſchrieben, die ſeit mehreren Jahren todt iſt, und die von dem, der dies ſchreibt, herzlich geliebt wurde. Dieſe Frau iſt die ſchleſiſche Dichterin Agnes Franz. Wer ſie gekannt hat und an ſie denkt, der ſieht ſie vor ſich, wie ein ſchöner grüner Chriſtbaum neben ihr brennt und viele Kinder im Weihnachtsjubel um ſie herumtanzen. Von Ausſehn war ſie ein ältliches verwachſenes Fräulein, mit einem etwas großen Kopf und etwas kurzem Hals, ſie trug eine ſchwarzſeidene Mantille mit Krauſen, welche leiſe und geiſterhaft raſchelten, wenn ſie in Bewegung gerieth. Eine Schweſter hatte ihr auf dem Todtenbett vier kleine Waiſen vermacht, welche ihre Familie bildeten; ſie bewohnte daher drei Treppen hoch eine Kinderſtube und eine gute Stube, welche als Geſellſchaftsſalon betrachtet wurde. Ein großes Manſardenfenſter mit Epheu umzogen, ein altes Fortepiano, ein Bücherſchrank und ein freundlichglänzender gelber Schreibtiſch gaben dem beſcheidenen Raum ein reſpectables, gleichſam poetiſches Ausſehn. In der Stube erzog ſie die Kinder, ſchrieb ihre Gedichte, Parabeln und Novellen und empfing ihre Freunde beim Thee. Mochte ſie aber thun, was ſie wollte, es lag ſehr viel Frieden, Freude und Seligkeit auf ihrem gar nicht hübſchen Geſicht. Das war das Eigenthümliche an ihr. Auch wenn ſie weinte, ſah ſie glücklich und zufrieden aus. Und was noch merkwürdiger war, wer in ihre Nähe kam, gerieth in eine ähnliche zufriedene Stimmung. Es war eine ewige Weihnachtsluft um ſie herum, und wenn man bei ihr Thee trank, glaubte man das leibhaftige Chriſtkind zu erblicken, oder wenigſtens eine gute Frau Holle oder einen entſprechenden Weihnachtsgeiſt. In der Stube roch es ordentlich nach Wachsſtock und Tannen, die Bretzeln auf dem Teller hatten ein ſo pfiffiges Ausſehn wie Zauberbrillen, die man nur auf die Naſe zu ſetzen braucht, um Elfen tanzen zu ſehen, und man

*) Buch der Kindheit und Jugend und Buch für Mädchen von Agnes Franz. Breslau, Ferd. Hirt.

Digitized by Google

mußte ſich ſorgfältig hüten, irgend ein Ding, welches an irgend einem Orte lag, anzuſehn, weil man immer fürchten konnte, daß es ein kleines Geſchenk ſei, welches die Freundin vergnügt bis zum rechten Augenblick verſteckt hatte.

In ihren Gedichten und Erzählungen hat ſie oft mit Engeln, Blumen und unſrem Herrgott Verkehr. Wenn ein Weltkind das lieſt, wird ihm manchmal des Guten zu viel; wenn man mit ihr umging, merkte man davon nicht mehr, als nützlich für die gute Laune war; ja man merkte überhaupt nicht, daß man bei einer Dichterin ſaß. Ein Jahr lang waren wir mit einander gute Leute geweſen und ich hatte noch kein Wort von ihr geleſen. Und als ich ihr einmal bei gelegentlichem Händeſchütteln das erzählte, gerieth ſie in außerordentliche Sorge und meinte, ich ſollte das niemals thun, denn ihre Poeterei könne uns Männern nicht gefallen, und ſah dabei ſo liebevoll beſorgt und befangen aus, daß ſelbſt der Menſch hingebend wurde und Alles las, was ſie geſchrieben hatte, der ſonſt wie ein grober Nußknacker unter den hellen freundlichen Geräthſchaften ihrer Wohnung ſtand.

Ihr ganzes Leben war ein Chriſtabend. Und nun vollends die Weihnachtszeit! Da wurde ihre innere Heiterkeit rieſengroß und ihre Stube glänzte vor Behagen. Schon vom frühen Morgen ab ſah man Leute zu ihr hinaufſchleichen, ſolche Leute, die nicht auf der Sonnenſeite des Glücks ſtehn, mit Krücken, mit zerriſſenen Schleiern vor dem Geſicht und Bettelkinder auf allen Vieren. Und häufig konnte man kurz darauf die Fränzchen ſehn, wie ſie im Hut und der Mantille aus ihrem Dachſtübchen herunterſtieg und eilig durch den Winterſchnee raſchelte, bald in ſchlechte Hütten, bald in große Häuſer, wo die Reichen wohnten. Doch da ſie ſelbſt nie von dieſen Gängen ſprach, wollen wir auch nicht davon reden.

Aber an den Winterabenden, wenn die vier Kleinen um den Seſſel der Tante ſtanden und kauerten, das Lampenlicht wohlgefällig auf den weißen Theetaſſen glänzte, da gab's eine endloſe Reihe von Kinderfeſten. Da war das Bratäpfelfeſt, wo die Kinder wie Indianer um die große Schüſſel voll Pelzäpfel eine Art Kriegstanz aufführten und allerliebſte Lieder ſangen, welche Fränzchen auf dem alten Clavier begleitete, bis zuletzt Alt und Jung in der Stube herumwalzte, während die Freundin unaufhörlich und lächelnd die Muſik machte, ja bis ſelbſt Tiſche und Stühle zuvorkommend ihre Beine einzogen und ihr eckiges Weſen merkwürdig verbargen, weil ohne ihre Nachgiebigkeit das Tanzen in dem engen Raum ganz unmöglich geweſen wäre. Dann das Feſt des Bleigießens, wo Agnes ſich nicht nehmen ließ, allen jungen und alten Gäſten die Bedeutung ihres Guſſes auszulegen. Und wie ſchelmiſch und fein that ſie das, ſo daß das Gelächter und ſanftes Erröthen der jungen Damen gar nicht aufhörte; — und ferner der Abend der ſchwimmenden Nußſchalen, wobei ungewöhnlich viel Nüſſe verbraucht, und zuletzt den Nüſſen zum Trotz Volkslieder und Canon's geſungen wurden, z. B.

Prinz Eugen der edle Ritter und: die Glocke von Capernaum! — und endlich gar das eigentliche Chriſtfeſt!

Schon vier Wochen vorher war die Freundin in großer ſtiller Aufregung. Die Mantille rauſchte doppelt geiſterhaft und geheimnißvoll, die Stube war unwegſam, wie eine Cajüte von lauter namenloſen, herrenloſen Effekten, welche durch große Tücher ſo ſorgfältig verdeckt waren, daß nur ſelten ein Hanswurſtbein, oder eine Bandſchleiſe hervorzugucken wagte. Und wie nähte, ſchneiderte und ſtrickte die Agnes. Traf ich ſie nicht einſt allein in ihrer Stube, als ſie über einen rieſigen alten Regenſchirm von rothem Baumwollenzeug hergefallen war und mit der Scheere begeiſtert in ihn hineinſchnitt; ſie hing an ihm, wie eine Hummel in dem Kelch einer Tulpe. Und als ich ſie frug, weshalb ſie gegen den guten alten Schirm wüthe, wie ſchlau und ſelbſtgefällig ſetzte ſie mir auseinander, daß er ein prächtiges Futter abgeben werde für den Bournus ihres kleinen Pflegeſohns. Und das iſt wahr geweſen, kein Menſch hat dem Mäntelchen angemerkt, woher ſein Inwendiges ſtammte, und wenn der kleine Kerl darin umherſtapfte und wir ihn anſahen, dann winkte ſie mir mit ſehr glücklichem Geſicht geheimnißvoll zu.

Die Pracht der Einbeſcheerung aber zu ſchildern, bin ich gar nicht im Stande. Dieſe vielen Wachsſtöckchen und dieſer furchtbar große Weihnachtsbaum, und dieſe Maſſe von kleinen Geſchenken auf zwei langen Tafeln in vielen Portionen, und bei jeder ein allerliebſtes grün und roth gemaltes Licht. Zuerſt kamen die Armen, dann die Kinder, dann die Freunde. Jeder erhielt und verſuchte zu geben. Das war ein ſtaunenswerthes Durcheinander von Dankſagungen und Händedrücken, von freudigem Entſetzen und hübſch geſpieltem Erſtaunen. An dem Abend ſaß die kleine Dame zuletzt da, wie eine Königin, etwas müde und angegriffen von dem Lärm und der Freude, aber ihre Augen glänzten von Seligkeit und Rührung.

Gute Freundin! Deine Bücher für Kinder liegen in neuer Ausgabe vor mir, du ſelbſt ſchläfſt ſeit Jahren den ewigen Schlaf. Doch die Kleinen, die du erzogen, gedeihen; die Lieder, die du geſchrieben, werden von vielen Kinderlippen geſungen, und die Menſchen, die dich gekannt, wären nicht im Stande, dich zu vergeſſen, auch wenn ſie wollten. Wie auch die Gegenwart unſre Seele in Anſpruch nimmt, wenn Weihnacht herankommt, der Schnee an den Fenſtern hängt und die Klingel den Kindern die Gegenwart des Chriſtkinds meldet, dann wenigſtens werden die Erwachſenen, die Dich geliebt haben, Dein gedenken!

Digitized by Google

Der ſechste October 1848.*)

In der Jägerzeile ſtießen wir auf eine kleine Völkerwanderung. Summende Gruppen hielten alle zehn Schritt den Strom der Neugierigen auf, haſtige Fragen, die keine Antwort erhielten, kreuzten ſich in der Luft, in der Mitte der Straße ſtanden hoch bepackte Bagagewagen, für die abziehenden Truppen beſtimmt, ſtill, einigen waren die Pferde ausgeſpannt, und die wachthabenden Soldaten ſaßen, Gewehr über's Knie, auf der Laſt oben und blickten verlegen auf die fluthende Menſchenmaſſe herab, vielleicht eines Angriffs gewärtig, während ſie Niemand beachtete.

Vor dem Eingang zum Bahnhof endlich trafen wir eine Colonne Nationalgarden mit aufgepflanztem Bajonnet. Darf man wiſſen, rief mein Begleiter den erſten Mann im Gliede an, was es gibt? — Das pfeifen ja die Spatzen auf den Dächern, ſchrie mit heiſerer Stimme der Garde, dem die Aufregung das Blut in's Geſicht und den Schweiß auf die Stirn getrieben hatte. Unſer deutſches Militär ſoll von Wien fort, weil es mit uns fraterniſirt hat, dafür will uns Latour; Böhmaken, Pollacken und Slavaken in's Haus beſcheren, und unſere Deutſchen ſollen noch dazu ſich hergeben, dem kroatiſchen Diebsgeſindel aus der Klemme zu helfen, denn die Magyaren legen dem Jellachich das Handwerk, das iſt gewiß. — Nun? — Nun, die Soldaten wollen keinen Fuß rühren, und wir — ſchloß er, mit dem Kolben auf den Boden ſtampfend — Ihr werdet ſie hoffentlich nicht aus Wien hinauswerfen, ergänzte mein Begleiter.

Wir ſind kaum bis zur Ferdinandsbrücke zurückgelangt, da trifft unſer Ohr ein mark- und beindurchbohrendes Geſchrei. Hacken und Schaufeln ſchwingend ſtürzen eilige Schwärme nach der Jägerzeile, andere durch's Rothenthurmthor, durch einander rufend: Blut iſt gefloſſen! — Zu Hilfe! — Militär feuert auf's Militär! Sieben Studenten gefallen! — Zu den Waffen! — Latour läßt Kanonen auffahren! — Zu Hilfe! — Zu den Waffen! — Zu den Waffen! — In der innern Stadt rennen einzelne Arbeiter, wie Sturm laufend, Gaſſen auf und ab. Barricaden! iſt der allgemeine Ruf. Aber wo und gegen wen? weiß Niemand. Friedliebende Bürger ſogar, fortgeriſſen von der Stimmung des Augenblicks, ſchreien inſtinktmäßig aus den Fenſtern herab nach Barricaden; ſie ſchienen dieſe Revolutionsaltäre als probate Rettungs- und Beruhigungsmittel an-

*) Die folgende ausgezeichnete Schilderung eines verhängnißvollen Tages iſt aus einem größern Manuſcript, welches unter dem Titel „Reiſebilder aus Oeſtreich in den Jahren 1848 und 49" nächſtens im Buchhandel erſcheinen ſoll. Die Scenen des 6. Octobers in Wien ſind oft beſchrieben worden, der Red. iſt keine andere Darſtellung bekannt, welche ſo lebhaft und ergreifend wäre und der Tendenz dieſes Blattes ſo verwandt. Leider geſtattet der Mangel an Raum hier nur, das Wichtigſte aus den beſchriebenen Scenen aufzunehmen.

zuſehen. Wir ſchlagen den Weg nach der nahen Aula ein. Da klingen in abgemeſſenen Pauſen die erſten Töne der Sturmglocke, minder lärmend als die Alarmtrommel, aber ominöſer, ein ſchauriger Grabgeſang des Friedens, vom Himmel herab. Studenten ſind's, die den Thurm der Dominikanerkirche erklommen haben und den verhängnißvollen Strang zerren, aber die Stimme von St. Stephan antwortet noch nicht. Ueber den Platz vor der Kirche ziehen ungeordnete Gruppen von Legionärs, die vom Bahnhof zurückkehren, ſtaub- und ſchweißbedeckt, einige verwundet; zwei Kameraden führen einen hinkenden Kämpfer, einen blühenden ſchönen Burſchen; den Kalabreſer hat ihm eine Kugel durchbohrt, die rechte Hand liegt rückwärts auf dem Kreuz, das einen Kolbenhieb erhielt, das grüne Halstuch iſt blutgetränkt von einem Bajonnetſtich. Alſo kam es zum Handgemenge! — „Ja“, erzählen die Studenten raſch, „die vom Regiment Naſſau, galiziſches Volk, ſind ſchwarzgelb, wollen ausrücken, haben zuerſt auf die deutſchen Grenadiere und Studenten gefeuert, jetzt fahren ſie drei Kanonen auf, Deutſche und Galizier ſehn ſich das Weiße im Auge, in ſolcher Nähe wird gefochten, wir holen Succurs!“ — Von der Aula her marſchirt im Doppelſchritt, aber ſtumm und geräuſchlos, eine friſche Compagnie von Legionären dem Rothenthurmthor zu, neben her von Glied zu Glied ſpringend vertheilt während des Marſches ein junger Führer Patronen. Der Univerſitätsplatz verändert jetzt von Secunde zu Secunde ſeine Phyſiognomie; bald leer und mäuschenſtill, man könnte den Flügel einer Mücke rauſchen hören, bald in allen Winkeln widerhallend vom Geſchrei einer Volkswoge, die gleich einem Waſſerſchwall über ihn hinſchlägt und im Nu weggeſchwemmt, den Platz wieder öde und ſchweigend läßt wie früher. Keine zehn Minuten vergehen, ſo läuft über den Lugeck, den hohen Markt, über die Baſteien Fama mit flatternden Haaren und freudeglühenden Wangen: „Die Naſſauer ſind geſchlagen, wehrloſes Volk hat ſich auf die drei Kanonen geworfen, eine in die Donau geſtürzt, zwei im Triumph den Studenten zugeſchleppt; ein Joch der Eiſenbahnbrücke und die Schienen der Bahn auf eine halbe Stunde weit ausgehoben, der Ausmarſch glücklich verhindert, Grenadiere und Studenten kehren ſogleich Arm in Arm nach der Stadt zurück!“ Die vollbrachten Heldenthaten gehen von Mund zu Mund und wachſen in's Wunderbare. „Die Grenadiere hoch! Das ſind Streiter, echt deutſche Recken! Griff jeder ſein Paar kleine Naſſauer, einen beim Kragen, den andern beim Bein und warf ſie wie junge Hunde vom Eiſenbahndamm herunter! Vivat die Grenadiere, würdige Brüder des Volks! Und dieſes Volk! Zehnjährige Jungen packten im Kugelregen die Speichen der Kanonenräder, kein Haar wurde ihnen gekrümmt, Gott beſchützte ſie!“ Vieles davon beſtätigte ſich am folgenden Tage; General Breda fiel wirklich im Augenblick, wo er Feuer commandirte, vom Roß, durch die Büchſenkugel eines Studenten, der frei vor die Front ſeiner Kameraden heraustretend, ihn mit feierlicher Stimme aufforderte, Frieden zu halten. Der

Digitized by Google

Hut des gefallenen Generals wurde bald darauf durch die Leopoldſtadt auf einem langen Stock getragen. Die Verluſte an Menſchenleben und der Widerſtand der Naſſauer wurden anfangs unterſchätzt, denn hundert Leichen, darunter ſechzig im Rock des Kaiſers, bedeckten den Kampfplatz am Tabor. Was jedoch wunderbar, die Kunde von dieſen Ereigniſſen ſchien früher, als ſie ſich ereignet hatten, die Stadt zu durchfliegen.

Aber man ſoll den Tag nicht vor dem Abend loben! Ich eilte zur Reitſchule. — Die Reitſchule war leer, Niemand konnte ſagen, ob der Reichstag Sitzung halten, ob das Miniſterium einen Schritt zur Beruhigung des Volks unternehmen oder das Schickſal Wiens und der Monarchie den Händen des Kriegsminiſters allein anvertrauen werde.

Unbegreiflich, dachte ich, warum das Miniſterium gerade deutſche Truppen gegen Ungarn entbot. Kannte es ihre drohende Stimmung nicht? Gab es nicht genug zuverläſſige ſlaviſche Bataillone in Wien? Haſtig ging ich von der Reitſchule durch die Dorotheengaſſe über den Graben und Stephansplatz zurück. Hier und da gellte noch der Ruf zu den Waffen, vor dem Dom ſtanden zwei Colonnen Nationalgarde, einander gegenüber, maßen ſich mit zweifelnden Blicken und murmelten ängſtlich, aber der Kampf am Tabor ſchien ausgefochten, wenigſtens war eine Pauſe eingetreten, und man konnte ſeine Gedanken ſammeln.

Horch, ein Schuß, wieder einer, darauf knatterndes Pelotonfeuer, — das iſt in der innern Stadt, es klingt zu nahe, und ſchreiende Weiber fliehen über den „hohen Markt.“ Wir eilen auf die Tuchlauben-Gaſſe, uns krampfhaft bei den Händen faſſend, wie zaghafte Wanderer, die im ſchweren Gewitter durch den Wald gehen und ſorgſam in der Mitte des Weges forteilen, gleich weit von den hohen Bäumen an jeder Seite, deren Wipfeln der Blitz droht. Die Tuchlauben verengern ſich an ihrem Ende zur ſchmalen Spänglergaſſe, ſie iſt von dunklem Rauch erfüllt, aber gedankenlos, wie man trotz des aufrichtigſten Herzpochens in ſolchen Momenten zu ſein pflegt, bleibe ich mit meinem Freund gerade vor der Nebelwand ſtehen, als ein Garde, der hinter der Ecke des vorſpringenden erſten Hauſes der Spänglergaſſe lauert, herantritt. „Gehen's links!“ herrſcht er uns zu, legt an und ein rothgelbſtrahlender Blitz ſchlägt in den dunkeln Qualm, in deſſen Hintergrund auf einen Augenblick die verſchwimmenden Umriſſe einer gradlinigen finſtern Männerreihe ſichtbar werden. Da drängte der Knäuel müßiger Zuſchauer, ſchreckergriffen, uns bis in das Thor des Conſervatoriums zurück, aus den Seitengaſſen ſtürzen einzelne Kämpfer, die Kleider zerriſſen, Wangen und Hände pulvergeſchwärzt, mit wüthendem, aber unverſtändlichem Geſchrei vor; das inarticulirte Gebrüll verſtummt plötzlich, und nach einer bangen ſecundenlangen Pauſe bricht das Gewitter los; geſchäftsmäßig wie in regulärer Schlacht, man hört nichts als abwechſelnd trommeln und ſchießen; recht dramatiſch, wie Rede und Gegenrede in der ſpannendſten Scene eines Trauer-

Digitized by Google

ſpiels. Die kaiſerliche Trommel faßt ſich kurz, in wenigen harten Schlägen wirbelt ſie ihr Drohwort, darauf eine Pauſe, nicht länger als ein Augenzwinkern, und der Donner kracht. Kaum haben die Aufrührer geantwortet, ſo mahnt die Trommel, kracht der Donner von neuem. Und welch ein Donner! Ich dachte anfangs an Geſchützfeuer. Alſo dahin iſt es gekommen, wie in den Pariſer Junitagen ſchmettert das Militär mit der ultima ratio Mauern und Menſchen zuſammen, dann gnad' euch Gott, Legionäre! Es war jedoch nur Pelotonfeuer, das in der engen Straße ſo mächtig widerhallte. Wir hörten noch einige Gänge an, bis das Gefecht ſich in die Ferne zog. Niemand unter den verſprengten Leuten, die im Thorweg des Conſervatoriums ängſtlich kauerten oder unruhig durch einander liefen, wußte etwas über den Stand der Dinge oder errieth, auf weſſen Seite der Sieg ſich neige; die Frauen beteten und bekreuzten ſich bei jeder Salve, die Männer ballten die Fäuſte, verwünſchten bald den ſchwarzgelben Reichstag, bald die verrückten Studenten, Viele zitterten vor Kampfluſt. „Ein G'wehr, ein G'wehr, ich ſchlag Alles z'ſamm", kreiſcht ein baarhäuptiger junger Burſche, der in Hemdärmeln aus einem nahen Hauſe herbeilief; ſeine Schweſter beſchwört ihn mit Thränen in den Augen, nach Hauſe zu gehen, und ſucht ihn an beiden Armen fortzuzerren; Niemand achtet auf das Paar.

Wieder ſcheint die Ruhe hergeſtellt, die Menge verläuft ſich, und wir eilen die Treppen zum „rothen Igel" im Hintergebäude hinauf, um in der Eile Trank und Speiſe einzunehmen. Von Minute zu Minute pochte es mit Ungeſtüm an die Saalthür, und die Zimmer füllten ſich mit verſtörten Gäſten. Ein lauter Schreckensruf entfuhr mit 'einmal der Geſellſchaft, in den Viele mechaniſch einſtimmten, ehe ſie wußten, warum. Was gibt es? Was geht vor? hieß es und ein Gedränge entſtand am Eingang um die Küchenmagd, die blaß wie die Wand hereingeſchlottert kam. Ein Kämpfer, dem der Kopf geſpalten war, wurde in's Haus getragen; der Anblick machte ſie halb ohnmächtig. Am Stephansplatz, ſtöhnte ſie — Jeſus Maria! — die Träger erzählten's, am Stephansplatz ſchießen ſchon die Garden. — auf einander! Gott und Heiland! Garden auf Garden, Bürger auf Bürger! ſcholl es unter den Anweſenden nach, ein ſympathetiſcher Schauder überflog alle Geſichter, die ſchwarzgelben wie die ſchwarzrothgoldenen.

Neue Ankömmlinge beſtätigten die Hiobspoſt. Die von der Vorſtadt Wieden hatten die Sturmglocke von St. Stephan läuten wollen, was die Nationalgarde des Kärnthnerviertels zu hindern ſuchte. Von welcher Seite der erſte Schuß fiel, blieb dunkel; genug, die Raſerei war im Gang, bis in's Innere der Kirche zog ſich das Gefecht, am Fuß des Altars rauchte Menſchenblut, lag die Leiche eines Hauptmanns der Kärnthner.

In der That hatte die ſchwache Contrerevolution, welche die wohlhabenden Bürger des Kärnthnerviertels verſuchten, nur Oel in die Flammen der Volkswuth

Digitized by Google

gegoſſen. Wir mußten ſelbſt ein Beiſpiel von der blinden Furie des Haufens erleben. Vom Platz unter unſern Fenſtern klang ein entſetzliches Gejohl herauf. Alles ſtürzte an's Fenſter, hinabzuſehen. Ein Dutzend Perſonen riß ſich um einen Unglücklichen, der beſchuldigt war, aus dem dritten Stock eines Hauſes auf dem Stockameiſenplatz auf ſeine eigene Compagnie (von der Garde) geſchoſſen zu haben. Es war, wie man ſpäter erfuhr, ein harmloſer Schneider, der zufällig aus dem bezeichneten Hauſe trat und nach ſeiner Wohnung flüchten wollte. Sein Laufen, das doch ſehr natürlich war, lenkte den Verdacht auf ihn und heftete die Verfolger an ſeine Ferſen. Athemlos vor Schreck konnte er kaum ſtottern, und das galt für einen neuen Beweis ſeiner Schuld. Den Hut hatte er auf der Flucht verloren, ſein Haar war zerrauſt und blutig; es war empörend, den Wehrloſen von allen Seiten angefallen zu ſehen. Nur zwei in dem ganzen Haufen erbarmten ſich ſeiner und ſuchten, ſeinen Rücken deckend, ihn zum Ausreißen zu ermuntern. Allein auch dazu ſchienen ihm Kraft und Muth ausgegangen; rathlos, ſprachlos, wankend, wälzte er die Augen flehend rechts und links, während ein Gardiſt mit blankem Bayonnet, unter gräßlichen Verwünſchungen, ihm wiederholt zu Leibe ging, mit Noth abgewehrt von den beiden Samaritanern, die ſelbſt Gefahr liefen, überſchrien und überwältigt zu werden. Der Anblick verſetzte uns den Athem, das Leben des Verfolgten hing an einem Haar. Endlich ſtürzte der Volksredner Becher, deſſen Wort auf der Straße galt, hinunter, die Raſenden zu beſänftigen. Inzwiſchen raffte ſich der Verfolgte zu einem Fluchtverſuch auf und kam glücklich drei Schritte weit, als ein Arbeiter ihm nachſprang und, eine mannshohe fauſtdicke Stange mit beiden Armen ſchwingend, gerade nach ſeinem Kopfe ausholte. „Crepir', ſchwarzgelbe Canaille!" brüllte er, die rohe Waffe ſauſte nieder und zerſprang auf dem Pflaſter in Stücken, hart an den Ferſen des Opfers, welches ſie kaum um zwei Zoll gefehlt hatte. Hinter dem Gehetzten ſchloß ſich die nächſte Hausthüre.

Tiefe Stille folgte endlich dem terroriſtiſchen Auftritt, der keine volle Minute gewährt hatte, obgleich dieſe Minute uns eine Ewigkeit ſchien. Noch gellte mir das blutlechzende Geſchrei in den Ohren, noch ſah ich die hilfeflehenden Blicke des armen Schneiders vor mir, rings an den Fenſtern die regungsloſen Zuſchauer den Ausdruck lähmender Feigheit oder ſtumpfer Gedankenloſigkeit in den erſtarrten Geſichtern, darüber den blauen Himmel, gleichgiltig niederlächelnd, als ſei dergleichen mitten in Wien eine Alltagsſcene. — „Wie ſchnell das Volk häßlich wird im Rauſch des Kampfes", ſagte ich. — „Bah!" entgegnete mein Freund, kaltblütiger als ich; „zum Glück gab's mehr Geſchrei als Prügel. So was pflegt bei jeder Wirthshausſchlägerei vorzukommen. Wir wollen ſehen, wie die Revolution ſteht; gehen wir."

Das Wirthshaus war mit einem Mal wie ausgeſtorben, auch in den nächſten Gaſſen zeigte ſich keine Seele. Erſt auf dem Graben fanden wir einzelne be-

Digitized by Google

waffnete und unbewaffnete Gruppen, die ſich eilig durch Seitengaſſen und Durchhäuſer jagten, während auf dem leerbleibenden großen Raume des Platzes Scherben zertrümmerter Fenſterſcheiben und kleine Blutpfützen eine ſtattgefundene Straßenſchlacht erzählten. Aufwärts nach dem Mehlmarkt eilend, begegneten wir einem Gardiſten, der, das Gewehr auf der Schulter, langſam und matt vorüberſtampfend, auf unſere Fragen mit heiſerer, kaum verſtändlicher Stimme antwortete: „Kartätſchen!“ — „Wer ſchießt mit Kartätſchen?“ — „Jetzt nit mehr!“ krächzte er, mit einem wilden Lächeln auf die Mitte des Grabens deutend; „er hat ſchießen laſſen mit Kartätſchen, hier und dort, der Latour — gehn's nur nach'n Hof — ſie hängen ihn grad.“ — Ich prallte zurück, aber Kurt riß mich mit ſtarker Hand weiter. „Es iſt unmöglich!“ rief ich. — Mein Begleiter wurde blaß, und ſchweigend blieben wir eine Weile ſtehen. Die böſe Ahnung, es könnte wahr ſein, und die Angſt vor dem Eindruck eines abſcheulichen Schauſpiels hielt uns zurück; die Begierde, Gewißheit zu erlangen, und die Hoffnung, es ſei ein Mißverſtändniß, trieb uns der verhängnißvollen Stätte entgegen. Gewiß, dachte ich, es iſt ein leeres Geſchrei, ein Mißverſtändniß, — aber vielleicht ein blutiges; das dumme Volk hat in ſeiner Hundstollheit den erſten beſten armen Schneider, der ihm in den Weg kam, gepackt und — da faßte uns eine ungeſtüme Volkswoge, die ſich vom Kohlmarkt herwälzte, wir waren mitten im Gedränge; es ſteuerte durch eine ſchmale Seitengaſſe am Kriegsgebäude vorüber nach dem Hof und trug uns mit. Jetzt erſt fiel mir auf, daß bereits dunkle Dämmerung herrſchte; in meinen Gedanken war es höchſtens zwei Uhr nach Mittag geweſen. Wie inhaltsvoll und endlos manche einzelne Minute, eben ſo zauberſchnell war der ganze Tag entflohen. Vom Hof her drängte ſich uns ein Menſchenſtrom entgegen, die Fluth durchfurchend, in der wir ſchwammen; ein unterſetzter, behaglich ausſehender Mann in ſchmucker blauer Uniform, mit purpurrothem Geſicht, hielt einen ſchwarzen Fetzen zwiſchen den Fingern in die Höhe und rief mit entſetzlich naiver Luſtigkeit, wie etwa ein Spanier, der eine Trophäe vom Stiergefecht heimträgt: „Henkt ſcho, i hoob a Stückerl von ſein' Kutt!“ Und im nächſten Moment ſtanden wir ungefähr zehn Schritt von dem revolutionären Schaffott, umbrauſt von einer Sündfluth infernaliſcher Geſtalten, die den ganzen weiten Hof anfüllte. Ueber der grün angeſtrichenen hohen Erzſäule des Candelabers vor dem Kriegsgebäude hackten und bandelten zwei Kerle, von denen einer ein Soldat ſchien, und als ſie unter dem trunkenen Zuruf des Pöbels herunterſprangen, wirbelte eine formloſe Maſſe, in ein weißes Laken gehüllt, mehrmals in der Luft herum, bis über den zerfetzten Ueberreſten der aufgehenkten Menſchengeſtalt ein Kopf ſichtbar wurde, ein ſchwarzer, kraushaariger Negerkopf! Wieder blitzte mir der Gedanke von vorhin durch's Hirn: es iſt ein Blendwerk der Hölle, der Satan hat dem Volke einen Unglücklichen in die Hand geſpielt, der vielleicht Latour ähnlich ſah, nur um es zum Mord zu verleiten. Aber nein, er iſt

Digitized by Google

es, ich erkenne das ſcharfe Profil und die gewölbte Stirn des mannhaften ſtolzen Geſichts, welches der grauſame Krampf des Erſtickens ſchwarz gefärbt hat; auf die Bruſt geſenkt, droht es finſter auf den ſinnloſen Pöbel nieder. Eine Vogelſcheuche, aber eine tragiſche Vogelſcheuche, die ſelbſtentwürdigende Rohheit der Menſchen anklagend, iſt der Mann geworden, vor welchem heute Morgen Tauſende gezittert. Schauerlich war das Ausſehen der Leiche, abſtoßender jedoch waren die Lebenden auf dem Hof. Hie und da flammten Fackeln auf und warfen ein grelles Licht auf die wahrſcheinlichen Hauptſpieler im Drama: wüſte Geſellen, die der Unterwelt entſtiegen oder durch Hexerei aus den verrufenſten Vierteln der franzöſiſchen Kothſtadt hierher verſetzt ſchienen, denn nie hatte ich von der Exiſtenz ſolcher Geſtalten in Wien eine Ahnung gehabt. Oder ſtampfte die Furie des Bürgerkriegs urplötzlich dieſe Erſcheinungen aus dem Boden? Einige ſtießen mit ſchweren Eiſenſtangen triumphirend auf's Pflaſter, während ſie noch vor Schlachtwuth mit den Zähnen knirſchten und die roth unterlaufenen Augen, aus den blaſſen, fieberzuckenden Geſichtern vorquellend, gierig das Opfer der Volksjuſtiz verſchlangen; Andere drängten ſich mit Fleiſcheräxten und Spießen im Arm dem Kandelaber zu, als brennten ſie, das vergoſſene Blut, das ihre zerriſſenen Kittel und Jacken beſudelte, noch an der Leiche des ermordeten Feindes zu rächen. Dazwiſchen wohlgekleidete Herren in Glacéhandſchuhen und Schwärme von Weibsbildern mit brutaler Neugier, manche ſogar mit albernem Lächeln hin- und herglotzend; dieſe Gruppen waren die widerlichſten. Statt einer ergreifenden Todtenſtille, die man auf ſolcher Stätte wohl erwartet, als Zeichen, daß im Volke ein Bewußtſein der begangenen That aufdämmert, Geſumm und Gemurmel wie im Parterre des Theaters, wenn der Vorhang des vierten Acts gefallen iſt, dann und wann wildes Geſchrei, ja zuweilen ein heiſeres Gelächter! . .

Täuſcht mich meine Erinnerung nicht, ſo ertrugen wir, ich und mein Begleiter, deſſen Hand meinen Arm wie eine Eiſenklammer feſthielt, den Anblick über eine Minute; wir ſtanden anfangs in den Boden gewurzelt, dann aber ſuchten wir uns mit gewaltigem Ruck aus dem Gewühl fortzuarbeiten; wir fürchteten, durch ein lautes Wort unſer Gefühl zu verrathen, unwillkürlich einem der Heroen in's Geſicht zu ſpucken, und den Schlag einer Eiſenſtange zu erhalten. In dem Gäßchen, durch welches wir auf den Hof gekommen waren, ſtockte plötzlich der Menſchenſtrom, und kehrte um und drohte uns auf den Schauplatz der blutigen Orgie zurückzudrängen. Ein fernes Wagengeraſſel — ſo feige macht das unterdrückte Gewiſſen — verbreitete paniſchen Schrecken. Die Naſſauer kommen, man ſchießt wieder auf dem hohen Markt — die Alarmtrommel! ſchrien ängſtliche Stimmen durch einander. Es iſt nichts! keine Maus rührt ſich! beruhigten zuletzt zwei Sicherheitswächter, die vom hohen Markt kamen, und das Gewühl ſetzte ſich wieder in Gang. Ein verachtendes Lächeln kräuſelte Kurt's Lippen, und ſtumm laſen wir Einer in des Andern Mienen den Einklang unſerer Em-

Digitized by Google

pfindungen. — Jetzt gingen wir zu einem gemeinſamen Bekannten, bei dem ſich eine ziemlich zahlreiche Geſellſchaft eingefunden hatte; Niemand war, das kann man ſich denken, am Abend des böſen Freitag gern allein.

Aber eine merkwürdige Ueberraſchung war uns vorbehalten. Wir glaubten, es könne nur eine Anſicht über die Kataſtrophe geben, die wir erlebt hatten, aber allgemein wunderte man ſich über unſer verſtörtes Ausſehen, und Niemand ſah etwas Anderes denn Uebertreibung, Verzagtheit und Unkenntniß des Wiener Charakters darin, als Kurt ſich erſchöpft in die Sophaecke warf und lakoniſch bemerkte: „Es iſt aus, meine Herren! Ich hatte nicht geglaubt, daß die öſtreichiſche Bewegung ein ſo raſches und ſchmähliches Ende nehmen wird." — „Da hört man den Norddeutſchen!" lächelten die Wiener. — „Ich rathe Ihnen", ſprach er zu einem Redacteur gewendet, „packen Sie Ihre Blätter zuſammen, es iſt aus! Altöſtreich mag wieder auferſtehen, ſein Grab iſt geſprengt, das freie Oeſtreich hat ein ſchmählich Ende genommen." Finis Austriae!

Der Kurfürſt und Haſſenpflug.

Man hat Recht, wenn man ſo manchen Schritt des Kurfürſten von Heſſen in der letzten Zeit als einen unfreiwilligen anſieht, zu dem er durch die Abſchüſſigkeit der von ihm betretenen Bahn, durch den für ſich allein rechnenden ordinären Egoismus Haſſenpflug's und den fanatiſchen Eifer Vilmar's (welcher letztere von den gleichzeitigen Berichten der letztvergangenen Vorgänge ungebührlich überſehen iſt) genöthigt wurde. Es ſind viele Maaßregeln, welche in leicht erkennbarem Gepräge den Stempel einer Ausbeutung des Kurfürſten, ſeines Starrſinnes und ſeiner Herrſchſucht zeigen; denn die, wenn wir nicht irren, ziemlich allgemein verbreitete Anſicht von einer bei dem Kurfürſten fehlenden geiſtigen Kraft zur Erkenntniß eines ſolchen ſeinen eigenen Intentionen entgegenſtehenden Intereſſes Anderer an ihm iſt eine durchaus irrige. Dagegen iſt die Berufung Haſſenpflug's zum Miniſterpräſidenten in Kurheſſen ſein eigenſtes Werk und von ihm allein ausgegangen. Nicht ſo der feindſelige Gegenſatz, in dem er ſich ſchon längere Zeit gegen das Miniſterium Eberhard befand, das ihm ohne alle Frage und trotz der widerlich gemeinen Lügen und Verdrehungen eines Vilmar und Conſorten im „heſſiſchen Volksfreund" ſeinen Thron und ſeine enorme, aber auf klarem Rechtstitel fußende Civilliſte auch aus den gewaltigſten Stürmen gerettet hatte. Schon dieſe Thatſache konnte jedoch dem Miniſterium bei dem Kurfürſten nur ſchaden, da ein der Dankbarkeit für geleiſtete Dienſte entgegengeſetztes Gefühl in ihm herrſcht. Aber er vergaß auch zu keiner Zeit, daß es nicht ſein unbedingt freier Eigenwille geweſen war, der dieſes März-

Digitized by Google

miniſterium herbeigerufen hatte.*) Von der Entfernung Eberhard's war wohl ein allgemeiner Oppoſitionsallarm der conſtitutionellen Partei, allein keine aufſtändiſche Bewegung zu fürchten, da die demokratiſche Preſſe und Partei in einer der Verrücktheit nahe gekommmenen Verblendung in lächerlichen Phraſen, „Conſequenzen“ und in den roheſten Wuthausbrüchen täglich ihr ceterum censeo gegen den Fortbeſtand des Märzminiſteriums erſchallen ließ. Die Verhandlungen mit kurheſſiſchen Beamten aus der vormärzlichen Zeit führten zu nichts; ja dieſe riethen ſogar zum Theil geradezu dem Kurfürſten die dermalige Beibehaltung Eberhard's an. Die mit Haſſenpflug wurden bis auf die letzte Zeit mit der größten Heimlichkeit betrieben. Der Kurfürſt berühmte ſich ſelbſt bei dem allgemeinen Erſtaunen auch ſeiner nächſten Umgebung, daß Alles verſchwiegen geblieben ſei. Und doch war die Wahl dieſes Mannes für den Kurfürſten ſelbſt ein ſehr harter Schritt. Der Kurfürſt mußte wiſſen, daß er eben deshalb denſelben Mann früher verabſchiedet hatte, weil dieſer ſtatt ſeiner als Fürſt zu regieren unternommen hatte; ſie waren durchaus ohne Freundſchaftsbezeugungen für ein ſpäteres Wiederſehen geſchieden. Auch für die excluſiven Prätenſionen der von Haſſenpflug miniſteriell über die Taufe gehaltenen Myſtiker und für das von ihm gehätſchelte muckeriſche Cliquewesen hat der Kurfürſt keinen Sinn. Mit nüchterner hausbackener Verſtändigkeit ſteht er allen höhern Intereſſen, welche über den Erwerb und das Herrſchen hinaus gehen, gegenüber. Hundertmal hat er ſich die Menſchen, die er in ſeine Nähe hatte herantreten laſſen, dienſtbar gemacht, darum verachtet er die Menſchen überhaupt und glaubt nicht an ganz reine und edle Motive in denſelben. Er braucht ſie, dann läßt er ſie ziehen und dem etwaigen Pudelgewedel der Günſtlinge ſchickt er ſelbſt das ſardoniſche Lächeln hinterher. Von dem Augenblick an, wo er eine Ahnung davon erhalten hat, daß ſein Premierminiſter für eigene und auswärtige Intereſſen arbeite, hat er ganz gewiß ſeine Gedenktafel mit einem unverwiſchlichen memento bereichert, wenn er auch jenen Menſchen noch beibehielt, weil er ihm jetzt zum Weitergehen unentbehrlich war und er nichts mehr ſcheut, als den Tadel oder auch nur den Schein auf ſich zu laden, ein anderer Menſch habe ihn hintergehen und für ſich benutzen können. Ebenſo ſteht er dem Vorwurf einer „Umkehr vom einmal betretenen Wege“ und „halber Maßregeln“ gegenüber. So unentſchloſſen und tauſendmal hin- und hergezogen er vor einem Unternehmen auch von ſehr untergeordneter Art ſteht, ſo ſtarrſinnig bleibt er dann bei den einmal erklärten Entſchließungen und geht um ſo weniger davon ab, je mehr ſich von andern Menſchen her Einſpruch und Widerſtand erhebt. Bei ſämmtlichen Affairen der letzten Zeit hat dem Kurfürſten ſeine gewöhnliche Berathungshilfe vor ſeinen Entſchließungen: die Gräfin

*) Ueber die charakteriſtiſche Abſchiedsſcene zwiſchen dem Kurfürſten und dieſem Miniſterium ſ. d. Grenzboten vom 4. October d. J.

Digitized by Google

von Schaumburg gefehlt. Sie war in Oſtende und dies war für Haſſenpflug um ſo günſtiger, als ſie, ſeitdem er, wie die Gräfin ſagte, „Kurheſſen in Berlin unverantwortlich blamirt hatte“ entſchieden gegen dieſen Miniſter überhaupt geſtimmt war. Daß dieſe Frau für die Abdication des Kurfürſten ſei oder geweſen ſei, läßt ſich viel eher aus ihren häuslichen Verhältniſſen, die auch von dem Erfolg der Herrſcherthaten des Kurfürſten Färbung erhalten, erklären und annehmen, als das Gegentheil. Der Kurfürſt ſelbſt aber hat ganz gewiß zu keiner Stunde an ſeinen Rücktritt von der Regierung gedacht; wer das geglaubt hat, hat bewieſen, daß er dieſen Fürſten nicht von ferne kennt. Leidend mag er ausſehen, denn eine innerſten Gefühle, ſeine heftigſten Stimmungen ſind durch die Menſchen, mit denen er ſich verbunden hat, wie durch den Gang der Ereigniſſe in der ſtärkſten Weiſe verletzt. Er muß zur Gewißheit gekommen ſein, wie er getäuſcht, gebraucht, in die peinlichſte Situation gegen ſeinen ſonſt überall eingreifenden Willen gebracht worden iſt. Der Widerſtand der Behörden, die totale Erfolgloſigkeit ſeiner landesväterlichen Anſprache an die Wähler, kurz alle für ihn ſo herbe Erfahrungen bis zu jenem Schritt des Officiercorps, in welchem er nur das ungehorſame Widerſtreben gegen ſeine Befehle, nicht den Heroismus des Opfers, den mit brechendem Herzen beſiegelten Gehorſam gegen ihn als Militärchef und die Landesgeſetze zugleich zu erkennen vermögen wird — das muß ihn zerrüttet und gebrochen haben. Und wenn er auch vielleicht keine Ahnung davon hat, wie ein ihm theueres Gut, die ungeheuere Civilliſte mit dem Angriff auf die Verfaſſungsurkunde, in welcher ſie ihren Rechtsboden beſitzt, den feſteſten Schild gegen die in dem ſo oft angeführten „höhern Recht“ wohlbegründeten dereinſtigen Angriffe und Abſtimmungen verliert; wenn er auch nicht ſieht, wie er nach Auflöſung der kurheſſiſchen Armee der Spielball eines öſtreichiſchen oder bairiſchen Tagesbefehls wird: ſein: „Vorwärts mit Haſſenpflug“ hat er doch nicht mit der ſtarken Stimme des ſiegahnenden Kämpfers, ſondern kleinlaut wie ein entwaffneter Beſiegter geſprochen — um den letzten Verſuch zu machen, ſich ſelbſt Muth zuzuſprechen; er mag ahnen, daß es leicht *ſein* letztes Wort iſt.

Auch der preußiſche Geſandte Herr v. Thiele hat die öſtreichiſchen Machinationen und dem aus der eigenen Noth entſprungenen Drängen Haſſenpflug's zu immer derbern Gewaltſtreichen die Wege ſehr erleichtert, wenn auch wahrſcheinlich ſehr wider Willen und Wiſſen. Wir können wenigſtens weder einer ungewöhnlich tiefen Strömung der Politik des preußiſchen Cabinets auf den Grund ſehen, noch hat uns die thatſächliche Erfahrung über ein ganz beſonderes Meiſterſtück der Diplomatie ſeitens des Herrn v. Thiele eine Ueberraſchung bereitet, daß wir ſeine unbegreifliche längere Abweſenheit gerade während der critiſcheſten Zeit einem andern Umſtande als einer kurzſichtigen Sorgloſigkeit und naiver Unbekanntſchaft mit dem Gang der Ereigniſſe in Kaſſel zuzuſchreiben vermöchten. „Ganz ſpät, nachdem die Theilung längſt geſchehen — Kam Thiele

an, er kam aus weiter Fern' — Und war darauf an Kübeck's Arm zu ſehen — Und ſchrieb darauf an ſeinen Herrn." So ſagt ein Kaſſeler Volksblatt unter dem Titel: „Kin Poet — kommt doch zu ſpät." Ja es war ein ſonderbarer Anblick für die Bewohner Kaſſels, welche ohne Ausnahme die öſtreichiſchen Parolen inſtinctmäßig herausfühlten, als ſie am Tage nach der Flucht des Kurfürſten Kübeck und Thiele Arm in Arm auf der belebten Straße auf und abwandeln ſahen, wo hinter den lebhaft freundſchaftlichen Geſticulationen des Oeſtreichers der Schalk ſo offenen Antlitzes hervorblickte. Die Demonſtration der entente cordiale ſchien andeuten zu ſollen, daß der preußiſche und der öſtreichiſche Geſandte in der Beurtheilung der Flucht, d. h. in der kopfſchüttelnden Mißbilligung derſelben oder in einer entgegengeſetzten arrière-pensée einig ſeien. War dies nicht der Fall, ſo mußte in jener Stunde der Eine von dem Andern als dupe gehänſelt werden. Wenn nicht Alles, was ſpäter als Streit und Hader zwiſchen Oeſtreich und Preußen aufgetreten iſt, ſich als eitel Trug und Täuſchung des deutſchen Volkes herausſtellt, ſo ſpricht der Erfolg wenigſtens zu Gunſten des öſtreichiſchen Geſandten.

Dabei bleibt es immerhin möglich, daß auch Herr v. Kübeck die nächtliche Abreiſe des Kurfürſten mit ſeinen drei Miniſtern erſt als vollendete Thatſache erfuhr, da ſie mindeſtens ebenſo ſtark wie durch die allgemeinen politiſchen Intentionen Haſſenpflug's in Bezug auf das Kurfürſtenthum, durch ſein rein perſönliches Intereſſe motivirt war, weshalb er von jeder andern Seite her, die zur Berathung hätte hinzugezogen werden können, Widerſpruch erwarten konnte.

Haſſenpflug, der jetzige Haſſenpflug, iſt ganz offenbar von einem großen Theile der Preſſe weit überſchätzt worden. Seine Lebensgeſchichte aus den letzten Jahren iſt hinlänglich bekannt geworden. Sie zeigt ohne Widerrede, ganz abgeſehen von den politiſchen Principien dieſes Mannes, Schmutz genug, um ihn aus der Liſte der ehrenwerthen und ſelbſt der ſogenannten „noblen" Charactere zu ſtreichen. Daneben haben ſich auch andere bedenkliche Schwächen bei ihm eingeniſtet. Er ſoll gar Manches, was für Freund und Feind unbegreiflich blieb, nach einem Glaſe Wein zu viel beſchloſſen und ausgeführt haben. Die ſchriftlichen Documente, mit denen er die Welt in Erſtaunen verſetzt hat, ſind auch, wenn man von ſeinem Standpunkt aus urtheilt und ſeiner Lage Rechnung trägt, unter aller Kritik ſchlecht. Auf einer Stufe damit ſteht ſein perſönlicher Muth, wie groß auch die befehlshaberiſche Grobheit bei ihm iſt, mit der er von den ihm untergeordneten Beamten unbedingte Folgeleiſtung für ſeine Befehle verlangt. Wer dieſen Mann auch nur in dem Augenblick geſehen hat, wo er in der Ständekammer, gegen die er ſpäter aus der geſicherten Schußweite ſeine großmäuligen Phraſen in die Welt ſchickte, mit zitternden Händen und bebender Stimme ſein ſchlecht gedrechſeltes Programm vorlas, der wird ihn nie wieder für einen Helden der Reaction halten. Wie hat er ſich nach der Stimmung der Be-

Digitized by Google

wohner Kaſſels erkundigt, wie hat er vertröſtet auf die Zeit, wo man ihn erſt recht kennen und würdigen lernen werde! Und bekräftigt nicht ſelbſt die Flucht aus Kaſſel, über welche damals ſelbſt die damaligen und ſpätern Freunde Haſſenpflug's den Stab brachen, als über eine That der Muthloſigkeit, daſſelbe Urtheil? Geſchah ſie nicht gerade in der Nacht, welche auf die erſte Kunde von dem Spruche des Oberappellationsgerichtes folgte, deſſen energiſch ausgeführte Conſequenzen den Miniſterpräſidenten ſehr möglicher Weiſe an einen ganz andern Platz bringen konnten, als nach Wilhelmsbad?

Wir ſind durch die in unſerer Zeit conſequenter ausgebildeten politiſchen Syſteme und die hervorgetretene radicalfeindliche Stellung der verſchiedenen politiſchen Parteien zu einander über die Wahrheit hinaus daran gewöhnt worden, das: post hoc ergo propter hoc in die Seele und die Berechnungen hervortretender Perſönlichkeiten zu verlegen. Was hat man nicht Alles gefabelt über die principielle und conſequente Durchführung einer von Anfang an ſchlau überlegten, ſchlau eingefädelten, ſchlau durchgeführten Haſſenpflugſchen Politik! Raiſonnements aus der Ferne, theoretiſche Conſtructionen, welche durch die offenkundigſten Thatſachen für den, der Augen hat, widerlegt werden! Kann man denn, um das Derbſte, anſcheinend am ſicherſten Stehende herauszugreifen, kann man auch nur einen Augenblick an einen von vorn herein gefaßten Plan Haſſenpflug's zur Reſtauration des Bundestags denken, wenn man deſſen wiederholt öffentlich abgegebenen Erklärungen über dieſen Bundestag lieſt, ohne ihn für ſtellenweiſe ganz verrückt zu halten? Ebenſo hat er ſich ſelbſt in der für die ſpätern Schritte ſo wichtigen Beſtimmung der Verfaſſungsurkunde über eine „Zuziehung", d. h. Beſtimmung des landſtändiſchen Ausſchuſſes für die 2c. Steuerausſchreibung officiell in Verordnungen Lügen geſtraft. Haſſenpflug kam, erbeten von dem nach einem entſchieden vormärzlichen Miniſter ſich ſehnenden Kurfürſten, auf eigene Rechnung nach Kurheſſen, nachdem er ſich eines ſtarken Gehaltes und für den Fall eines nothwendig werdenden raſchen Rückzugs einer Anweiſung auf eine tüchtige Summe aus der Privatcaſſe des Fürſten verſichert hatte. Das letztere Verhältniß erleichterte ihm obendrein ſeine Stellung dem Kurfürſten gegenüber.. Vertrauend auf den ſchon beginnenden ſtärkern Wellenſchlag der reactionären Strömung in den öffentlichen Verhältniſſen Deutſchland's, bauend auf ſeine früher erprobten Kunſtſtücke gegen die Satzungen der kurheſſiſchen Verfaſſungsurkunde und auf einen den Weiſungen des Miniſteriums folgſamen Geiſt in dem Beamtenſtand glaubte Haſſenpflug mit Erfolg — die alten Wege wandeln, die früher gekoſteten Früchte noch einmal genießen zu können. Aber mochte der Fürſt noch ſo bereitwillig auf alle Pläne und Inſinuationen des rehabilitirten Miniſters eingehen, Haſſenpflug fand Verhältniſſe vor, die er nicht vorhergeſehen, Gegner, die er nicht bewältigen konnte, Untergebene, die für ſeine Pläne viel zu gut und charakterfeſt waren, und gar wenig Freunde und Helfer. Was er unternahm auf kur-

Digitized by Google

heſſiſchem Grund und Boden, er wurde ſchmählich geſchlagen. Aber die allgemeine Lage der Dinge, wie die ſpecielle Situation Kurheſſens zu ihr war eine ſo bedeutungsvolle, daß jeder Miniſter Kurheſſens eine wichtige Stelle einzunehmen hatte, wenn er auch nicht in Preußen, dem Mittelpunkte der Union, gemeiner Verbrechen öffentlich angeklagt geweſen wäre. Wer ſich nur einen Augenblick die kritiſche Entwickelungsſtufe in der Politik Preußens, Oeſtreichs und der mittlern deutſchen Staaten, welche bereits vor der Berufung Haſſenpflug's an die Spitze des kurheſſiſchen Miniſteriums eingetreten war, vergegenwärtigt, muß bekennen, daß unter allen Umſtänden Kurheſſen ein bedeutſames Gewicht in die Wagſchale der civiliſirten Mächte legen mußte. So lange Haſſenpflug an eine Möglichkeit glaubte, trotz des ihm von der wohlbekannten Vergangenheit ſeines Lebens ausgeſtellten Signalements, trotz aller neuen Gewaltſtreiche und hinterliſtigen Ränke, mit den Landſtänden die alten Schleich- und Gewaltwege gegen die Stände und die Verfaſſung wandeln zu können, hat er nur die alten kleinen Mittelchen und Liſten angewendet. Aber die Preſſe war frei und legte alle ſeine Mittelchen blos; der Beamtenſtand war in der Zwiſchenzeit geläutert und für wahre Ehre und Pflicht geſtählt worden; die an die Stadtbehörde übergangene Polizei war kein für Alles brauchbares Inſtrument mehr; ſelbſt am Hofe war eine Partei, die nicht unempfindlich war gegen den brennenden Unwillen des ganzen Landes über die Schmach, einen ſolchen Mann an der Spitze des Staatsminiſteriums und ſpeciell der Rechtspflege zu ſehen, weil ſie fühlte, wie dieſe Perſönlichkeit ihrer Herzensſache ſchadete; endlich waren die Landſtände bis auf den letzten Mann unzugänglich gegen Corruption und feſt entſchloſſen, gegen dieſen Mann Ehre und Recht und Pflicht zu wahren, wie gegen einen notoriſchen und charakteriſirten Uebelthäter. Doch blieb Haſſenpflug, eingehüllt in ſeine „Rhinoceroshaut“, unempfindlich gegen die Aeußerungen des Mißtrauens wie gegen die zahlloſen Documente der allgemeinen Verachtung im Amte, in welchem ihn gegen eine Willensänderung des Kurfürſten die Anweiſung auf den Penſionsgehalt aus der Privatchatoulle deſſelben ſchützte. Auch die Stellung gegen Preußen und die Union und die Uebergabe Kurheſſens an den Bundesembryo, der nach gewaltſamer Operation „verfrüht“ als Siebenmonatskind das Licht der erſtaunten Welt ſah, iſt nicht von ferne das für die Durchführung eines politiſchen Princips und Syſtems von weiter Ferne her erzielte freie Werk Haſſenpflug's, wie man das hundertmal behauptet, nachgeſprochen und nachgeſchrieben hat. Der entſcheidende Anſtoß dazu kam vom Kurfürſten, der lange, ehe Haſſenpflug kam, durch die Union „nicht mediatiſirt ſein wollte“ und die Abwickelung ſeines Verbandes mit ihr als die conditio sine qua non für das Miniſterpräſidium und die normalen und abnormen Gehaltsverhältniſſe dem Greifswalder Angeklagten geſtellt hatte. Nur das Eine hat Haſſenpflug verſtanden, daß er, als ſeine Stellung nachgerade nach allen Seiten hin unhaltbar geworden war, und er blos für eigene

Digitized by Google

Rechnung gar nicht mehr operiren konnte, ſeine Perſönlichkeit und ſeine egoiſtiſchen Berechnungen in die Verwicklungen und Schleichwege der allgemeinen deutſchen Politik zu verfädeln mußte; daß er, weil **er** ohne offenſten Rechtsbruch und rohe Gewaltthat gegen die Landesgeſetze als Miniſter nicht mehr exiſtiren konnte, des Fürſten Neigung zu abſolutiſtiſchen Heldenthaten in die Bahnen lenkte, auf denen allein er ſelbſt fahren mußte, und auf denen er allein doch nicht fahren konnte; daß er die Landſtände, wenn ſie nicht aller Ehre und aller Pflicht vergeſſend erſcheinen wollten, wenigſtens zu dem **Scheine** einer von **allen Fürſten** gehaßten Steuerverweigerung durch die abſichtlich unterdrückte, durch die Verfaſſung ausdrücklich verlangte Vorlage eines ordentlichen Budgets geradezu verdächtigte; daß er dann zuletzt, nach einem gegen **ihn** gerichteten Spruche des höchſten Landesgerichtes, den Fürſten zur Theilnahme an einer „Reiſe", die für Haſſenpflug die Flucht vor einem Schub war, durch grobe Entſtellung der wahren Sachlage bewog — darin hat er ein ſpecifiſch Haſſenpflugiſches Werk vollbracht, für welches ihm jetzt gewiß weder der Kurfürſt noch ſeine abſolutiſtiſch geſinnten Collegen großen Dank wiſſen werden. Mit dieſem Schritte hat aber auch Haſſenpflug ſich als Alliirter in ein größeres Feldlager begeben, deſſen Operationen er ganz gewiß nicht mehr ſtrategiſch entwirft. Daß er ſich nicht einmal als ein trefflicher oder auch nur als ein routinirter Taktiker in der Ausführung des von einem andern Kopfe entworfenen Schlachtplans bewährt hat, wird ganz gewiß die öſtreichiſche Diplomatie nicht in Abrede ſtellen.

Das iſt der **Meiſter** in den Schlachtplänen und Kämpfen der Reſtaurations- und Reactionspartei in den von uns erlebten kurheſſiſchen, durch die allgemeine Lage der öffentlichen Verhältniſſe in einer kritiſchen Zeit und durch den Widerſtand des Volkes mit Recht weltberühmt gewordenen Affaire. Von ſeinen Helfershelfern und Genoſſen wollen wir ein anderes Mal reden.

Kriegsgerüchte.

Wir leben von Gerüchten und werden mit Verſprechungen gefüttert. Bei ſolchem Zuſtand iſt es für ein Wochenblatt, welches längere Zeit in den Händen ſeiner Leſer bleibt, kaum möglich, die Tagesereigniſſe zweckmäßig zu beſprechen. Denn wenige Tage, nachdem ein Urtheil gefällt, eine Ueberzeugung ausgeſprochen iſt, haben ſich wahrſcheinlich die Vorausſetzungen derſelben als unwahr erwieſen. Da es gegenwärtig nur möglich iſt, einzelne von den vielen Fäden zu erkennen, die von Thron zu Thron und von Cabinet zu Cabinet geſponnen werden, und da die ſpinnenden Diplomaten ſelbſt weder überall etwas Beſtimmtes wollen, noch ihren Willen zu behaupten wagen, ſo ſind wir armen Deutſchen gegenwärtig in

Digitized by Google

einem Zuſtand der Unſicherhtit über unſere Zukunft, über den guten Willen und die Tendenz unſerer Regierungen, ja über unſere eigenen Gefühle gegenüber den leitenden Politikern, welcher ſehr demüthigend und ſehr demoraliſirend iſt. Eine ernſte Wahrheit aber iſt nicht zu erkennen, daß Preußen ringsum von offnen und heimlichen Gegnern umgeben iſt, ohne einen ſtarken Verbündeten, und ferner daß dieſe Iſolirtheit nur theilweiſe Preußens Schuld iſt.

Die finſtere Nachricht, welche engliſche und franzöſiſche Blätter in den letzten acht Tagen durch ihre Spalten wälzten, daß Frankreich und England ein Bündniß geſchloſſen hätten, um Preußen zur bewaffneten Intervention gegen Schleswig-Holſtein zu zwingen, iſt wahrſcheinlich eine Uebertreibung, ſie wird dazu dienen, unſern Patrioten zu zeigen, wie das Ausland die volksthümlichen Kämpfe in Deutſchland betrachtet. Rußland ein unerbittlicher Feind Schleswig-Holſteins und des heſſiſchen Widerſtandes, England und Frankreich Bundesgenoſſen der däniſchen Politik, Oeſtreich und ſeine Verbündeten offen auf Seiten des Kurfürſten und Dänemark's, — dieſelben Mächte, welche gegen den letzten preußiſchen Friedensſchluß mit Dänemark heuchleriſch proteſtirten, weil er den Rechten der Herzogthümer zu viel vergäbe — das iſt die traurige Situation, in welcher wir uns befinden. Ja noch ſchlimmer, nicht mehr in Deutſchland werden die Decrete über unſere Zukunft erlaſſen, ſondern von London aus und von Warſchau heran, wo der Kaiſer von Oeſtreich ſich brüderlichen Rath erholt, während ein preußiſcher Prinz an der ruſſiſchen Grenze ängſtlich wartet, bis der Czar ihn durch einen Adjutanten in ſein Hoflager entbietet.

So gefährlich iſt unſere Lage, ſo unvermeidlich erſcheint ein feindliches Zuſammenſtoßen der Parteien, ſo verhängnißvoll für die Zukunft Europas droht der beginnende Kampf zu werden, daß alle Sorge, alle Furcht und Hoffnung für uns in dem einen heißen Wunſche aufgeht: Preußen möge ſeine Ehre wahren. Es iſt jetzt nicht mehr die Zeit mit der Regierung zu hadern, daß ſie Dies und Jenes hätte anders machen müſſen, daß ihre vertrauende Ehrlichkeit, ihr Mangel an Energie große Schuld an der jetzigen Kriſis tragen. Jetzt iſt die Gefahr, welche heranzieht, ob langſam ob ſchnell, ſo bedeutend, daß aller innere Zwiſt für uns aufhören muß, um das Banner des Staates zu ſtützen, der Deutſchland angehört und dem wir angehören.

Wenn die Regierung in dieſer Kriſis die Entſchloſſenheit zeigt, bis zum Aeußerſten vorzugehen, ſo wird ſie gerade dadurch Waffen und Freunde gewinnen gegen ihre Gegner. Muth iſt jetzt die beſte Politik.

Auch würde ſchmähliges Nachgeben gegen auswärtige Mächte und die Liga nichts mehr helfen. Sehr groß iſt der Uebermuth der Kleinen geworden, ſehr trotzig die Forderungen Oeſtreichs, ſehr tief das Mißtrauen Rußlands; jede Schwäche Preußens würde neue Zumuthungen und neue demüthigende Forderungen nach ſich ziehen. Seit Friedrich Wilhelm IV. an jenem verhängnißvollen Tage

Digitized by Google

ſich für den Schützer der deutſchen Freiheit erklärte, hat er die Empfindungen der kleinen Könige Deutſchlands und den Stolz der Kaiſer unverſöhnlich gegen ſich aufgeregt. Wie er ſich auch ſträube und wie gern ſeine Regierung ausweiche, Preußen kann es nicht mehr vermeiden, in dem Kampfe der Freiheit gegen den Abſolutismus auf die Seite der liberalen Partei, Englands, Sardiniens, der Heſſen, der Holſteiner und aller übrigen deutſchen Völker zu treten.

Was wir Deutſche daher zu fürchten haben, iſt nicht ein Krieg Preußens gegen die Coalition der Despoten, ſo groß, ſo ungeheuer auch das Unglück eines ſolchen Krieges auf dem Einzelnen laſten würde, aber was wir ſehr zu fürchten haben, iſt ein ſchwächliches, halbes und reſultatloſes Manövriren zwiſchen der preußiſchen Politik, wie ſie jetzt iſt, und den Intriguen der Liga; und was wir am meiſten fürchten müſſen, iſt ein ehrloſes Nachgeben Preußens gegen die übermüthigen Forderungen, welche von allen Seiten ſeine Ehre zu beſchädigen, ſein Anſehn zu vernichten droht. — Möge Preußen ſeine Ehre wahren! —

Wir beſtreben uns, in der letzten Erklärung des preußiſchen Miniſters v. Radowitz an die kaiſerlich öſtreichiſche Regierung Etwas von dem Stahl zu finden, welchen Preußen jetzt in ſeinen Worten und Thaten braucht: In Folge der Ratification des däniſchen Friedens durch die einzelnen Staaten ſei jetzt der im Friedensſchluß vorhergeſehene Fall eingetreten, daß die Bundesſtaaten in der ſchleswig-holſteinſchen Angelegenheit einen Beſchluß faſſen müßten: Preußen zweifle nicht, daß Dänemark, das ja bereits einen Geſandten in Frankfurt habe, ſich deshalb ſeiner Verpflichtung nach an den Bund wenden werde: Preußen werde aber die Beſchlüſſe einer Frankfurter Coalition, welche ſich ohne jeden rechtlichen Grund als Bundesverſammlung gerire, als nicht berechtigt anſehen, und eine etwaige Intervention in Holſtein als casus belli und den Anfang eines europäiſchen Krieges betrachten; es ſchlage wiederholt freie Conferenzen aller deutſchen Staaten etwa in Hamburg vor. — Wohl ſteht die preußiſche Regierung in dieſer Antwort feſt auf ihrem Wort und Recht, aber die Verwicklungen der Staaten ſind unterdeß weiter gegangen. — Von Warſchau und der Stimmung des Czaren hängt jetzt die nächſte Wendung ab, welche die deutſche Sache nehmen wird, und geſpannt warten die Regierungen, finſter und mißtrauiſch die Völker auf die Sprache des Nachbars. So weit iſt es gekommen.

Möge Preußen unter allen Umſtänden ſeine Ehre wahren!

Digitized by Google

Kleine Correſpondenzen.

Aus Wien.

Alſo Krieg! Krieg mit dem „einigen" Deutſchland, das iſt heute Oeſtreichs Loſung; als ob ſich ein ſolcher Krieg denken ließ, wie ein Hahnengefecht, welchem die übrigen Gentlemen Europas müßig zuſehend, höchſtens wettend auf den Hahn dieſſeits oder jenſeits rechnen. Ein Krieg mit Preußen wird zum Kriege mit halb Europa, ein Krieg mit Preußen iſt die Vernichtung Oeſtreichs, mag dieſes Sieger bleiben oder beſiegt werden.

Daß Oeſtreich, das ſeine 500,000 Soldaten gegen ſeine eigenen geliebten Unterthanen braucht, einen Krieg nicht führen könne ohne hyperboräiſche Hilfstruppen, das liegt auf der flachen Hand; ſiegt alſo Oeſtreich, oder wird beziehungsweiſe Preußen beſiegt, ſo gehört die Siegespalme wieder den Helfern, und Oeſtreichs Feldherren haben nach dem Kriege nur allenfalls das Henkeramt ſelbſtändig handzuhaben, Oeſtreich bleibt dem Bundesgenoſſen für die Hilfe ſammt allen Speſen verpfändet und hat aufgehört zu ſein!

Wird Oeſtreich beſiegt, fremder Hülfe ungeachtet, ſo hören dann die Motive auf zu wirken, welche bisher die verſchiedenen Völker in der Anſicht beſtärkten, nur im Verbande mit Oeſtreich ſei für ſie Heil und Gedeihen. Was ſlaviſch iſt, geht nach Oſten über, was deutſch, ſchließt ſich feſt dem Weſten an, und zwiſchen dieſen beiden wird ein Leichenſtein aufgerichtet mit dem Epitaph: Austriae defunctae hocce monumentum fieri fecit — Felix a Schwarzenberg. anno domini MDXXXL.

Seit den Tagesblättern die Mittheilung aller Nachrichten über Truppenbewegungen ſtrenge unterſagt iſt, laufen die abenteuerlichſten Gerüchte um, und werden von der Agiotage gierig ausgebeutet, bald ſind die Ruſſen ſchon in Siebenbürgen eingerückt, um den öſtreichiſchen Truppen Operationen gegen Deutſchland möglich zu machen, bald heißt es wieder, in Böhmen werde eine Armee von 180,000 Mann zuſammengezogen, u. ſ. w. Der Börſenbarometer deutet auf Sturm, und ſetzet wohl dem kriegeriſchen Eifer heilſame Dämpfer auf. Nicht abzuſehen iſt es in der That, wie Oeſtreich, das nur proviſoriſch zuſammengefügte, ſich in das Wagniß eines Krieges einlaſſen könne, bei welchem nicht das wahre Bedürfniß Oeſtreichs, ſondern übermüthige Frivolität und Eitelkeit gegen die naturgebotenen, und eben deshalb unüberwindlichen Beſtrebungen Preußens kämpfen würde. Preußen muß ſeinem Verhängniſſe folgen, es muß Deutſchland werden, dieſes Verhängniß iſt ſtärker als preußiſche Perſönlichkeiten, welche ihres innern Widerſtrebens ungeachtet fortgeriſſen werden auf der Bahn, welche das Geſchick dieſem Preußen gebieteriſch vorgezeichnet hat.

Ein Krieg wird endlich unvermeidlich. Heute ſpielen die Herren noch mit dem gefährlichen Kriegsſpielzeug, es iſt ihnen nicht Ernſt damit, ſie glauben die Sache mit Demonſtrationen, mit drohenden Truppenbewegungen abthun den blutigen Ernſt abwenden zu können, ſie mögen auf ihrer Huth ſein! Leicht geht eine Kanone los, der Signalſchuß für einen Kampf, deſſen Ende das blöde Auge unſerer Diplomaten nicht abzuſehen vermag. Unſere Wiener ſind durch den zweijährigen Ausnahmezuſtand wieder die alten Wiener geworden, ſie tröſten ſich über ihre Miſère, wie unter Metternich, mit Bonmots, die ſie im Kaffehauſe loslaſſen. Ihr Horizont iſt wieder klein wie vordem, zur geiſtigen Capitale Oeſtreichs wird Wien nimmer, ſtets werden die Haupt-

Digitized by Google

ſtädte der Kronländer eine entſcheidende Stimme führen; und darum eben ſind Oeſtreichs Verhältniſſe, wie man ſie eben heute geſtalten möchte, ganz unhaltbar, darum iſt das Oeſtreich von heute wirklich ein ephemeres Proviſorium.

Unſere Wiener ſchwärmen für ihre emigrirten Zwanziger, die ungezwungen auswanderten und durch keine Amneſtie zur Rückkehr zu bewegen ſind. Da meinte jüngſt einer im Kaffeehauſe, den Krieg mit Preußen habe Miniſter Kraus angerathen, eben der Zwanziger wegen. Daß die Preußen vorerſt ſiegen und Oeſtreich beſetzen würden, ſei zwar nöthig, doch eben im Plane des Finanzminiſters begründet, denn die Preußen haben ja unſere Zwanziger im Ueberfluß und würden ſie mitbringen. Hat man ihnen das Silber im Kauf und Handel abgenommen, dann jagt man ſie wieder aus Oeſtreich heraus, ſo meinte der Wiener Kaffeehauspubliciſt. Der erſte Theil der Prophezeihung kann wahr werden, ob auch der zweite? Von der Freyung.

Aus Peſth.

Den 25. October 1850.

Die öſtreichiſchen Zeitungen raunten in der letzten Zeit ihren Leſern in die Ohren, eine Pairskammer ſolle creirt werden. Es war eine von den unnützen nervöſen Emotionen unſerer kränkelnden Zeitungspreſſe. Wer nur einigermaßen mit den öſtreichiſchen Verhältniſſen vertraut iſt, weiß, in wie verſchiedener Weiſe die Adelspartei in den einzelnen Kronländern ihre Intereſſen vertritt. Es iſt bekannt, daß es in Italien die Nobili geweſen, deren reiche Schätze den Inſurgenten die Mittel gaben, ſich ſo lange Zeit zu halten. Daſſelbe gilt von Ungarn, wo der größte Theil des begüterten Adels ſogar ſelbſtthätig am Kampfe theilgenommen hat. Welche Pläne die polniſche Ariſtokratie verfolgt, iſt ebenfalls bekannt; bei den mehrfachen Erhebungen dieſes unglücklichen Volkes ſtand ſtets der Adel an der Spitze. Ueber die Tendenzen von einem Theil des böhmiſchen Adels haben uns die Unruhen vor 2 Jahren aufgeklärt. Es bleiben alſo nur noch die deutſchen Erblande übrig, wo man auf Loyalität, auf blinde Ergebenheit rechnen kann; und wie die Adelsgeſchlechter des deutſchen Oeſtreichs im Stande ſein ſollen, der compacten Majorität der übrigen für ihre Nationalität glühenden die Spitze zu bieten oder ſie gar zu überwiegen, iſt ſchwer zu begreifen. Oder will man vielleicht aus Ruthenien und der Woiwodina die neuen Pairs verſchreiben? Ja, ſchon das Motiv, welches man der Regierung unterſchob, iſt zu unlauter, als daß wir annehmen könnten, unſere Regierung beſchäftige ſich ernſtlich mit der Durchführung derſelben. Es hieß, man wolle damit den ungariſchen Magnaten ein Zugeſtändniß machen, um ſie für die Centraliſation zu ſtimmen. Was wäre das für eine Regierung, die das vorgeſetzte Ziel nur auf ſolchen Schleichwegen erreichen wollte! Und was wären das für Männer, die ſo kläglicher Eitelkeit ihre Grundſätze und ihren Stolz zum Opfer bringen könnten!

Bedeutender als die Babarczi'ſche Schrift iſt für die ungariſche Sache die Ernennung des Grafen Anton Szécſen — nicht zu verwechſeln mit dem Namen „Széchényi“ — zum Oberſthofmeiſter der Erzherzogin Sophie. Graf Szécſen iſt eines der hervorragendſten Mitglieder der altconſervativen Partei, und ein Mann von hoher Bildung, der in dem letzten Preßburger Reichstage bei der Magnatentafel eine bedeutende Rolle ſpielte, und an Feinheit und Hofpolitik den allmächtigen Leibadjutanten nicht nachſtehen dürfte. Für jetzt ſind die Gerüchte von einem Miniſterwechſel in Wien für ungegründet erklärt, und wirklich ſcheint ein Compromiß zwiſchen den ſich gegenüberſtehenden Perſonen in

Digitized by Google

den höhern Sphären ſtattgefunden zu haben, denn die Baumeiſter des „neuen Oeſtreichs“ ſind, außer Schwarzenberg, ſämmtlich von ihren Rundreiſen und Ausflügen in die Reſidenz zurückgekehrt, und ſorgen für ihre Conſtitutionen; auch die Adjutantur ſcheint aus dem Sturzbade mit den „Bekenntniſſen“ geſtärkt hervorgegangen zu ſein, denn vor einigen Wochen wurde von Sr. Majeſtät das eigentlich Kriegeriſche im Kriegsweſen von dem Kriegsminiſterium getrennt, und dafür eine eigene Commiſſion im Cabinette errichtet, zu der auch der Kriegsminiſter gehört, und auf deſſen Verantwortlichkeit Rückſicht genommen werden ſoll; jetzt leſen wir eine Verordnung des Monarchen, der zufolge die Adjutantur in Angelegenheiten von „minderer Erheblichkeit“ auch in Abweſenheit und ohne Unterſchrift Sr. Majeſtät im Namen Sr. Majeſtät Befehle ertheilen kann. Aber auch der Partei der „Bekenntniſſe“ mußte Entſchädigung für die gebotene Entfernung ihres Wortführers aus der Umgebung des Monarchen geboten werden, und es wird jetzt von Niemandem mehr bezweifelt, daß man mit der Schöpfung einer öſtreichiſchen Pairie oder Reichsraths beſchäftigt iſt, der noch vor Einberufung der Landtage eingeſetzt, und dem die Löſung der ſchwierigen Fragen übergeben werden ſoll. Hiermit wären bei uns die „drei Gewalten“ im Staate geordnet: Nr. 1) ein Reichsrath von 16ahnigen Thronſtützen zur Löſung der „ſchwierigen Fragen“; Nr. 2) eine Adjutantur mit unumſchränkter Vollmacht für „minder erhebliche Angelegenheiten;“ Nr. 3) ein ſehr beſchränktes Miniſterium für mindeſt erhebliche Dinge, wie Landesverfaſſungen, Gemeindeorganiſation u. ſ. w.

Bei uns in Ungarn gehen die Dinge indeſſen ihren alten Gang. Wir haben uns in den paſſiven Widerſtand ſo hineingelebt, daß uns die Experimente, welche in unſerer Zeit der „kühnen Griffe“ mit uns vorgenommen werden, am wenigſten intereſſiren, und man hört bei uns mehr von Heſſencaſſel, Holſtein, Claremont, Frohsdorf und dem kaiſerlichen Elyſée ſprechen, als von Wien, Peſth, Agram und Temesvár. Wenn nur Jemand erfinden wollte, wie man mit dem paſſiven Widerſtande den vielen Räubern auf unſern Straßen und den zahlloſen Wölfen in unſern Gebirgen mit Erfolg begegnen könnte, denn ſonſt werden wir bald die Berühmtheit von Italien und Sibirien zugleich erlangen, und es könnte unſerm jungen Monarchen bei einem Beſuche, der uns bevorſteht — und der nur wegen der nöthigern Reiſe nach Warſchau verſchoben wurde — begegnen, daß er, anſtatt wie Ritter Schmerling bei ſeinem jüngſten Abſtecher nach Preßburg von den Vertretern der verſchiedenen Nationalitäten und den Beamten der verſchiedenen Verwaltungszweige, von der alleinigen Nation der Fleiſchfreſſer und einigen den Beſitz repräſentirenden Braven bewillkommt würde. Unter den Letztern haben ſich einige bei uns zu einem hohen Grad von Idealismus erhoben. Da werden Briefe an reiche Pfarrer, Gutsbeſitzer und ganze Dorfgemeinden entſendet, in welchen ihnen angezeigt wird, zu welcher Stunde ſie an einen gewiſſen Ort Lebensmittel und Kleidungsſtücke für die „im heiligen Intereſſe des Vaterlandes Leidenden“ oder „von den Söldnern des übermüthigen Siegers Verfolgten“ niederlegen ſollen. Die Adreſſaten unterwerfen ſich gern einer ſolchen Contribution, da ſie in dieſem Falle vor eigentlichen Wegelagerern geſichert ſind. In der Gömörer Geſpanſchaft ſoll eine dieſer Banden unter dem Commando eines flüchtigen ſiebenbürgner Baróns ſtehen, der die Reiſenden durch ſeine Jünger über Zeitungsneuigkeiten und Ausſichten auf allgemeine Amneſtie ausfragen läßt, ohne ihnen mit Gewalt etwas abnehmen zu laſſen.

Das traurig berühmte Neugebäude beherbergt ſeit einiger Zeit wieder eine große

Digitized by Google

Anzahl politiſcher Verbrecher, unter welchen Johann Beſze, Deputirter des Graner Comitats und Commiſſar der revolutionären Regierung, dem mehrere kaiſerliche Officiere und öſtreichiſch geſinnte Bürger ſeines Comitats die Sicherheit ihrer Perſon und ihres Eigenthums zu danken haben, beſonders die Aufmerkſamkeit des Publicums auf ſich zieht. Auch der Pillwax — ein Kaffeehaus, in welchem die revolutionäre Jugend in den Märztagen ihre Berathungen hielt, und das darum auch Revolutionshalle genannt wurde — mußte dieſe Tage ihr Contingent für das Neugebäude ſtellen. Das Haus wurde von Gensdarmerie umringt und mehrere Perſonen abgeführt. Für die Amneſtirten, welche, wie bekannt, von hier ausgewieſen wurden, iſt der Termin ihrer Abreiſe aufgehoben worden, und man glaubt, die Maßregel werde nur gegen einige verdächtige Individuen zur Ausführung kommen; allein die übrigen ſehen darum nicht minder das Schwert des Damokles über ihrem Haupte ſchweben. Als lindernder Balſam für ſo viel neue Wunden erſcheint die uns zugegangene Kunde, daß die Wittwen der Barone Perényi und Jeſzenak bei der Regierung die Zurückerſtattung der confiscirten Güter für ihre verwaiſten Kinder bewirkt haben. Durch ſolche Maßregeln könnte die Regierung manchen an Unſchuldigen verübten Gewaltſtreich — und nur ſo können wir die Beſtrafung unmündiger Kinder für die Vergehungen ihrer Väter nennen — wieder gut machen, während ſie durch die Veröffentlichung einer Liſte von den durch die Revolutionsregierung Hingerichteten, welche nach einer langen Pauſe aus der Wiener Zeitung jetzt in unſere officiellen Organe gewandert iſt, ſich ſelbſt nicht rein wäſcht, und neue Veranlaſſung zu Parallelen gibt, die nicht zu Gunſten ihrer Generale ausfallen.

Ein neues Gerücht von der Ernennung des Grafen Ludwig Károlyi zum Statthalter von Ungarn durchzog unſere politiſchen Gruppen. Graf Ludwig iſt ein ſchwaches Talent, und hat ſich als Conſervativer im Vormärz im Intereſſe der Metternich'ſchen Regierung oft lächerlich gemacht. Und doch glaube ich, daß auch er, wie Deák, Zichi, Bay und Szögyéni das Amt nicht annehmen wird. Ueber Deák machen in letzterer Zeit wieder zwei Verſionen die Runde durch unſere Blätter. Die einen ſprechen von einer Zuſammenkunft dieſes Patrioten mit dem Miniſter Bach in Angelegenheit eines Regierungsamtes, die andern wollen von einer Unterredung zwiſchen ihm und dem altconſervativen Samuel Joſika wiſſen in Betreff der oft beſprochenen Condition der beiden vormärzlichen Parteien. Ich halte das Eine wie das Andere für unwahrſcheinlich; aber ſo viel iſt gewiß, daß, wenn beide Zuſammenkünfte wirklich ſtattfinden ſollten, Baron Joſika mehr Ausſichten auf Erfolg hat, als Miniſter Bach. △

Aus Prag.

Gewöhnlich pflegt der Feind, um ſeinen bevorſtehenden Rückzug zu maskiren, kurz vor demſelben ein mörderiſches Feuer zu eröffnen; man ſollte alſo nach dieſer ſtrategiſchen Prämiſſe vermuthen, auch das Kriegsgericht auf dem Hradſchin Prags mache Anſtalt zum Rückzuge, denn es wirthſchaftet brutaler als je und bevölkert allen disponiblen Raum mit Arreſtanten; jedes Blatt der officiellen Zeitung beinahe iſt in ſeinem Eingange geziert mit einer kriegsrechtlichen Urtheilspublication. Ein Arbeitsmann, Vater von ſo und ſo viel Kindern, wird heute zu vier Monaten ſtrengem Arreſt mit Faſtenverſchärfung verurtheilt, wegen Widerſtands gegen einen Zollgrenzwächter; ein Andrer erhält morgen wegen Beleidigung eines Gensd'armen dreißig wohlgezählte Hiebe, dazwiſchen prangt in kurzen Zwiſchenräumen die Verurtheilung eines oder andern Redacteurs

Digitized by Google

zu beliebigem Profoſenarreſt; die eigentliche Verurtheilung jener unglücklichen ſeit Mai 1849, vornehmlich als Verſchwörer und Hochverräther Eingekerkerten läßt aber noch immer und immer vergebens auf ſich warten. Seit ſechs Monaten, ſagt man, liegen die Urtheile der Beſtätigung der militäriſchen Oberbehörde vor, daß die Beſtätigung ſo lange ausbleibt, berechtigt zu der wohlgegründeten Vermuthung, daß es mit den vermeintlichen Verbrechern eine ganz beſondere Bewandtniß haben müſſe, daß man ſie endlich doch wird freiſprechen müſſen, daß man ſie aber aus dem Grunde nicht freiſprechen will, weil damit der urſprüngliche Grund oder Vorwand der Verhängung des Ausnahmezuſtandes nothwendig wegfallen müßte. Damit nun dieſer von allem Anbeginn der Stadt illegal aufgedrungene Zuſtand fortbeſtehe, müſſen die armen Prager, meiſt Bürſchchen von 16 bis 18 Jahren, im Kerker ſchmachten.

Daß die Unterſuchung längſt geſchloſſen ſein müſſe, ergibt ſich daraus, daß die Arreſtanten zu zwanzig, ja zu dreißig in einem Raume zuſammenſitzen, was wohl vor dem Schluß der Unterſuchung nicht denkbar wäre. Leute, die ſich früherhin ganz fremd waren, ſogar feindlich entgegenſtanden, finden ſich da zuſammen als vermeintliche Mitſchuldige ein und deſſelben großen Complottes zum Umſturz Oeſtreichs. Deutſche und Czechen, Landgeiſtliche, Beamte aus böhmiſchen Landſtädten hat man zuſammengerafft und in den böhmiſchen Monſtreproceß verwickelt, aus welchem ſich nun der Herr Inquirent ſelber nicht herauswickeln kann. Der unglückliche Bakunin und der ehemalige Deputirte Dr. Zimmer galten dem Herrn Inquirenten für die weſentlichſten faiseurs bei der ganzen idealen Verſchwörung, und doch ſtanden Beide von allem Anbeginn in ganz verſchiedenen Lagern. Bakunin der Panſlave, und Zimmer der Erbfeind der Slaven, wo ſollen die Berührungspunkte für dieſe Beiden geweſen ſein? Beide werden mit einer Sorgfalt bewacht, als wären ſie Hexenmeiſter. Dr. Zimmer iſt von Soldaten ſtets umgeben, ihm zugeſendeter Braten wird vom Profoſen vorher in kleine Stücke geſchnitten, weil man beſorgt, man könnte ein Brieſchen in ein Rebhuhn couvertiren. Jüngſt ſandte man ihm einige Blumenſtöcke in Töpfen zur erfriſchenden Erholung. Das Soldatenthum war vorſichtig genug, die Pflanzen aus den Töpfen zu reißen, die Erde auszuſchütten, um Briefen auf die Spur zu kommen. Dann ſteckte man die Pflanzen wieder in die Töpfe, doch ſie verwelkten und ſtarben, es hatte ſie Henkershand berührt. Des Gefangenen Verlobte hatte ſie gepflanzt und dem Gefangenen als Gruß geſchickt. Wozu Braut und Blumen, wenn man dem finſtern Hradſchin verfallen iſt?

Bakunin, ohnehin zum Tode verurtheilt, wird als ein Cadaver behandelt, der nur per nefas lebt, daher man mit dieſem Unglücklichen wenig Umſtände macht. Es geht das häßliche, vielfach verbürgte Gerücht, er ſei ſchon dreimal ganz fürchterlich geprügelt worden, um ihn zu Geſtändniſſen zu zwingen. Und doch hat der Unglückliche nicht viel zu bekennen, ſetzt der Tortur einen beharrlichen Stoicismus entgegen und bringt dadurch ſeine Inquirenten in Verzweiflung. Hatten ſie doch gehofft, durch Bakunin der Verſchwörung gründlich auf die Spur zu kommen.

Als nach der Ermordung des Friedländers in Böhmen Kriegsgerichte und halsgerichtliche Commiſſionen ihr blutiges Handwerk trieben, war ein General Graf Schaafgotſch als Friedlands Mitſchuldiger zum Tode verurtheilt worden, hatte jedoch jene Mitſchuldigen nicht genannt, welche man von ihm als ſolche bezeichnet wünſchte. Es entſtand damals die Frage, ob man den Schaafgotſch, obwohl er bereits verurtheilt und zur Hinrichtung deſignirt ſei, vor derſelben noch mit der peinlichen Frage belegen könne,

Digitized by Google

und es wurde einigen Rechtskundigen (!) ein Gutachten hierüber abverlangt, welches zur Schmach für damalige Zeit dahin ausfiel: „Es ſeie der von Schaafgotſch, nachdeme er ohnehin zum Tode verurtheilt worden und nächſtens vom Leben zum Tode zu bringen ſeie, dermalen ſchon als ein bloßer Cadaver zu betrachten, mit welchem ſonach zu Nutz und Frommen Sr. Majeſtät gerechter Sach vollkommen beliebig disponirt werden könne, es habe demnach die Anlegung und Anwendung der Tortur in allen gradus nicht das mindeſte Bedenken, ſoferne nur ſo viel Leben in dem Delinquenten annoch conſerviret werde, um nachhero die Hinrichtung in geſetzlicher Förmlichkeit in optima forma vornehmen zu können.“

Das Kriegsgericht auf dem Prager Schloß ſcheint ſich in der That bezüglich Bakunins ganz nach dieſem parere juridicum benehmen zu wollen. Aus all dieſem Gräul und Wirrſal ſollte ſich die conſtitutionelle Form entwickeln können? nimmermehr! Wir gehen einem Vandalismus entgegen, der bei der gegenſeitigen grimmigen Erbitterung der Parteien nur die grauenhafteſte Zukunft erwarten läßt. Und doch wäre das Wirrniß noch zu löſen, vermöchte man zu Wien den böſen Dämon des Mißtrauens zu bannen, die fixe Idee — der ſtarken Regierung — endlich aufzugeben. In dieſer eigenthümlichen Stärke eben liegt die Schwäche und Ohnmacht, denn die Regierung hat nur die Gewalt, aber keine Partei für ſich, und ſelbſt die Organe der Gewalt ſind eigenwillig und erkennen das Miniſterium nicht an, das beweiſet Babarczi's Brochure. Der Adel haßt und befehdet das Miniſterium noch bitterer, als die Volkspartei, nur die Beamten ſind unterthänig, dieſem, wie jedem andern Miniſterium, das über Gehaltsanweiſung zu disponiren hat.

Es gibt hier eine Partei der gemäßigten Liberalen, die ſich als die Partei des Kremſierer Conſtitutionsentwurfes bezeichnen ließe, ſie iſt ziemlich zahlreich, ſie würde mit geringen Zugeſtändniſſen, hauptſächlich aber gegen Aufhebung der Ausnahmszuſtände, ſich zur miniſteriellen Partei organiſiren laſſen, ſie ahnt den Dualismus in der Regierungsmacht, und ſchiebt wohl Alles dem Miniſterium in die Schuhe; das Miniſterium aber will blinde Unterwerfung, verfolgt eben dieſe Partei leidenſchaftlicher, als die eigentlichen Radicalen, denn eben jene Partei zählt Intelligenzen und echte Patrioten zu den Ihren, und wird von den Organen der abhängigen Beamtenſchaft als die gefährlichſte geſchildert, man neidet ihr das Talent und die Unabhängigkeit.

So lange man in Wien autokratiſch zu regieren gedenkt, muß Alles ſchmählig mißlingen, eine kleine Wendung des Zugeſtändniſſes, wenn noch ſo klug maskirt, vermöchte dem Miniſterium eine achtbare Partei zuzuführen, welche, wie die Dinge ſtehen, gegen Wunſch und Willen täglich mehr nach links gedrängt wird, während ſie früher zu ſehr nach rechts überſchlug. —h—

Literaturblatt.

Franzöſiſches Theater.

Im Théatre de la Gaîté: Frau von Laverriere, Drama in 5 Acten von Charles Lafont. — Dieſe vortreffliche Frau, die ſich nichts Böſes hat zu Schulden kommen laſſen, wird gleich zu Anfang, weil der Schein gegen ſie ſpricht, wegen Ehebruchs mit Mord verurtheilt. Zum Glück findet ſich ein junger Arzt, der in ſie verliebt iſt, und ihr zur Flucht aus dem Gefängniſſe verhilft. Aber das Unglück läßt nicht ab, ſie

zu verfolgen. Ihr Mann wird vergiftet, der junge Arzt erhält auf der Straße ein Paar Dolchſtiche, das Alles wird der armen Frau aufgebürdet, die natürlich in Gemeinſchaft mit dem Dichter und dem Publicum, welches von ihrer Unſchuld genau unterrichtet iſt, viel Thränen vergießt. Endlich kommt Alles an den Tag, und die am meiſten gegen ſie eingenommenen Perſonen ſehen ſich genöthigt, der verfolgten Tugend zu huldigen. Eine Nebenbuhlerin nämlich, die böſe Marquiſe von Beaucourt, welche die vergifteten Champignons und jene Dolchſtöße bereitet hat, wird von Reue erfaßt und geſteht Alles. Die Moral iſt: man traue keiner Marquiſe!

Im Odéon: Die Jugendſünden, Drama in 3 Acten von Emile Souveſtre. Ein thränenreiches Stück. Ein alter Admiral, der in ſeiner Jugend ziemlich ausſchweifend gelebt hat, findet ſich 18 Jahre ſpäter durch die Entdeckung beſtraft, daß das eine von den beiden Kindern ſeiner Frau, die er bisher für die ſeinigen gehalten, einem Andern angehört. Er denkt zuerſt an Rache, aber auf die Dauer kann er das Mädchen, in dem er bis dahin ſeine Tochter geliebt hat, nicht entbehren, er gedenkt ſeiner eigenen Jugendſünden, und ſpricht allgemeine Amneſtie aus. — Der Stoff muß für die Franzoſen eine merkwürdige Anziehung haben: Scribe's Eſtelle behandelt ganz den nämlichen, abgeſehen vom Ausgang, in mehrern andern Stücken iſt wenigſtens die Hauptſache der nämlichen Art. — Das älteſte iſt La mère coupable von Beaumarchais, in welchem ſich ergibt, daß unſere Freundin Roſine, die ſchon in Figaro's Hochzeit auf eine höchſt bedenkliche Weiſe mit dem liebenswürdigen Pagen Cherubin tändelt, ſpäter ſich in ein allzu genaues Verhältniß einläßt, das mit einem unehelichen Sohn endigt, ſo daß Graf Almaviva, nachdem ihm früher ſo viel vergeben worden, ſich zuletzt in der Lage ſieht, ſelber zu verzeihen.

Im Théatre des variétés: Die kranken Trauben, Vaudeville von Michel Delaporte. Vor einigen Wochen hatte ſich in Paris die Schreckensbotſchaft verbreitet, die Trauben in Argenteuil hätten die Kartoffelkrankheit. Man ſandte eine Sanitätscommiſſion in dieſe Gegend, um die Sache zu unterſuchen, aber mittlerweile hatte ſich die Krankheit ſchon gelegt, die Commiſſion fand Alles in der beſten Ordnung vor. — Dieſe Begebenheit hat dem Dichter zu einer Ariſtophaniſchen Komödie Veranlaſſung gegeben, wie ſie heuer in Paris Mode iſt. Es treten darin mehrere allegoriſche Perſonen auf: die Thorheit, die Vernunft, Bacchus und eine Bacchantin, genannt Mutter Wolluſt. Die Thorheit hat den Vorſatz gefaßt, ganz Paris betrunken zu machen, die Vernunft will dagegen, daß Alles verſtändig ſei, und erregt, um ihre Freundin zu ärgern, mit ihrem Zauberſtab einen Sturm, der, wie geſagt, die Kartoffelkrankheit unter den Trauben von Argenteuil verbreitet. Selbſt Bacchus bekommt davon einen Rheumatismus, und tritt in der nächſten Scene mit einer wollenen Nachtmütze auf. Die Thorheit ſingt einige Couplets, die Vernunft gleichfalls, Bacchus mehr als beide zuſammengenommen, und am Ende finden ſich die Trauben geheilt. —

Im Gymnase: Le Bonhomme Lafontaine, Vaudeville von Pierre Marie. Der gute Mann iſt eiferſüchtig auf ſeine Frau, und ſchlägt ſich mit einem ſchnurrbärtigen Dragoner-Officier, der ihr die Cour macht. Er findet ſich, zum Theil in Folge ſeiner Zerſtreutheit, in eine Menge von Intriguen verwickelt, in Mitte deren ihm ein zwanzigjähriger Sohn vom Himmel fällt, von dem er nie etwas gehört hat. Aber Alles arrangirt ſich auf das Beſte, die Ehrlichkeit ſiegt über die Intrigue, der Sohn erhält ein Officierpatent, und der bonhomme verſöhnt ſich mit ſeiner Frau. —

Digitized by Google

Im Théatre du Vaudeville: **Marié au second, garçon au cinquième,** von Briſebarre und Conailhac. Herr Montreuil hält neben ſeiner Frau im zweiten Stock eine Maitreſſe im fünften; nicht gerade aus übertriebener Liederlichkeit, auch nicht weil ihm ſeine Frau im Allgemeinen mißfällt, ſondern blos, weil ſie die Thorheit begeht, ihm in ihrem Haushalt die Cigarre zu verbieten. Um ungeſtört rauchen zu können, hält er ſich eine Liaiſon im fünften Stock. Daraus ergeben ſich eine Menge haarſträubender Verlegenheiten, bis endlich Madame Montreuil ſich in das Zimmer der Griſette verirrt und den Grund der Untreue ihres Mannes entdeckt. Es wird ihm Rauchfreiheit ertheilt, und die Griſette an einen jungen Gerichtſchreiber verheirathet, der ſeit einer halben Stunde in einem Wandſchrank erſtickt. — Unſere Damen mögen ſich daraus die Moral ziehen, daß es nie gut thut, gegen den Dampf ihrer Männer die Prüden zu ſpielen, denn man kann niemals wiſſen, was daraus entſteht.

Präſident Fillmore.

Unter allen Präſidenten, die bis jetzt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika regiert haben, iſt der gegenwärtige, der Nachfolger Zachary Taylor's, der erſte, welcher nicht den alten Familien, nicht dem ariſtokratiſchen Grundbeſitz angehört, der erſte, der mit Recht von ſich ſagen kann, er ſei der Sohn ſeiner Werke. — **Millard Fillmore** iſt im Staat New-York im Jahre 1800 geboren; ſein Vater beſaß zuerſt einen kleinen Landſitz, und vertauſchte ihn ſpäter mit einer Pacht in der Grafſchaft Erie, wo er noch allwöchentlich auf den Markt geht. Als Millard die Primärſchule verließ, trat er zuerſt als Lehrling bei einem Schneider ein. Er war neunzehn Jahre alt, als ein bedeutender Juriſt, der in Geſchäften die Grafſchaft bereiſte, einen Schreiber gebrauchte; Millard bot ſich an, und erregte durch ſein intelligentes Weſen ſo die Aufmerkſamkeit ſeines Gönners, daß dieſer ihn als Secretär mitnahm und ihn zu juriſtiſchen Studien anhielt. 1821 verließ er ſeinen Beſchützer, und ſetzte ſeine Studien in Buffalo fort; er ernährte ſich von Privatſtunden. 1823 fing er an zu plaidiren, 1827 wurde er als Advocat am Obergericht zu New-York angeſtellt. Hier zeichnete er ſich bald ſo aus, daß er im Jahre 1829 von der Grafſchaft Erie zum Repräſentanten in die Legislatur von New-York gewählt wurde. 1832 kam er in den Congreß, und wurde zum Vorſitzenden der Budget-Commiſſion gewählt, und war von da an einer der Hauptführer der Whigs, die ihn 1847 einſtimmig zum Vicepräſidenten der Republik wählten. Der Tod Taylor's vor Ablauf der Zeit ſeines Präſidiums führte ihn zur höchſten Stelle in den Vereinigten Staaten.

Gedichte van Dautzenberg. 1850. Brüſſel, Muquardt. — Das vlämiſche Idiom hat ſich doch mit großer Energie und Geſchicklichkeit in der Poeſie eingebürgert. In den vorliegenden Liedern, die freilich ganz unter dem Einfluß der deutſchen Lyrik entſtanden ſind, und zwar der Lyrik aus dem erſten Jahrzehnt unſers Säculums, iſt, abgeſehen von dem Inhalt, der ſich von dem anderer Gedichte nicht weſentlich unterſcheidet, vor allem die Form anzuerkennen, die an Glätte und Correctheit keinem deutſchen Lied etwas nachgibt. Und es ſind nicht allein die bekannten deutſchen Strophen, ſondern auch die lyriſchen Formen der ſüdlichen Romanen, ſo wie ſämmtliche antike Versmaße angewendet. Regelrechte Hexameter in einem Dialekt macht der phoniſchen Bildungsfähigkeit dieſes Dialekts alle Ehre.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Guſtav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Digitized by Google

Das Ende der Kriſis?

Preußiſcher Brief.

Durch eine Reihe „rettender Thaten“ hat das Novemberminiſterium den preußiſchen Staat vor ſeinen angeblichen innern Feinden behütet; in ſeiner neueſten rettenden That hat es die höchſte Palme erreicht, es hat in edler Aufopferung ſich ſelber bezwungen, es hat den preußiſchen Staat vor ſich ſelber gerettet. Leider iſt es auch darin nur halb geweſen; es hat nur ſeine bisherige Politik nebſt dem Herrn v. Radowitz, der als Sündenbock dienen mußte, über Bord geworfen, ſich ſelber nicht. Indeſſen iſt auch das gut, eben um des Beiſpiels und der öffentlichen Moral willen iſt es beſſer, wenn das von andern Händen geſchieht.

Die neueſte rettende That des Novemberminiſteriums iſt auch ſeine letzte geweſen. Daran kann nur zweifeln, wer das preußiſche Volk nicht kennt, das Volk in den alten Provinzen, die Landwehr. Das Novemberminiſterium hat ſich darum gehalten, weil es nichts war, als der Ausdruck von der nothwendigen und darum berechtigten Reaction dieſes Volkes, einer Reaction, die um ſo ſtärker und anhaltender ſein mußte, je ſchwerer der Rauſch des Jahres 1848 geweſen war. Zwar hat das Miniſterium durch einzelne widerwärtige Maßregeln Mißfallen erregt, aber theils dehnten ſich dieſe nur auf einzelne Kreiſe aus, ohne den Stamm des Volkes zu berühren und ſein tiefes Bedürfniß nach einer ruhigen Entwickelung aufzuheben, theils waren ſie vorübergehender Natur, man konnte ſie aufheben, wenn beſſere Zeiten kamen. Ein ſchlechtes Preßgeſetz z. B. iſt unſtreitig ein Uebel, aber es hat keine Folgen in der Zukunft; wenn man es abſchafft, ſo iſt Alles wieder in Ordnung. Zwar hat es durch wiederholte Zurücknahme ſeines Worts das Rechtsgefühl ſchwer beleidigt, aber das Rechtsgefühl in politiſchen Dingen war nicht allein in dem Schwindel der Märztage, ſondern ſeit einer ganzen Generation ſo ſyſtematiſch untergraben, daß man darauf nichts mehr

Digitized by Google

bauen konnte; die Verhältniſſe waren zuletzt von der Art, daß man in den einzelnen Fällen gar nicht mehr ſagen konnte, das iſt Recht und das iſt Unrecht.

Aber die neueſte rettende That gehört nicht zu denen, die wieder gut zu machen ſind, ſie verrückt die Fundamente des Staats. Und mehr noch, ſie verletzt ein Gefühl, welches mit allen Inſtitutionen des preußiſchen Staates, vorzüglich mit denen, die ſeinen eigentlichen Charakter ausmachen, ſo innig verwachſen iſt, daß es nicht ganz ausgerottet werden konnte, das Gefühl ſeiner Ehre. Wilhelm Jordan behauptete einmal in der Paulskirche vom preußiſchen Volk, es ſei deutſch geſinnt, es wiſſe es nur nicht; mit größerem Rechte kann man jetzt ſagen: es hat Ehrgefühl, es weiß es nur nicht. Darin hat das Miniſterium ſich getäuſcht. Wohl war der Krieg ein ungeheures Uebel für Preußen, und mit ſchwerem Herzen hätte der Kern der Bevölkerung ſich dazu entſchloſſen; aber dieſelben Männer, die jetzt im Stillen froh darüber ſind, daß es ſo gekommen iſt, daß es ohne ihre Betheiligung ſo gekommen iſt, werden die Empfindung der Schmach ſo lange in ſich herumtragen, bis ſie mächtiger iſt als ſie, bis ſie froh ſind, die Urheber derſelben zur Verantwortung zu ziehen. Von dieſem Tage beginnt eine Reaction im entgegengeſetzten Sinne als diejenige, welche zuerſt durch die Frankfurter Mordthaten hervorgerufen wurde, eine Reaction, die mit dem Sturz des Miniſteriums und mit der vollſtändigen Umwandlung des Syſtems ſchließen wird, denn die Einrichtungen unſers Staates, namentlich unſerer Bureaukratie und unſers Heeres, ſind von der Art, daß in den gewöhnlichen Fällen des Staatslebens das Volk zwar gar keinen Willen hat, daß, wenn es aber einmal dazu kommt, einen zu haben — das echte Volk, nicht die von den Demagogen gebildete Pöbelmaſſe — die ganze Heiligkeit und Majeſtät der Krone nicht im Stande iſt, ihm Widerſtand zu leiſten.

Wir können dem Miniſterium nachrühmen, daß es alle Kräfte aufbietet, die Schmach ſo eclatant, ſo auffallend, ſo unleugbar vor Aller Augen hinzuſtellen, daß auch das ſtumpfeſte Gefühl davon berührt werden muß. Denn nicht allein, daß es durch ſeine herausfordernde Impertinenz den Haß aller entgegenſtehenden Regierungen, durch ſein ſpäteres Zurückweichen im Augenblick der Gefahr ihre Verachtung ſo auf ſich geladen hat, daß die Organe des deutſchen Particularismus (die Sachſenzeitung u. ſ. w.) ſo frech ſein können, dem preußiſchen Staat, welchen ſie im Sünderhemde, den Strick um den Hals und mit gefalteten Händen vor ſich auf den Knien zu erblicken meinen, großmüthigſt zu verzeihen. — Die Sachſenzeitung dem preußiſchen Staat!! — nicht allein, daß ſeine Unterwerfung ſo vollſtändig, ſo demüthig iſt, daß es ihr gar keine Grenze ſetzen, gar nicht den Punkt mehr finden kann, wo ſeine Demüthigung aufhört, nein, es läßt ſeine anerkannten Organe eine Sprache führen, die ſo feig iſt, die nicht zu leugnende Schande durch die kläglichſte Prahlerei noch ſchärfer hervorzuheben. In dem Augenblick, wo alle Gegner Preußens mit gezücktem Schwert ihm gegenüber ſtehen,

Digitized by Google

wo ſie mit einer unerhörten Verachtung aller Formen, die ſonſt unter civiliſirten Völkern üblich ſind, von dem barbariſchen Slavenſtamm der Preußen ſprechen, den man züchtigen, von dem intriganten Haus der Hohenzollern, das man demüthigen müſſe, bricht die deutſche Reform in ein pietiſtiſches Gewinſel aus, und verſichert mit der unerhörteſten Naivität: alle Welt liebt und ehrt uns, alle Welt iſt mit uns in Frieden, wir würden ſie nur reizen, wenn wir uns wehren wollten; in dem Augenblick, wo die öſterreichiſche Partei Preußen willenlos zu den Füßen ſeiner Gegner wirft, radotirt das Organ derſelben von dem Schwert Friedrichs, von den Rheinbundskönigen, und erklärt, jetzt ſolle der Widerſtand erſt losgehen: wir wollen Alles thun, was ihr wollt, Alles! Aber wenn ihr uns dann noch ſchlagt, dann ſtehen wir für nichts!

Der Ekel, den ein ſolches Treiben in einem noch nicht ganz verwahrloſten Gemüth erregen muß, iſt zu groß, als daß die vorherrſchend conſervative Geſinnung des preußiſchen Volks ihm irgend ein Gegengewicht halten könnte. Und als der alleinige Gegenſtand dieſer Empfindung, auf den ſie ſich ganz und ungetheilt concentriren kann, bietet ſich das Miniſterium.

Denn es kann in dem vorliegenden Fall ſich nicht damit entſchuldigen — was es in der däniſchen Frage allenfalls behaupten könnte, daß es in eine fertige Situation getreten ſei, aus der auf eine andere Weiſe gar nicht herauszukommen war. Es hat vielmehr in der Hauptſache, auf die es hier ankommt, in der deutſchen Angelegenheit, ſeine Lage ganz und gar ſich ſelbſt bereitet, ohne irgend eine äußere Nöthigung, ohne ein zwingendes Verhältniß, ohne eine anerkannte Verpflichtung gegen irgend Wen.

Die Kriſis, welche jetzt zum Ausbruch gekommen iſt, hat ihren erſten Urſprung in der Note vom 23. Januar 1849, alle folgenden Schritte haben ſich mit innerer Nothwendigkeit daraus entwickelt. Wenn das Miniſterium nicht aus Kindern beſtand, ſo mußte es die Hinderniſſe ſeiner Pläne gerade ſo kommen ſehen, wie ſie gekommen ſind, und wenn es den Willen hatte, was es wollte, männlich durchzuführen, ſo mußte es ſich rüſten, dieſe Hinderniſſe mit Gewalt zu beſeitigen.

Das erſte ſelbſtſtändige Auftreten Preußens in der deutſchen Sache, die Note vom 23. Januar — an der wenigſtens Herr v. Radowitz unſchuldig iſt, dem man ſo gern die ſpätern Schritte imputiren möchte, als ob ein unverantwortlicher Rathgeber der Krone die verantwortlichen Vertreter derſelben decken könnte — war ebenſowohl gegen Oeſtreich und die Particulariſten, als gegen Frankfurt gerichtet. Doch ſtand ſie den Anſichten der conſtitutionellen Partei in Frankfurt näher, und man konnte eine Verſtändigung hoffen. Daß dieſe nicht eintrat, daß man in April mit den Conſtitutionellen ebenſo brach, als mit den Demokraten, das will ich heute dem Novemberminiſterium nicht zur Laſt legen. Es blieb ſich darin wenigſtens conſequent, der Verfaſſungsentwurf vom 26. Mai, der von dem

Digitized by Google

ſiegreichen, freien, in keiner Weiſe gebundenen Preußen der deutſchen Nation angeboten wurde, war im Weſentlichen die Erfüllung des Programms vom 23. Januar, und mit einem Recht, das wir jetzt ihm gegenüber anwenden können, hat das Miniſterium uns fortdauernd daran erinnert, daß, was es wolle, etwas Anderes ſei, als was wir wollten.

Konnte Preußen damals hoffen, daß Oeſtreich freiwillig ſeinen Einfluß in Deutſchland aufgeben, daß die kleinen Königreiche ſich freiwillig der preußiſchen Hegemonie unterordnen würden? — Es gab ſich den Anſchein, und auch wir wurden zum Theil getäuſcht. Denn Sachſen und Hannover hatten zu unſerm größten Erſtaunen den Vertrag unterzeichnet, Baden war ganz in Preußens Händen, der Zutritt der kleinen Staaten — Würtemberg, das damals noch ganz in den Händen des Liberalismus war, mit eingeſchloſſen — ſchien unvermeidlich, und Oeſtreich war auf eine Weiſe in einen innern Bürgerkrieg verwickelt, daß man an ein unmittelbares Einſchreiten ſeinerſeits nicht denken durfte.

Freilich kam es ſchon nach einigen Tagen heraus, daß der Beitritt Sachſens und Hannovers an Bedingungen geknüpft war, die den ganzen Vertrag illuſoriſch machten. Das Novemberminiſterium hatte mit ſeiner gewöhnlichen, kleinlichen Pfiffigkeit dieſe Bedingungen verſchwiegen. Aber es erklärte dann, und zwar auf nicht unhaltbare Rechtsdeductionen geſtützt, dieſen Vorbehalt für ungiltig. Die liberale Partei trat zu dem neuen Bündniß über, und ſo hatte das Novemberminiſterium, ſo lange die Kriſis in Ungarn dauerte, volle Gewalt in Händen, den proviſoriſchen oder vielmehr projectirten Rechtszuſtand in einen definitiven zu verwandeln.

Es hat es nicht gethan. Jetzt freilich brüſtet es ſich mit der preußiſchen Ehrlichkeit, welche die bedrängte Lage eines alten Bundesgenoſſen nicht zur Erreichung eigennütziger Zwecke habe mißbrauchen wollen. Aber ein Miniſterium, welches für Preußen erſt eine Verfaſſung octroyirt, dann, nachdem ſie von den Kammern anerkannt iſt, aus eigner Machtvollkommenheit das Wahlgeſetz ändert, dann, nachdem die Verfaſſung von den neuen, nur aus conſervativen Elementen zuſammengeſetzten Kammern in conſervativem oder vielmehr reactionärem Sinn revidirt iſt, erklärt, ſie werde dennoch nicht beſchworen werden, wenn man nicht noch dieſe und jene neuen Beſtimmungen hineinrevidire; ein Miniſterium, welches am 26. Mai für Deutſchland eine Verfaſſung verkündet, welche die Regierung binden ſoll, vorausgeſetzt, daß ſie vom Parlament angenommen wird, und die dem Parlament, als es ſie annehmen will, erklärt, in dieſem Fall fände es ſich nicht daran gebunden — ein Miniſterium, welches ſich dieſer und ähnlicher rettenden Thaten rühmen kann, möge anderwärts hingehen, von ſeiner Ehrlichkeit zu erzählen.

Der eigentliche Grund, warum es nichts that, war ein doppelter. Es hat ebenſowohl eingeſehen, als wir es einſahen, daß auf die Dauer ſeine Entwürfe nur durch eine rückhaltloſe Hingabe an das conſtitutionelle Princip durchgeführt

werden konnten. Das wollte es nicht, und doch wollte es von ſeinen Entwürfen nicht laſſen, und doch konnte es ſich der Ueberzeugung, daß Beides unzertrennlich ſei, nicht verſchließen. Daher dies Hin- und Hertaumeln aus einer Richtung in die andere, dies Intriguiren gegen die eigenen Zwecke — ein Schauſpiel, wie es die Welt in der Art noch nicht erlebt hat, dieſe Rathloſigkeit und zugleich dieſer Hochmuth, der das Volk ebenſo empörte, als zum Lachen brachte.

Ferner hatte es jene Furcht, die Keiner vermeiden kann, der nicht einig iſt in ſeinem Willen, in dem entgegengeſetzte Wünſche ſich bekämpfen. Es hoffte, immer ganz unbeſtimmt, es werde noch eine günſtigere Lage kommen. Es überſah dabei, daß der Haß, den die in ihren dynaſtiſchen Anſichten durch ſeine Entwürfe gekränkten Fürſten gegen daſſelbe hegen mußten, und der weit ſtärker war, als der gegen die Revolution, weil er ſich an beſtimmte, in ihrer Erſcheinung ſehr verletzende Perſönlichkeiten heften konnte, darum nicht verkleinert wurde, wenn dieſe Fürſten lernten, was ſie haßten, zugleich gering zu ſchätzen; daß die Gefahr mit jedem Augenblicke wachſen, daß die Kriſis doch endlich eintreten müſſe, wenn man nicht auch das aufgeben wolle, was man ſchon vor Anfang der Bewegung gehabt. Die Furcht iſt die gefährlichſte Rathgeberin in bedenklichen Zeiten.

So iſt denn dieſes unmotivirte Ueberſpringen aus einem Extrem in das andere zu erklären. Zuerſt gibt man ſich den Anſchein, als ſei Alles in der beſten Ordnung. Da bekommt Oeſtreich Luft, und ſogleich fallen Sachſen und Hannover ab. Man läßt den „Verwaltungsrath“ Schritte thun, den Weg Rechtens zu verfolgen. Dann läßt man dieſen Weg Rechtens einſchlafen. Ueberall befördert man den Sturz der kleindeutſchen Märzminiſterien, denen nothwendig ein particulariſtiſches folgen muß, und dann zuckt man die Achſeln wie verkannte Unſchuld. Die „bundesgetreuen“ Regierungen, deren Haß gegen Preußen und deren Muth immer mehr anſchwillt, remonſtriren gegen die parlamentariſche Conſtitution Kleindeutſchlands. Man erwiedert mit ungemeſſenem Hochmuth und beruft das Parlament. Da droht Jemand an der Newa, und ſogleich läßt man ſeinen kleinlichen Groll an dem Parlament aus. Dieſes Parlament iſt von einer Fügſamkeit, wie die Geſchichte kein zweites Beiſpiel kennt, aber auch das iſt nicht recht, es ſoll nicht fügſam ſein; was ſollen wir denn? fragt es. Darauf erhält es keine Antwort, man entläßt es ohne Reſultat. — Ich bemerke beiläufig, daß ſich zu dieſer Poſſe, welche ſelbſt den geraden Sinn eines vormärzlichen Miniſters empörte, unter andern auch Herr v. Radowitz hergegeben hat, dem gegenüber Herr v. Manteuffel, der auch gern eine populäre Figur ſein möchte, damals den Liberalen ſpielte. — Der Fürſtencongreß wird zuſammenberufen, und ihm zum allmeinen Erſtaunen die Frage vorgelegt: wollen wir überhaupt noch bei der Union halten? Wir wollen, ſagen einige, andere nicht, man geht auseinander, mittlerweile reconſtruirt ſich der alte Bundestag.

Aber freilich, man hatte ja noch andere Mittelchen in Händen! Man hatte

die Militärconventionen, man tauſchte mit Baden die Truppen aus. Oeſtreich droht, Hannover verweigert den Durchzug. Erſt wird, wie billig, mit dem Degen geklappert, dann aber ſchmuggelt man die Truppen bei Nacht und Nebel über die Berge, und brutaliſirt, um ſich doch einigermaßen zu entſchädigen, das getreue Baden.

Da nun der Haß und die Nichtachtung gegen Preußen den höchſten Grad erreicht hatten, mußte ſich das Unwetter wohl entladen. Die gerechte Nemeſis führte es auf einem Punkte herbei, wo Preußen in der allerſchlechteſten Lage war, — in Kurheſſen. Der Bundestag beſchließt auf Anforderung des Kurfürſten Intervention. Preußen proteſtirt. „Mit Erſtaunen“, erwidert Oeſtreich ganz mit Recht, „ſehen wir den neuen Standpunkt Preußens. Bisher hat es das Recht der freien Vereinigung der einzelnen Staaten behauptet, jetzt will es uns daſſelbe beſtreiten, was es in Baden ausgeübt hat?“ Was kann es darauf erwidern! Will es im Namen der Union einſchreiten? Die Rechtsanſprüche der Union hat es ja aufgegeben! Für die verletzten Freiheiten des Volks gegen die willkürliche Regierung? Um Gottes willen nicht! ruft Radowitz, wir ſchreiten ein — nur für das monarchiſche Princip!!

Und ſo hat es denn das Novemberminiſterium, trotz ſeines im Grunde feſten Willens, nicht zu ſchlagen, zugelaſſen, daß eine ſolche Pulvermaſſe an einem Ort zuſammenkam, daß nur eine Art Wunder die Exploſion verhüten konnte.

Und nachdem es ein volles Jahr hindurch die Wetterwolken ſich hat zuſammenziehen ſehen, die ſich endlich entladen mußten, hat es in dem Augenblick des Ausbruchs, wie eine Schaar unſchuldiger Kindlein, einen Rath gehalten, und hat gefunden, daß unter dieſen unerwarteten Umſtänden man doch ſeinen Plan lieber aufgeben ſolle. Es hat die günſtigſte Stunde gewählt, ſich vor aller Welt Augen in dem Lichte zu zeigen, das es auf ewig kenntlich machen muß.

Wir wollen die Vergangenheit laſſen und die gegenwärtige Situation ernſthaft in Betracht ziehen. Wir haben, offen geſagt, nie an den Krieg geglaubt, wir haben nicht geglaubt, daß ein Miniſterium, welches die Freiheit haßt und verfolgt, welches nie fähig iſt, einen ganzen und vollen Entſchluß zu faſſen, ſondern überall durch die Umſtände ſich treiben läßt, ſich in ein Spiel einlaſſen würde, welches nur dann gewonnen werden konnte, wenn man die Freiheit zum Trumph machte, wenn man alle Bedenklichkeiten, alle Rückſichten auf Umſtände und Verhältniſſe von ſich warf, und den Blick feſt nach Vorwärts richtete. Mit Erſtaunen und einem gewiſſen Grauen ſahen wir den Bewegungen der letzten Monate zu, denn keinen Augenblick haben wir mit den Demokraten geglaubt, Preußen und Oeſtreich trieben die Sache zum Spaß, ſie ſchlügen ſich ins Geſicht und würfen ſich Schimpfworte zu, nur um das Volk zu täuſchen. Wir fühlten voraus, daß das Miniſterium einlenken, daß es nicht mit Ehren einlenken würde, aber wir haben es uns allerdings ſo nicht ausgemalt, daß es unter allen mög-

Digitized by Google

lichen Augenblicken denjenigen wählen würde, in dem der Rückzug mit der größten Schande verknüpft ſein, unter allen möglichen Formen des Rückzugs diejenige, die es dem Hohne und dem Gelächter auch der ſchlechteſten ſeiner Feinde Preis geben mußte.

Darüber würden ſich nun freilich dieſe Männer hinwegſetzen, aber es iſt damit nicht abgethan. Es kommt den verbündeten Mächten nicht blos darauf an, daß Preußen ſich ihren Plänen fügt und die ſeinigen aufgibt, ſondern daß es auf eine Weiſe in der öffentlichen Meinung herabgeſetzt wird, daß es nie wieder daran denken kann, eine Rolle zu ſpielen, wie die, welche eine vorſchnelle Hoffnung ihm im Jahre 1848 übertrug. Aeußerliche aufgezwungene Demüthigungen, auch der ſchwerſten Art, ſind nicht hinreichend, es muß ſich ſelbſt mit dem Schein der Freiheit öffentlich herabſetzen. Die Maßregeln der Verbündeten ſind genau auf den Charakter unſerer Novembermänner berechnet. Man wird ſich hüten, ihnen auf einmal alles das, was man von ihnen will, vorzuzählen, ſo wenig es die Römer vor dem dritten römiſchen Krieg gethan. Man tritt, halb drohend, halb verheißend, mit einer Forderung nach der andern hervor, läßt ſich jede nach einigem Sträuben und einigen eitlen Renommiſtereien bewilligen, und ſchließt endlich mit einer, die nicht bewilligt werden kann. Dann im letzten Augenblicke, wenn es zu ſpät iſt, ſoll Preußen zu den Waffen greifen, und von den vereinten Kräften ſeiner Feinde erdrückt werden, der Erbe Friedrich des Großen, dem man ſeine That vom 22. März 1848 nie vergeſſen und nie verzeihen wird, ſoll ſich dann wieder in die beſcheidene Rolle eines Erzkämmerers, eines Marquis von Brandebourg finden.

Die Reihenfolge der Forderungen iſt leicht zu beſtimmen: Rückzug aus Heſſen; Rückzug aus Baden; definitive Aufhebung der Union; Anerkennung des Bundestages mit öſtreichiſchem Präſidium; Intervention in Holſtein; iſt auch das noch nicht genug: Anerkennung des Londoner Protocolls und der Integrität der däniſchen Monarchie; Aufhebung der preußiſchen Verfaſſung, die mit dem Bunde unverträglich iſt; endlich und zuletzt: Kreistheilung Deutſchlands nach der im Januar 1849 von Oeſtreich projectirten Anlage: die anhaltiniſchen, thüringiſchen Herzogthümer an Sachſen, Braunſchweig an Hannover u. ſ. w., kurz, Herabdrückung Preußens in die Reihe der deutſchen Kleinſtaaten.

Durch ſein gegenwärtiges Nachgeben hat alſo das preußiſche Miniſterium den Krieg keineswegs vermieden; es hat ihn nur hinausgeſchoben. Ihn in dieſem Augenblick aufzunehmen, wo alle Feinde Preußens völlig gerüſtet an ſeinen Grenzen ſtehen, während Preußen ohne Waffen und ohne Verbündete iſt, daran iſt nicht zu denken. Es kommt darauf an, jetzt nicht mehr den Begebenheiten blind zu folgen, ſondern ſie ſo zu leiten, daß die Kriſis in einem Augenblick eintritt, wo Preußen beſſer ſteht, als jetzt.

Dazu iſt aber Eines vor allen Dingen Noth: Entfernung des November-

Digitized by Google

miniſteriums. Es hat ſeine völlige Rathloſigkeit, ſeine Unfähigkeit, auch nur den nächſten Tag zu berechnen, auf eine Weiſe an den Tag gelegt, daß auch der König ſich nicht länger darüber täuſchen kann. Dem König und dem Volk dieſes klar, unumſtößlich und rückſichtslos vor Augen zu legen, iſt jetzt Sache der Preſſe, vor Allem aber Sache der Kammern, auf welche jetzt die Augen von ganz Europa gerichtet ſind. Denn die preußiſche Frage iſt jetzt eine europäiſche geworden.

Die conſervative Partei darf ſich auch nicht mehr durch die Scheu, mit den Demokraten gemeinſame Sache zu machen, abhalten laſſen. In dem Zerſetzungsproceß, der jetzt vor ſich geht, fallen die alten Parteibildungen zuſammen. Es iſt weder von der Verfaſſung vom 28. März, noch von der des 26. Mai mehr die Rede; die Parteien der Demokraten und der Gothaer ſind nur noch hiſtoriſch, es muß eine Fuſion eintreten, an welcher die gemäßigten Demokraten und die entſchiedenen Conſtitutionellen Theil nehmen. Daß ſie früher die entgegengeſetzten Anſichten in Beziehung auf das, was dem Vaterlande zuträglich ſei, vertraten, kann ſie heute, unter gänzlich veränderten Umſtänden und Vorausſetzungen, nicht mehr trennen.

Ich verkenne keinen Augenblick, daß auch die Kammern eine ſehr bedenkliche Stellung haben, ich weiß, daß ſie durch eine rückſichtsloſe Oppoſition nichts weniger auf das Spiel ſetzen, als die Fortdauer der Verfaſſung. Denn wenn die gegenwärtigen Machthaber auch keineswegs die Macchiavells ſind, zu denen man ſie gern machen möchte, die mit unerbittlicher Conſequenz irgend einem verruchten Plane nachſtreben, ſo werden ſie doch in der Angſt tollkühn, um nur einem augenblicklichen unerträglichen Uebel zu entgehen, und vergeſſen alle Bande der Sittlichkeit und des Rechts. — Aber wenn die Kammern ſchweigen, wenn ſie es verſäumen, den König und das Land über ihre Lage aufzuklären, ſo ſetzen ſie etwas Höheres auf's Spiel: die Fortdauer des preußiſchen Staats.

Nachſchrift. Die ſo eben eingetroffene Nachricht, daß der Miniſterrath ſich in der letzten Stunde dennoch beſonnen hat und die Armee mobil macht, geleitet durch die factiſche Ueberzeugung, was kein Anderer bezweifelt hat, daß dieſe eine Demüthigung ſeinen Feinden noch nicht genügen würde, iſt nur ein neuer Beleg für das taumelnde Hin- und Herſpringen, das wir ihm zugeſchrieben haben. Wie dem aber ſei, wenn Preußen nur einmal Ernſt macht, wir ſtehen — quand même — zu dem Staate, an dem allein noch die Wünſche und Hoffnungen deutſcher Herzen hängen.

Digitized by Google

Die dramatiſche Behandlung des Mährchens.

Der Rubin. Ein Mährchen-Luſtſpiel von F. Hebbel. Leipzig, Geibel.

Der Rubin iſt nicht mit dem Diamanten deſſelben Dichters zu verwechſeln. Er iſt nicht, wie dieſer, ein bloßer Stein des Anſtoßes, durch welchen die ſelbſtſüchtige Natur aller Menſchen, die ihn berühren, an den Tag kommt, nicht blos ein Prüfſtein für ihre Moralität; es iſt kein Zufall, daß Aſſad, als er den Rubin zuerſt erblickt, vollſtändig die Beſinnung verliert, Raub und Mord verübt, die ganze Welt mit Füßen treten will, und voller Entzücken ausruft: „Hier ſehe ich den Mittelpunkt der Welt! Wer dieſen Stein ergreift und dann in's Meer herab ſich ſtürzt, der zieht die Könige ſich wie die Bettler nach! Die ganze Erde wird menſchenleer in Einem Augenblick!“ Denn die Gluth, die aus dieſem Edelſteine in ſein Auge ſtrahlt, iſt der Liebesblick der ſchönſten Prinzeſſin, die ein böſer Zauberer in den Kryſtall gebannt hat. Ihr Blut hat ihn geröthet. Aſſad ſoll das engelgleiche Geſchöpf erlöſen. Aber wie ſchwer hat es ihm der verruchte Schwarzkünſtler gemacht! Wenn es nur ſeine Aufgabe wäre, den Stein zu küſſen, oder anzubeten, ihn aus einem Schmelzofen oder aus dem Abgrund der Erde, aus den Tiefen des Oceans zu holen, mit Rieſen, Drachen und Dämonen um ihn zu kämpfen, für ihn zu ſterben — Aſſad würde das Alles mit Entzücken und Leichtigkeit vollbringen. Aber — er ſoll ihn wegwerfen! Auf die Idee kommt kein Liebender, und ich fürchte, die ſchöne Fatime wird bis zum jüngſten Gericht in ihrem kryſtallnen Kerker ſchmachten.

Ja, wenn es ihr noch verſtattet wäre, die Bedingung ihrer Erweckung dem ſehnſuchtsvollen Jüngling zu offenbaren! Denn einmal, nur einmal iſt es ihm vergönnt, ſie zu ſehen, als er um Mitternacht den Rubin dreimal an ſeine Lippen drückt. Sie erſcheint, und kann ſich ihres verzauberten Zuſtandes, der nun ſchon ein Jahr dauert, nicht mehr erinnern, wohl aber noch der letzten Worte des Zauberers. Könnte ſie ihm nur einen Wink geben! Aber nein, der Fluch verſchließt ihr den Mund, ſie kehrt hoffnungslos in ihren koſtbaren Sarg zurück.

Was hat es ſchon für Umſtände gemacht, den Stein überhaupt nur in Aſſad's Hände zu ſpielen! Denn wenn Jemand, ſo iſt Aſſad der Mann, der den Beſitz der edelſten Jungfrau verdient. Er iſt rechtſchaffen und edel, er hat nicht nur ſeinen alten Vater treulich gepflegt, ſondern auch die Sperlinge, die vor ſeinem Fenſter niſteten. Dieſe Züge hat der Prophet in das Buch des Lebens verzeichnet, und ein gewiſſer Irad, der ein Engel, oder ein Geiſt, oder ein wohlthätiger Zauberer iſt — genau wird man davon nicht unterrichtet — der ſich aber jedenfalls zu jenem ſchwarzen Zauberer verhält, wie Ormuz zum Ahriman, hat ihn aus-

erwählt, Fatimen zu erlöſen. Er ſelbſt kann es nicht vollbringen, denn er iſt kein Menſch. Aber wenigſtens hat er den Rubin tief aus der Erde, wo er verſcharrt lag, ausgegraben, und ihn einem Goldſchmied in Bagdad überliefert. Dieſer hat die ſeltſame Idee, ſich für taub zu halten, weil er es vergeſſen hat, daß ihm Baumwolle in den Ohren ſteckt; er hat ſie einmal bei einem heftigen Zahnſchmerz ſich eingepfropft. Eines ſchönen Morgens entdeckt er das Hinderniß ſeines Gehörs, und eilt auf die Straße, um ſich zu überzeugen, daß er wirklich nicht taub iſt. Der Erſte, den er trifft, iſt der junge Aſſad, der zum erſten Male in die Reſidenz kommt, und ſich von ſeinem Erſtaunen über die unerhörte Pracht noch gar nicht erholen kann. Der Goldſchmied verſteht, was er ſagt, und iſt darüber ſo entzückt, daß er ihm ſeine Juwelen zeigt. Sie laſſen ihn alle kalt, nur bei dem Anblick des Rubins ergreift ihn eine ſo unerhörte Luſt, daß er ihn an ſich reißt, nach dem Juwelier, der dagegen reclamirt, ſticht, und ſo ſich darüber nicht verwundern kann, als der Kadi, vor welchen man ihn führt, ihn zum Hängen verurtheilt. Aber in dem Augenblick, wo man den Strick um ſeinen Hals zuziehen will, faßt ihn jener wohlthätige Geiſt bei der Hand, und entſchwinde mit ihm durch die Lüfte.

Aber damit ſind ſeine Prüfungen nicht zu Ende. Zwar hat er jenen troſtreichen Augenblick, in welchem ihm die Prinzeſſin erſcheint, aber gleich darauf geräth er auf der Straße aufs neue in Händel, wird wieder vom Kadi eingefangen, und kann diesmal ſeinem Schickſal nicht entgehen, obgleich es durch einen Incidenzfall zum zweiten Male aufgeſchoben wurde. Der Kalif ſelber bricht ihm den Stab, und man will ihm vor ſeiner Hinrichtung den Edelſtein abnehmen. Das kann er nicht dulden, lieber wirft er ihn in's Waſſer. So hat er erfüllt, was ihm vorgeſchrieben war; Fatime tritt aus dem Waſſer hervor, und da der Kalif ihr Vater iſt, und ihrem Retter ſeine Krone verſprochen hatte, ſo ſchließt das Stück mit Aſſad's Erhebung auf den höchſten Thron des Orients, was ihm ſchon in ſeiner Jugend einmal geträumt hatte. —

Wenn ein anderer Dichter dieſen Stoff behandelt hätte, ſo würde man ſich nicht weiter die Mühe geben, nach einer tiefern Bedeutung zu forſchen. Aber bei Hebbel, der eine neue Weltanſchauung verſpricht, und der jede Anwendung der Kunſt unterſagt, wo nicht ein Problem vorliegt — ein Bruch im ſittlichen Weſen und eine neue Idee, die ihn verſöhnt — ſtört uns fortwährend der Gedanke: was wird das alles zu bedeuten haben? Wir eilen ungeduldig von einer Scene zu der andern, um doch endlich zu erfahren, welch tieferes Lebensräthſel hinter dieſen Maskenſcherzen ſich verſtecken wird, und fühlen uns im höchſten Grade enttäuſcht und verſtimmt, wenn wir am Ende uns bekennen müſſen, das Geheimniß des Stücks beſtehe eben darin, daß keines darin iſt.

Es iſt dieſer Umſchlag in's entgegengeſetzte Extrem nichts Neues. Wenn man mit den allerhöchſten, unmöglichen Intentionen an die Kunſt geht, ſo geſchieht es wohl, daß man zuletzt die höchſte Intention darin findet, keine Inten-

Digitized by Google

tionen zu haben. So iſt es unſerer romantiſchen Schule ergangen, die mit Hieroglyphen angefangen und mit einem äſthetiſchen Nihilismus geſchloſſen hat.

Wir wollen aber den Dichter über dem Theoretiker nicht leiden laſſen. Wir wollen von ſeiner Theorie, die wenigſtens in dem Umfange, den er ihr geben möchte, unrichtig iſt, abſtrahiren, und uns an die Frage halten: welche Berechtigung hat die dramatiſche Behandlung des Mährchens überhaupt? und wie weit iſt es Hebbel gelungen, den Ton zu treffen, welchen das Genre erheiſcht? —

Das phantaſtiſche Drama hat, namentlich ſeit dem Anfang dieſes Jahrhunderts, die modernen Meiſterſänger ebenſo beſchäftigt als die volksthümlichen Spruchſprecher und Pritſchenmeiſter. Auf der einen Seite die Zauberflöte, das Donauweibchen und die ganze Reihe der Wiener Zauberopern und Localpoſſen, bis neuerdings zur Roſenfee, den Töchtern Lucifers u. ſ. w.; auf der andern Tieck's Fortnnat, Kaiſer Octavianus (1804), Däumchen, Oehlenſchläger's Aladdin (1808), Brentano's Gründung Prags (1807), mehrere kleine Verſuche von Arnim, Svend Dyring's Haus von Hertz, vor Allem Schiller nicht zu vergeſſen, der in ſeiner Bearbeitung von Gozzi's Turandot gleichfalls dem herrſchenden Geſchmack gehuldigt hat.

Es iſt ein nicht ſeltenes, aber darum nicht minder handgreifliches Vorurtheil, daß man die naiven Formen der Volksluſtbarkeit durch Einführung eines höhern Grades von Bildung veredeln und dadurch beſſern könnte. Zu gewiſſen Dingen gehört ein gewiſſer Grad von Einfalt, ſonſt werden ſie widerwärtig.

Warum benutzt die Localpoſſe, die Zauberoper das Mährchen? Weil in demſelben die Phantaſie frei ſchaltet und waltet, weil ſie dreiſtere Schwänke, überraſchendere Verwandlungen darin anbringen kann. Allerdings iſt auch ſchon das eine Verſchlechterung des Ammenmährchens, denn das Geſinde und was ſonſt das Publicum der Zauberpoſſe ausmacht, ſteht im Verhältniß zu dem eigentlichen Mährchenpublicum, der Kinderwelt, ſchon auf dem Standpunkt einer reflectirten Bildung. Der Schwank wird ſchon zur Zote, das freie Spiel der Phantaſie, die ſich an die Grenzen des Möglichen und Wahrſcheinlichen darum nicht bindet, weil ſie dieſelben noch gar nicht kennt, zur reflectirten Albernheit. — Wenn aber von Kreiſen höherer Bildung aus einem andern Grund, als dem der bloßen Neugier, dergleichen cultivirt wird, ſo iſt das ſchon ein bedenkliches Zeichen von Ueberreizung und Verwilderung des Geſchmacks.

Wenn der gebildete Dichter ſich auch noch ſo feſt vornimmt, aus den Vorausſetzungen ſeiner Bildung herauszutreten, und ſie völlig zu vergeſſen, ſo gelingt es ihm doch nicht ganz; er muß motiviren, näher ausführen, muß Streiflichter werfen auf die Cultur, der er entflieht, ironiſcher oder ſentimentaler Art. Aus dem Wunder wird ein unheimliches Hexenwerk, aus der Willkür haarſträubende Barbarei.*) Eine unſerer Bildungsſtufe vollkommen fremde Moral wird für

*) Vgl. meine Recenſion über Svend Dyring's Haus, 1848 Heft 50.

Digitized by Google

unſern Geſchmack appretirt, und dadurch verdreht. Die luſtigen, in ihrer Art ſchönen Geſtalten der kindlichen Phantaſie verwandeln ſich in Fieberſpuk; man denke an Hoffmann, Arnim (z. B. den todten Bärenhäuter, das Alräunchen ꝛc.), auch an Tieck (z. B. im Liebeszauber), obgleich es dieſem ſeltener begegnet. Wir Deutſchen gerathen noch dazu beſtändig in die Philoſophie; man vergleiche z. B. Kleiſt's Amphitryon mit dem antiken: die von den Griechen naiv gedachte Verwandlung des individuellen Gottes Jupiter in den Ehemann der ſchönen Alkmene, und des Spitzbuben Mercur in Soſias wird hier, wenn auch halb im Spaß, auf die Allgegenwart und Univerſalität des rationaliſtiſchen höchſten Weſens bezogen. Der Spaß wird zur Verrücktheit.

Auch in Hebbel's Rubin macht ſich dieſer romantiſche Pragmatismus geltend. Abgeſehen von den Fehlern, die ihm eigenthümlich ſind — der Einmiſchung von Perſonen, die nicht in einer directen Beziehung zur Fabel ſtehn, ſondern in einer reflectirten, wie hier z. B. des Spitzbuben Hakam, der dem tugendhaften Aſſad zum Relief gegeben wird, einer Einmiſchung, die entſchieden gegen das Weſen des Mährchens verſtößt, welches, eben weil es für Kinder berechnet iſt, trotz ſeiner ſcheinbaren Formloſigkeit eine viel ſtrengere Einheit der Phantaſie fordert, als ſelbſt das Drama; — ferner der Virtuoſität in originellen ſchrullenhaften Details, welche die Stimmung ſtören, (z. B. die Baumwolle in den Ohren des Goldſchmieds, und noch zuletzt ein Zug, der Hebbel ſo recht eigenthümlich iſt: er läßt nämlich jenen Spitzbuben, als er ſich vor dem neuen Kalifen niederwirft und ihm die Füße küßt, noch ſein Müthchen dadurch kühlen, daß er ihn in den Fuß beißt*) — abgeſehen von dieſen individuellen Fehlern verfällt er noch in alle andern, die der Schule angehören. Einmal ſchildert er die Gräuel und die Widerſinnigkeit des Hoflebens von Bagdad mit einer Ausführlichkeit und einem ſo empfindlichen reizbaren Rechtsgefühl, daß dem gemüthlichen Zuſchauer der Spaß verdorben wird; denn wer kann ſich über die Erhöhung des tugendhaften Aſſad freuen, wo er weiß, daß nun Gift, Verrath, Niederträchtigkeit von allen Seiten ihm Schlingen legen. Im eigentlichen Mährchen tritt dieſer Widerſpruch nicht in's Bewußtſein, der edle Jüngling wird reich und mächtig, kann ſo viel eſſen und trinken als er will, das iſt dem Kinde genug. — Sodann wird der nöthige Zauber-Apparat ſo in's phyſikaliſch-pſychologiſche Gebiet gezogen, in das Gebiet der Myſtik und des Somnambulismus, daß alle Heiterkeit vergeht. Eine

*) Auch Gräßliches darf nicht fehlen. So erzählt der Kalife einmal ganz ex abrupto den Grund, warum er Fatimen ſo liebt. Er hat einmal in der Trunkenheit ihre Mutter erſchlagen: „habe ſie erſchlagen, ohne ſie, die mir noch die Liebſte war, auch nur zu kennen, bin dann auf ihrem Leichnam eingeſchlafen, als ob's ein Kiſſen wär', und hätt' ihn faſt mit mir emporgeriſſen, als ich Morgens erwachend aufſprang, ihre langen Locken vom Abend her noch um die Fauſt gewickelt, und ganz durchnäßt von ihrem kalten Blut.“ — Folgt eine moraliſche Erörterung über den Nachtheil des Saufens. Da ſoll man in der Stimmung bleiben!

Digitized by Google

Prinzeſſin in einen Rubin verwandelt, das läßt ſich denken, wenn man überhaupt nichts dabei denkt; wenn man ſich aber in die Empfindungen dieſer Prinzeſſin während der Verwandlung verſetzen ſoll, und nicht etwa mit Humor (wie in der Schilderung, welche der Feldmarſchall Cornelius Nepos in Arnim von ſeiner Alraunen-Empfindung gibt), ſondern mit allem Aufwand des Gefühls, mit dem Schauder, den eine ſo unangenehme Lage nothwendig hervorbringen muß, ſo iſt das nicht zu ertragen.

Wenn ich alſo glaube, das Mährchendrama überhaupt verwerfen zu müſſen, ſo findet das auf Hebbel doppelt ſeine Anwendung. Von ſeinem eigentlichen Talent kann er in dieſem Genre keinen Gebrauch machen: er kann weder conſequente Charaktere noch ſtarke Leidenſchaften malen; er geräth mit ſeinen Grübeleien nach allen Seiten hin auf Abwege, und knüpft ſeine Polemik gegen eine beſtimmte Schwäche (z. B. im Diamanten gegen die Selbſtſucht) nicht an eine fortgehende Entwickelung, ſondern an parallel laufende Einzelheiten; er wird unklar, ohne tief zu ſein, barock, ohne zu beluſtigen. Denn die einzige Eigenſchaft, die dergleichen Poeſien Reiz verleihen kann, geht ihm vollſtändig ab: der Humor. Humor kann nur beſtehen, wo eine innige Freude an bunten, lebendigen Farben, an der Fülle des Lebens da iſt; der Humor, den Hamlet auf dem Kirchhof anwendet — und Hebbel iſt mit ſeiner zerſetzenden Reflexion und mit ſeiner fieberhaften Phantaſie ein potenzirter Hamlet — riecht zu ſehr nach der Verweſung, um Freude zu machen. J. S.

Die Staatsmänner Kurheſſens.

1.

Das März-Miniſterium.

Obgleich Verfaſſer ſich zu den entſchiedenen Freunden des März-Miniſteriums zählt, deſſen verfaſſungstreue Wirkſamkeit durch Haſſenpflug's kopfloſe Gewaltſchritte eine neue Folie erhalten hat, ſo würde er doch der von ihnen vertretenen Sache einen ſchlechten Dienſt erweiſen, wollte er als ihr Panegyriker auftreten; er wird auch begründeten Tadel nicht zurückhalten, treffe er Perſonen oder Sachen.

Als im Jahre 1848 die Märzbewegung in Kurheſſen noch keinerlei Demonſtration hervorgerufen hatte, berief der Kurfürſt zum Erſatz für den im Februar verſtorbenen Bickel den Director des Obergerichts zu Rinteln, Herrn Moritz v. Baumbach, in's Juſtizminiſterium. Von einem Wechſel des Cabinets war damals noch keine Rede, doch wollte man offenbar durch Berufung dieſes allgemeinen in höchſter Achtung ſtehenden Mannes der Zeit eine Art von Zugeſtänd-

niß machen. Aber ehe noch Herr v. Baumbach, welcher damals gerade unwohl war, ſein neues Amt antreten konnte, kam der 5. und 6. März, und mit dieſen Tagen das Bedürfniß bedeutender Conceſſionen und eines vollſtändigen Miniſterwechſels. Als der Kurfürſt am 6. März die große Kaſſeler Deputation mit der Erklärung empfing, daß er ſeine alten Rathgeber bereits zum Theil entlaſſen und neue an ihre Stelle berufen habe: da war Regierungsdirector Lotz in Marburg, ein durchaus braver Mann, aber ein alter ſteifer Bureaukrat, zum Miniſter des Innern, — der frühere Miniſter Herr v. Trott, damals Präſident der Ständeverſammlung, aber wegen ſeiner intimen Stellung zu Scheffer mit großem Mißtrauen betrachtet, zum Miniſter des Aeußern berufen. Das waren halbe Maßregeln, die in Kaſſel ebenſo wenig, als die in Stuttgart verſuchten ähnlichen Schritte, zum gewünſchten Ziele führen konnten. Beide Herrn lehnten in richtiger Erkenntniß der geſteigerten Zeitforderungen das Anerbieten ab. Den 9. März gaben ſämmtliche vormärzliche Miniſter ihre Entlaſſung, Herr v. Baumbach war noch nicht angelangt. Unterdeß wurde für die dringendſten Geſchäfte des Miniſteriums des Innern der Polizeidirector Morchutt beauftragt, ein Mann, welcher ſeine Popularität hauptſächlich dem Umſtand verdankte, daß er ſeinen Beruf nicht ſowohl in Fortführung des von ſeinem Vorgänger Robert ausgebildeten Spionirſyſtems, als vielmehr in Handhabung einer kräftigen Sicherheitspolizei erblickte, übrigens kein beſonders feſter Charakter. Obgleich früher als Hauptinquirent bei der Criminalſection des Landgerichts zu Kaſſel ſo gefürchtet, daß die Mütter ihre unartigen Kinder durch die Drohung: „Der Morchutt kommt!“ zu Ruhe brachten, ſoll er ſich doch in der vormärzlichen Zeit nicht ſelten nach Oben ebenſo gefügig bewieſen haben, als dies in den Tagen der Märzaufregung nach Unten hin der Fall war. Durch manche Auftritte der März- und Apriltage compromittirt, wurde er für Kaſſel völlig unmöglich und ward bei der neuen Gerichtsorganiſation als Staatsprocurator nach Fulda verſetzt, wo er als ausgezeichneter Criminaliſt und gewandter Redner ganz an ſeinem Platze iſt.

Die Conſtituirung des neuen Miniſteriums wurde zu raſcher Entſcheidung gebracht durch das „berühmte“ Hanauer Ultimatum. Mit dieſem in Zimmermann's „D. Revolution“ abgedruckten Actenſtück hatte es folgende Bewandtniß. Der Kurfürſt hatte trotz anfänglichem hartnäckigen Sträuben in der noch von Herrn Alex. v. Dörnberg unterzeichneten Proclamation vom 7. März ſo bedeutende Zugeſtändniſſe gemacht, daß man in Kaſſel und im größten Theile Kurheſſens zufrieden geſtellt war. Wirklich ſchien auch mit dieſer landesherrlichen Verkündigung, welche am Schluß die Erwartung ausſprach, das Volk werde durch verſtändigen Gebrauch der Freiheit ſelbſt zum allgemeinen Wohl mit beitragen und des Fürſten Huld durch treue Anhänglichkeit und geſetzlichen Gehorſam vergelten, — der ſo lang und ſchmerzlich entbehrte Friede zwiſchen Volk und

Digitized by Google

Fürſt wieder hergeſtellt. Selbſt Henkel war durch das Erlangte völlig befriedigt und forderte in einer begeiſterten, als fliegendes Blatt gedruckten Anſprache ſeine Mitbürger auf, Gott auf den Knieen für die errungenen Freiheiten zu danken, Seidler aber, der Commandeur der Kaſſeler Bürgergarde, hatte ſchon am 6. März im Palais unmittelbar nach Ertheilung der Conceſſionen feierlich ausgerufen: „Verdorren möge die Hand, die ſich nun noch gegen unſern Fürſten zu erheben wagt!“ Alles das, was wir noch brauchten, namentlich volksthümliche Miniſter, welche für unverkümmerte und raſche Ausführung der fürſtlichen Verheißungen ſorgten, wäre uns als ſichere Folge der in raſchem Aufſchwung begriffenen Zeitbewegung in kürzeſter Friſt von ſelbſt zugefallen. Aber die durch die erbitternden Maßregeln der jüngſten Vergangenheit fieberhaft aufgeregten Hanauer wollten Alles im Sturm erobern. Das verſammelte bewaffnete „Volk“ zu Hanau erklärte die von der Deputation aus Kaſſel mitgebrachten Zugeſtändniſſe für ungenügend, ſetzte den 8. März einen Volksausſchuß ein, beſtehend aus „charaktervollen“ Männern aller Claſſen, welcher am 9. März auf dem Rathhauſe das ſ. g. Ultimatum berieth und durch eine neue Deputation nach Kaſſel abſandte. Charakteriſtiſch für dieſe Hanauer „Erhebung“ ſind die Männer, welche damals an der Spitze ſtanden und jenes Actenſtück unterzeichneten. Da finden wir neben völlig unbedeutenden Perſonen auch den Namen eines polniſchen Abenteurers, nachmaligen Anführers der Hanauer Freiſchärler im badenſchen Aufſtand; ferner einen ultraliberalen Advocaten, welcher es freilich ſchon ſeit 1831 nicht unter ſeiner Würde hielt, vom Kurfürſten einen ausbedungenen Ehrenſold (!) von 600 Thlr. dafür zu beziehen, daß er der tiefgehaßten, von Kaſſel vertriebenen Gräfin Reichenbach durch ſeinen Einfluß auf die Hanauer Krawaller einen ruhigen Aufenhalt in der Nähe der Stadt Hanau verſchaffte; ferner einen wegen gemeiner Vergehen wiederholt in Unterſuchung gezogenen Lotterie-Collecteur, über welchen eine Nummer des Hanauer Provinzial-Wochenblattes gar unrühmliche Auskunft ertheilt, welcher übrigens ſpäterhin als Vertheidiger im Proceß Auerswald-Lichnowsky ſich ſogar in den Augen ſeiner eignen Partei moraliſch völlig vernichtet hat. Freilich leſen wir unter jenem Actenſtück auch ehrenwerthe Namen, z. B. die des Obergerichtsdirectors Rommel und des damaligen Oberbürgermeiſters Eberhard. Wer die politiſche Vergangenheit und den beſonnenen Charakter dieſer Männer kennt, der weiß auch, daß ſie lediglich unterzeichnet haben, um den Fürſten zu warnen und dem Vaterlande eine wankende Provinz zu retten, während faſt alle übrigen Unterzeichner offenbar eine terroriſtiſche Drohung bezweckten. Die in Hanau wohnenden Staatsdiener hatten eine beſondere Adreſſe entworfen, die in ihrem Namen Mackeldey, früher Vorſtand des Juſtizminiſteriums, ſeit Juli 1846 Obergerichtsdirector zu Hanau, perſönlich überbrachte.

Das „Ultimatum“ redete zum Fürſten in der Sprache der höchſten Leidenſchaft, erklärte ihm rund heraus, das Mißtrauen ſei gegen ſeine Perſon gerichtet,

Digitized by Google

ſtellte weitere Forderungen im kategoriſchen Imperativ, mit deren vollſtändigſter Gewährung „nicht einen Augenblick" gezögert werden dürfe, drohte unter Hinweiſung auf den bereits begonnenen bewaffneten Zuzug aus den Nachbarſtädten unverhüllt mit dem ſchon geläufig gewordenen „Gedanken einer Lostrennung und dem Gewicht der vollendeten Thatſachen." Binnen 3 Tagen vom 9. März an ſollte Antwort in Hanau ſein. Eine ſolche Sprache gegenüber dem rechtmäßigen Fürſten, welche nachher freilich durch die Frechheit der Horniſſe noch weit überboten worden iſt, war bis dahin in den heſſiſchen Annalen unerhört geweſen. Gleichwohl wenn dieſe Adreſſe der erſte Aufſchrei der von dem Haſſenpflug-Scheffer'ſchen Regierungsſyſtem gewaltſam unterdrückten Volksſtimme geweſen wäre, man würde ſie nach dem, was Heſſen erduldet, haben entſchuldigen müſſen. Nachdem aber in Folge der Proclamation vom 7. März der Bund der Verſöhnung mit dem Fürſten eben erneuert worden, jetzt hätte jenes Schriftſtück, zumal in Kaſſel, die allgemeinſte Entrüſtung hervorrufen, — jetzt hätten Kaſſels Bürger ſich feſt um ihren Fürſten ſchaaren und den Hanauer Schimpf von ſeiner Krone abwehren müſſen, mochte er früher auch noch ſo viel geſündigt haben. In der That wurden anfänglich viele mißbilligende Stimmen laut. Henkel wollte nichts von ihnen wiſſen; der im Kampfe für die Freiheit ergraute B. W. Pfeiffer erklärte es für unmöglich, daß der Fürſt ſich den in ſolcher Weiſe ausgeſprochenen Forderungen füge. Und doch dauerte es nicht lange, ſo machte in Kaſſel faſt Alles mit den Hanauern gemeinſchaftliche Sache. Wahrlich, ich ſage es mit tiefem Bedauern, aber ich muß es ſagen um der Wahrheit willen: Kaſſel's Bürgerſchaft hat am 11. März 1848 nicht die ehrenvollſte Rolle geſpielt. Auch unter all' den Geiſtlichen, die am 6. März ſo bereit zur Mitwirkung geweſen, als es galt, den Fürſten zum Nachgeben zu beſtimmen, fand ſich keiner, der es gewagt hätte, am 11. März die Aufruhr drohenden Unterthanen an ihre Pflicht zu erinnern. Alles, Alles ſchien gelähmt. Dagegen hatte der damalige Erbgroßherzog, jetzige Großherzog von Darmſtadt, in einem eigenhändigen Schreiben den Kurfürſten dringend zum Nachgeben ermahnt; daſſelbe hatte der expreß herbeigeeilte Graf von Yſenburg mündlich gethan. Solchem allgemeinen Andringen konnte der Fürſt bei allem perſönlichen Muth und ungeachtet ſeines Eigenſinns nicht widerſtehen. Er mußte nachgeben; aber mit welchen Gefühlen dies geſchehen ſein mag, iſt leicht zu ermeſſen. Im Berliner Schloſſe, wo damals noch Herr von Canitz miniſtrirte, ſoll man in ſtolzer Sicherheit über die „Rathloſigkeit" des Kurfürſten gelächelt haben; am 19. März lachte man auch dort nicht mehr. — Genug, der Kurfürſt vollbrachte nothgedrungen einen ſchweren Act der Selbſtüberwindung. Der Juſtizminiſter, Herr v. Baumbach, welcher in der Nacht vom 10. auf den 11. März noch halb krank von Rinteln angelangt war, und Mordhutt unterzeichneten die Proclamation vom 11. März, welche Alles gewährte. Zugleich wurden Eberhard (zuerſt mit dem Titel Regierungsrath, ſpäter Staatsrath), Oberberg-

Digitized by Google

werksdirector Schwedes und Oberſt Weiß zu „proviſoriſchen" Vorſtänden des Innern, der Finanzen, des Kriegs erhoben; das Auswärtige verſah einſtweilen Legationsrath v. Meyer. Die Abneigung gegen Wippermann ſcheint zu jener Zeit an hoher Stelle noch nicht überwunden geweſen zu ſein; doch wurde er auf Eberhard's Verlangen als vortragender Rath in's Miniſterium des Innern gezogen und zum Landtagscommiſſar für den am 13. März wieder zuſammentretenden Landtag beſtellt.

Die Hanauer Deputation fuhr am Abend des 11. März bei Fackelſchein triumphirend ab. Den Hanauer Bürgern oder vielmehr den damals aus ganz Süddeutſchland dort zuſammengeſtrömten Abenteurern ſoll die Gewährung ihrer dictatoriſchen Forderungen ſehr überraſchend, ja zum Theil ſehr unwillkommen geweſen ſein. Man feierte Sonntags den 12. März unter freiem Himmel einen Dankgottesdienſt. Ob neben den Sünden der Fürſten auch die der Unterthanen zur Sprache gekommen ſind, weiß ich nicht. Die Namen der populären Miniſter wurden im ganzen Lande mit Jubel begrüßt; doch äußerten viele beſonnene Freunde der Freiheit ſchon damals die Beſorgniß, daß an den auf ſolche Weiſe erpreßten Zugeſtändniſſen ein Unſegen haften werde. Ohne Zweifel würde ſich die Stellung des Märzminiſteriums bedeutend gebeſſert haben, wenn ſich ein Weg hätte finden laſſen, auf welchem dem Fürſten, gegenüber der durch die Hanauer Adreſſe ihm zugefügten öffentlichen Kränkung, auch irgend eine öffentliche Genugthuung hätte verſchafft werden können.

Faſſen wir nun zunächſt den Mann in's Auge, nach welchem das Märzminiſterium gewöhnlich benannt worden iſt, obgleich nicht er, vielmehr Wippermann der ausgezeichnetſte ſtaatsmänniſche Kopf und das beherrſchende Princip in dieſem Cabinet geweſen zu ſein ſcheint. Bernhard Eberhard, aus der Grafſchaft Hanau gebürtig, angehender Fünfziger, homo novus, früher vielgeſuchter Obergerichtsanwalt, nachher Bürgermeiſter (ſeit Erlaß der Gemeindeordnung Oberbürgermeiſter) in Hanau. Er war eins der einflußreichſten Mitglieder des conſtituirenden Landtags, desgleichen Mitglied des langen Parlaments, nachher wiederholt zum Deputirten gewählt; doch hatte er die Wahl zum letzten vormärzlichen Landtag nicht angenommen, man ſagt aus einer, allerdings wohl gerechtfertigten, Sorge für die Zukunft ſeiner Kinder. Als Landtagsabgeordneter hat er nicht blos in Rechtsfragen, ſondern auch in Budgetſachen, und als Mitglied des permanenten Ausſchuſſes die wichtigſten Dienſte geleiſtet, wirkte in gemäßigt-liberalem Sinne, ging Hand in Hand mit Schomburg und Dedolph, ſtand indeß weiter nach links, als ſein Miniſtercollege Herr von Baumbach. Schon zwei Tage nach dem Bekanntwerden der Februarrevolution wendete er ſich mit dem Stadtrath in einer loyalen Beſchwerdeſchrift an den Kurfürſten, ohne zu ahnen, zu welchen hochgeſpannten Forderungen er ſchon wenige Tage darauf würde fortgeriſſen werden. Doch ſuchte er als Mitglied des Hanauer Volksausſchuſſes den Ungeſtüm der

Digitized by Google

dortigen Bewegung zu mäßigen. Indeſſen mußte die Mitunterzeichnung des Ultimatums ihm nothwendig ſeine Stellung nicht allein dem Fürſten, ſondern auch den Hanauer Unruhſtiftern gegenüber ſpäterhin ſehr erſchweren. Eine ſeiner erſten Regierungshandlungen war es, dem Märtyrer Jordan und den Profeſſoren Hildebrand und Bayrhoffer, desgleichen den Hersfelder Lehrern Jakobi und Berlit die Aufhebung ihrer zum Theil wenigſtens willkürlich verfügten Suspenſion und dem Erſtgenannten zugleich den Urlaub zum Eintritt in die Ständeverſammlung zu verkünden, welche inzwiſchen durch freiwilliges Ausſcheiden von den meiſten unheimlichen Nachtgeſtalten der vormärzlichen Zeit geſäubert war, während mancher darin zurückbleibende Finſterling eiligſt ein „demokratiſches Lichtgewand" überzog. Raſch ging es an die Ausführung der verheißenen Reformen, in welchen Kurheſſen dem ganzen übrigen Deutſchland voraneilte. Man hat Eberhard von verſchiedenen Seiten den Vorwurf gemacht, daß er ſich der Anarchie gegenüber ſchwach gezeigt habe. Schwerlich ganz mit Unrecht. Eberhard iſt ein ſtrengrechtlicher, ſehr wohlwollender und humaner Mann, von hellem Verſtand und warmem Herzen, frei von Eigennutz und Ehrgeiz, nichts weniger als glatter Hofmann, aber kein Mann der energiſchen That. Die von den Ständen des Jahres 1847—48 auf Antrag der Deputirten König, Lederer, Victor wiederholt angebotene Mitwirkung zu kräftiger Unterdrückung der in verſchiedenen Landestheilen ausgebrochenen anarchiſchen Regungen wurde nicht benutzt, obgleich die pflichtwidrige Haltung vieler Bürgergarden in Stadt und Land das von Victor beantragte Geſetz auf Haftbarmachung der Gemeinden für den in ihren Gemarkungen angerichteten Schaden, vorbehaltlich Regreſſes gegen die Uebelthäter — ſehr wünſchenswerth und wohlgerechtfertigt erſcheinen ließ. Dennoch würde man Eberhard Unrecht thun, wenn man ſeine Handlungsweiſe blos aus Mangel an Thatkraft ableiten wollte; ſie entſprang zum Theil wenigſtens aus der Anſicht, daß man, um ein Zurücktreten der Krankheit zu vermeiden, dieſelbe müſſe austoben laſſen. Dadurch ſind allerdings blutige Conflicte in Kurheſſen vermieden worden. Während ſeiner Advocaten- und Bürgermeiſterlaufbahn fehlte es ihm für ſeinen Miniſterberuf an genügender praktiſcher Vorbildung im höhern Verwaltungsfach, was ſich namentlich bei der durchgreifenden Reorganiſation der Verwaltung fühlbar machte.

Der Juſtizminiſter Moritz von Baumbach (vermählt in zweiter Ehe mit einer ihm in jeder Hinſicht ebenbürtigen Frau, Tochter des erſten Miniſters v. Schenk zu Schweinsberg und Schweſter von Wilhelm Herrn v. Schenck, Vorſtand des auswärtigen Departements im März-Miniſterium) ſtammt aus einer der älteſten heſſiſchen Adelsfamilien, welche, ſpäter in zahlreiche Linien getheilt, durch ganz Heſſen ſo viele zerſtreute Lehngüter erwarb, daß ihnen über 50 Lehnbriefe ausgefertigt worden ſind. *) Er gehört der ältern, Reinhardiſchen Linie

*) Der urſprüngliche Sitz der Familie iſt das Dorf Baumbach an der Fulda; ſeit der

von Baumbach-Kirchheim an und iſt der Bruder des nicht blos in Heſſen, ſondern auch bei den Mitgliedern der Paulskirche noch im ehrenvollen Andenken ſtehenden Ludwig von Baumbach, welcher bekanntlich im vorigen Jahre mit ſeiner zahlreichen Familie nach Amerika ausgewandert iſt. Ueberhaupt haben ſich zumal die Männer dieſer ältern Linie durch uneigennützige Vaterlandsliebe ausgezeichnet. Moritz von Baumbach, geboren 1789 zu Maſtricht, wo ſein Vater Militär war, wurde in weſtphäliſcher Zeit (1808) Aſſeſſor bei dem Diſtrictstribunal in Hersfeld, bald beim Tribunal in Kaſſel; nach der Auflöſung des Königreichs Weſtphalen 1813 Staatsraths-Auditor, machte den Feldzug von 1814 als Oberjäger im freiwilligen Jägercorps mit, war bei dem verunglückten Verſuch zur Ueberrumpelung der Feſtung Luxemburg, erhielt 1814 den Orden vom eiſernen Helm (unſer „eiſernes Kreuz"), 1815 den K. Preuß. Johanniterorden, wurde Aſſeſſor bei der Regierung in Kaſſel, erhielt 1815 den Charakter als Juſtizrath, wurde 1816 wirklicher Regierungsrath, 1821 Obergerichtsrath bei dem Civilſenat des Obergerichts zu Kaſſel und Mitglied der juriſtiſchen Prüfungscommiſſion, von 1825 bis November 1834 Mitglied des Civilſenats beim Oberappellationsgericht unter Haſſenpflug als Obergerichtsdirector nach Rinteln verſetzt, jetzt von demſelben Miniſter als Ober-Präſident des Obergerichts zu Marburg beſtellt. — Als Vertreter der Ritterſchaft ſaß er in dem erſten verfaſſungsmäßigen Landtag (1831 bis 1832) und war in der letzten Zeit dieſes Landtags Präſident der Ständeverſammlung. Würdevoll präſidirte er auch den Landtagen von 1839 und 1842, er ſelbſt Vertreter der Schaumburgiſchen Städte. Als Mitglied des Landtags von 1832 gehörte er zu Haſſenpflug's Anklägern; hierdurch und durch die Zurückſendung des angebotenen Kammerherrnſchlüſſels ſoll ſeine Entfernung aus dem Oberappellationsgericht veranlaßt worden ſein. 1839 brach er als Landtagspräſident auf den Proteſt des Landtagscommiſſar Scheffer die Discuſſion über den hannover'ſchen Verfaſſungsumſturz ab, weil er dieſelbe für nutzlos hielt und Auflöſung des Landtags fürchtete. So kam es, daß das Attentat Ernſt Auguſts allein in der kurheſſiſchen Kammer unbeſprochen blieb. Herr von Baumbach wirkte überall in verſöhnendem, gemäßigt liberalem Geiſte. Er iſt ohne Zweifel einer unſerer fleckenloſeſten und nobelſten Charaktere, ein Edelmann im beſten Sinn des Worts, von

---

Mitte des 14. Jahrhunderts beſaß ſie das Schloß Tannenberg, unweit Rentershauſen, womit der Abt von Hersfeld das Haus Heſſen belehnt hatte, als Afterlehen von Heſſen. Viele Söhne des Geſchlechts haben den Landgrafen in Krieg und Frieden wichtige Dienſte geleiſtet, andere ſtanden mit denſelben in blutiger Fehde, weshalb Burg Tannenberg von den Landgrafen zweimal belagert und erobert ward. Ein Heinrich von Baumbach rettete z. B. 1260 während des heſſiſchen Erbfolgekrieges den erſten Landgrafen Heinrich das Kind, den Enkel der heiligen Eliſabeth, bei einem Kriegszuge durch Verwechſelung der Kleider, während ſein Bruder Lotz auf Meißniſcher Seite focht. Der Name Baumbach kommt in Kurheſſen ſo häufig vor, daß der ehemalige König von Weſtphalen damals, als ihm Namen zur Beſetzung der neugeſchaffenen Stellen vorgeſchlagen wurden, ſehr erſtaunt ausrief: mais mon Dieu, toujours Baumbach!

Digitized by Google

ſtrengſter Gewiſſenhaftigkeit und hoher ſittlicher Würde, bieder und gerade und doch an ſich haltend und verſchloſſen, menſchenfreundlich gegen Jedermann, aber ohne die Energie der ſchaffenden Kraft, bei einem bedeutenden Vermögen einfach in ſeiner ganzen Lebensweiſe aus Neigung und Grundſatz, aber gegen Nothleidende in großartiger Weiſe freigebig; ſehr uneigennützig — als Landſtand nahm er nicht einmal Diäten an —, wegen der Vorzüge ſeines Geiſtes und Herzens verehrt von Allen, die ihn kennen, und doch höchſt beſcheiden, ja faſt ſchüchtern und leicht verlegen in ſeinem Auftreten, außer wo die Pflicht ruft; ein ausgezeichneter Juriſt, doch als Geſetzgeber nicht immer praktiſch, wie ſeine Geſetze zeigen, z. B. das über Abſchaffung der körperlichen Züchtigung beim Civil-Strafverfahren, insbeſondere wegen der darin enthaltenen Beſtimmung über Behandlung der Schulkinder, welche denſelben aus mißverſtandener Humanität einen wahren Freibrief für alle polizeilich abzuſtrafenden Vergehen ausſtellt, wie unſer Altmeiſter, der Oberappellationsrath Kulenkamp, im „Rechtsfreund" überzeugend dargethan hat. Ein dem Fürſten naheſtehender Militär hat Herrn von Baumbach jede ſtaatsmänniſche Ader abgeſprochen — das iſt übertrieben; aber wahr iſt, daß er ſeiner ganzen Natur nach mehr zum Richter, als zum Staatsmann geeignet erſcheint. Das wird dem trefflichen Mann um ſo weniger zum Vorwurf angerechnet werden, als er nicht nach eigenem Wunſch Miniſter geworden iſt, ſondern aus Pflichtgefühl. Daß nicht einmal dieſer milde, loyale und noch vor allen Zwangsdemonſtrationen berufene Mann im Stande geweſen iſt, eine Brücke zu ſchlagen zwiſchen dem Fürſten und dem Märzminiſterium, das iſt uns immer als ein beſonders betrübendes Zeichen dafür erſchienen, wie ſchwer es bei uns ſein muß, des Kurfürſten menſchliches Vertrauen zu erwerben.

Das Portefeuille des Finanzminiſteriums befand ſich vom März bis gegen Ende Auguſt 1848 in den Händen des Oberbergwerksdirectors Schwedes. Dieſer alte Herr iſt ein kluger und gewandter, in ſeinem Berufsfache hochverdienter und ſehr von ſich eingenommener Geſchäftsmann. Er hat gewöhnlich für Kurheſſen die Unterhandlungen mit auswärtigen Staaten geleitet; aber nicht jeder der vielen Orden, die er bei ſolchen Gelegenheiten erhalten, iſt ein Zeugniß, daß er die heſſiſchen Intereſſen mit der gehörigen Umſicht und Kraft vertreten habe. Er gilt für einen Mann nicht von feſtem Charakter, wohl aber von vieler natürlichen Bonhommie; als Märzminiſter ſaß er gemüthlich wie ein Saul unter den Propheten. Die übereilte Herabſetzung der Gewerbeſteuer und die erfreuliche Regelung der Rotenburger Quart-Verhältniſſe fällt in ſeine Dienſtführung. Er trat zurück, angeblich aus Geſundheitsrückſichten, eigentlich deshalb, weil er ſeine alternden Schultern der Laſt ſeines Amtes nicht mehr gewachſen fühlte. Der heſſiſche nationale Katarrh: „allerhöchſte Ungnade" traf ihn wegen Herabſetzung der Civilliſte wenigſtens in keinem höhern Grade, als jedes andere Mitglied des damaligen Miniſteriums.

Digitized by Google

Sein Amtsnachfolger war der noch im kräftigſten Mannesalter ſtehende, durch unverwüſtliche Arbeitskraft ausgezeichnete, im Feuer langjähriger Verfolgung erprobte Karl Wilhelm Wippermann. Auch er iſt aus alter Familie. Sein Geſchlecht ſtammt aus dem Braunſchweigiſchen her und nannte ſich ehemals von der Wipper. Der Adel reicht bis zum Anfang des 12. Jahrhunderts hinauf, wetteifert alſo mit den älteſten Geſchlechtern in Deutſchland.*) K. W. Wippermann, geb. im Jahre 1800, ſtudirte ſeit 1819 in Marburg und Göttingen die Rechte, wurde im Jahre 1823 Procurator, 10 Jahre ſpäter Bürgermeiſter in Rinteln. Als beſter Advocat der Grafſchaft und Herausgeber eines beliebten Volksblattes gewann er in Stadt und Land großes Vertrauen, beſonders bei den Bauern. Ende 1832 wurde er von denſelben in den Landtag gewählt und blieb auf den folgenden Landtagen Vertreter der Schaumburger Bauern, auch nachdem er ſeinen Wohnſitz nach Kaſſel verlegt hatte. Als bewährter Finanzmann wurde er im Landtag dauernd zum Referenten über die ſchwierige Budgetangelegenheit gewählt; man nannte ihn wegen ſeiner gründlichen und umfaſſenden Berichte ſcherzweiſe den „ſtändiſchen Probator.“ Als Mitglied des zur Prüfung der Anrechte des Landes auf die Rotenburger Quart niedergeſetzten Ausſchuſſes lieferte er eine zunächſt freilich erfolgloſe, aber durch Gründlichkeit ausgezeichnete hiſtoriſch-ſtaatsrechtliche Deduction. Außerdem war er beſonders thätig als Mitglied und

---

*) Schon in einer Urkunde von 1129 findet ſich ein Ludwig von der Wipper und in einer andern ein Enno von der Wipper. Später nannten ſie ſich „von der Wipper, genannt Wippermann,“ endlich ſchlechtweg Wippermann. Der letzte Sproſſe der Familie, welcher den Adel führte, war der im Jahre 1798 verſtorbene heſſiſche Oberſt Friedrich David v. Wippermann. — Durch beſondere Unglücksfälle ihrer Güter beraubt, zog die Familie ſich 1253 zugleich mit den von Aſſeburg in's Paderborn'ſche. Nach der Reformation wegen ihrer Religion hart verfolgt, begaben ſich die Glieder dieſer Familie abermals in andere Länder, größtentheils in die Grafſchaft Schaumburg, in das Bremiſche Gebiet, ſpäter auch in das Würtembergiſche und Badenſche. Die Beneficien und Gerechtſame, welche die Familie noch jetzt genießt, ſchreiben ſich her von dem reichen und kinderloſen Licentiaten beider Rechte, Domſcholaſter an der Metropolitankirche des vormaligen Erzbisthums Bremen und herzogl. holſt. Geheimenrath Engelbert von der Wipper, genannt Wippermann. Er fundirte eine juriſtiſche Familien-Profeſſur an einer evangeliſchen Univerſität, wozu die Teſtaments-Executoren die damals (1621) neu gegründete Univerſität Rinteln erwählten, und zu deren Beſetzung der Senior der Familie nach gepflogener Berathung mit den Agnaten jedesmal zunächſt ein qualificirtes Subject aus der Wippermann'ſchen Familie zu präſentiren verpflichtet war. Hierdurch war den Gliedern derſelben ein mächtiger Antrieb gegeben, ſich mit beſonderer Vorliebe dem Studium der Rechtsgelahrtheit zu widmen, und viele haben darin Ausgezeichnetes geleiſtet. Unſer Karl Wilh. Wippermann iſt der älteſte Sohn des vor einigen Jahren verſtorbenen letzten Rinteln'ſchen Profeſſors, nachherigen Obergerichtsraths J. G. Liborius Wippermann, der Enkel des ausgezeichneten Primarius der Juriſten-Facultät und Profeſſors der Geſchichte, Politik und Geographie K. W. Wippermann aus Ludwigsburg, und der Urenkel des berühmteſten herzogl. würtemb. Stallmeiſters Joh. Libor. Wippermann zu Ludwigsburg, welcher zweimal einen Ruf nach Paris erhielt, den er jedoch in treuer Anhänglichkeit an ſeinen Herzog ausſchlug. Mehr darüber für curiöſe Antiquare in Strieder's heſſiſcher Gelehrtengeſchichte und Siebmacher's Wappenbuch.

Digitized by Google

Berichterſtatter des permanenten Ausſchuſſes und des Rechtspflege-Ausſchuſſes. Eine für die Thätigkeit des permanenten Ausſchuſſes ſehr wichtige Principienfrage, welche von der — wie es ſcheint — ermatteten Ständeverſammlung übergangen wurde, nahm Wippermann als perſönliche Angelegenheit auf und kämpfte ſie ſiegreich durch. Haſſenpflug nämlich, welcher fortwährend bemüht war, die Wirkſamkeit des permanenten Ausſchuſſes zu lähmen, weigerte ſich, deſſen Mitgliedern während ihres Aufenthaltes in Kaſſel die Tagegelder zukommen zu laſſen, welche die Verfaſſungsurkunde den Mitgliedern der Ständeverſammlung bewilligt; nach Gutdünken wollte er Tagegelder nur dann zahlen laſſen, wenn von ihm die Nothwendigkeit anerkannt ſei, daß der Ausſchuß aus beſonderer Veranlaſſung zuſammentreten müſſe. Wippermann führte dagegen eine Gerichtsentſcheidung herbei, welche gegen Haſſenpflug's Anſicht dem Ausſchuß das Recht zuerkennt, nach freiem Ermeſſen ſich zu verſammeln und ſo lange, als er es für nöthig erachtet, verſammelt zu bleiben, ohne daß dieſe Befugniß durch eine Staatsbehörde beſchränkt werden dürfe. Eifrig half Wippermann die Anklage Haſſenpflug's betreiben, während Henkel und der damals noch liberale Scheffer deren Erfolgloſigkeit vorherſagten. Um den wichtigen Mann als ſtändiges Mitglied des permanenten Ausſchuſſes in Kaſſel feſtzuhalten, wählte ihn, nach Schomburg's Wunſch, der Magiſtrat und Bürgerausſchuß der Reſidenz zum zweiten Stadtvorſtand; Haſſenpflug verſagte die Beſtätigung. Da gab man ihm das Ehrenbürgerrecht und machte ihn zum zweiten Stadtſecretär. Auch das ſuchte Haſſenpflug durch rabuliſtiſche Geſetzauslegung zu verhindern. Weil nämlich die Gemeindeordnung vorſchreibt, daß der Stadtſecretär auf Lebenszeit gewählt werden ſoll, gab es Haſſenpflug wegen des im Geſetz gebrauchten Singularis für eine Geſetzwidrigkeit aus, neben einem ſchon vorhandenen Secretär noch einen zweiten in Wippermann's Perſon zu wählen. Doch die Gerichte ſchützten die Gerechtſame der Stadt: Wippermann blieb ſeit 1835 als Argus-äugiger Wächter unſerer faſt ſtets bedrohten verfaſſungsmäßigen Rechte in Kaſſel. Männer von feinerem Ahnungsvermögen lebten ſchon in den dreißiger Jahren in der Erwartung, daß Wippermann einſt noch Miniſter werden müſſe, und machten ihm in auffallender Weiſe den Hof, zogen ſich aber nach eingetretener Reaction ſchon vor ihm zurück. Scheffer ſuchte den läſtigen Gaſt im Jahre 1847 durch das von der Regierung höchſt willkürlich aufgeſtellte Standes- und Wohnungsprincip — und als dieſer Vorwand durch anderweitige Wahl beſeitigt war, durch eine frivole Anklage wegen einiger in die „Deutſche Zeitung“ gelieferten Correſpondenzartikel, worin die heilloſen kurheſſiſchen Zuſtände mit großer Mäßigung beſprochen waren, von der letzten vormärzlichen Ständeverſammlung auszuſchließen; ja er ſuspendirte ihn ſogar durch einen offenbaren Gewaltſchritt von ſeinen ſtädtiſchen Aemtern, wogegen die ſtädtiſchen Behörden bei den Gerichten Schutz ſuchten und fanden. Natürlich wurde Wippermann freigeſprochen; „die Hand des Richters ſtreifte blos über ihn hin,“ wie er ſich

Digitized by Google

ſelbſt bei ſeinem Eintritt in die Ständeverſammlung am 13. März 1848 ausdrückte. Bei dieſer Gelegenheit war es, wo er unter andern folgende Worte ſprach: „Jene Republik in Deutſchlands Nachbarſchaft ſoll mich nicht einen Schritt über meine bisherige Richtung hinausbringen; ich huldige auch ferner der conſtitutionellen Monarchie mit wahrer Vertretung des Volkes.“ Er hat Wort gehalten. Darauf wurde er zum Landtagscommiſſar ernannt, wohnte bald nachher dem Vorparlament bei, wurde Mitglied des Fünfziger-Ausſchuſſes, endlich von der Grafſchaft Schaumburg in's Reichsparlament, ſpäter auch in's Erfurter Volkshaus gewählt. In der Paulskirche beſtieg er bei dem großen Andrang von Rednern die Rednerbühne faſt nie, arbeitete aber deſto fleißiger in den Ausſchüſſen, beſonders im Verfaſſungsausſchuß. Er gehörte dem linken Centrum an, nur in der Frage über den Malmöer Waffenſtillſtand ſtimmte er unbegreiflicher Weiſe mit der Linken. In der deutſchen Frage anfangs großdeutſch geſinnt, brachte er noch nach der erſten Leſung der Frankfurter Verfaſſung einen Toaſt auf ein deutſches Reich aus, „ſo weit die deutſche Zunge klingt,“ ſtimmte im Miniſterium, wie beſtimmt verſichert wird, gegen den Anſchluß an das Bündniß vom 26. Mai, hat es aber nachher, als er überſtimmt war, ehrlich mit aller Kraft unterſtützt und gefördert. Seine parlamentariſche Thätigkeit wurde unterbrochen, als er am 25. Aug. 1848 mit dem Titel Staatsrath das drückende Portefeuille der Finanzen übernahm. Es war gewiß mehr als Phraſe, wenn er am 26. Aug. in der Kammer erklärte: „Ich fühle das ganze Gewicht der Laſt, die dadurch auf mich gelegt worden iſt, und habe längere Zeit erwogen, ob ich in der That dieſem Amt gewachſen ſei. Endlich habe ich es für meine Pflicht gehalten, den drängenden Zeitverhältniſſen nachzugeben.“ Die Finanzlage wurde immer ſchwieriger. Wippermann ſah ſich ſogar einmal genöthigt, um den Staatscredit aufrecht zu erhalten, in Abweſenheit der Ständeverſammlung zu einem verantwortungsvollen heroiſchen Mittel zu greifen, wofür er von der Kammer einer Indemnitätsbill bedurfte. Fürwahr nicht jedem Finanzminiſter würde dieſelbe zu Theil geworden ſein; wurde doch ſogar gegen Wippermann von einer gewiſſen Seite her das Wort „Anklage“ laut. Uebrigens ſcheinen ſeine finanziellen Talente im Ganzen doch mehr kritiſcher, als organiſatoriſcher Natur zu ſein. Wenigſtens iſt er auf den ſehr beachtenswerthen, neuerdings von Haſſenpflug ausgeführten Antrag des Deputirten Hildebrand auf eine Geſetzvorlage wegen Aufhebung der überaus koſtſpieligen und zum Theil als wahre Sinecuren zu betrachtenden höhern Finanzcollegien und Erſetzung derſelben durch Referenten beim Miniſterium — nicht eingegangen, vielleicht aber auch nur durch plötzliche Entlaſſung daran verhindert worden. Die durch dieſes Ereigniß ihm octroyirte Muße hat er zur Bearbeitung der „Geſchichte Kurheſſens ſeit dem Freiheitskriege“ benutzt. Zwar enthält ſich Wippermann bei ſeiner Geſchichtserzählung des eigenen Urtheils faſt gänzlich; aber gerade dadurch, daß er die Thatſachen ſelbſt reden

Digitized by Google

läßt, iſt das Buch die beredteſte Anklageacte gegen Haſſenpflug und Scheffer geworden, wenn es auch in der Form viel zu wünſchen übrig läßt. Wippermann iſt ein ausgezeichneter rationaliſtiſcher Juriſt, ein ungeheurer Arbeiter, im Märzminiſterium der beſte Staatsmann, ſoweit es auf Klugheit, Gewandtheit, Feſtigkeit und Energie ankommt. Er brach zuerſt offen und entſchieden mit der Demokratie, drohete bei den ſich wiederholenden Straßenexceſſen mit dem Belagerungszuſtand und fiel darüber bei den „Rothen“ in ſolche Ungnade, daß er eine Zeit lang einer Bürgergardenwache in ſeinem Hauſe bedurfte. Er iſt gutmüthig, im höchſten Grade gefällig, jedoch auch nicht ganz frei von Ehrgeiz und Egoismus. Obwohl in religiöſer Hinſicht auf einem keineswegs engherzigen Standpunkt ſtehend, ſoll er doch im Miniſterium ſich bisweilen intolerant gezeigt haben bei Anſtellung orthodoxer Geiſtlichen, während Eberhard gegen alle religiöſen Richtungen eine gleichmäßige und conſequente Toleranz bewahrte. Ebenſo haben die unter Wippermann ſtehenden Beamten ihrem Chef bisweilen Etwas von der Eberhard'ſchen Humanität gewünſcht. Wippermann iſt vorwiegend Verſtandesmenſch; daher hat er als Menſch nicht eben viele perſönlichen Freunde, aber als politiſcher Charakter zahlreiche Verehrer. Indeſſen wird er ſogar von manchen Parteigenoſſen mit Mißtrauen betrachtet; dies mag Wippermann zum Theil ſelbſt verſchuldet haben durch eine gewiſſe Neigung zur Liſt und Intrigue, die Freund und Feind ihm übereinſtimmend zur Laſt legen, vielleicht ein Ueberbleibſel ſeiner frühern Advocatenlaufbahn. Aus dieſer advocatiſchen Richtung erklärt ſich auch der formell vollkommen gerechtfertigte, und materiell doch ſehr zu beklagende Antrag Wippermann's bezüglich der Steuererhebung, welchen die Ständeverſammlung in der Sitzung vom 31. Aug. d. J. adoptirt hat. — Wippermann ſtand verhältnißmäßig am beſten unter allen Märzminiſtern beim Fürſten angeſchrieben, obwohl es auch mit ihm nicht bis zu einem eigentlichen Vertrauensverhältniß kam. Jene günſtigere Stellung mochte zum Theil daher kommen, daß Wippermann ſich mit größerer Gewandtheit als mancher ſeiner Collegen in die glatten Formen des Hoflebens hineinzuleben gewußt hatte; zum Theil war ſie aber auch die Folge davon, daß er bei Verhandlung der Civilliſtenfrage in der Kammer das Recht des Kurfürſten kräftig gewahrt hatte, und zwar zu einer Zeit, wo noch Muth hierzu gehörte. Vielleicht ſog das Mißtrauen gerade aus dieſer ſcheinbar bevorzugten Stellung Wippermann's Nahrung; obwohl ganz ungegründeter Weiſe. Er hat in böſen und — was bekanntlich ſchwerer iſt — auch in guten Tagen politiſche Farbe gehalten. Er iſt auch noch Miniſter der Zukunft geblieben, was ſich nicht von allen ſeinen Miniſtercollegen behaupten läßt.

Den häufigſten Perſonenwechſel erfuhr während der kaum zweijährigen Dauer dieſes Cabinets das Kriegsminiſterium hauptſächlich wegen der vielfachen perſönlichen Conflicte, in welche der § 107 der Verfaſſungsurkunde den verantwortlichen Miniſter mit dem unverantwortlichen „oberſten Militärchef“ brachte. Verbrauchten

Digitized by Google

alle deutſchen Staaten ſo viele Kriegsminiſter als Kurheſſen, ſo würde man ſie bald aus Rußland verſchreiben müſſen. Zunächſt verſuchte der von der öffentlichen Stimme faſt einſtimmig zu dieſem Poſten auserſehene Oberſt **Weiß** ſein Heil. Obwohl mit widerſtrebendem Herzen übernahm er doch aus Pflichtgefühl das dornenvolle Amt, war aber als Gemüthsmenſch dieſer aufreibenden Stellung nicht lange gewachſen und ſah ſich ſchon im Juli 1848 in Folge ſeines höchſt angegriffenen Nervenzuſtandes zum Rücktritt genöthigt. Er iſt der Sohn eines verſtorbenen Geiſtlichen, geboren in einer Garniſonsſtadt unweit Kaſſel, trat als fünfzehnjähriger Knabe zu weſtphäliſcher Zeit in das Chaſſeursgarde-Bataillon ein, wurde bald Officier, machte noch ſehr jung beide Feldzüge nach Frankreich mit, ſtieg, ohne ſich beſonderer Fürſtengunſt zu erfreuen, ziemlich raſch von Stufe zu Stufe, war auch kurze Zeit hindurch Chef des Generalſtabs und iſt jedenfalls einer unſerer ausgezeichnetſten Stabsofficiere, überhaupt ein Mann von vielſeitiger Bildung. Zu dieſer Tüchtigkeit hat er ſich ſo, wie der verſtorbene Generalmajor Schmidt, durch Privatſtudien emporgearbeitet. Noch als Lieutenant wollte der eben ſo beſcheidene, als wiſſensdurſtige Mann, der, indem er den ſtrengſten Maßſtab an ſich ſelbſt legte, immer auf's lebhafteſte bedauerte, daß er in ſeinen Knabenjahren nicht mehr gelernt habe, gern die Univerſität beſuchen, konnte aber keinen Urlaub erlangen; die Wachtparade ging natürlich vor. **Weiß** iſt zwar kein Staatsmann, aber ein Mann von ſeltener Reinheit des Charakters. Selbſt ältere Kameraden ſahen zu dem frommen, aber nicht kopfhängeriſchen, zu dem ſittlich ſtrengen, aber nicht pedantiſchen „Paſtorenjungen", der wohl nie einen martialiſchen Fluch über ſeine Lippen gebracht hat, mit einem gewiſſen Reſpect empor; jüngern Kameraden wär er ein treuer Berather und Warner, deſſen freundliches Wort faſt immer guten Ort fand. Ueber die gewöhnlichen Schwächen und Vorurtheile ſeines Standes iſt er weit erhaben. Obgleich von Natur weich und mild, hat er doch, wo es darauf ankam, Feſtigkeit, Entſchloſſenheit und kaltblütigen Muth gezeigt. Mehr beharrlich durchgreifende Energie wäre ſeinem Charakter allerdings zu wünſchen; doch hat er auch von dieſer Eigenſchaft eine Probe abgelegt, die ihm ſehr ſchwer angekommen ſein muß, die aber gleichwohl beim Officiercorps ſcharfen Tadel gefunden und bis über Deutſchlands Grenzen hinaus tiefe Senſation erregt hat. In die Zeit ſeines Miniſteriums fiel bekanntlich der Gardeducorps-Exceß vom 9. April und die Erſtürmung des Zeughauſes. In Folge hiervon wurde am 10. April durch kurfürſtliche Proclamation die Diviſion der Gardeducorps für aufgelöſt erklärt. Das war allerdings eine harte Maßregel; denn an dem Exceß hatten ſich nur ungefähr zwanzig Soldaten aus zwei Schwadronen betheiligt. Und doch konnte **Weiß**, konnte das Miniſterium nicht anders handeln, um das grenzenloſe Mißtrauen, die traurige Nachwirkung früherer Jahre, — um die furchtbare, an den Grundfeſten des Thrones rüttelnde Aufregung zu beſchwichtigen. Hatten doch ſogar

Digitized by Google

zwei zur Beruhigung der Gemüther herbeigeeilte hochgeſtellte Staatsdiener in jener Schreckensnacht laut ausgerufen: „das kann dem Kurfürſten den Thron koſten!“ Die Aeußerung war unvorſichtig und konnte die Erhitzung der Gemüther leicht noch ſteigern; aber ſie beweiſt auch, daß die Aufregung ſchon eine furchtbare Höhe mußte erreicht haben. Das ergibt ſich auch daraus, daß ein fanatiſcher Menſch auf öffentlichem Platze vor einem verſammelten Volkshaufen unangefochten den Schwur ausſprechen konnte, daß er den Kurfürſten mit dieſem ſeinem Gewehre erſchießen werde, wofern derſelbe nicht bis zum Mittag das Regiment aufgelöſt habe. Die Auflöſung des ſtolzen Eliten-Corps war damals durch die Rückſichten einer höhern politiſchen Klugheit im Intereſſe des Fürſten ſelbſt geboten, wenn gleich ſie ein „Schnitt in's Fleiſch“ war. Dagegen ſcheint Weiß von dem Vorwurf der Unvorſichtigkeit hinſichtlich der ungenügenden Bewachung des Zeughauſes nicht ganz freigeſprochen werden zu können, — ein Vorwurf, der freilich ſeine Amtsvorgänger ebenſowohl mittrifft. Eine ſeiner erſten und dankenswertheſten Miniſterhandlungen war die Erwirkung einer höchſten Entſcheidung, wodurch die Feſtung Spangenberg und das Caſtell zu Kaſſel, ſoweit dieſelben als Strafanſtalten für Militär- und Civilperſonen dienen, ſo wie deren Commandanten, unter das Kriegsminiſterium geſtellt werden, während ſie früher unmittelbar unter dem „oberſten Militärchef“ ſtanden. Durch dieſe Maßregel wurde das Schickſal der vorher oft mit übergroßer Strenge behandelten Gefangenen weſentlich erleichtert. Nachdem Weiß aus Geſundheitsrückſichten ſeine Entlaſſung genommen und ſich einigermaßen wieder erholt hatte, wurde er als Regiments-Commandeur nach Hanau verſetzt und befehligte 1849 im badenſchen Feldzuge das linke Flankencorps, mit achtungsvollſter Auszeichnung behandelt von dem trefflichen General von Peucker. So oft Weiß auch früher das „glänzende Elend“ des Soldaten in Friedenszeiten beſeufzt hatte, ſo mußte doch dieſer Kampf gegen verblendete Brüder, die zum Theil ſogar unſerm engern Vaterlande angehörten, ſeinem edlen Herzen ſehr weh thun.

Ein neues Werk über Galizien.

Aus Galizien. 1851. Leipzig, Coſtenoble und Remmelmann.

Das Buch iſt von großem Intereſſe für Jeden, der ſich über die eigenthümlichen Miſchungen in dem polniſchen Volkscharakter unterrichten will: wilde Barbarei und gleißende Politur, Liſt und träumeriſches Weſen. Eine Menge Geſchichten, die zum Theil ſo unerhört ſind, daß ſie ſchon darum kaum erfunden

ſein können, und die übrigens in ihrer Form das Gepräge der Wahrheit an ſich tragen, verſinnlichen dieſe Eigenthümlichkeit. — Wir glauben, zur Empfehlung dieſer Schrift am meiſten dadurch beizutragen, daß wir eine Epiſode im Auszug mittheilen. — Der Verfaſſer, der zum erſtenmal nach Galizien kommt — lange vor der Bauern-Cataſtrophe — um dort einen deutſchen Freund zu beſuchen, wird von einem polniſchen Edelmann eingeladen. „Sie kommen an. „Die Edelhöfe jener Zeit mit ihren Gärten und ihren vielen unabſehbar langen Wirthſchaftsgebäuden bedecken einen großen Flächenraum und haben im Ganzen, von der Ferne aus geſehen, einen eigenthümlichen, man kann ſagen großartigen Anſtrich. Von Symmetrie iſt freilich keine Spur. Dieſe Häuſer, wenn man ſie ſo nennen kann, ſind alle außerordentlich niedrig, ihre Wände ganz roh zuſammengezimmert, die Dächer ſehr hoch und mit Stroh bedeckt — vermuthlich wegen Feuersgefahr eines vom andern ziemlich weit entfernt und hingeſtellt, wie es gerade die Laune mit ſich brachte. Das Wohnhaus ſelbſt, ein langes niedriges hölzernes Gebäude, ſteht inmitten eines großen abgeſchloſſenen Hofraumes, gegenüber dem Einfahrtsthore, ſo daß man von Weitem jeden Ankommenden ſehen kann. Von jener Wohnlichkeit und Nettigkeit, welche unſere Landſitze zu kleinen Paradieſen geſtalten, die in ihre heimlichen Kreiſe ſo lockend einladen, weil ihre ganze Erſcheinung dieſe Ruhe und Sicherheit athmet, welche ein ordnender poſitiver Geiſt um ſein Aſyl ergoſſen hat — von allem dem iſt hier keine Rede. Unwillkürlich ſtieg in mir der Gedanke an Attila's hölzernen Palaſt auf, in dem er in Panonien den Raub von Europa aufhäufte, die Geſandten des römiſchen Weltreichs empfing, und wo ſeine Unternehmungen und Züge vorbedacht und beſchloſſen wurden. Wenn man es nicht mit eigenen Augen geſehen hat, iſt es ſchwer ſich einen Begriff zu machen, wie das Alles in der Nähe ausſieht. Dieſe mannigfaltigen Gebäude, die in der Ferne durch ihre Größe — Länge, wäre der eigentliche Ausdruck — einiger Maßen imponiren, ſind ſo ſchlecht erhalten, das Material, aus denen ſie beſtehen, von ſo geringer Art, daß manche Wände, obgleich neu, ſchon einer Stütze bedürfen, und auch andere Beweiſe ihrer Unhaltbarkeit geben, zudem bei mindeſtem Thauwetter der ungeheure Moraſt, der jedes auf eine Art umgibt, daß der Eintritt beinahe unmöglich ſcheint — dieſe Oede trotz der Fülle überall, dieſer ſichtbare und bei jedem Schritt fühlbare Abgang der ordnenden Menſchenhand, zuletzt die auffallende Verleugnung aller und jeder Bequemlichkeit, aller Spuren der Cultur, — erwecken ein unheimliches Gefühl. Mit ſolchen Gefühlen fuhren wir an das Haus unſeres gaſtlichen Wirthes vor. Mit mehrern andern Herren ſtand er ſchon uns erwartend am Eingange deſſelben, half uns vom Wagen, überſchüttete uns mit den höflichſten Verſicherungen, und wir traten an ſeiner Hand in eine ſehr zahlreiche Geſellſchaft, deren Putz, der beſonders bei Frauen in ſehr koſtbarem franzöſiſchen Stoffe, in Juwelen und reichem Geſchmeide, alles nach letzter Mode, beſtand,

Digitized by Google

in einem auffallenden Mißverhältniſſe zu Allem, was ich draußen ſah, ja ſelbſt was ſie unmittelbar umgab, geweſen iſt. Das Zimmer, wo wir uns befanden, war groß, aber ſehr niedrig, ſeine 6 Zoll dicken Wände waren mit papiernen Tapeten, welche Spuren von Schadhaftigkeit an ſich trugen, beklebt, der Fußboden rohe Dielen, die Möbeln aus verſchiedenen Zeiten und von ungleichem Alter, nirgends eine Spur von Kunſt, ja nicht einmal von Eleganz oder auch nur Geſchmack; ein improviſirter Salon, wobei man nicht ſogleich begriff, wie dieſe Geſellſchaft auf einmal hineingerathen konnte. Die Converſation wurde mir zu lieb in franzöſiſcher Sprache gehalten, und wie man ſchon aus unſerm erſten Zuſammentreffen wußte, daß mir Paris nicht unbekannt ſei, ſo hatte ich die Gelegenheit, die genaue Kenntniß der hieſigen Damen mit den dortigen Verhältniſſen, berühmten Perſönlichkeiten und allen dortigen Vorfallenheiten zu bewundern.“ — Bei Tiſche wird unerhört getrunken, und bald kommt man auf das Stichwort der polniſchen Geſelligkeit, die Befreiung ihres Vaterlandes. Der Gelehrte der Geſellſchaft trägt dem jungen Deutſchen, der gewonnen werden ſoll, eine förmliche Geſchichtsphiloſophie vor. — „So lange wir mit den Sorgen um unſer Reich zu thun hatten, konnten wir für Europa wenig thun, jetzt ſind wir frei — unſer ganzes Thun und Denken ſteht jetzt zu Ihrer Verfügung. Wie wir früher die Repräſentanten der Freiheit waren, werden wir deren Träger und Apoſtel durch die ganze Erde ſein, wir haben allein von Allen die Mittel, die Energie, den Geiſt hiezu. Man beſchuldigt uns, gegen unſere Bauern im Widerſpruche mit dieſen Ideen zu ſein, ſie zu knechten, zur harten Arbeit zu zwingen, ſie überhaupt mit Willkür zu behandeln und zu unterdrücken. Wir leugnen dies nicht — es iſt wahr; aber in Verfolgung des großen Zweckes, den wir vor Augen haben, kann es wohl nicht anders geſchehen. Dieſe Claſſe von Menſchen muß ſelbſt unbewußt auf dieſe Art für die allgemeine, wie für die eigene Freiheit arbeiten. Wir brauchen große Mittel, wenn wir Etwas ausrichten wollen, und zum zweiten, unumgänglich ihren blinden Gehorſam. Ihre Arbeit verſchafft uns das nöthige Geld, ihr Gehorſam wird ſeiner Zeit uns die Maſſen liefern, mit welchen die Völker ihren Regierungen gegenüber zu agiren berufen ſind. Wir müſſen ſie durch ſolche zeitweiſe harte Behandlung gewöhnen, unſerm Willen lenkſame Werkzeuge zu bleiben. Würden wir jetzt ſchon verſuchen, ihnen Freiheit zu geſtatten, welchen Lohn hätten wir ihnen dann zu geben, wenn wir ihre Mitwirkung brauchen werden? Bei einem ſo wichtigen Gegenſtande darf man aber ſo wenig als möglich etwas dem Zufalle überlaſſen; unſer Bauer kann uns nur als blindes Werkzeug von Nutzen ſein. Iſt der Zweck erfüllt, dann wird unſer Erſtes ſein, einen Menſchen aus ihm zu machen und ihn in die Rechte, die er mit erringen half, einzuſetzen.“ Was kann man darauf erwiedern! „Mein Schweigen wurde von der Geſellſchaft als ein Sieg über mich angeſehen; mehrere Herren, die unſerm Geſpräche aufmerkſam folgten, näherten ſich mir freundlich mit den Worten: „nun biſt Du der Unſrige,

Digitized by Google

nun geſtehſt Du, daß wir Recht haben. Deutſchland ſoll leben, und alle, die ſo denken.“ Verbrüderungstoaſte folgten, ich empfing nach der Reihe den Bruderkuß und wurde im Triumphe zu den Damen geführt, die ihrerſeits mir ſehr viel Schmeichelhaftes über meine Bekehrung ſagten. „Wir ſind überzeugt,“ ſprachen ſie,“ daß, was Sie auch eingewendet haben mochten, es nur dazu diente, um zu ſehen, ob wir auch von den Gründen, welche unſerm Denken und Thun zu Grunde liegen ſollen, durchdrungen ſind. Im Herzen gaben Sie uns gewiß vom Anfange her vollkommenes Recht. Jeder vernünftige Menſch muß es thun. Nur Unverſtand und die knechtiſchen Schergen des Despotismus können allein hier leugnen, wo die Vernunft, wo die ganze Menſchheit entſchieden hat,“ und in dieſem Sinne ging es fort. Mein Lächeln wurde als Zuſtimmung gedeutet, die Fröhlichkeit, die Toaſte nahmen wieder überhand, bald wurden ſie von den Männern knieend ausgebracht, wobei Mancher nicht mehr aufzuſtehen vermochte, und zuletzt zog ein Herr einer Dame den Schuh vom Fuße, füllte ihn mit Wein und verwandelte ihn zum Becher, der auch durch die Geſellſchaft zu Ehren der Frauen die Runde machen mußte.“ — Dieſer Scene folgen freilich, bei einem unbemerkten Morgenſpaziergang, einige andere von minder poetiſcher Natur. Z. B. „Hinter einer Einfriedigung, welche jenen Theil der Wirthſchaft umfaßte, wo die Fehſungen aufbewahrt und gedroſchen zu werden pflegen, ſah ich, ſelbſt ungeſehen, einen Landmann auf der Erde liegen. Sein Kopf und Füße wurden von zwei Andern gehalten, ein Anderer ſchlug auf ihn zu mit aller Kraft, die er hatte. Der Hausherr, im Schlafrock, eine lange Pfeife in der Hand, ſtand vor ihnen und leitete kaltblütig dieſe Execution. Ich zählte an 30 Schläge — obgleich ich ſchon zu ſpät gekommen bin. Mein Diener ſagte mir, daß dieſes ſchon der zehnte Mann heute ſei, der ſo geſtraft werde. Ihr Vergehen iſt, weil ſie nicht mit dem Sonnenaufgang zur Arbeit erſchienen ſind.“ U. ſ. w. — Eine andre Schattenſeite der unerhörten Gaſtlichkeit erwähnt der deutſche Freund: „Wir ſind hier wenigſtens zwölfe, die mit eigenen Equipagen und Leuten angekommen ſind. Jeder hat vier Pferde und zwei Dienſtleute. Dieſe werden alle durch die paar Tage, die wir hier bleiben müſſen, frei gehalten; und wie oft glaubſt Du, daß ſich das im Jahre wiederholt? Es geſchieht ſo oft, daß ich nicht begreife, wie die Gutseinkünfte hierzu hinreichen. Es ſind auch die Meiſten in Schulden, und Du haſt keine Vorſtellung, was für Natur oft dieſe Schulden haben, ja auf welche Art ſie oft gemacht werden. Die Erniedrigungen, welche ſich dieſe Herren oft dabei müſſen gefallen laſſen, ſind beiſpiellos. — Die Juden ſind hierlands beinahe ausſchließlich im Beſitze des baaren Geldes, ſie betreiben den ganzen Binnenhandel und kaufen dem Adel die Erträgniſſe ihrer Landwirthſchaft, die Producte des Bodens ab. Sie ſind es, an die man ſich im Allgemeinen wendet, wenn man Geld benöthigt. Vermöge der zwiſchen ihnen beſtehenden engen Gemeinſchaft ſind ſie alle in der genaueſten Kenntniß der Lage

Digitized by Google

eines jeden Edelmanns, ſeiner Bedürfniſſe, ſeines Einkommens, ſeiner Zahlungsfähigkeit und ſeines Charakters; darnach behandeln ſie einen jeden von ihnen; denn ſie wiſſen ſeinen Stand vielleicht beſſer als er ſelbſt und irren ſich ſelten über ſeine Zukunft, die in vielen Dingen von ihnen abhängig iſt. Es geſchieht demnach gewöhnlich, daß ſie den übermüthigen Hochmuth und die wegwerfende Verachtung, womit ihnen, wenn man ſie nicht braucht, begegnet wird, mit einer raffinirten Vergeltung entgegnen, wenn ſie merken, daß man ſich ohne ſie nicht begehen kann. — Beleidigt ein Edelmann einen Juden, das iſt aber dahin zu verſtehen, daß er ihn an ſeinem Gewinne hindert, ſo trägt dieſer ſeine Klage an den Rabbiner, welcher, wenn dieſe That von ernſterer Natur iſt, oder den Charakter des Allgemeinen an ſich trägt, einen Bannfluch in der Synagoge gegen den Thäter ſchleudert. Wie ſolche Ausſprüche der Rabbiner von allen Juden gewiſſenhaft befolgt werden, ſo hat er zur Folge, daß kein Jude mehr etwas von einem ſolchen Edelmanne kauft, mit ihm kein Geſchäft eingeht und ihm überall, wo es geſchehen kann, ſchadet. Es bleibt demnach nichts Anderes übrig, als ſich zu ſühnen, wenn man einem unvermeidlichen Ruin entgehen will. Die Sühne beſteht in einem anſehnlichen Geldopfer für die Synagoge zum Beſten der armen Judenſchaft und in einer reichlichen Entſchädigung des Beſchädigten. Aber um zu dieſer Sühne gelangen zu können, muß man ſich erniedrigende Bitten und einen oft ſehr verletzenden Hochmuth von Seiten des Beſchädigten und des Rabbiners gefallen laſſen, ja ſich durch eine längere Zeit ſolchem Verfahren unterwerfen.“ — So iſt es freilich möglich, daß derſelbe Hausherr, der nicht weiß, wie er ein paar Tage darauf ſeine dringendſte Schuld bezahlen ſoll, ein edles arabiſches Roß aus ſeinem Geſtüt, das die Aufmerkſamkeit des Reiſenden erregt, ihm ohne Weiteres als Geſchenk aufdrängt. Dieſer wird übrigens, da die Einladungen 14 Tage hindurch ununterbrochen auf einander folgen, von der Liebenswürdigkeit der ſchönen Polinnen zuletzt ſo berauſcht, daß ſein Freund ihn mit Gewalt fortreißen muß, die Erzählungen eines deutſchen Dieners kühlen ihn wieder ab. — „Sie können ſich keinen Begriff von dem Treiben machen, das in dieſen Edelhöfen, außer den herrſchaftlichen Zimmern, ſtattfindet. Da gibt es weder Ordnung noch Sinn dafür, Jeder befiehlt und ſtößt den Andern, ſtatt ſeiner die Arbeit zu verrichten, ein ewiges Zanken und Fluchen, ein ſo verworrenes Durcheinander, daß man ſich ordentlich verwundern muß, daß doch etwas dabei herauskommt. Nichts hat ſeine beſtimmte ordentliche Stelle, man ſtellt oder wirft die Dinge, ohne Rückſicht auf ihren Werth oder Eigenſchaft, bald hier bald dort hin, je nach Laune oder wo man ſich gerade befindet; braucht man es wieder, hat es des Suchens kein Ende, und das ganze Haus wird oft der geringfügigſten Sache wegen in Alarm geſetzt, wobei die Leidenſchaftlichkeit eines Jeden ſich durch Püffe und allerhand Anſchuldigungen Luft macht, und oft zu den lächerlichſten, aber auch zu den empörendſten Scenen Veranlaſſung gibt. Die

Digitized by Google

Küche iſt der allgemeine Verſammlungsort, nicht nur für die Hausleute, ſondern für Alle, die im Hofe, ſei es bei der Herrſchaft oder Dienerſchaft, etwas zu thun haben. Was für Sachen habe ich da heimlich hinaustragen ſehen! und zwar nicht ſowohl die von den Angekommenen entwendet, als vielmehr ſolche, die ihnen von den Hausleuten zu verſtecken übergeben wurden. Man könnte damit einen ganzen Haushalt an Geſchirren, Effecten und Victualien einrichten; und was iſt davon zerſchlagen oder verdorben worden! Beſonders was die Speiſen anlangt, von denen kommt das Wenigſte auf die Tafel, das Meiſte verſchwindet unter den Händen. Von einer Aufſicht, Controle oder dergleichen iſt gar keine Spur; Jeder iſt ſich ſelbſt überlaſſen, Jeder muß das, was er will, vom Andern erzwingen oder erſchmeicheln; was mich aber bei dem allen am meiſten verwundert hat, iſt, daß die Dinge doch vor ſich gehen, obgleich Niemand von Allen, wie ſie ſind, und niemals, nüchtern iſt. Sie verrichten maſchinenmäßig ihre Obliegenheiten, das heißt die Körper bewegen ſich in gewohnter Weiſe darinnen, ſonſt wäre es unerklärbar, wie ſie ihren Dienſt, bei ihrer unausgeſetzten Trunkenheit, zu thun im Stande ſind. Oft und beſonders bei Nacht, wo ſie glauben können, daß man nicht mehr nach ihnen ſehen werde, iſt die ganze Dienerſchaft in der Dorfſchenke, und der Hof bleibt ſo leer und dabei ſo offen überall, daß man die Herrſchaften ſammt den Betten wegtragen könnte, ohne daß man dies nur merkte. Dort ſaufen ſie die ganze Nacht, und ſolche Quantitäten von Branntwein, daß wir ganz erſtaunt darüber waren, und wie ſich das beinahe jede Nacht wiederholt, ſo läßt es ſich ſchwer begreifen, von was für einem Stoffe dieſe Leute ſind, die das aushalten können. Für die Dorfſchenker ſind das aber ſehr angenehme und erſehnte Gäſte, ſie fragen ſie über ihre Herrſchaften und alle Fremden aus, laſſen ſich von ihnen beinahe jedes Wort, jede Miene erzählen und beſchreiben. Von Zuneigung, Treue oder überhaupt nur Rechtlichkeitsgefühl gegen ihre Herrſchaft iſt bei dieſen Leuten nichts zu finden. Sie werden freilich wie Hunde behandelt, ſchlafen auf ledigem Stroh, ihr Bettgewand iſt ihre Kleidung, die ſie am Tage anhaben, ſie bekommen beinahe gar keine Bezahlung, aber Schläge alle Tage; dafür beißen ſie auch an dem guten Namen ihrer Herrſchaften, deren geheimſte Dinge ſie mit beſonderer Schadenfreude jedem Fremden unaufgefordert an den Hals werfen.“ — So findet folgende Erklärung des Deutſchen über die Gefahr, welche der Civiliſation durch das Slaventhum droht, wohl ihre Begründung. — „Jetzt kannſt Du die Gefahr am beſten ermeſſen, welche nicht ſowohl das Individuum, als die ganze menſchliche Geſellſchaft bedroht, die in ihrem Streben nach einem organiſchen Leben, in deſſen einzelnen Arbeiten verfangen, das energiſche Bewußtſein für den ganzen Zuſammenhang noch nicht in allen ihren Gliedern entwickelt hat; dieſe Gefahr iſt jetzt vielleicht größer, als ſie zu Zeiten der Völkerwanderung war, denn jene Barbaren fanden in der römiſchen Welt ein Element vor, das geeignet war, ſie zu Menſchen zu machen, und ſie

Digitized by Google

dazu machte, nämlich das Chriſtenthum — die Barbaren der Jetztzeit aber haben ein, in ganz Europa auftauchendes Element der Desorganiſation zu ihrem Verbündeten, und den franzöſiſchen Firniß, der mit einem Anſcheine von geſelliger Bildung ihre innere Rohheit und Wildheit bedeckt.“ —

Wir haben hier nur eine Epiſode mitgetheilt: in dem übrigen Theil, der ſich bis auf die unmittelbare Gegenwart erſtreckt, und der keineswegs parteiiſch für Oeſtreich iſt, ſind noch wunderbarere Dinge enthalten.

Die preußiſche Politik.

Die letzten Conceſſionen der preußiſchen Regierung haben bei allen Parteien, gleichviel ob ſie über die dadurch eröffneten Ausſichten triumphieren oder trauern, doch die eine gemeinſame Empfindung lebendig gemacht: daß ſie durch eine Reihe politiſcher Mißgriffe des Berliner Cabinets vorbereitet und zu Tage gebracht worden ſind. Die ernſten Vorwürfe, welche in dieſem Fall der vorſichtige Diplomat und der warmherzige Patriot der preußiſchen Regierung übereinſtimmend zu machen berechtigt ſind, werden von der Preſſe treffend durch den kurzen Satz ausgedrückt, daß Preußen ſeit Ablehnung der Kaiſerkrone entweder zu weit, oder nicht weit genug gegangen ſei. Entweder feſtes und conſequentes Zuſammenhalten mit den conſervativen Regierungen, Allianz mit Rußland und Oeſtreich, oder feſtes und conſequentes Eingehen in die Bahnen eines liberalen Syſtems. Beide Wege hatten für den preußiſchen Thron große Schwierigkeiten, aber auf keinem lagen die bitteren und ruhmloſen Kämpfe, welche die Leiter Preußens mit ſich ſelbſt und ihren zahlreichen Gegnern durch anderthalb Jahre durchzumachen gezwungen waren. Jene Scheu vor energiſchen Schritten, welche in der Politik zuweilen das größte Verbrechen eines Regenten wird, und außerdem leider die in Perſönlichkeiten begründete Unfähigkeit, nach einem beſonnen angelegten Plan mit Ruhe und Ausdauer zu arbeiten, haben bei andern Cabinetten Mißtrauen, Animoſität und einen Mangel von Achtung hervorgerufen, welcher den weſentlichſten Antheil an der Coalition der Regierungen und der diplomatiſchen Niederlage Preußens hat; einer Niederlage, welche, kaum vollſtändiger, eclatanter und unrühmlicher ſein könnte.

Durch die Folgen der Warſchauer Conferenz iſt Preußen für die Gegenwart nicht von dem Range einer Macht erſten Ranges, denn nur die Thronſeſſel Englands und Rußlands ſtehen ſo hoch, ſondern von der Würde einer Macht zweiten Ranges ſehr auffällig herabgeſunken zu der abhängigen und beſcheidenen Stellung, welche etwa Baiern in der europäiſchen Staatenfamilie einnimmt. Vielleicht wäre das kein Unglück, auch wo die Größe fehlt, kann Glück und

Digitized by Google

Behagen wohnen. Leider hat der Regent von Preußen keine Ausſicht, durch das friedliche Glück ſeiner Bürger ſich für die Verminderung ſeiner Autorität entſchädigt zu ſehen. Preußen iſt kein abgeſchloſſener Staat; das Aufblühen ſeines Handels ſeiner Rhederei, ſeiner Induſtrie, jede bedeutende Zunahme ſeiner productiven Kraft iſt abhängig von einer Vergrößerung ſeines Einfluſſes in Deutſchland und Europa. Die öſtlichen Grenzprovinzen Preußen, Poſen und Schleſien kranken tödtlich an dem ruſſiſchen Prohibitivſyſtem, vor Stettin liegt der Sundzoll, vor Sachſen die Erbzölle, gegen die Induſtrie der Rheinprovinz und Weſtphalens kämpft der kräftige Egoismus des Franzoſen, des Belgiers und der Niederländer; zwiſchen den öſtlichen und weſtlichen Provinzen liegen viele ſouveraine Staaten, deren Geldwerthe, Capitalien, Eigenthumsgeſetze auf Hab' und Gut der preußiſchen Staatsbürger einen mächtigen Einfluß ausüben. Wer ſo ausgezeichnet viele Veranlaſſungen hat, fremdem Egoismus mit ſeinem eignen entgegenzutreten, dem iſt die entſprechende Fülle von Kraft, Anſehen, Einfluß und Selbſtgefühl unentbehrlich. Aber auch Preußens ſtaatliches Gedeihen, das geiſtige Leben ſeiner Angehörigen, das Bürgerthum, die Entfaltung freier und kräftiger Inſtitutionen ſind abhängig von der Größe ſeiner Macht. Ein geſundes conſtitutionelles Leben iſt in einem Staatskörper unmöglich, der ſo wenig geographiſchen Zuſammenhang hat; deſſen Söhne alle Schwäche, Zerrüttung und Schlechtigkeit in den deutſchen Nachbarſtaaten als ein Familienunglück aufnehmen und von allem Idealismus und allen Verirrungen der Nebenſtaaten ohne das geringſte Hinderniß maſſenhaft angeſteckt werden. Preußen gleicht deshalb einem Hauſe, das im Bau begriffen iſt; auch auf die lückenhaften unſchönen Mauern kann man mit hoffnungsvollem Vertrauen ſehen, ſo lange die Bauleute ſich darauf tummeln, das angefangene Werk weiter zu führen. Geben die Maurer den Ausbau auf, ſo gleicht das einſame Gemäuer alsbald einer Ruine, welche die Fauſt der Zeit auseinanderwirft, bevor der Mörtel feſt geworden iſt.

Dieſe Anſicht iſt in Preußen ſelbſt ſo allgemein, daß die Beſchlüſſe des Miniſterraths vom 2. November eine allgemeine Unzufriedenheit aufgeregt haben. Es wäre gefährlich, wenn das Cabinet ſich durch die Stimmung des Volkes treiben ließe, mit halben Schritten vorzugehen und zögernd und unentſchloſſen wieder die Poſition aufzugeben, welche es ſoeben eingenommen hat. Denn ſelbſt aus dem Wenigen, was über die letzten Kämpfe des Herrn v. Radowitz als ſichere Nachricht in's Publicum gekommen iſt, erhellt, daß die preußiſche Regierung in dieſem Augenblick keineswegs vorbereitet iſt, den Gefahren eines europäiſchen Krieges geſchützt gegenüberzutreten. Eine lange Zeit iſt über falſchen Combinationen und täuſchenden Perſpectiven verloren worden, und wenn ein Staatsmann von Urtheil in dieſem Augenblick das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten übernimmt, ſo wird er vorausſichtlich Alles daran ſetzen müſſen,

Digitized by Google

um ein halbes Jahr Zeit zu gewinnen. Dieſe Zeit, ſo kurz ſie iſt, kann hinreichen, eine durchaus andere Poſition Preußens vorzubereiten.

Unſere Diplomatentradition hat Recht, wenn ſie Oeſtreich den natürlichen Bundesgenoſſen Preußens nennt. Nur iſt dies Oeſtreich nicht der Staat des Kabinets Schwarzenberg, ſondern das Oeſtreich, auf welches die ſogenannte föderative Partei im Kaiſerſtaat hinarbeitet. Dieſe Partei, allerdings der natürliche Verbündete Preußens, iſt zahlreich und mächtig, ſie umfaßt außer den Ungarn aller Fractionen, trotz aller Meinungsdifferenzen die beſonnenen Czechen, eine Anzahl liberaler öſtreichiſcher Staatsmänner, die Andrian, Pillersdorf u. ſ. w. und die große Anzahl der Liberalen in den deutſchen Provinzen, von Italien ganz abgeſehen. Es wäre für die preußiſche Regierung nicht ſchwer, bei den zu eröffnenden freien Conferenzen Oeſtreich brüderlich und artig daran zu erinnern, daß ſein Beitritt zum Bündniß mit allen außerdeutſchen Provinzen die zweckmäßige Organiſation dieſer Landestheile ſowohl vorausſetze als nothwendig mache, und daß dieſe Organiſation jedenfalls eine ſolche ſein müſſe, welche alte Rechte der Länder ehre und dem Bunde die Garantie gebe, daß er ſeine Intereſſen nicht mit denen von 20 Millionen mißvergnügter und widerſetzlicher Unterthanen verbinde. Eine ſolche Erinnerung wäre ebenſo rechtſchaffen als nützlich; ſie würde Preußen mit einem Schlage die dauernden Sympathien einer intelligenten und rührigen Partei erwerben, welche in allen Eventualitäten ſich förderlich beweiſen dürfte. — Außerdem ſtehen jeder Regierung eine Unzahl Mittel zu Gebote, ſich einzelne einflußreiche Bürger eines andern Staates zu befreunden, ohne das Selbſtgefühl und die Unterthanentreue derſelben zu kränken. Niemand z. B. hat eine feinere Empfindung für kleine Liebenswürdigkeiten, welche ihrer Nationalität erwieſen werden, als die Ungarn; und der Berliner Hof, die preußiſchen Geſandtſchaften, ſogar die Akademie der Wiſſenſchaften haben vielfache Gelegenheit, ſchuldloſe Sympathien zu zeigen, welche nicht compromittiren und doch ſchnell ein Band ziehen würden zwiſchen Berlin und Peſth.

Die gegenwärtige Regierung Oeſtreichs iſt in der ſchlimmen Lage, durch ihr Princip den Staat ausſaugen und die Völker demoraliſiren zu müſſen. Es iſt unmöglich, daß Oeſtreich noch lange Zeit den ungeheuren Militäretat aushält, es iſt unwahrſcheinlich, daß es dem großen Talent des Finanzminiſters gelingen wird, ſelbſt dieſen Winter die Mittel zur Beſtreitung des Staatsaufwandes zu beſchaffen, es iſt vorauszuſehen, daß die Entwerthung des Papiergeldes fortwährend zunehmen und die dadurch hervorgebrachte Stockung in Gewerbe und Induſtrie eine drohende Höhe der Mißſtimmung erzeugen muß. Aus dieſen und andern Gründen läßt ſich vermittelſt einer Wahrſcheinlichkeitsrechnung nachweiſen, daß Oeſtreich im Ausgange dieſes Winters ſehr ernſten Grund haben wird, für ſich ſelbſt zu ſorgen, und daß Preußen, falls es ihm gelänge, eine Entſcheidung auf den Schlachtfeldern bis zum Frühjahr zu verzögern, dann nicht geringe Ausſicht hätte, Oeſtreich in einer andern Situation, als in der eines

Digitized by Google

gerüſteten Gegners zu erblicken. Allerdings weiß das Kabinet Schwarzenberg das recht gut, die Zerrüttung der öſtreichiſchen Finanzen iſt ſo vollſtändig, daß es auf einen Krieg gar nicht mehr ankommt, und eine Armee in Feindesland koſtet überdem, — wenigſtens meinen die Generäle ſo — weniger, als in der Heimath. Aus dieſen Gründen hat die Regierung Oeſtreichs ebenſo vielen Grund, einen Conflict mit Preußen jetzt zu ſuchen, als Preußen Grund hat, denſelben bis über den Winter aufzuſchieben.

Die natürlichen Bundesgenoſſen Preußens ſind ſeit dem März 1848 und dem 26. Mai 1849 Sardinien und England. Einige Monate Zeit mögen hinreichen, zwiſchen Preußen und Sardinien ein Bündniß und gemeinſames Handeln zu bewirken, und mit England, dem zögernden und calculirenden, das nöthige Geſchäft abzuſchließen. Es würde eine intime Allianz, welche mehr als Subſidien und Hilfsnoten garantirt, bei feſter Entſchloſſenheit Preußens nicht unüberwindliche Schwierigkeiten haben; denn die Führer Englands wiſſen genauer, als die deutſchen Diplomaten, daß das Jahr 1851 in der Türkei und Italien eine große Menge von Brennſtoff vorfinden wird, und daß ein Conflict mit Rußland faſt ſicher zu erwarten iſt, der diesmal ſchwerlich zwiſchen Agenten beider Mächte, etwa zwiſchen Herrn Wyſe und General Levſoff auszukämpfen ſein wird.

Im nächſten Jahre vermehren ſich auch in Frankreich die Verwickelungen. Die Intriguen der Parteien um die Präſidentſchaft werden ſo viel von den Kräften der Nation abſorbiren, daß bei der Unſicherheit der innern Zukunft die auswärtige Politik eine rein abwehrende wird ſein müſſen. Für einen möglichen Krieg in Deutſchland iſt eine ſolche ſtreng neutrale Stellung Frankreichs in der nächſten Zeit das größte Glück; wenigſtens würde keine Partei, Preußen am wenigſten, es vortheilhaft finden dürfen, eine andere Hilfe Frankreichs, als die ſeiner Flotte im Mittelmeere anzunehmen. Ebenſowenig iſt es dem Intereſſe Frankreichs gemäß, mehr als höchſtens dies den Inhabern der Rheinländer zu bewilligen. Ueber die gegenwärtige Regierung Frankreichs hinaus würde eine vorſorgende Politik Preußens den Häuptern der beiden gemäßigten Fractionen, der Familie Orleans ſowohl, als der Partei Cavaignac jede Art von freundlicher perſönlicher Aufmerkſamkeit zu beweiſen haben. Ferner aber hätte der Miniſter des Auswärtigen in Berlin die Aufgabe, an den großen Organen der franzöſiſchen Preſſe Bundesgenoſſen zu gewinnen. Bei den eigenthümlichen Verhältniſſen der Preſſe in Frankreich iſt dies allerdings in kurzer Zeit durch geſchickte Operationen zu erreichen.

Und hier ſei nebenbei erwähnt, daß es eine der erſten Aufgaben eines fähigen Miniſteriums ſein müßte, das ſogenannte Zeitungscabinet zu reformiren und den Etat deſſelben zu erhöhen. Was die Preſſe in Deutſchland und Europa für eine entſchloſſene, vernünftige Regierung Preußens thun könnte, wäre ebenſo viel werth, als eine Armee von der Stärke der preußiſchen. Bis jetzt hat man in Berlin die deutſche Preſſe nachläſſig und kurzſichtig behandelt. Die Be-

Digitized by Google

mühungen des preußiſchen Geſandten in London, durch die engliſche Preſſe die öffentliche Meinung in England für die Herzogthümer zu intereſſiren, machen den einzigen Fall, wo die Regierung ſich ernſtlich Mühe gegeben hat, auf dem Gebiet der Tagesliteratur Eroberungen zu machen. Daß dieſe ehrenwerthen Bemühungen keinen großen Erfolg hatten, wird man beklagen, auch wenn man die Urſachen des Mißlingens kennt.

Aus allen dieſen Gründen wird Jeder, welcher auf der Seite Preußens ſteht, dringend wünſchen, daß es einem entſchiedenen Cabinet in Berlin gelingen möge, den Frieden über den Winter zu erhalten. Leider ſtehen die Sachen in dieſem Augenblicke ſo, daß das Cabinet zu einem planvollen diplomatiſchen Operiren unfähig iſt, und daß nur ein bewährter Charakter von großem Combinationstalent noch im Stande wäre, den Sturm aufzuhalten, welcher ſich im preußiſchen Volke zu erheben beginnt und vorausſichtlich die gegenwärtige Regierung fortreißen wird. Ein ſolcher Staatsmann müßte ſogleich damit beginnen, die preußiſchen Truppen aus Kaſſel zurückzuziehen, und ſich vorläufig darauf beſchränken, in öffentlichen Erklärungen die Verfaſſung in Schutz zu nehmen und die Abdication Haſſenpflugs für höchſt nöthig zu erklären; er müßte mit größter Geſchmeidigkeit vermeiden, irgendwo der Rage ſeiner Gegner eine Blöße zu geben, müßte mit imperturbabler Ruhe die brüske Eitelkeit des Avanturiers Baiern, wie die arroganten Intriguen der öſtreichiſchen Staatsmänner zu ertragen wiſſen. Er müßte zögernd und aufhaltend, mit ſehr artigen, aber ſehr populären Verwahrungen nicht nachgeben, ſondern zulaſſen, daß vorläufig Haſſenpflug in Baiern reſtituirt wird, daß die Oeſtreicher Anſtalten machen, in Holſtein einzumarſchiren, daß die öſtreichiſche Partei bei den Bundesconferenzen Aufgeben der Union durchſetzt, daß Oeſtreich ſeine jugendliche Freude über das Präſidium genießt, die den Politikern Oeſtreichs ſoviel bedeutet, als Hegemonie über Deutſchland. Er wird es nicht für unnütz halten, wenn Heſſen-Kaſſel ein Vierteljahr unter Haſſenpflug und dem reſtituirten Kurfürſten die Fäuſte ballt; er wird ſich ſehr wundern, wenn die Holſteiner den verzweifelten Entſchluß faſſen ſollten, die Oeſtreicher aus Holſtein herauszuſchlagen; er wird den Fürſten der Union die Hand drücken und laut bedauern, daß Preußen nicht in der Lage ſei, die liebgewonnene Idee gegenwärtig zu realiſiren, und gegen Brutalitäten ſeiner Gegner wird er ſeine und Englands, ja vielleicht Rußlands Einwendungen vorhalten. Er wird das Alles thun, bis — bis er für Preußen eine wünſchenswerthe Poſition gewonnen hat.

Da Preußen das Alles nicht thun wird, weil die gegenwärtigen Lenker des Staats das nicht wagen können, ſo iſt es auch nicht indiscret, öffentlich darüber zu ſprechen. Eher wird man es müßig nennen, daß jetzt das erdachte Bild eines Staatsmannes in's Blaue hineingemalt wird. Man möge in einer Zeit der Hypotheſen und phantaſtiſcher Combinationen auch dieſe entſchuldigen. Unterdeß ſtehen ſich Preußen und Baiern kampfluſtig gegenüber und der Allarmſchuß einer

Digitized by Google

Vedette droht der Anfang eines ungeheuern Krieges zu werden, der von allen Parteien mit ſolchem Mangel an weiſer Ueberlegung begonnen wird, wie kaum je ein anderer.

Noch hat jeder Einzelne das Recht, dies zu ſagen, denn noch hat der Dämon der Schlachten ſeine erſten Opfer nicht gefordert.

Kleine Correſpondenzen.

Aus Peſth.

Während die Warſchauer Conferenz deprimirend auf die Partei der „Bekenntniſſe" wirkte, athmet die Partei der beſiegten Revolution tief auf und ruft mit Schadenfreude: „Wir ſagten ſtets, daß es ſo nicht bleiben kann, die Warſchauer Conferenz bringt jedenfalls eine Veränderung des Syſtems, und jede Veränderung muß uns Gewinn bringen." Sie werden dieſe Behauptung paradox finden, ſie iſt doch ganz natürlich. Ungarn wurde von der plötzlichen Niederlage bei Vilagos wie vom Schlage getroffen; die Aerzte, welche ihm ſeine Lebensthätigkeit wiedergeben ſollten, quackſalbern bereits 16 Monate an dem lebendigen Leichnam, der bei allen Aderläſſen und Zugpflaſtern kein Zeichen des Schmerzgefühls von ſich gibt: nur ein Mittel gibt es für den Kranken, nämlich auf ſeine Nerven zu wirken, das Wort „Krieg" beſitzt die elektriſche Kraft, die gelähmten Nerven in Zuckungen zu bringen. Daß dieſe Zuckungen nur künſtlich hervorgebracht ſind und den ganzen Organismus in einen gefährlichen Zuſtand von Starrkrampf zu verſetzen drohen, das kümmert den Kranken wenig, er ſieht ſeine gelähmten Glieder ſich bewegen, und dies genügt ihm, durch ſie ſeine Geneſung zu hoffen. In Warſchau, ſo denkt bei uns die große Mehrheit, wird die öſtreichiſche Politik in Deutſchland mit dem legitimen Bundestage volle Anerkennung finden; Preußen aber kann unmöglich auf die gänzliche Vernichtung ſeiner Stellung eingehen, und es kann nur das Schwert entſcheiden; und will Oeſtreich dieſen Kampf aufnehmen, ſo muß es entweder den Ungarn bedeutende Conceſſionen machen, um ſich nur einigermaßen zu rehabilitiren, oder es ſieht den Zuſtand von 1848 erneuert u. ſ. w. Zwar iſt dieſen Politikern wohl bekannt, daß Ungarn von den letzten Kämpfen zu ſehr erſchöpft iſt, und daß ein Volk einen Kampf auf Leben und Tod nicht zweimal in ſo kurzen Zwiſchenräumen zu wagen pflegt; allein dafür entſchädigen ſie die Maſſen ungariſcher und italieniſcher Soldaten, welche die öſtreichiſche Armee als Strafanſtalt betrachten und die erſte Gelegenheit ſuchen werden, dem übermüthigen Dränger die Spitze zu bieten; beſonders aber der höchſt aufgeregte Zuſtand der Südſlaven und Romanen. Dieſe nehmen in neuerer Zeit eine wirklich drohende Stellung ein, und waltete nicht ein Fatum über unſerer Regierung, ſo müßte ſie es klar ſehen, wohin das Bündniß mit dem nordiſchen Freund führen muß. Ich hatte oft Gelegenheit, in dieſen Blättern auseinanderzuſetzen, wie wenig die ſüdlichen Stämme Ungarns durch ihren Brudermord an Freiheit und Selbſtſtändigkeit gewonnen, und wie viel ſie an materiellem Gewinn verloren haben. Schon die vielen neuen Steuern machten auf das von Ungarn in dieſer Hinſicht ſtets verſchonte Kroatien einen

Digitized by Google

ſehr ſchlechten Eindruck, und es war an der Tagesordnung, von dieſen Stützen Oeſtreichs zu hören: „Wenn's wieder losgeht, werden wir nicht gegen die Magyaren, ſondern gegen die Njemzen (Deutſchen) ziehen, die uns unſere Söhne, Brüder und Väter nach Italien ſchleppen und ſie ſelbſt nach Beendigung des Kriegs nicht nach Hauſe ſchicken (nach dem alten Grenzſtatut durfte der Grenzer nur in Kriegszeiten außer dem Lande gehalten werden), wir wollen gegen die Deutſchen, die unſern Witwen und Waiſen das einzige Kalb aus dem Stalle, und das letzte Kiſſen vom Bette nehmen, weil dieſe die vielen ungeſetzlichen Steuern nicht bezahlen können." Die Einſetzung fremder, deutſcher Beamten und die Germaniſirungswuth der letztern mußte auch die Intelligenz, welche in dem nationalen ſelbſtſtändigen Kroatien allein zu herrſchen hoffte, in Oppoſition mit der Regierung ſetzen; nun kommt noch die Mobiliſirung der Grenztruppen hinzu, wo gegen die Beſtimmungen des neuen von Sr. Majeſtät als Errungenſchaft und Belohnung herabgelangten Grenzſtatuts die 4. Bataillone mehrerer Regimenter ausgehoben werden ſollen: man ſehnt ſich alſo nach den Fleiſchtöpfen der magyariſchen Pharaonen zurück. Viele Grenzer widerſetzen ſich thätlich der ungeſetzlichen Aushebung, andere fliehen nach der Türkei, um den Gefängniſſen zu entgehen, in welchen diejenigen ſchmachten müſſen, welche die Steuern nicht bezahlen; und als ſich vor einigen Tagen in den untern Gegenden das — vermuthlich von einem Poſſenreißer erfundene — Gerücht verbreitete, daß Caſimir Batthyani im Auftrag Koſſuth's nach Belgrad gekommen ſei und dort mehrere ſerbiſche Notabilitäten mit einer anſehnlichen Zahl Truppen für eine Invaſion nach Ungarn gewonnen habe, hörte man in allen Kneipen den Ausruf: „Wenn Koſſuth kommt, gehen wir mit gegen die Njemzen." „Iſivio Koſſuth!" Iſivio Madzſari!" — Die Walachen ſehen ſich noch mehr in ihren Hoffnungen getäuſcht, denn ſie hofften, fortan gar nicht regiert zu werden, das heißt zügellos leben zu können; jetzt werden ſie nicht nur regiert, ſondern ſogar von Fremden, von Deutſchen regiert, und dies heimtückiſche Volk ſinnt jetzt nur auf Rache gegen ſeine frühern Verbündeten. Ueberhaupt hat das unglückliche Siebenbürgen in den Bürgerkriegen nicht nur mehr gelitten, als alle übrige Provinzen Ungarns, ſondern auch jetzt ſetzen die Sünden der Vorzeit und die höchſt ungünſtigen Localverhältniſſe der Reorganiſation des Landes große Hinderniſſe entgegen. Das kleine Völkchen der Sachſen iſt durch ſeine Intelligenz und gewerbliche Rührigkeit wohl berechtigt, einen bedeutenden Einfluß auf die Angelegenheiten Siebenbürgens auszuüben; die Ereigniſſe der letzten Zeit haben ihm noch die Anſprüche dazu gegeben, und da die Regierung unter den Wallachen durchaus keine tauglichen Individuen findet, und die Magyaren theils durch ihr Benehmen während der Revolution unmöglich geworden, theils in den Verſteck des paſſiven Widerſtandes ſich zurückgezogen, theils endlich durch die Einführung der deutſchen Sprache als ausſchließliche Amtsſprache wirklich zu reſigniren gezwungen waren, ſo mußte ſich die Zahl der ſächſiſchen Beamten, aber auch der Haß der, gleiche Anſprüche hegenden Wallachen täglich vermehren. Jetzt heißt es hier allgemein, das Statut für Siebenbürgen ſei bereits gearbeitet, in welchem das Land in 3 von einander unabhängige Regierungsbezirke: den wallachiſchen, den magyariſchen und den ſächſiſchen getheilt wird; als Chef des erſten wird Popp, des zweiten Baron Keměny und des dritten Salmen, bisheriger Graf der Sachſen, genannt; die Statthalterwürde ſoll Herrn Eduard Bach (Bruder des Miniſters) zugedacht ſein.

Dieſe allgemeine Unzufriedenheit läßt unſere Antiöſtreicher den Krieg wünſchen, und ſie hoffen dabei ihre Rechnung zu finden. Hiezu kommen noch die langentbehrten

Digitized by Google

Revolutionsklänge, welche ſich neulich in dem Memorandum von Mazzini, und einem Aufruf von Ruge hören ließen, und hier allgemein als Verkünder eines nahen Sturmes bezeichnet werden. Die ungariſche Emigration hat zwar noch nichts von ſich hören laſſen, doch dies wird nur der Spaltung zwiſchen der Pariſer Majorität und Ludwig Cernatoni zugeſchrieben, welch' letzterer von Irányi und Obriſt Semſich — die er als ſeine Freunde und ebenfalls von der Emigration ausgetreten angab — öffentlich im M. Hirlap desavouirt und Lügen geſtraft wird, und dem im Peſti Napló ſogar der Vorwurf des Spionirens und der Angeberei gemacht wird u. ſ. w.

Dieſe Tage wurde auch unſern Redactionen der Befehl ertheilt, keine Kriegsnachrichten, außer nach amtlichen Mittheilungen, aufzunehmen; jede Uebertretung zieht Gefängniß und eine Geldſtrafe von 300 Gulden — für Wien ſind nur 100 Gulden beſtimmt — nach ſich. Heute erfuhren wir durch telegraphiſche Depeſche, daß der alte Radetzki, der vor einigen Tagen in Brescia zwei Brüder, der eine von 18, der andre von 20 Jahren, wegen Waffenverheimlichung erſchießen ließ, nach Wien berufen wurde. Dieſe Nachricht hob die Bruſt unſerer Revolutionären mit einer Spanne, aber auch das Silberagio mit 2%. Der erſte Schuß, der in Deutſchland fällt, bringt unſer Papiergeld gewiß auf 50%, und dies dürfte eher den zweiten verhindern, als alle Noten und Conferenzen der Erde. — Der Kaiſer, der bereits am 29. v. Mts. in Wien eintraf, ſoll ſich ſelbſt auf der Reiſe im Wagen mit Ausfertigen von diplomatiſchen Depeſchen beſchäftigt haben. Hier fällt mir unſer unvergeßlicher Petrichevich Horvath Lázár ein, der ſich in ſeiner Blüthenzeit, als es ſeinem Honderü und ſeinem rieſigen Schimmel noch nicht an Bewunderern fehlte, eine Loge im Nationaltheater miethete, dieſe in ein vollſtändiges Arbeitszimmer umwandeln ließ, und die Kritiken für ſeinen Honderü, — der wöchentlich nur einmal erſchien — während der Vorſtellung ſchrieb. Horvath Lázár iſt jetzt Pförtner des heiligen Grabestempels zu Jeruſalem; aber ſeine Methode lebt, und wird nicht mehr gegen ſpielende Helden und papierne Kronen, ſondern gegen große Heere und mächtige Fürſten angewandt.

An unſerer Univerſität haben die Vorleſungen begonnen. Der Sprachenſtreit iſt dahin entſchieden worden, daß gewiſſe Disciplinen, als: Theologie, römiſches, canoniſches und Feudalrecht, ferner Phyſiologie, Pathologie, Pharmacologie, Botanik, Diplomatik, Archäologie, Numismatik und Philologie lateiniſch vorgetragen werden; in den übrigen Wiſſenſchaften ſollen die deutſche und magyariſche Sprache per turnum herrſchen. Da es nach dem Princip der Lernfreiheit Jedem frei ſteht, in jedem Semeſter die ihm beliebigen Collegien zu hören, ſo wendeten ſich in dieſem Semeſter faſt alle Studenten nur jenen Wiſſenſchaften zu, die eben in magyariſcher Sprache vorgetragen werden, die übrigen wollen ſie im kommenden Semeſter hören, nachdem ſie im Attila erſcheinen werden. Die P. Z. klagt, daß Profeſſor Schröer bei ſeinen Vorleſungen über deutſche Literatur nicht mehr als 4 Zuhörer habe; das M. H. will dies den neu eingeführten Collegiengeldern zuſchreiben.*)

Unſere Commune ſchickte eine Deputation nach Wien, um bei dem Miniſterium um baldige Organiſation des Peſther Gemeindeweſens zu petitioniren. — Die Altconſervativen haben in einer Verſammlung in Wien beſchloſſen, ein Programm zu veröffentlichen.

P. S. Soeben erhalten wir die authentiſche Nachricht, daß der Aufſtand in

---

***) Bei uns iſt dies eine durchaus nicht ſeltene Erſcheinung, doch pflegen wir die Urſache anderwärts zu ſuchen. Anm. d. Redaction.**

Digitized by Google

Bosnien mit erneuter Wuth ausgebrochen iſt. Juſſuf Paſcha wurde erſchlagen. Omer Paſcha, der nicht nur gegen die Aufſtändigen, ſondern als Renegat auch gegen die Alttürken zu kämpfen hat, mußte ſich zurückziehen. Die ungariſchen Flüchtlinge, welche unter ſeinem Commando ſtanden, und 1500 an der Zahl ſein ſollen, ſind ſchleunigſt nach Conſtantinopel beordert worden. Bem liegt ſchwer erkrankt darnieder.

Rußlands Arme umſchlingen die ſchöne Europa. △

Neuigkeiten der franzöſiſchen Literatur.

Die Verwirrung, in welche die Revolution alle Anſichten und Glaubensſyſteme geſetzt hat, macht ſich auch in der Literatur geltend. Ein merkwürdiger Beleg dieſer Verwirrung iſt ein Buch von Romieu, welches nicht verfehlt hat, in Paris ein großes Aufſehen zu erregen: l'Ère des Césars. Wie unſer Laſſaulx iſt Herr Romieu vollſtändig davon überzeugt, daß unſere heutige Civiliſation ihren letzten Tag erlebt hat, daß ſie unfähig iſt, aus ſich heraus ein neues Rechtsbewußtſein zu erzeugen. Es ſei daher die Zeit gekommen, wo Gewalt allein die Ordnung der Welt herſtellen könne, die Gewalt des Schwertes, die ſchon einmal, im Zeitalter der Cäſaren eine erkrankte Generation gerettet und beherrſcht. Dieſe Paradoxien ſind nicht ohne Geiſt verarbeitet, der freilich nicht directe Hinblick auf den Neffen des letzten Cäſar, dem ſchon ſein Name einen ähnlichen Beruf vorzuſchreiben ſcheint, gibt dieſen Ideen noch den Reiz des Pikanten. Viel gefördert wird durch dergleichen nicht. — Eine ähnliche, aber ernſthaftere Schilderung des Zeitalters: l'Époque sans nom, von Bazin, iſt durch den kürzlich-erfolgten Tod des Verfaſſers (der ſich beiläufig durch ſeine Histoire de Louis XIII. und durch ſeine kritiſchen Arbeiten über Molière einen der ehrenvollſten Plätze unter den franzöſiſchen Geſchichtſchreibern erworben hat) wieder in Erinnerung gerufen. Alle dieſe franzöſiſchen Satiren reichen nicht an die freilich nur leicht, aber in kühnen, ſichern Zügen hingeworfene Darſtellung des gegenwärtigen Zeitalters von Fichte, auf die wir um ſo eher einmal wieder zurückblicken könnten, da die Satire nicht in eine leere Jeremiade verläuft, auch nicht in einen faden Seufzer, an die unbegreifliche Vorſehung adreſſirt, ſondern den Uebergang aus dem Zeitalter der Autorität in das der Freiheit trotz ſeiner unfertigen und darum häßlichen Formen als einen nothwendigen begreift. — In der franzöſiſchen Philoſophie nimmt die ſpiritualiſtiſche Schule, die ſich bisher faſt nur mit hiſtoriſchen Forſchungen beſchäftigte, einen neuen Anlauf. Drei bedeutende Werke: le dictionnaire des sciences philosophiques, bearbeitet von mehreren verdienſtvollen Gelehrten, und geleitet von Franck; ein von der Akademie gekröntes Werk von Javary: de la certitude, und eine Einleitung in die Geſchichte der Naturwiſſenſchaften im Alterthume: Philosophie spiritualiste de la nature von Henri Martin (Erklärer des Timäus und Herausgeber des Theon Smyrnäus) haben ihr dazu die Bahn gebrochen. Die ältere ſcholaſtiſche Philoſophie findet ihre fleißigen Ausleger: Couſin ſelbſt hat ſich entſchloſſen, die Werke Abälard's herauszugeben, und Hauréau hat ſich die ungeheure Aufgabe einer Geſchichte der Scholaſtik geſetzt.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Guſtav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von C. E. Elbert.

Digitized by Google

Zum Schillerfeſt.

11. November.*)

Ich beabſichtige nicht eine Strohkranzrede, ſondern eine ruhige Erwägung der Frage: in welchem Verhältniß ſteht Schiller's Poeſie ihrem Inhalt wie ihrer Form nach zu dem poetiſchen Geiſt der Gegenwart?

Ganz unberückſichtigt bleibt dabei jene Epigonen-Literatur, die von dem Reliquien-Trödel lebt, jene Raritätenkrämer, die mit einem Fleiß, der einer beſſern Sache werth wäre, die große Frage unterſuchen, wie oft in der Woche Schiller und Göthe die Strümpfe gewechſelt haben, nebſt andern gelehrten Abhandlungen von ähnlichem Belang. Auch die pſeudophiloſophiſchen Commentatoren, die ſo viel Ideen in ſeine Werke hineinconſtruirt haben, daß ſie es für überflüſſig hielten, ſie zu leſen. Dergleichen iſt in einem weſentlich unproductiven Zeitalter von der Pietät gegen einen großen Namen unzertrennlich, und es iſt dabei wenigſtens einiges Brauchbare zu Tage gefördert worden, wenn auch nicht viel.

Ich will auch nicht auf jene, namentlich in unſern Leipziger Schillerfeſten ſo häufig abgeleierte Anſicht eingehen, daß der Dichter des Marquis Poſa im Gegenſatz zu dem ariſtokratiſch reſignirten Göthe ein Sänger der Freiheit geweſen ſei. Sänger der Freiheit in weiterem Sinne waren beide; mit der politiſchen Freiheit dagegen, wie wir ſie verſtehen, haben beide nichts zu thun. In den Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchengeſchlechts hat das Schiller mit ſo dürren Worten ausgeſprochen, daß man blind ſein muß, wenn man es nicht ſieht.

Ferner laſſe ich die erſte Periode von Schiller's dichteriſcher Wirkſamkeit aus dem Spiel. Für das Studium jener Periode und des Bildungsganges unſers Dichters ſind die Räuber, Kabale und Liebe, Fiesco, die Gedichte an Laura u. ſ. w. von großem hiſtoriſchem Werth, ihr politiſcher Gehalt iſt aber ſehr gering, und in der Weltliteratur finden ſie keine Stelle. Wenn in der all-

*) Wir machen bei dieſer Gelegenheit noch einmal auf den neuen Abdruck der Anthologie von 1782 aufmerkſam (Heidelberg, Bangel & Schmitt), die wir bereits in Heft 32 beſprochen haben.

gemeinen Literaturgeſchichte von Schiller die Rede ſein wird, ſo kann damit nur die Zeit ſeines gemeinſamen Wirkens mit Göthe gemeint ſein, die Zeit von 1794 bis 1805. Auf dieſe beſchränkt ſich der gegenwärtige Aufſatz.

Ich ſpreche zuerſt von dem Inhalt ſeiner Poeſie.

Die große leitende Idee jener Entwickelungsperiode, als deren vorzüglichſte Repräſentanten neben Leſſing, Göthe und Schiller wir vielleicht am nächſten noch Herder und Schleiermacher nennen könnten, die eben ſo von den Philoſophen der Zeit, wenn auch in einer durch die Formen des abſtracten Denkens bedingten Weiſe verfolgt wurde, die ſich ſelbſt, wenn auch ſehr trübe und gebrochen, in den wunderlichen Compoſitionen der gleichzeitigen romantiſchen Schule ausſpricht, war die Idee der Humanität.

Daß dieſes Ideal, zu deſſen claſſiſcher Form unſere ſittlich und äſthetiſch zerfahrene Zeit hinaufblicken muß, dennoch nicht ganz das unſere ſein kann, daß es ſich nicht nur dem Grad, ſondern dem Weſen nach von der Aufgabe, die wir uns ſetzen müſſen, unterſcheidet, liegt hauptſächlich in zwei Gründen.

Einmal war jene Blüthe der Poeſie, deren wir uns an Schiller und Göthe erfreuen, nicht auf dem heimiſchen Boden gewachſen; ſie war theils aus der griechiſchen, theils aus der gothiſchen Bildung entlehnt. Der daraus hervorgehende Humanismus war nicht national, ſondern kosmopolitiſch; ſein Auftreten nicht energiſch, ſondern tolerant.

Sodann waren alle Sympathien der neuen Bildung gegen die Formen gerichtet, die den deutſchen Geiſt bisher erzogen, aber auch gebunden hatten: gegen die franzöſiſche Aufklärung, die in ihrer Art auch eine Form der Humanität war, und beſonders gegen ihre materialiſtiſche Zweckmäßigkeitslehre, ihre gleichmäßige, conventionelle, geſellſchaftlich verſtändige Kunſtform, und gegen ihren Rationalismus im Gebiet der Poeſie. Sie ergab ſich im Gegenſatz zu dieſer nur mit halbem Rechte angefochtenen Bildung dem Cultus der freien, durch eignes Maß, nicht durch ſittliche Bande beſchränkten Individualität, des von der Wirklichkeit gelöſten Ideals (des Reiches der Schatten), und einem durch die Reaction gegen die nüchterne Verſtandeswirthſchaft erhitzten, vergeiſtigten Denken und Fühlen, das etwas in's Myſtiſche ſpielte, wie auch die gleichzeitige Philoſophie, die ſich die Exiſtenz der Welt erſt beweiſen wollte, weil ihr die Gewalt des eigenen moraliſchen Gefühls die einzige unmittelbare Gewißheit war.

Beides will ich im Einzelnen, wenn auch nur andeutungsweiſe, bei unſerm Dichter begründen.

Schon Schiller's Gedichte geben einen Orbis pictus verſchiedenartiger Vorſtellungen, bei denen es nicht leicht wird, die leitende Grundfarbe zu finden. Zwar herrſcht die griechiſche Bildung vor; nicht allein breitet ſich die Mythologie zuweilen auf etwas unbequeme Weiſe aus, z. B. in einzelnen Verſen der Götter Griechenlands, wo ſie einigemal geradezu zur Nomenclatur ausartet — ein Fehler,

den Göthe durchaus vermeidet — in dem Spaziergang u. ſ. w.; nicht allein iſt es der unſern heimiſchen Erinnerungen, Geſchichten und Traditionen weſentlich fremde Stoff, der mit einer, nicht aus unmittelbarer Anſchauung, ſondern aus der Lecture hervorgegangenen Vorliebe und Hingabe behandelt wird, einer Hingabe, die eigentlich nur einem erlebten, lebendig durchgefühlten Gegenſtand ziemt, ſondern auch die ſittliche Idee iſt äußerlich hergenommen. — Aber dann kommt auch wieder eine ganze Reihe gothiſcher Figuren dazwiſchen, die ſich ebenſo in ein Maskenſpiel verlieren. Man vergleiche z. B. den Ring des Polykrates mit dem Gang nach dem Eiſenhammer. Für die moderne Bildung iſt in beiden die Pointe gleich unverſtändlich; dort der Neid der Götter, der bei jedem unerwarteten Glücksfall ein grauenvolles Ereigniß vorausſetzt, weil die Unſterblichen keinen ganz Glücklichen dulden mögen, hier die fixe Idee von einem Gottesgericht, das ſich in der Eſſe von ein Paar wüſten Handwerkern manifeſtiren ſoll. „Nun, ruft der Graf und ſteht vernichtet, Gott ſelbſt im Himmel hat gerichtet.“ Das iſt die Poeſie eines ſinnigen Gelehrten, ſie ſtrömt nicht aus dem Herzen. Dazu das Coſtüm, das, wie hier der katholiſche Ritus, in dem Feſt der Ceres die Eleuſiniſchen Gebräuche, mit einer ſolchen Virtuoſität ausgemalt wird, daß man denkt, das eine Mal rede ein Katholik, das andere Mal ein Heide. Dazu nehme man den äſthetiſirenden Katholicismus in der Maria Stuart und die heidniſche Schickſalsverwirrung in der Braut von Meſſina, die myſtiſch-ſpiritualiſtiſche Grundidee in der Jungfrau von Orleans, von der man gar nicht mehr weiß, auf welche Art von Religion ſie eigentlich zurückbezogen werden ſoll, und die Aſtrologie in Wallenſtein, von der man auch nie recht erſiebt, ob es Spaß oder Ernſt iſt, denn einmal betrügen den Helden die Sterne, das andere Mal aber reden ſie wahr, und er hätte gut gethan, ihnen zu folgen; man nehme dazu die allerdings ſehr ſchöne, ſinnige Benutzung des Aeſchylus in den Kranichen des Ibykus, in welcher ſich aber, ebenſo wie in Caſſandra und vielen ähnlichen Balladen nur der orientiren kann, der das Alterthum kennt — und man wird zugeſtehen, daß der Dichter ſehr vielen Stoff, den er einer fremden Weltanſchauung entlehnt, unverarbeitet gelaſſen und durch ſein humaniſtiſches Princip nicht vermittelt hat. Es iſt dieſer Stoff nicht aus dem Gefühl, nicht aus der Totalität des Dichters genommen, und er ſpricht auch nicht zum Gefühl, ſelbſt nicht unmittelbar zur Phantaſie, wir laſſen uns nur durch den ſinnlichen Klang täuſchen.

Der Humanismus jener Zeit war tolerant, weil er nicht der Ausfluß eines unmittelbaren, ſchöpferiſchen Dranges war, ſondern aus der Sehnſucht einer bleichen, „entgötterten“ Zeit hervorging. Unſer Humanismus iſt intolerant, weil er von einem Princip ausgeht.

Für den Verſtändigen wird es kaum nöthig ſein, zu bemerken, daß dies kein Vorwurf gegen Schiller ſein ſoll. Nur die Einfalt kann mit Friedrich dem Großen darüber rechten, daß er ſich mit Voltaire lieber beſchäftigte, als mit Gott-

Digitized by Google

ſched und Gellert. Der reiche Zaubergarten der griechiſchen Poeſie, der damals eben den Deutſchen in ſeiner wunderbaren Fülle erſchloſſen wurde, und ſelbſt die bunte, burleſke Adelswelt des Mittelalters, auf welche man ſeit langer Entfremdung zum erſtenmal wieder ſeine Aufmerkſamkeit richtete, mußte natürlich ein poetiſches Gemüth mehr anziehen, als die leidige lutheriſche Theologie, welche damals das ganze deutſche Leben erfüllte. Damals mußte der Deutſche ein Weltbürger werden, weil er ſchicklicher Weiſe kein Deutſcher ſein konnte. Aber uns muthe man nicht zu, was damals unvermeidlich war, noch heute unter ganz veränderten Umſtänden, als Vorbild zu verehren. Seitdem wir uns als Nation gefühlt haben, müſſen wir aus dieſer romantiſchen Gräcität und dieſem empfindſamen Mittelalter heraus. Der Geiſt der neuen Zeit iſt nicht eine blos chemiſche Verſchmelzung der griechiſchen und der gothiſchen Welt, wie es ſich die Jenenſer Kunſtphiloſophen vorſtellten, und wie es z. B. der Alarkos anſtrebt, ſondern etwas Neues. Ebenſowenig wie unſer hiſtoriſcher Genuß am Fauſt verkümmert wird, wenn wir die moderne Fauſtpoeſie und die Zopfphiloſophen, welche Commentare dazu ſchreiben, gering ſchätzen. — Denn damals kam es darauf an, der in philiſterhaften Verhältniſſen verkümmerten Welt große Perſpectiven zu öffnen, ſtarke energiſche Empfindungen mit dem Schmeichellaut einer an Hellas gebildeten Sprache in die Seele zu hauchen; es wäre aber ſchlimm, wenn man fortfahren wollte, in Fragmenten zu empfinden, zu denken, zu geſtalten: Perſpectiven haben wir genug, mehr als genug, jetzt brauchen wir Form, ganze Geſtalten, ein energiſch ſich zuſammendrängendes Schickſal.

Die Univerſalität jenes gebildeten, aber energieloſen Humanismus kann uns heute um ſo weniger zum Vorbild dienen, da ſie in ihrem Cultus des Originellen, des Beſondern, der in der Form der Willkür erſcheinenden Freiheit in einer einſeitigen Polemik gegen das unmittelbar vorhergehende Zeitalter der Aufklärung befangen war. Freilich gingen Schiller und Göthe, weil ihre Bildung eine höhere und freiere war, darin nicht ſo weit, als die Dilettantenſchule, die, von ihnen angeregt, die Meiſter bald hinter ſich ließ; eine Schule, deren ungeſunde Sprößlinge noch immer unter uns wuchern. Göthe und Schiller tändelten mit der Dreieinigkeit, den Eleuſiniſchen Myſterien, der Aſtrologie, der Incarnation ꝛc., weil ſich daran wenigſtens eine kühnere Bilderſprache knüpfen ließ, als der herrſchende Rationalismus und Pietismus es verſtattete, aber es fiel ihnen nicht ein, auf dieſen Widerſinn ihre Weltanſchauung zu begründen, ein hiſtoriſches Gemälde aus Arabesken zuſammenzuſetzen. Aber weil in dem vorwaltenden materialiſtiſchen Intereſſe die höchſten Anforderungen des Geiſtes und Herzens unbefriedigt blieben, ließen ſie ſich in einen Idealismus treiben, der dem Weſen der Natur und der Geſchichte, alſo dem Ideal des wirklichen Menſchen, faſt ebenſo entgegenſteht, als das Traumweſen der Myſtik.

Wenn gleichzeitig die Kantiſche Philoſophie in dem ſogenannten kategoriſchen

Digitized by Google

Imperativ der von Leidenſchaften, Wünſchen und Hoffnungen in beſtändigen Widerſprüchen bewegten Menſchheit ein ſo hartes Gebot der Tugend entgegenſtellt, daß ſchon das Zuſammenfallen der Neigung mit der Pflicht als eine Entheiligung der letztern gilt; wenn Fichte die Verkehrtheit der gegenwärtigen Welt nicht anders begreifen kann, als indem er in ihr den nothwendigen, aber häßlichen Uebergang zu dem Reich der vollkommenen Glückſeligkeit ſieht, in deſſen idealem Bilde die Wirklichkeit ihren vollkommenen Gegenſatz erkennen muß; wenn man in Romanen, Monologen, und Philoſophien aus dieſer Welt der Lüge in das verlorene Paradies der Kindheit, der Unſchuld, der Natur zurückzukehren trachtet, einer Natur, die nirgend anders vorhanden iſt, als in der eigenen Phantaſie: — ſo findet ſich bei Schiller dieſer Gegenſatz der vollkommenen Welt und der wirklichen nicht blos in den lyriſchen Gedichten, in denen dem Menſchen, um glücklich zu werden, kein anderer Rath geboten werden kann, als aus der Sinne Schranken zu fliehen, dem Genuß und der Begierde zu entſagen, und das Reich der Schatten zu ſuchen; in denen die ſtrahlenden Göttergeſtalten der Ideale, die noch dem jugendlichen Gemüth als Traumbilder leuchteten, ſich bang und ſchüchtern von der Erde abwenden, die für ihren zarten Bau zu wild bewegt und zu ſinnlich iſt; ſondern auch in den Dramen: denn ſo tüchtig ſich der Dichter in der geſchichtlichen Welt zu bewegen weiß, ſo iſt es doch nicht die Ueberwindung der Widerſprüche durch die geſchichtliche Kraft, welche ihn begeiſtert, ſondern das in ſich vollkommene Gemüth, das von der Welt nur befleckt werden kann, und das je eher je lieber ihrer Verwirrung entfliehen muß: ſo ſtehen dem in den Leidenſchaften der Zeit befangenen und darum unvollkommenen Wallenſtein nicht allein die vollkommenen Geſtalten von Max und Thekla gegenüber, die über den hiſtoriſchen Widerſpruch hinaus ſind, ſondern eigentlich auch die ſtillen, idylliſchen Naturen, wie der alte Gordon; ſo verlangt die heilige Jungfrau von der Heldin, die ihr als Werkzeug dienen ſoll, vollſtändige Reinheit von den menſchlichen Trieben, ſo ſind Maria Stuart, Don Carlos, Beatrice u. ſ. w. bloße Leidensgeſtalten, die in dieſer Welt der Gegenſätze untergehen, weil ſie zu gut ſind für ſie; ſo müſſen endlich ein König Philipp, ein Wallenſtein, ein Geßler u. ſ. w. wenigſtens einen Punkt haben, an dem die Menſchheit ſie ergreift, um Gegenſtand der Poeſie zu werden, und nur perſonificirte Abſtractionen, wie der Großinquiſitor, bleiben frei davon.

Dieſes Ideal der Humanität, welches Göthe in ſeinem Egmont, Iphigenie, natürlicher Tochter ꝛc. den geſchichtlichen Mächten entgegenſtellt, welches Herder, Jean Paul, Jacobi, Schleiermacher zu predigen nicht müde wurden, kann nicht das unſrige ſein. Unſere Götter ſind nicht die ſeligen, thatloſen des Olymp, ſondern die kämpfenden und ſchuldig leidenden Erlöſer der Menſchheit, Prometheus, Herkules, Chriſtus.

Wir würden aber in unſerm Urtheil einſeitig ſein, wenn wir die Berechtigung

dieſes Idealismus, gegenüber einer neuen, dämoniſchen Schule, mehr von Kritikern als von Dichtern, verkennen wollten, die nur die Kraft feiern und in ihrer genialen Paradoxie eine vollkommene Gleichgiltigkeit gegen Gut und Böſe zur Schau tragen; die, auf den Vorgang eines großen Denkers ſich ſtützend, die Freiheitsliebe der Athener als unberechtigt gegen den hiſtoriſchen Beruf eines Alexander proclamiren, die Innocenz, Robespierre und Alba als Helden verehren, weil ſie ſich in der Verfolgung ihrer fixen Ideen durch kein Blut irre machen ließen, ja die zuletzt die Höhe des Heldenthums nach dem Grade abmeſſen, in welchem man die Menſchlichkeit von ſich abſtreift. Gegen dieſe toll gewordene Genialität ſollen uns Göthe's und Schiller's Ideale ewige Warnungszeichen bleiben, die uns daran erinnern, daß, wo die Menſchheit aufhört, auch der Dichter nichts zu thun hat.

Ich beſchränke mich auf dieſe kurze Andeutung, und gehe auf die zweite Frage über: wie ſich Schiller's Kunſtform zu der Anforderung unſerer Zeit verhält?

In einer Seite ſeiner Thätigkeit iſt er noch immer zu wenig gewürdigt: ich meine die äſthetiſchen Abhandlungen. Mit Recht hat man dieſen einen zu großen Aufwand von rhetoriſchem Pathos vorgeworfen; man kann noch hinzufügen, daß der Tact, den er in ſeinem Urtheil bewährt, nicht immer ſo treffend iſt, als ſeine Reflexion, z. B. in ſeiner Kritik über Matthiſon's Gedichte, aber trotz dieſer Vorwürfe iſt er noch ziemlich allen unſern Kritikern als Muſter aufzuſtellen. Unſere heutigen Kritiker, wenn ſie nicht als gute Feuilletoniſten ſich damit begnügen, über den vorliegenden Gegenſtand allerlei ſchöne Dinge zu ſagen, die nicht zur Sache gehören, urtheilen entweder, wie Tieck und Börne, nach dem bloßen Inſtinct, nach Einfällen, Launen und Stimmungen; oder ſie haben eine ſolche Virtuoſität im Conſtruiren einer poetiſchen Idee, daß ſie mit gleicher Vorliebe das Gute wie das Schlechte reproduciren, daß ſie vollſtändig vergeſſen, wie die Hauptaufgabe der Kritik iſt, zu billigen oder zu mißbilligen, die Hauptaufgabe der äſthetiſchen Theorie, die leitenden Grundſätze für dieſe Kritik herzugeben; daß, wenn ſie einmal urtheilen, dieſes Urtheil nicht aus ihrer Conſtruction, ſondern wieder aus Laune und Stimmung entſpringt. In dieſer falſchen Objectivität ſind nicht nur unſere halbgebildeten Philoſophen befangen, ſondern auch Männer, wie Gervinus, der in ſeiner Reproduction der Shakeſpeareſchen Stücke vollſtändig vergißt, daß er es nicht mit Naturphänomenen, ſondern mit Erfindungen des menſchlichen Witzes zu thun hat. —

Die lyriſchen, oder, wenn man will, didactiſchen Gedichte Schiller's ſind in ihrer Art ein Maximum. So reiche Gedanken, mit vollkommener Methode entwickelt, und doch in einer weſentlich poetiſchen Form ausgedrückt, wie die Götter Griechenlands, die Künſtler, das Ideal und das Leben, der Spaziergang u. ſ. w., ſtehen über der capriciöſen Reflexionslyrik unſerer Tage, die alles Maaß und alle Form verloren hat, die den Gedanken in Bildern erſtickt, ſtatt ihn auszudrücken, ebenſo erhaben, als Schiller überhaupt über unſern Poeten.

Digitized by Google

— Ein Vorbild können ſie uns dennoch nicht mehr ſein. Die poetiſche Explication eines Gedankengangs iſt immer ein Luxus, der dem eigentlichen Beruf der lyriſchen Poeſie, Empfindungen zu geſtalten, nicht entſpricht; die geringe Popularität jener Gedichte bethätigt es durch den Erfolg. —

Ich komme auf den Hauptpunkt, auf die Dramen. — Bekanntlich gehörte es eine Zeitlang zum guten Ton, Schiller's dramatiſches Talent gegen Göthe herabzuſetzen. Um ein richtiges Urtheil darüber zu gewinnen, muß man die Stücke nicht leſen, ſondern ſehen. — Beide Dichter haben darin gewetteifert, undramatiſche Stoffe zu behandeln. Faſt möchte ich Schiller darin den Preis zuerkennen. Zwar ſträubt ſich Götz, Egmont, Taſſo, die natürliche Tochter, ſo ſehr als möglich gegen eine dramatiſche Darſtellung, aber z. B. die letzten Acte von Maria Stuart und Wilhelm Tell übertreffen ſie darin weit. Jeder andere Dichter wäre damit gefallen, denn es iſt gar keine Spur von Spannung mehr darin. Und Schiller verſteht doch noch, wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade, das Intereſſe rege zu erhalten.

Schiller's dramatiſches Talent im Einzelnen zu analyſiren, reicht hier der Raum nicht aus; ich will nur auf Einzelnes aufmerkſam machen. — Kein Dichter verſteht ſo gut, den poetiſchen Grundton zu treffen, der für die Stimmung des Ganzen paßt — gleichſam das Klima, in dem dieſe beſtimmte Pflanze gedeiht. Im ganzen Tell glauben wir Alpenluft zu athmen. Und Schiller hat nie die Schweiz geſehen. Ich meine nicht blos die glänzende Localfarbe in der Einleitung, der Rütliſcene, dem Schluß, ſondern die Art und Weiſe, wie dieſe tüchtigen, aber ſchwer in Bewegung zu ſetzenden Bauern mit einander verkehren, wie ſie denken und empfinden. — Der militäriſche Geiſt in Wallenſtein iſt unnachahmlich ſchön wiedergegeben; das Lager, die Zuſammenkunft der Generale im 1. Act (welcher andere Dichter könnte dergleichen poetiſch beleben!), das Banquet, die Deputation der Küraſſiere; dazu der leiſe, aber höchſt wohlthuende Humor, mit dem die einzelnen Nebenfiguren ſich abſchattiren, z. B. Illo, Iſolan, der Kellermeiſter, und über dies bunte, kriegeriſche Getümmel anfangs unmerklich, dann immer deutlicher hervortretend, ein düſterer Nebel verbreitet, der uns zum tragiſchen Ausgang ſtimmt. — Wie verſchieden davon, und wieder wie angemeſſen zum Stoff der unheimliche, etwas ſchwärmeriſche Ton in der Braut von Meſſina.

Eine zweite Seite iſt die Fähigkeit, ſcheinbar ganz äußerliche Thatſachen, Erzählungen, Verhandlungen mit der Seele der betheiligten Perſonen in Verhältniß, und dadurch in Bewegung zu ſetzen. Die Erzählung des ſchwediſchen Hauptmanns, die Unterhandlung Wallenſteins mit Wrangel, der Jungfrau mit Burgund, der Königin Eliſabeth mit ihren Räthen, ja Philipp's mit dem Großinquiſitor (eine Scene, die man lächerlicher Weiſe ausläßt, da in ihr die Pointe des Stücks liegt) gehören dahin. Trotz ſeiner geringen Bühnenkenntniß, die ihn

Digitized by Google

zuweilen, in Aeußerlichkeiten, zu den ſonderbarſten Mißgriffen verleitet, fühlt und geſtaltet Schiller faſt immer dramatiſch.

Wie wunderbar verſteht er es ferner, das Gefühl einer großen Kriſis zu erwecken und ſinnlich darzuſtellen! So die Scene, in der die Jungfrau ihre Ketten bricht, die Trennung zwiſchen Max und Wallenſtein, die Reihenfolge der Stimmungen vor Wallenſteins Tod, der Streit der beiden Königinnen in Maria Stuart. Wo es gilt, die Seele in Bewegung zu ſetzen, zeigt er ſich überall als Meiſter.

Ich breche dabei ab. Ich halte dieſe Bemerkungen nicht für überflüſſig, weil Schiller in einem ſolchen Rufe der Claſſicität ſteht, daß wir ihn in der Regel mit unſern Gymnaſiaſtenjahren abfertigen, wo man ihn in Bauſch und Bogen bewundert, gewöhnlich um ſeiner Fehler willen, ohne das, was ihn eigentlich auszeichnet, würdigen zu können. Später läßt man es dann gewöhnlich bei dieſer allgemeinen Anerkennung.

Die erwähnten Vorzüge laſſen ſich eher beſchreiben, als nachahmen. Auf ſeine Nachfolger hat Schiller ſehr unglücklich gewirkt. Sie haben ſein Pathos, ſeine Declamationen, ſeine bonnes sorties, ſeine Phraſen und mitunter ſeine kleinen Witze wiedergegeben; was er geleiſtet, haben ſie kaum empfunden. — Später iſt man dann zur Erkenntniß dieſer Fehler gekommen, und hat das Gute darüber vergeſſen.

In unſerer Zeit geht das Streben der dramatiſchen Kunſt nach zwei Richtungen auseinander, die auch in Bezug auf die Stellung, die Schiller zur Entwickelung derſelben einzunehmen hat, ſich zu widerſprechen ſcheinen. Einmal will das Publicum große hiſtoriſche Anſchauungen; ein Pathos, das über blos ſubjective Gemüthsrichtung hinausgeht, bedeutende Perſpectiven in die Weltgeſchichte, Bewegungen der Maſſe, die an den Individuen nur ihren Träger hat. Dann aber ebenſo Vereinfachung und Concentration des Intereſſes auf einzelne, leicht zu überſehende, und in ihrer Eigenthümlichkeit prägnant ausgeführte Charaktere, Klarheit und Durchſichtigkeit der Handlung, ſtrenges Feſthalten an dem Geſetz der Spannung, das in der Schiller-Göthe'ſchen Zeit in dem erſten Gefühl der Freiheit von den Feſſeln der Convenienz und Tradition übertreten wurde.

Der Dichter, welcher dieſe beiden, freilich ſchwer zu vereinigenden Anforderungen gleichmäßig befriedigt — hiſtoriſche Bedeutung und claſſiſche Einfachheit — wird die nächſte Phaſe der dramatiſchen Kunſt darſtellen; er wird Göthe und Schiller überwinden, und die deutſche Poeſie in die verlaſſene Bahn der reinen Kunſt zurückführen, ohne ihren Reichthum aufzugeben. J. S.

Niels W. Gade.

Neben Mendelsſohn und Schumann lebte in Leipzig während der Jahre 1844—48 der Componiſt Niels W. Gade aus Kopenhagen. Er war wenige Zeit vorher noch ganz unbekannt in Deutſchland, denn die kleinen Stücke, welche von ihm in ſcandinaviſchen Sammelwerken erſchienen, waren nicht von genügender Bedeutung, um über die Oſtſee nach Deutſchland zu dringen. Erſt da zog er die Augen der Muſiker auf ſich, als er ſeine Ouverture zu Oſſian herausgegeben hatte, eine Compoſition, für welche er von der däniſchen Regierung das Reiſeſtipendium erhielt. Im Gewandhauſe zu Leipzig wurde ſie das erſte Mal im Winter 1842 aufgeführt und erlangte ihrer Eigenthümlichkeit wegen den entſchiedenſten Erfolg; ſolche nordiſche Tonweiſen und dieſe nationalen Klänge waren noch nie in deutſchem Raume gehört worden. Es that dem Publicum wohl, nachdem es ſeit Jahren unaufhörlich in dem glühenden Strome der Beethoven'ſchen Muſe hatte ſchwimmen müſſen, zur Abwechſelung ein kaltes Sturzbad in den Eisbergen des Nordens zu genießen. Bald darauf erſchien die erſte Sinfonie in C-moll, welche, von Mendelsſohn warm befürwortet und mit dem Orcheſter ſorgfältig einſtudirt, gleichen Beifallsſturm erregte. Durch dieſe beiden Erfolge war Gade's Ruf in Leipzig gegründet; der Enthuſiasmus ſtellte ihn neben Mendelsſohn und machte Schumann's Fähigkeiten und Leiſtungen ihm gegenüber faſt zweifelhaft. Der gute Eindruck ſeiner Werke wurde im Jahre 1844 durch ſein perſönliches Erſcheinen in Leipzig weſentlich geſteigert; er war jung, von beſcheidenem, freundlichem Benehmen, und, was die Hauptſache erſchien, ſeine Geſichtszüge führten dem Beſchauer unwillkürlich Mozart's ſchönes Profil vor die Seele, obgleich die unbeweglichen Mienen und das ſtarre Auge bald wieder von dieſer Aehnlichkeit abzogen und an den Norden erinnerten. Gade wurde ſchnell der Mignon Mendelsſohn's, will heißen: des Leipziger Publicums; er iſt das letztere eigentlich bis auf dieſen Augenblick geblieben, wenigſtens in einzelnen muſikaliſchen Kreiſen, obgleich ſich auch ſchon manche Stimme gegen ihn erhoben und der Ketzerei ſchuldig gemacht hat. — Eine zweite Sinfonie (E-dur) erſchien von ihm noch im Laufe des Winters von 1844. Auch dieſe wurde ſogleich zur Aufführung gebracht und erlangte ebenfalls lebhaften Beifall, doch einen minderen, als die erſte; das Publicum war nämlich enttäuſcht, es hatte wieder die rauhen Geſänge nordiſcher Skalden erwartet, um ſich in ſeinem Innern behaglich von Schauer und Grauſen durchſchütteln zu laſſen, aber es fand nur wenig Schauerſtoff in dem neuen Werke, es war modernes Empfinden darin, die Muſik zeigte anſtändige Bildung und war faſt zahm. Friſcher und origineller, und als ein Ausfluß der Nationalität des Componiſten erſchien wieder die Ouverture „Im Hochland". Sie iſt ein Pendant zu der Ouverture „Oſſian",

Digitized by Google

eine einzelne Skizze des großen Ganzen, welches in der letztgenannten Ouverture geſchildert ſein ſoll. Gade ſcheint ein großer Verehrer von Oſſian, denn noch zu einem dritten größern Werke entnahm er den Stoff aus dieſer Dichtung, dies iſt: **Comala**, dramatiſches Gedicht nach Oſſian, für Solo, Chor und Orcheſter (op. 12). Dieſe drei Compoſitionen nächſt der erſten Sinfonie in C-moll ſind ohne Zweifel die achtenswertheſten, es herrſcht in ihnen keine Künſtelei, kein Spiel mit inhaltsloſen Phraſen, der Künſtler hat ſeine Natur, ſeine Empfindungen und die Eigenthümlichkeiten ſeiner Nationalität einfach und wahr niedergelegt. Die Concertouverture in C (Nr. 3) und die dritte Sinfonie in A-moll, deren dritter Satz davon auszunehmen iſt, bewegen ſich im Ganzen wieder in der Richtung der Sinfonie in E-dur, es ſind Verſuche in der deutſchen Schule, welcher ſich der Componiſt mit allen Kräften anzubequemen ſucht.

Von Kammermuſik ſind drei Compoſitionen zu erwähnen: eine Sonate für Violine und Pianoforte, ein Quintett und ein Octett für Streichinſtrumente; für Clavier zu vier Händen: Nordiſche Tonbilder, in Form von kleinen Charakterſtücken, und drei Clavierſtücke in Marſchform; von reinen Geſangswerken einzelne Hefte für Männerchor, gemiſchten Chor und Duetten für zwei Frauenſtimmen mit Pianofortebegleitung. Eine komiſche Oper in däniſcher Sprache, im Sommer 1849 in Kopenhagen aufgeführt, iſt in Deutſchland bis jetzt weder aufgeführt, noch durch den Druck bekannt worden, ſo daß ſie ganz außer dem Kreiſe dieſer Beſprechung bleiben muß.

Schon aus den kurzen Andeutungen zu ſeinen aufgezählten Tonwerken geht hervor, daß **Gade** vor allen Dingen die Conſequenz der Grundſätze in der Production vermiſſen läßt. So lange er ſich naiv, gleichſam inſtinktmäßig der Ausübung ſeiner Kunſt hingibt, ſchreibt er mit Glück und Geſchick; ſobald er darnach ſtrebt, die Mängel ſeiner nationalen Muſik durch fremde Hilfsmittel zu verbeſſern, wird er ſchwach und matt. Wohl fühlte er, daß eine Muſik, blos auf die charakteriſtiſchen Tonweiſen ſeiner nordiſchen Heimath baſirt, durch die Monotonie und Uebereinſtimmung der Motive und die daraus entſpringende Einſeitigkeit der Harmoniſirung für die Länge der Zeit kein erſprießliches Feld einer gebildeten Kunſtthätigkeit darbiete, und daß es ſogar eine zeitliche Grenze gebe, wo die Sättigung des Publicums jedem erfolgreichen Fortarbeiten eine unüberſteigliche Schranke aufbauen müſſe. Deshalb warf er ſich mit Wärme der deutſchen Schule in die Arme; er verſuchte beide Weiſen mit einander zu verſchmelzen, ja er ging noch weiter, indem er allen und jeden Scandinavismus über Bord warf und die deutſche Schule allein zu ſeiner Leiterin auserkor. Das Ergebniß dieſes Strebens iſt bis jetzt kein ganz günſtiges geweſen; ob er ſein Ziel in der Folge erreichen wird, darüber läßt ſich bis jetzt kein ſicheres Urtheil fällen, obwohl ſich auch hier der alte Spruch zu bewähren ſcheint: ne naturam furca expellas! Ein wirklicher Vorwurf läßt ſich Gade wegen dieſes Strebens nicht machen, im Gegen-

Digitized by Google

theil gereicht es zu ſeinem Lobe, daß er das als mangelhaft Erkannte mit dem einzig möglichen Mittel zu verbeſſern ſuchte. Er iſt Germane, wenn auch nordiſchen Stammes; ihm war es darum eher vergönnt, als jedem andern Ausländer, die Engländer ſelbſt nicht ausgenommen, den Ernſt und die tiefe Kunſt der Deutſchen zu verſtehen, ſo weit als möglich ſich anzueignen und annähernd treu wiederzugeben. Die muſikaliſche Bildung, welche die ſcandinaviſchen Länder ihren Kindern angedeihen laſſen, iſt außerdem ganz auf die Claſſicität des ſtammverwandten Landes gegründet und von den deutſchen Meiſtern geleitet worden. In Kopenhagen ſelbſt haben ſich ſeit Ende des vorigen und dem Anfange dieſes Jahrhunderts zwei deutſche Kapellmeiſter, Kunzen und Kuhlau, große Verdienſte um die Muſik erworben, auch ihr Nachfolger, Gläſer, iſt ein deutſcher Künſtler. Von einer däniſchen oder nordiſchen Nationalmuſik, im höhern Sinne des Wortes, durfte deshalb bis jetzt nicht die Rede ſein, denn auch die Verſuche, welche früher von Kunzen zur Gründung einer Nationaloper unternommen wurden (er ſchrieb mehrere däniſche Opern: Holger Danska, Hamelichden, Naturens Roß, Erik Ejegad ꝛc.) ſind erfolglos geblieben, da ſie keine Lebenskraft in ſich hatten und von nordiſcher Muſik nichts weiter bieten, als eben nur einige Motive. Kuhlau's däniſches Liederſpiel: Elvenhojen erregte lange Zeit in Kopenhagen Furore; es enthielt viele Volksgeſänge und hat ein nationaleres Gepräge, als Kunzens Opern. Auch Hartmann und nach ihm Saloman betraten dieſen Weg; der Erſtere blieb trotz einzelner glücklich angebrachter Aeußerlichkeiten in der deutſchen Richtung; der Letztere machte Furore zu einer Zeit, in welcher das ausſchließliche Dänenthum eben im Entſtehen war, muß aber unter den hier angeführten Muſikern als der ſchwächſte angeſehen werden.

Da die hier genannten Vorgänger Gade's trotz ihrem guten Willen nicht vermochten, ſich in eine nordiſche Kunſtanſchauung zu vertiefen, da das ſpecifiſche Deutſchthum zu gewaltig in ihren Compoſitionen hervortrat und ſelbſt die Volkslieder unter ihren Händen viele Züge ihrer Eigenthümlichkeiten verloren, ſo würde, wenn überhaupt die Rede von einer nordiſchen Schule der Muſik ſein kann, ihr Entſtehen von dem Auftreten Gade's zu datiren ſein, denn er allein hat es bis jetzt verſtanden, die rauhen, harten, melancholiſchen Weiſen ſeiner Heimath für die höhere Kunſtform zu verarbeiten, ſie in Beziehung auf Rhythmus und Melodie charakteriſtiſch hinzuſtellen und durch die Kunſt zu idealiſiren. Es iſt dies als ein Zeichen von der Tiefe und Bedeutung dieſer Melodien zu betrachten; die Verwandtſchaft des Nordens mit deutſcher Empfindungsweiſe zeigt ſich auch in dem Reiche der Tonkunſt. Freilich iſt das deutſche Motiv ausſchließend zu kunſtreichen Verwebungen, zu tiefern Combinationen, zu geiſtreichen Umgeſtaltungen geeignet und alle Kunſtwerke, die wirklich mit dieſen Eigenſchaften ausgerüſtet ſind, gehören nur dieſer Nation an. Wenn in der neuern Zeit einzelne Italiener, Franzoſen und Engländer tieſer Gedachtes und Erhabenes leiſteten, ſo war dies

Digitized by Google

immer eine Wirkung der deutſchen Schule, deren ernſthaftes Studium ſie auf einen Standpunkt brachte, daß ſie in der Muſik faſt deutſch denken und ſchreiben lernten. Im vollſten Maße wird dies einem Ausländer nie gelingen, weil jeder Menſch für ſein ganzes Leben bis zu einem gewiſſen Grade von den Ideen abhängig bleibt, die ſeinem Stammvolke eigenthümlich ſind, am meiſten in der Sphäre des unmittelbaren Empfindens. Auch bei ſtammverwandten Nationalitäten werden dieſe Unterſchiede nicht ganz wegzubannen ſein, und ſo findet ſich in Gade's Art und Weiſe, Muſik zu denken und zu ſchreiben, Charakteriſtiſches und Abweichendes in Menge, wenn auch die Grundſätze und das Muſter der deutſchen Schule bei ihm deutlich genug in den Vordergrund treten. Die nordiſche Schule, wie ſie Gade geſchaffen und wie ſie vielleicht Nachfolger von ihm weiter ausbilden werden, wird, wie die deutſche, ſich durch Ernſt und Tiefe auszeichnen, mangeln wird ihr aber gewiß der Reichthum des Gemüths, die Zartheit und Innigkeit des Ausdrucks. Ihre ſtarren Melodien geſtatten nur eine einſeitige Charakterzeichnung, nur eine beſchränkte Art der Modulation; ſie enthalten in ſich keine Fügſamkeit für die höhern contrapunktiſchen Geſtaltungen. Durch dieſe Sätze ſoll eine Charakteriſtik der Gade'ſchen Muſik ausgeſprochen werden, wie ſie ſich findet in ſeiner erſten Symphonie in Moll, in den beiden Ouverturen „Oſſian“ und „Im Hochland“, und in dem dramatiſchen Gedicht Comala.

Dieſe vier Werke ruhen auf gleicher Baſis, ſie charakteriſiren uns die rauhe kalte Poeſie des Oſſian, deſſen ſeltſame Nebelwelt freilich ein Erzeugniß ſentimentaler germaniſcher Bildung iſt, und ihre Tonweiſen klingen in unſerer Zeit wie eine Erinnerung an die Edda und die Geſänge der alten Germanen in den Hainen Odin's und Freia's. Eine kleine Abweichung von den melancholiſchen, großen ſcandinaviſchen Gebilden macht die Ouverture „Im Hochland“, welche in ihren Motiven und ihrer viel heitern Färbung an Walter Scott's Schilderungen des ſchottiſchen Hochlandes erinnert; ihre Zierlichkeit, Behendigkeit und Durchſichtigkeit gereicht ihr jenen andern Werken gegenüber zum großen Vortheil, darum muß man dieſe Ouverture als eine gute Einleitung zur Bekanntſchaft mit dem Componiſten empfehlen. Bis jetzt iſt ihr auch nirgends in Concertinſtituten ein Hinderniß entgegengeſtellt worden; das Fremdartige iſt in ihr nicht überwiegend, und wo es hervortritt, geſchieht dies auf ſo beſcheidene und gewinnende Weiſe, daß man es willkommen heißt und ſich gern feſſeln läßt. Schon befremdender wirkt die Ouverture zum Oſſian mit ihren düſtern Klängen, ihrer kalten Luft. Ein wirklich wohlthuendes und erhebendes Gefühl erregt ſie nicht, es iſt, als ob man den nordiſchen Sänger unter lichtarmem Himmel zwiſchen den dunklen Föhren dahinſchreiten ſähe. Das ganze Gemälde iſt monoton und farblos, dennoch aber macht es den Eindruck der Wahrheit, denn der zu Grunde liegende Stoff geſtattete keine wärmere Behandlung. Man wird unwillkürlich an eine Ouverture Mendelsſohn's erinnert: die Fingalshöhle oder die Hebriden, ja es iſt ſogar

Digitized by Google

nicht unwahrſcheinlich, daß Gade von ihr den Anlaß zu ſeiner Schöpfung genommen, wie überhaupt jener Componiſt vielfach, ſowohl fördernd als hemmend, in die Thätigkeit Gade's eingreift. Der Unterſchied zwiſchen beiden Werken iſt leicht zu finden, er iſt der ſchon oben angedeutete zwiſchen der deutſchen und nordiſchen Muſik: Mendelsſohn's Motive ſind glänzender und freier, zu kunſtreichen Verwebung geſchickter, zu reicher Harmoniſirung verwendbarer.

Die erſte Symphonie in C-moll vertritt den ſpecifiſchen Scandinavismus und ſtellt denſelben ſo urkräftig dar, daß ſein Erſcheinen beinahe die Empfindung des Schreckens in dem Zuhörer erregt, der nicht darauf gefaßt war, ſo plötzlich in eine ganz andere Art, zu denken und zu fühlen, hineinverſetzt zu werden. Es iſt deshalb leicht erklärlich, daß das Concertpublicum vieler Orte ſich mit dieſer Compoſition durchaus nicht einverſtanden erklären wollte, und daß die bitterſten, abſprechendſten Urtheile laut wurden. Ein Cölner Kritiker ſpricht „von einer Maſſe lächerlichen, geſuchten und breitgetretenen Zeuges“, daß beſonders „das Finale ein ekelhaft betäubendes Blechgetöſe mache“. Dieſe übertriebenen, aus Oppoſition entſpringenden Ausdrücke enthalten einiges Wahre. Der Kritiker wußte ſich in das Abweichende der Gade'ſchen Motive nicht hineinzufinden; was er lächerlich und geſucht nennt, iſt nur fremdartig, aber ſchwerer in die Wagſchaale fällt der Vorwurf, daß der Componiſt Unbedeutendes zu breit trete. Die Sinfonie leidet allerdings in ihrem erſten und letzten Satze an mancherlei läſtig fallenden Längen, die um ſo mehr ermüden, als nicht immer vollſtändig ausgeſprochene Motive in verſchiedener Behandlungsweiſe wiederkehren, ſondern kurze, willkürlich herbeigeholte Phraſen, deren eine die andere verdrängt, die in ihrer Zuſammenſtellung keine Beruhigung, keinen vollſtändigen Sinn gewähren. In den beiden andern Sinfonien tritt dieſer Uebelſtand noch mehr hervor, und es wird ſpäter noch einmal die Rede davon ſein. Andere Fehler darf man mit Recht dieſer Sinfonie nicht nachſagen, denn auch das angefeindete Blechgetöſe iſt weder ſo übermäßig, daß man es verhöhnen darf, noch iſt es ſo unmotivirt für den, welcher Verſtand genug beſitzt, die Abſichten des Tondichters zu begreifen. Der letzte Satz der Sinfonie iſt beſonders ſtark inſtrumentirt; die alten felſenherzigen, trotzigen Helden des Nordens dürfen mit Recht ein wenig laut reden, zumal ſie nicht von Liebe girren, ſondern einen Schlachthymnus anſtimmen; es iſt ſo etwas wie Berſerkerwuth in ihnen und dieſe läßt ſich keine Zügel anlegen. Der erſte und zweite Satz der Sinfonie ſind milder gehalten, doch weichen ſie nicht von dem Charakter des letzten Satzes ab und dürfen als richtige Vorbereitung zu dem Finale angeſehen werden. Der erſte iſt an Motiven arm, und die wenigen, welche hervortreten, ſind kalt und ſtarr, die Inſtrumentation allein trägt einiges Leben hinein und bietet eine Entſchädigung für die Magerkeit der Gedanken. Das Scherzo hat lebendige, rhythmiſche Motive und zeichnet ſich in der Inſtrumentation noch mehr aus, als der erſte Satz, in ihm liegt das am meiſten Beſtechende des

Digitized by Google

ganzen Werkes. Nicht in vollkommene Uebereinſtimmung mit den andern Sätzen läßt ſich das Andante bringen; das nordiſche Bewußtſein iſt hier wie durch einen Zauber zurückgedrängt, das deutſche Element, in ſeinem Urtypus Mozart, ſtrömt hervor und geberdet ſich recht angenehm und lieblich, das Ganze iſt wie eine Oaſe aus ſüdlicherem Himmel, mit glänzender Vegetation, hineingeſchmuggelt in die felsumragten Fluren Norwegens.

Das dramatiſche Gedicht Comala enthält folgende Epiſode aus Oſſian: Comala, die Tochter Sarno's, des Königs von Inniſtone, in heftiger Leidenſchaft zu Fingal, dem König Morwen's, entbrannt, folgt ihrem Geliebten in Kriegerkleidung auf einem Kriegszuge gegen den König Caracul von Lochlin. Fingal läßt Comala am Tage der Schlacht auf einem Berge an den Ufern des Carun zurück, von welchem ſie das Schlachtfeld überſchauen kann, und verſpricht, wenn er ſiege, am Abend dahin zurückzukehren. Comala, von bangen Ahnungen erfüllt, harrt auf Fingal's Rückkehr; im Brauſen des Sturmes erſcheinen ihr die Geiſter der Ahnen, welche nach dem Schlachtfeld ziehen, um die Seelen der Gefallenen heimzuführen. Sie wähnt die Schlacht verloren und Fingal getödtet; von Schmerz überwältigt, ſtirbt ſie. Fingal, als Sieger aus der Schlacht heimkehrend, erfährt von den klagenden Jungfrauen den Tod der Geliebten; trauernd fordert er die Barden auf, ſie im Geſange zu preiſen, und die Chöre der Jungfrauen und Barden geleiten die ſcheidende Seele zu den Wohnungen der Väter.

Die Anordnung der einzelnen Scenen gibt dem Componiſten reiche Veranlaſſung zur Entfaltung der verſchiedenartigſten muſikaliſchen Wirkungen; der Held Fingal, die liebende, ahnungsbange Comala, die Chöre der Krieger, die Schaaren der Geiſter bieten Stoff zu den contraſtirendſten Charakterzeichnungen. Gade hat ſeinen Text verſtanden und nichts verſäumt, um ihn von der ergiebigſten Seite anzubauen, er fand in ihm eine gute Gelegenheit, ſeine heimathlichen Weiſen auf Geſtalten überzutragen, die nur auf dieſe Art richtig gezeichnet werden konnten. Dieſe eigenthümliche, nationale Behandlungsweiſe iſt nicht blos auf die Einzelgeſänge Fingal's und Comala's übergetragen, ſie tritt auch in den Chören hervor, am meiſten in dem Geiſterchor, in welchem ſich eine hohe Genialität der Erfindung offenbart.

Als beſter Erfolg Gade's iſt bis jetzt noch dieſe Comala zu nennen; den Werken, welche ihr folgten, mangelt im Vergleich zu ihr der tiefere Inhalt und die Entſchiedenheit des Charakters, ſie ſind geſucht und reflectirt, und der ſchon früher angedeutete Fehler, ſtatt mit vollſtändig ausgearbeiteten Motiven, nur mit kurzen Phraſen, von geringem Umfange zu arbeiten, und dieſe ohne beſtimmten Grund an einander zu heften, verdient hier noch ſchärfere Rüge, als in der erſten Sinfonie. Freilich ſind nur wirklich Kunſtverſtändige, in die Conſtruction größerer Muſikſätze Eingeweihte, im Stande, dieſen Mangel zu erkennen, für den Dilettanten, dem dieſe Geheimniſſe verſchloſſen ſind, wird ſich kein richtiger Standpunkt der

Digitized by Google

Beurtheilung finden laſſen, zumal in dem vorliegenden Falle eine Täuſchung ihm die Augen blendet. Dieſe Täuſchung beſteht in Gade's Weiſe, zu inſtrumentiren; er übertrifft darin Schumann, ja ſelbſt Mendelsſohn, denn wenn dieſer auch feinere Effecte zu erzielen wußte, ſo zeichnet ſich Gade doch durch größere Mannigfaltigkeit und durch einen gewiſſen Pomp aus. Beſonders dieſe letzte Eigenſchaft iſt es, welche bis jetzt verführt hat, die ſo ſchön ausgeſchmückten Phraſen zu überſchätzen und in ihnen einen Sinn und eine Bedeutung zu ſuchen, die keineswegs darin liegt. Die Enttäuſchung hat übrigens bereits begonnen, wenigſtens haben die letzten Aufführungen der Ouverture in C-dur (No. 3) und der E-dur Sinfonie im Publicum hier und da Verwunderung hervorgerufen, wie man jemals in ſo enthuſiaſtiſchen Beifallsäußerungen ſich habe ergehen können. Die Ouverture in C-dur, offenbar in der Abſicht entſtanden, einen Pendant zu Beethoven's op. 124 zu geben, beſteht nur in einem Aneinanderreihen einzelner kleiner Sätzchen, ein wirklich ausgeſprochenes Motiv bietet nur der Mittelſatz, und deſſen Kraft beſteht mehr im Rhythmus, als in der Melodie. Dieſe Schwächen ſind ſorgſam überdeckt durch eine pomphafte Inſtrumentation, durch einen Aufwand von Orcheſtermitteln, in ſo übertriebenem Maaße angewendet, daß am Schluſſe derſelben der Hörer kein anderes Gefühl übrig hat, als das der Ueberſättigung. Die kurze Recenſion eines Muſikers, der ſie als Ouverture vor das Luſtſpiel „Viel Lärm um Nichts“ geſtellt wiſſen wollte, iſt zwar hart, aber faſt wahr.

Die zweite Sinfonie in E leidet an denſelben Fehlern, nur treten ſie nicht ſo offen heraus. Das Thema des erſten Satzes beſteht aus dem zweiten Takte der Schubert'ſchen C-dur Sinfonie; es kehrt unaufhörlich wieder, wenn auch in der Schreibweiſe und in der Inſtrumentation modificirt. Kunſtreiche, contrapunktiſche Verwebungen und Combinationen fehlen in der Durchführung; loſe neben einander geſtellte Reminiscenzen vermögen dieſe Mängel nicht zu erſetzen. In dieſem Werk zeigt ſich am deutlichſten Gade's geringe Neigung zu kunſtreicher Verarbeitung; er liebt das Großartige und Einfache, vermag es aber nur durch den Pomp der Inſtrumentation herzuſtellen. Der zweite und dritte Satz, Andante und Scherzo, ſind in ihren Motiven beſſer, der letzte Satz iſt eine bloße Nachahmung aus der erſten Sinfonie: nordiſche Volkslieder bilden ſeinen Hauptinhalt, wirken aber hier weniger, weil ſie nicht mehr ſo originell und neu erſcheinen. In der dritten Sinfonie in A tritt das deutſche Element in den Vordergrund, doch iſt in ihrer Conſtruction kein weſentlicher Fortſchritt. Hervorzuheben ſind aus ihr der zweite Satz, Andante, und der dritte, ein Charakterſtück in höherer Tanzform, die Melodien mit wenig nordiſchem Anſtriche, die Inſtrumentation voll der feinſten und zarteſten Schattirungen.

Gade's Werke für Kammermuſik bieten nach den bis jetzt beſprochenen größern Tonſtücken keine beſondere Veranlaſſung zu nähern Erörterungen; die frühern ſchließen ſich mehr der Periode an, welche ſich auf ſeine Nationalität baſirt, ſein

Digitized by Google

letztes Octett für Streichinſtrumente hingegen trägt mehr die Züge der A-moll Sinfonie an ſich und dürfte unter den Werken, die nach den Grundſätzen der deutſchen Schule gearbeitet ſind, als das vorzüglichſte zu betrachten ſein. Wie im vollen Orcheſter, ſo iſt auch in der Kammermuſik ſeine Art zu inſtrumentiren gewandt und äußerſt wirkungsvoll; die praktiſchen Erfahrungen, welche ihn ſein langer Aufenthalt im Orcheſter ſelbſt ſammeln ließ, (er war früher Violinſpieler in der Kopenhagener Capelle) verwerthet er jetzt mit großem Erfolge. Von geringerem Belange ſind ſeine Geſangcompoſitionen, ſie zeigen ſeine Schwäche in Erfindung fließender, ſingbarer und anſprechender Melodien, wozu noch kommt, daß ſeine mangelhafte Kenntniß der deutſchen Sprache ihn zu mancherlei falſchen Declamationen und Schwerfälligkeiten verleitete.

Wohl darf man von der Zukunft Gade's viel Gutes hoffen, er iſt noch jung und rüſtig, und an Aufmunterung zum Schaffen, ſowie an Freunden, die ſich für ſeine Leiſtungen intereſſiren, fehlt es ihm nicht. Kopenhagen ſchätzt ihn hoch, und ſeine Landsleute beſtreben ſich, den erſten bedeutenden Tonkünſtler, der unter ihnen geboren wurde, zu ehren. Die Schwierigkeiten, mit denen Gade zu kämpfen hat, ſind nicht äußerliche, ſie beſtehen vielmehr darin, daß ſeine Nationalität und ſeine Erziehung ihn auf eine Bahn gewieſen haben, auf welcher er keinen andern Wegweiſer zu finden vermag, als ſich ſelbſt. Sehen wir zu, ob er ſein ſchwieriges Ziel erreicht, oder ob er aus Mangel an Kraft auf halbem Wege ſtehen bleibt.

Die Kriegszüge der Tyroler Schützen im Jahre 1848.

In den Begebenheiten aus dem Jahre 1848, welche am wenigſten bekannt ſind, gehört die Vertheidigung Tyrols gegen die wälſchen Einfälle. Es ſei mir daher geſtattet, für dieſes dunkle Blatt deutſcher Geſchichte Einiges aufzuzeichnen.

Die Piemonteſen und die wälſchen Freiſchaaren, welche nach dem Rückzug Radetzky's auf Verona die Südgrenze Tyrols aus dem Brescianiſchen, die Inſurgenten und Kreuzzügler, die ſie bei Valarga und aus den Sette Comuni bedrohten, ſtörten auch den Gouverneur zu Innsbruck in ſeiner behäbigen Ruhe. In ſeiner leidenſchaftlichen Vorliebe für die deutſche Bewegung ſah er bereits entſetzt die Schaaren Hecker's mit Schwert und Brandfackel über Würtemberg und Baiern wie einen Lavaſtrom hereinbrechen. Er errichtete ſonach, wie es in der guten alten Zeit bräuchlich geweſen, in Innsbruck eine ſtändiſche Schutzdeputation. Dies Inſtitut ſtammte aus den Zeiten der Landsknechte Kaiſer Max I., der für ſeine vielen Kriege zur Vergrößerung der habsburgiſchen Erblande die nöthigen Truppen vom deutſchen Reich nicht erhalten konnte; im Land-

Digitized by Google

libell von 1511 hatte er den Tyrolern alte und neue Freiheiten verbrieft, gegen die Verpflichtung des Zuzugs mit einem Aufgebot in Maſſe, das nach Umſtänden 5-, 10- oder 20,000 Mann betrug. Aus den Kriegshelden entſtanden im Frieden Steuerknechte, und um eine eingeübte Schaar zur Hand zu haben, bildete man ſpäter die Landmiliz. Ihre Uebungen waren dem Volke ſehr zur Laſt, die invaliden Officiere koſteten viel, und man hielt ſich der Verpflichtung ledig, weil man das Jägerregiment, das Tyrol ſtellen mußte, an deren Stelle getreten glaubte. Trotzdem, daß die tyroliſche Verfaſſung von 1816 auch nicht eine der alten tyroler Freiheiten wieder herſtellte, forderte der Kaiſer dennoch die Inſtitution der Landmiliz, deren Organiſation er ſich vorbehalten, von den Ständen, und ſiehe da, pflichtgetreu erhoben ſie ſich nach vorläufig genommener Verabredung mit dem damaligen Gouverneur Vilczeck auf dem Landtag des Jahres 1837 von ihren Sitzen, und nahmen die Miliz frohlockend wie die Erfüllung eines heißgehegten patriotiſchen Wunſches durch Zuruf an.*) Daß es ihnen damit nicht Ernſt war, wußte man in Wien gar wohl, und nach der Erbhuldigung wurden ſie im Jahre 1839 des bereitwillig übernommenen ſüßen Joches enthoben. Ganz wollte man aber die Volksbewaffnung behufs der Landesvertheidigung doch nicht fallen laſſen. Graf Brandis ſuchte daher, beim Mangel an Begeiſterung, durch das Spiel für den Ernſt zu intereſſiren, das unerſchrockene Corps ſollte ſich vorerſt durch den muntern und beliebten Wettkampf auf der Scheibe bilden und einweihen. Der kriegeriſche Geiſt würde ihnen ſeiner Zeit ſchon durch den „frommen Gott ergebenen Sinn" eingeflößt, „ſchwände, was Gott behüte, der alte wahre Glaube, ſo würde auch die klügſte Schützenordnung kein Feuer mehr anzünden in der Bruſt der Jünglinge." Jährlich wurden ſeit dem Herbſte 1846 zwei große kaiſerliche Freiſchießen gegeben, neue Schießſtände gebaut, alte verbeſſert, die Zahl der Standſchützen mehrte ſich bedeutend. Da kam im Jahre 1848 die Zeit der Probe für dieſe Berechnung; das Inſtitut ſtand bereits in kräftiger Blüthe. Die Landesſchutzdeputation mit der Leitung in Innsbruck und zwei Filialen in Bozen und Vorarlberg hatte den Zweck, die Schützencompagnien und ihre Vertheidigungsmittel aufzubringen, die Verbindung mit den Sammlungsorten herzuſtellen und den Landſturm dem Militärcommando zuzuführen. Gleich

*) Congreßprotocoll vom 2. Mai 1837. Es hieß im Eingange des diesfalligen Geſetzentwurfes: „Seine Majeſtät haben im feſten Vertrauen auf die bewährte Treue (der Tyroler) ſich allergnädigſt beſtimmt gefunden, die Vertheidigungskräfte der Provinz im Geiſte der alten Verfaſſung, aber auf eine den Erfahrungen der letzten Kriegsjahre, dem Bedürfniß der Gegenwart und den Wünſchen der Nation mehr zuſagende Weiſe zu ordnen." Joſeph von Giovanelli erhob ſich nach der Ableſung der ganzen Vorlage, und ſchlug den Dank der Stände an den durchlauchtigſten Verfaſſer vor, weil der neue Entwurf von ganz andern Principien ausgehe, als der frühere. Dieſer Dank wurde abgelehnt, dagegen mit „freudiger und einhelliger Zuſtimmung" ein allerunterthänigſter Dank an Se. Majeſtät beſchloſſen für die echt väterlichen Geſinnungen, die dem Entwurf zur Grundlage gedient.

Digitized by Google

am Tage nach ihrer Errichtung erließ Graf Brandis, diesmal in ſeiner Eigenſchaft als Hauptmann, einen Aufruf an die Tyroler, die er mit bisher unerhörter Herablaſſung als ſeine „lieben und theuern Landesleute" anredete: ſie möchten ſich um die Commiſſion ſchaaren, die nur die reinſte Vaterlandsliebe auf ihren ſchwierigen Poſten berufen habe. Sie werde den Schützen mit Rath und That an bie Hand gehen, die Bitte um Waffen, Geld und Getreide ſei ſchon nach Wien abgegangen. Zur Ermuthigung verwies er auf die Verſorgung der verwandten Landesvertheidiger, die Proviſionirung der Wittwen und Kinder der Gefallenen, die Gleichſtellung der Officiere der Landwehr mit jenen der k. k. Armee, was alles der Kaiſer ſchon im Jahre 1839 verheißen habe. Doppelte Aufmunterung gebe aber die Conſtitution und der erweiterte Wirkungskreis der Landſchaft (d. i. der Stände), beide liehen ſichere Bürgſchaft: „daß die Landſchaft den Wunſch des Landes um Erleichterungen, namentlich in Beziehung auf Herabſetzung des Salzpreiſes, Aufhebung der Verzehrungsſteuern, Erleichterung der Stempelauflage u. ſ. w. mit größtem Nachdrucke vor dem Throne Sr. Majeſtät vertreten könne."

Man mußte dieſen geharniſchten Worten nachrühmen, daß ſie wenigſtens nicht in den Fehler verfielen, zu viel zu verheißen; der Zauber, der darin liegen ſollte, blieb für Jedermann wirkungslos. Von des Volkes künftiger Freiheit und Selbſtſtändigkeit, von ſeinem Antheil an der Geſetzgebung, Rechtſprechung und Verwaltung keine Sylbe. Freilich jede Volksvertretung galt dem blauen Blute, deſſen Ahnen bis an die Zeiten Meinhard II. zurückreichten, für eine Mißgeburt der Revolution, Sünde und Greuel. Wie ſehr konnte Brandis das materielle Intereſſe an der Landesvertheidigung durch den von innen und außen geforderten im Intereſſe von Oeſtreich ſelbſt gelegenen Anſchluß an Deutſchland anregen! Wein, Seide, Tranſit, alle Nahrungsquellen Tyrols mußten ihre goldenen Becken aufthun, neue ſich öffnen, wenn die ſchwarzgelben Schranken gegen das deutſche „Ausland" fielen. Allein dies war ja lutheriſch. Jede Hilfe von daher hätte ein viel untilgbareres Uebel über das Land gebracht, als es die Plünderungen, Mord und Brand der Wälſchen je vermocht. Darum ward ſelbſt die Freiſchaar, die ſich unter dem ritterlichen Herzog Max aus baieriſchen Gebirgsſöhnen bilden wollte, mit recht ſchwarzgelber Abwehr der Annäherung zweier Bruderſtämme hintangewieſen. Nur Blei und Pulver, Geld und Getreide forderte Graf Brandis, ſelbſt an das Miniſterium in Wien richtete er nur dieſe eine Bitte. Die Männer der eiſernen That, dachte er, zögen in Schaaren auf ſeinen väterlichen Lockruf herbei. Aus 20,000 Schützen beſtand das ſtolze Häuflein, worüber er ſchon in ſeinen Träumen von der Burg zu Innsbruck lächelnd Heerſchau hielt. Und als ſie ſeinem Rufe nicht folgten, als ſelbſt die 10,000 eingeſchriebenen Standſchützen uneingedenk der kaiſerlichen Gnadengaben und erwirkten Freiſchießen nur im Schuldenbuch von Anno neun blätterten und keine Spanne mehr als

Digitized by Google

Haus und Hof vertheidigen wollten, hatte das Innsbrucker Gubernium, wie es einige Wochen ſpäter im Tyroler Boten erklären ließ, an ein großes Aufgebot von Schützen, die man nicht bewaffnen konnte, gar nicht gedacht, im erſten Augenblicke der Gefahr ſeien ihm ja nicht 100 Gewehre zur Verfügung geſtanden, nur der Mangel an Stutzen, nicht an kampfluſtigen Männern habe das Schützenheer nicht aus dem Boden wachſen laſſen. Man vergaß dabei offenbar, daß von der auserleſenen Reſerve jener vorerwähnten 10,000, die in Friedenszeiten als gewappnete Schaar auf jeden Wink bereit ſtand, faſt jeder ſeinen eigenen Stutzen führte. Allein die prahleriſche Phraſe, daß man zur Vertheidigung Tyrols nur Waffen, Geld und Getreide brauche, war viele hundertmal gedruckt zu leſen, wenn ſie auch durch die Thatſache, daß die ſüdlichen Päſſe den feindlichen Einbrüchen bloßgeſtellt blieben, Lügen geſtraft wurde. Die Landesſchutzdeputation war, wenn man ihre Vorkehrungen mit der drohenden Gefahr vergleicht, im eigentlichſten Sinne rathlos. Der ſelbſtgefällige Dünkel, der gleich dem alten Hofkriegsrath hinter dem grünen Tiſche den großen Zuzugsplan entwarf, und nach allen Seiten Decrete ſandte, die keinen Haſen auf die Beine ſtellten, erinnerte an die „Zeit gepuderter Perücken, darauf Pfalzgrafen Lorbeeren drücken.“ Bei der letzten Filiale gab es ſogar Leute, die von der Vertheidigung abriethen, damit die Piemonteſen, die unabwendbaren fürchterlichen Gäſte, ihnen nicht die Häuſer über den Köpfen anzündeten. Die Landesſchutzdeputation aber ſandte zwei ihrer Mitglieder nach Wien, und verharrte heldenmüthig bei der wiederholten Bitte um Waffen, Geld und Getreide. In der Hauptſtadt war man durch das allgemeine Drängen nach großen und durchgreifenden Reformen ſchon ſo verwöhnt, daß man über die zarte Rückſicht, die einem ſo einfachen Begehren unter den vorwaltenden Umſtänden zur Folie diente, nicht wenig ſtaunte, noch mehr aber vielleicht über die von den Sendboten gegebene Verſicherung, daß Tyrol betreff ſeines künftigen Organismus nichts wünſche, als die Gewähr der oft verbrieften Privilegien, die Wiedereinſetzung der Stände in die alten Rechte. Die beſcheidenen Bittſteller hielten ſich verſichert, daß ſie mit jeder andern Meinung das Vertrauen der geiſtlichen Gewaltträger ihrer Heimath, denen im ſtändiſchen Rathe wie überall die erſte Stimme zukam, für immer verſcherzen würden.

Die Noth des Vaterlandes, der Ruf der Feindesgefahr war mit mancher Uebertreibung auch zu den Ohren der in Wien ſtudirenden jungen Tyroler gedrungen, dort fern von der Heimath hatte der Funke der Kriegsluſt für die väterliche Erde zuerſt gezündet. Viele von ihnen hatten mitgewirkt in den Tagen des März. Freilich wußten ſie, was es mit der Freiheit in Tyrol zu bedeuten habe, dies war aber grade ein zweiter Grund, der ſie dahin trieb. Schon in den erſten Tagen des April hatten ſich mehrere tyroliſche Jünglinge das Wort gegeben, ihr Blut und Leben für die Heimath einzuſetzen, am 4. fand auf den Wieden

eine Verſammlung zu gleichem Zwecke ſtatt, andere traten noch ſpäter bei; die aufſtrebende Intelligenz war die erſte, die ein Herz für die bedrängten Brüder und nächſt den Helden von amtswegen Muth zur Vertheidigung des verjüngten Oeſtreichs zeigte. Der eine der Abgeordneten, der daheim im Rufe der Freiſinnigkeit ſtand, verſchaffte ihnen von der Innsbrucker Schutzdeputation 1500 Fl. Reiſegeld; als er aber vernahm, die Schaar wolle über Innsbruck ziehen, und nebenher den Grafen Brandis nebſt den Jeſuiten verjagen, drohte er mit der Vorenthaltung der Beiſteuer, was den meiſten der Zugvögel dieſe Reiſe verwehrt hätte. Dies nöthigte den Akademikern die Bahn über Gratz auf. Am 15. April Nachmittags zog das Häuflein, 131 Mann ſtark, zur Fahnenweihe in den Sanct Stephansdom und von dort unter dem Schutze des ſchwarzrothgoldenen Banners durch ununterbrochene Spaliere der Nationalgarde in den Bahnhof, wo Wiener Bürger den Scheidenden manchen blanken Gulden in die Hände drückten; man betrachtete ſie, die dem wachſenden Gerüchte nach in ein Blutbad zogen, als dem Tode geweiht. Andere freilich freuten ſich über den Ausmarſch des Abſud der Wiener Aula, und ſchrieben kleine Uriasbriefe nach Tyrol.

Hier war die Stimmung an beiden Orten ſchwierig. In Meran z. B. ließen ſich die Gymnaſialſchüler auf Anſtiften eines fanatiſchen Mönches beim Conſtitutionsfeſte in lautem Pereat gegen freiſinnige Männer aus, was bei der Kampfluſt der Bauernburſchen, die im Hintergrunde nur auf einen Anſtoß lauerten, der Beginn trauriger Auftritte zu werden drohte. Ein ehrenwerther Bürger hatte an der Spitze einiger andern den Muth, den Prieſter zurechtzuweiſen, was dieſen nur noch trotziger machte. Allenthalben zeigte ſich im Burggrafenamte und Vintſchgau nicht die geringſte Luſt, nach dem Stutzen zu greifen, kaum erhielten die Emmiſſäre der Schutzdeputation halbe Zuſagen. Nur die von Prad und Taufers, denen für ihren eigenen Heerd bangte, waren 324 Mann ſtark an die nahe Grenze gezogen. Erſt der blinde Lärm von einem am 12. April erfolgten Einbruche aufſtändiſcher Italiener am Stilfſerjoche, die auf Raub ausgezogen, bei der Franzenshöhe eine Cantine abgebrannt hatten, rief auch die aus dem nahe gelegenen Nauders, Reſchen, Graun und Heid in hellen Haufen und Compagnien aus Tſchars, Latſch, Schlanders, Laas und Partſchins zu Fuß und Wagen herbei. Aus der Merauer Gegend rückte nur ein kleines Häuflein von 43 Bürgern nach, die den widerſpenſtigen Bauern der dortigen Umgegend mit gutem Beiſpiel vorangingen. Alle begaben ſich wieder nach Hauſe, ſobald ſie überzeugt waren, daß ſie nur eine kleine Räuberbande geneckt habe.

Einige Tage früher hatten mehrere Freicorps, worunter ein regulärer mailänder Trupp von 600 Mann, das „Bataillon della morte.“ genannt, unter Allemandi die türkiſche Grenze am Idroſer überſchritten. Ihre Anzahl betrug den vorläufigen Anmeldungen der Inſurgenten zufolge 8000 in 20 Legionen, nach andern dem Schauplatz näher ſtehenden Berichterſtattern etwa 1500 Mann. Die

Päſſe Tyrols vom Stilſſerjoch längs der ganzen Oſt- und Südſeite bis an den weſtlichen Kreuzberg waren von jeder Abwehr entblößt, die Dampfſchiffe auf dem Gardaſee von den Inſurgenten in Beſchlag genommen und zu Transporten benützt, das von der italieniſchen Armee und aus dem Norden herbeigezogene Militär vorerſt in Trient concentrirt, um dort die aufſtändiſche Bevölkerung in Schranken zu halten und Palliſaden zu errichten. So erfolgreich hatte die Innsbrucker Landesſchutzdeputation in den erſten 20 Tagen ihres Amtes gewirkt, daß ſie dem ſchwachen Corps im Mittelpunkte der drei ſüdlichen Straßen auch nicht eine Schützencompagnie zu ſenden vermochte. Mit der allgemeinen Herabſetzung des Salzpreiſes auf jenen des Viehſalzes, den ſie durch ihre Abgeordneten in Wien betrieb und vom Kaiſer bewilligt erhielt, glaubte ſie für den Bauern eine Gnade erwirkt zu haben, wofür er mit dem Stutzen in der Hand danken könnte. Und als ſich gegen das beſchränkte Gebahren öffentliche Stimmen erhoben, wies man im Gefühle des Verdienſtes im Tyroler Boten auf die Erfolge des Militärs hin, das der Beihilfe des Volkes gar nicht bedurft hätte. Karl Albert und ſeine Generäle glaubten freilich den Sieg an den Beſitz des Plateaus von Rivoli gekettet, weil dort Napoleon mit einem Streich die Herrſchaft über Oberitalien errungen, und rannten ſich die Stirne wund an Radetzky's ſtärkſtem Bollwerk. Hätten ſie anſtatt deſſen ein geordnetes Corps über Judicarien, Trient und Valſugana entſendet, den Oeſtreichern auch noch dieſe letzte Lebensader abgeſchnitten, und ſich im Verein mit Durando dem Erſatze Nugent's entgegengeworfen, ſo wäre es wahrſcheinlich um den wackern Feldherrn und ſein ganzes Heer geſchehen geweſen. Der kluge Alte rieb ſich die Hände, und lachte über die halsſtarrige Blindheit ſeiner Gegner. Den Tyrolern kam außerdem noch zu ſtatten, daß die bekannte wälſche Scheu vor Stich- und Kugelwunden nichts von ihrem Einfluß verloren hatte. Ohne auf ein öſtreichiſches Bajonnet zu ſtoßen, zogen die Freiſchaaren von der Grenze bis Alle Sarche, ungefähr drei Wegesſtunden vor Trient; das dreifarbige republikaniſche Banner flatterte luſtig aller Orten, wo ſie erſchienen, aber nicht einmal den erſten Poſten, der ſich ſeiner Schwäche halber auf das Schloß Dublino zurückziehen mußte, waren ſie im Stande aufzuheben. Trotzdem machten die Oeſtreicher bei dieſem Scharmützel 21 Gefangene, darunter 17 Deſerteurs, und erſchoſſen ſie zu guter Warnung für die Trienter Tags darauf im dortigen Schloßgraben. Eine andere Abtheilung dieſes Freicorps, großentheils aus Studenten von Pavia gebildet, rückte durch das Ledrothal gegen Riva, und ein zweiter Haufen, die Brigade Scotty, über den Tonale durch das Sulzthal auf den Monsberg. Um ſich dieſer Streifzüge im Rücken des Heeres, die das ganze Etſchthal in beſtändiger Gährung erhielten, zu entledigen, unternahm der Commandirende, Feldmarſchalllieutenant Baron v. Welden, am 19. April einen allgemeinen Angriff auf allen gefährdeten Punkten. Er ſelbſt vereinigte ſich mit der Hauptcolonne, aus elf Compagnien und einer Abtheilung Cavalerie beſtehend,

Digitized by Google

mit Hauptmann Batz im Schloß Dublino und warf die Inſurgenten von der Höhe über Sclemo und das Sarcathal entlang vorrückend bei Stenico, worauf ſie, von keiner Vorhut ereilt, in einem Zuge nach Condino flohen. Ebenſo ſiegreich hatte Tags zuvor Oberſt Zobel einen Angriff auf Riva zurückgewieſen. Die durch das Ledrothal entſandte Abtheilung überrumpelte die Studenten aus Pavia bei Pieve, und trieb ſie vor ſich her bis Storo, wo durch ein glückliches Zuſammentreffen eben auch Oberſtlieutenant Signorini mit fünfthalb Compagnien den Rücken des Feindes bedrängte. Der von beiden Truppenzeilen am 27. unternommene Angriff, wobei auch die wackern Bozener Freiwilligen mitwirkten, nöthigten ihn, das tyroler Gebiet zu räumen.

Die Bozener Compagnie 108 Mann ſtark, wovon ein namhafter Theil aus intelligenten jungen Leuten beſtand, hatte ſich ſchon vor der Kunde der drängenden Gefahr unter Murmann's Leitung gebildet; auf ſie hatte zunächſt der Aufruf des eben in ihre Vaterſtadt gekommenen Erzherzogs Rainer gewirkt, auf den ſich auch zwei Compagnien aus der Finanzwache ſtellten. Der gegen die Mendel vorrückende Feind wies der erſtern bald ein nahes Ziel; in Caltern ſtießen 41 geübte Schützen unter Adalbert V. Röggla dazu, die bei Malè die erſte wälſche Fahne erbeuteten. Beide wurden von einer Abtheilung Jäger begleitet, die ſich bei Cles mit den Truppen des Oberſten Melczer vereinigten, und die Feinde nach wenigen Schüſſen aus Malè vertrieben. Ein Theil derſelben entfloh gegen den Tonale, der andere über das ſchneebedeckte Gebirge nach Tione, und ſofort nach Storo, wohin ihm die Bozener folgten. Das Sturmaufgebot der vom Einbruch unmittelbar bedrohten Lanaer, Tiſenſer, Ultener, Möltener und Sarner kam mit ihrem Commandanten beim beſten Willen um einen vollen Tag zu ſpät, und kehrte nach kurzer Friſt nach Hauſe. Baron Welden verſuchte nun die Vereinigung Nugent's mit Radetzky durch Ausfälle aus der Valarſa und dem Valſugan zu unterſtützen, fand aber die Ausgänge beider Thäler von Inſurgenten beſetzt, und ſicherte ſofort auf Befehl des Feldmarſchalls die Verbindung der italieniſchen Armee mit Tyrol, die durch die feindliche Stellung bedroht war.

Erſt nach Mitte April machten ſich einzelne Compagnien aus dem Unterinnthal, eine Kufſteiner, eine Ritzbüchler, und eine dritte unter Bergrath Zöttl auf den Weg, um dem Vaterlande beizuſtehen. Die frommen Diener des Altars, die bis dahin auch für die kräftigſten Stützen des Thrones gegolten, beachteten die Mahnung ihres Freundes und Gönners, des Grafen Brandis, mit nichten, gleichgültig und kalt für das Wohl des Volkes beobachteten ſie eine Stille und Ruhe, die bei ihrem gerühmten Einfluß einer Art paſſiven Widerſtandes glich. All der Dank, deſſen ſich die Regierung durch hundertjähriges Protectorat der geiſtlichen Pfründner verſichert glaubte, ward aufgewogen durch die Gefahr der Aufklärung, womit die Conſtitution drohte. Nur Eins fanden

Digitized by Google

ſie bei der vom Papſt gegen Oeſtreich angenommenen feindlichen Stellung nöthig zu erinnern und unabläſſig zu erläutern: daß das Kirchenoberhaupt an dem blos von der weltlichen Regierung Roms begonnenen Kriege durchaus nicht Theil nehme, dies zeige das tiefe Bedauern, das der Papſt dem öſtreichiſchen Geſandten über die Abreißung und Zertrümmerung des Adlers an ſeinem Hotel ausdrückte; die Fahnenweihe, wovon Durando in ſeinem Tagsbefehl ſprach, wurde ſchlechtweg geleugnet. Da griff Erzherzog Johann, der eben in's Land gekommen, in ſeinem Aufruf vom 13. April einen Ton, der unter den jüngern Männern des Volkes manchen Wiederhall fand; er erinnerte daran, daß Tyrol ein deutſches Land, daß es von ſeinem deutſchen Vaterlande nicht getrennt, überhaupt nicht zerſtückt werden dürfe; er rief die Männer Tyrols auf, Zeuge zu ſein ihres deutſchen Sinnes, ihre Heimath nicht der Willkür Fremder preiszugeben. Daß es wenigſtens der Mehrzahl nach deutſchgeſinnte Männer waren, die in den letzten Tagen des April zum Auszug ſpornten und an die Spitze der Compagnie traten, beweiſen die häufigen ſchwarz-roth-goldnen Fahnen und Bandroſen, obſchon die Innsbrucker Schutzdeputation weißgrüne, die alttyroliſchen, angeordnet hatte. Wenn auch ohne Herz für die Sache, ſah ſich der Clerus nun doch genöthigt, den Schein anzunehmen, als ob es ihm damit Ernſt wäre. Die Seelenhirten feierten nun Fahnenweihen, hielten ſalbungsvolle Anreden beim Auszuge, und ſchloſſen ſich wohl gar ſelbſt als Feldcapläne den Zügen an.

In Innsbruck zeichnete ſich die akademiſche Jugend durch ihre Begeiſterung aus, wofür ihre Genoſſen in Wien mitgewirkt. Auch ſie hatten ſchon im März vereint mit gebildeten Männern des Beamten- und Bürgerſtandes eine Nationalgarde errichtet; nun zogen ſie in zwei Compagnien nach der gefährdeten Grenze, und zeigten ſo durch die That, wie ſchnell ſich aus der Nationalgarde ein Freicorps bildet. Den Regierungsmännern war freilich nichts unleidlicher, als dieſes Jünglingsfeuer. Hatte doch die Wiener Aula ſchon zwei barricadenſtürmende Adreſſen hieher geſandt, und huldigende Antwort erhalten, der einberufene kleine Landtagsausſchuß ſich aus Scheu vor einer Demonſtration zurückgezogen, und ſelbſt die Jeſuiten es räthlich gefunden, zu erklären, daß keiner von ihnen „perſönlich" von den Akademikern inſultirt worden. Eine finſtre Wolke ſchien mit den Akademikern den Innsbrucker Horizont zu räumen. Nur Eins war noch zu fürchten, ihr Zuſammentreffen mit den gefährlichen Genoſſen aus Wien, die ihnen ihre treu- und gottloſen Geſinnungen einflößen konnten. Man gab daher den Letztern, die eben zwei Tage vor ihnen in Bozen angelangt waren, den Befehl zu augenblicklichem Aufbruch, und ſandte jene an die Weſtgrenze nach Storo, dieſe aber nach der Weſtgrenze in's Valſugau.

Gegen die Wiener war man nach dem Rufe, der ihnen vorangeeilt, ſo erbittert, daß ihnen der unſicherſte und gefährliche Poſten angewieſen wurde. Man hatte ſie an das äußerſte Ende von Storo dem Feinde zunächſt geſtellt, ein Rück-

Digitized by Google

zug durch die weitläufigen Gaſſen des mit den Wälſchen einverſtandenen Dorfes war um ſo mehr in Frage geſtellt, als die Jäger auf dem rechten Ende im Fall eines Angriffs den Auftrag hatten, in's Ampolathal zurückzugehen. Gleich fünf Tage nach ihrer Ankunft ward einer Abtheilung von zehn Akademikern, die mit drei Jägern bei Ponte tedesco aufgeſtellt waren, die ſchwere Aufgabe zu Theil, dem feindlichen Uebergang im Rücken eines zu weit vorgerückten Streifzugs zu wehren. Sie hielten wacker aus und hatten einen Todten, Dr. Friſe, und zwei Verwundete. Als ſie ihre vereinzelte bedrohliche Lage begriffen, ſandten ſie ihren Oberſtlieutenant Heinrich Vitterelli zum Stationscommandanten Oberſtlieutenant Signorini nach Condino und beſtanden auf Verſtärkung durch zwei Jägercompagnien, die ihnen auch ſogleich nachgeſchoben wurden. Tags darauf, am 22. Mai, gab Oberſt v. Melczer Befehl zu einem allgemeinen Angriff, wobei acht Compagnien Feld- und Kaiſerjäger, 4 von Badeninfanterie, 3 Kanonen und 2 Raketen und außer den Wiener Studenten auch die Wiltauer und Inbacher Schützen mitwirkten. Dieſe letztern hatten ſich ſchon am 13. bei Darzo ausgezeichnet und rühmten ſich, daß der Feind ſeither wiederholte „Blutſpuren" in den Wäldern hinterlaſſen habe. Lodrone und Caffaro wurden genommen, und ſchon erholten ſich die Officiere nach geſchehener Arbeit im Schloß Lodron durch gemüthliche Tafelfreuden, als mitten in den Hof eine Kanonenkugel niederfuhr. Man hatte nämlich den Hügel Caſtaguida unweit Caffaro, der die Gegend beherrſchte, unbewacht gelaſſen. Dieſen beſetzte der Feind, unterſtützt von dem auf 4000 Mann angewachſenen Landvolk, und alle Verſuche, ihn durch Sturm zu nehmen, waren Angeſichts der ſteilen zu-oberſt von einer Mauer geſchützten Anhöhe hoffnungslos. Deſſenungeachtet betheiligten ſich außer dem an's Commando gebundenen Militär die Schützen und ein Zug Wiener Freiwillige an dieſem waghalſigen Unternehmen, wobei man 20 Verwundete zählte; Lodron und Caffaro mußten noch am ſelben Tage geräumt werden. Kurz nachher brannte der Feind das Schloß ab. Am 23. erhielt die Wiener Compagnie Befehl zum Aufbruch nach Riva. Wälſche und Deutſche lagen ſich von nun an ohne einen weitern bedeutenden Vorfall noch wochenlang an dieſem äußerſten Vorſprung Tyrols friedlich gegenüber; die Akademiker hielten gute Zucht. Sie hatten unter ſich ein Ehrengericht niedergeſetzt, das aus acht Gemeinen beſtand, öffentlich und mündlich verhandelte, und giltig entſchied, auch der Hauptmann unterſtand ihm. Die Schiedsrichter waren ſo ſtrenge, daß ſie ſchon zu Trient ein Mitglied der Compagnie wegen verſuchten Betruges von 40 kr. C. M. ausſchloſſen, und ſelbſt die aus ihrer Mitte ausgehenden Zeitungsberichte über Kriegsvorfälle ihrer offenen Prüfung unterwarfen. Deſſenohngeachtet entging die Compagnie dem Lohne nicht, daß ſie Graf Brandis nach ihrer Auflöſung insgeſammt angeblich auf höhere Weiſung, vielleicht wohl in Folge eines rückſichtsloſen Entſcheides deſſelben Ehrengerichtes unter Polizeiaufſicht ſtellte.

Die erſte Compagnie ihrer Genoſſen aus Innsbruck traf in Steinach die

Digitized by Google

Stubaier, die wie ſie mit ſchwarz-roth-goldenem Banner ausgezogen. Dieſe hatten auch einen liberalen Feldcaplan, den Hilfspriester Anton Eberle, der ſpäter ihre Geſchicke aufſchrieb, und ſeines freien Sinnes halber viel Bitteres vom Brixener Conſiſtorium erleiden mußte. Von Trient aus führte beide mit einer Abtheilung Militär und andern Schützen aus Zillerthal, Thaure und Sterzing General, oder wie ihn ſchon früher ſeine Kaiſerjäger zutraulich nannten, „Vater“ Roßbach, dem nunmehr das Obercommando der Schützen anvertraut war, und zum Gedeihen ihrer Züge auch bis zum Ende blieb. Er beabſichtigte einen Streifzug in's Valſugana zur Herſtellung der Verbindung mit dem über Feltre anrückenden Nugent und reinigte vorerſt mit einer Abtheilung das Seitenthal Caldonazzo von einem Haufen Inſurgenten, die den Aufſtand öſtlich von Trient verbreiten ſollten. Sie ſtoben, obgleich mit zwei Bergkanonen verſehen und um vieles ſtärker, als ihre Angreifer, in ſo wilder Flucht auseinander, daß dieſe noch ihren warmen Kaffee tranken; um nichts ihren alten Rechten zu vergeben, wollten aber die Tyroler die Verfolgung nicht über die Landesgrenze ausdehnen. Einen Haufen von 200 wälſchen Freiſchärlern führten drei Frati an und commandirten mit dem Crucifix in der Hand. Dergleichen Beiſpiele von geiſtlichem Heroismus waren keine ſeltenen. Dieſelben Stubaier fanden ſich bald nachher bei einem Ausfall auf Primolano vom dortigen Pfarrer mit wohlgemeinten Schüſſen begrüßt, die er unter dem Regenſchirm ſeiner Haushälterin eifrig über ihre Köpfe pfeifen ließ; ein anderer Prieſter führte im Chorrock die Lanciers von Ampezzo an, und erlag trotz dieſer geweihten Armatur einer profanen Kugel, wie mancher Andere, der das Kreuz auf die Bruſt geheftet hatte, das „unüberwindliche“, wie Tomaſer meinte. Erwünſcht waren aber ſolche Vorfälle auch diesſeits nicht, denn der tyroler Bauer unterſchied nun unwillkürlich zwiſchen dem wälſchen Clerus und ſeinem „alten wahren Glauben.“

Nach dieſem kleinen Ausflug ging es unmittelbar auf die Thalmündung von Primolano los, die jedoch bei der ſtarken feindlichen Verſchanzung und dem Mangel äußerer Hilfe eine Zeit lang geſperrt blieb. Die Stubaier bildeten nebſt einer Compagnie Linientruppen die äußerſte Vorhut in Tezze, erwiederten die Neckereien der Aufſtändiſchen mit gutgezielten Kugeln, und verkeilten ihnen bei einem Handſtreich auf die Anhöhe unter ihrem tapfern Hauptmann Pfurtſcheller einen Sechspfünder, den ſie über die Felſen nicht mitzuſchleppen vermochten. Nach ihrem Abzuge wirkten die Innsbrucker Akademiker bei dem Unternehmen auf den Paß Covelo mit, wobei ihnen von den in die Flucht gejagten Inſurgenten ein neapolitaniſcher Dreipfünder in die Hände fiel, deſſen Eigenthum ſie als Siegestrophäe erhielten. Eine Ehrenrettung ihres Hauptmannes Aigner in der Schützenzeitung gegen die Verleumdung der Grödeer, daß es nur eine verſandete Kanone geweſen, machte natürlich Aergerniß. Die zweite Compagnie der Innsbrucker Studenten ſtreifte anfangs ebenfalls durch's Thal von Caldonazzo, verſah dann den läſtigen

Digitized by Google

Garniſonsdienſt in Trient, Vezzano und Arco, und nahm mit einer Abtheilung an der Expedition des Oberſten Favricourt im Ledertahle Antheil. Daſelbſt focht auch die brave Fleimſer Compagnie, die einzige aus dem Trienter Kreiſe, die man, der Auswahl und Leitung ihres biedern Hauptmanns, des Veteranen Agoſtini, und des Einfluſſes des deutſchen Landrichters v. Iſſer verſichert, des Vertrauens würdigte, an den Schützenauszügen Theil zu nehmen. Zum Aerger der wälſchen Parthei in Cavaleſe ehrte ſie in zwei Gefechten durch ihren Muth die deutſche Sache. Die Zöttl'ſche Compagnie, die bei Roveredo lag, machte ſich durch ihre Theilnahme an einem Streifzug in Valarſa und ihre Vertheidigung gegen den Dampfer Benaco bei Malcuſine am Gardaſee bekannt. Den Paß am Tonale ſchützten Kufſteiner und Hofgatener abwechſelnd mit den Maiſern, Hallern und Karneidern, jenen am Stilſſerjoch die Telfſer, Lantaſcher, Flaurlinger, Zirler und Zamſer gegen wiederholte ſtets mit Glück zurückgewieſene Angriffe. An der weſtlichen Grenze ſchlugen die von Lienz, Sillian und Sexten am 26. Mai einen kleinen Sturm auf den Kreuzberg ab, ein größerer wurde ſchon früher am 2. und 3. Mai auf Ampezzo verſucht. Das Gerücht von der Gefährdung der ganzen Grenze gegen das Venetianiſche hatte im Puſterthal ein Aufgebot von 1000 Schützen auf die Beine geſtellt, in Apezzo ſelbſt ſtanden 900—1000 Mann Militär mit zwei Compagnien Landesvertheidiger. Nach mancher vergeblichen Kriegsliſt und blutigen Lehren zogen ſich die Inſurgenten auch aus ihren Schanzen zurück. Die Ampezzaner wollten in dieſem glücklichen Ereigniß nahezu ein Wunder erblicken, und ſchrieben es der Hilfe ihrer Madonna della difesa zu, der ſie, ſchon von den Verführungsgelüſten der Italiener erſchreckt, noch vor dem Anrücken des Feindes eine große zweitägige Andacht gelobten. Endlich am 7. und 8. October kam das Dankfeſt auch zu Stande. Der Madonna wurde ein neues Kleid und ein von den Bruneckener Kloſterfrauen kunſtvoll geſtickter Mantel umgehangen, zum Umzug ein „im beſten Geſchmacke gemachtes Ferculum" geſpendet, ein mächtiger Triumphbogen errichtet, das Feſt mit Mörſerknall eröffnet, und mit Beleuchtung und Transparenten geſchloſſen. So ward auch die feierliche Uebergabe der ſpäter vom Erzherzog Johann den Ampezzanern geſandten deutſchen Fahne wie ein kirchlicher Act mit Weihe und Feldmeſſe und Tedeum verherrlicht. Dies und Aehnliches wie die ſchon im Mai zu Meran gehaltene Schützenproceſſion, die Behängung der Ehrenwalder Schützen mit Gnadenpfenningen bei ihrem Auszug, manches improviſirte Hochamt bei der Heimkehr, die Art, wie man zu Feldthurns die Ordensverleihung an dem Feldcaplan Amon verherrlichte, waren der geiſtliche Gewinn, ohne den in Tyrol nichts gedeihlich ſcheint. Der gute Clerus wußte am Ende ſelbſt den weltlichen Schützenauszug zur größern Ehre der Kirche und zum Heil der Seelen zu wenden; ihm dienen nach Pauli Spruch alle Dinge zum Beſten.

Nachdem das Ausrücken der Schützen guten Anfang genommen, ging es auch

rüſtig fort, eine Compagnie löſte die andere ab, und ſelbſt lange nachdem Radetzky die deutſchen Grenzpfähle an den Marken ſetzte, die er vertheidigt, hatten die luſtigen Burſchen noch ihre Freude daran, die Päſſe Tyrols zu hüten. Da die Wälſchen immer zu hoch ſchoſſen, und den zwei einzigen diesſeits Gefallenen jenſeits vollzählige Hekatomben geopfert wurden, war viele Ehre ohne große Gefahr zu ernten; Mancher vom Lande mochte ſich auch daheim kaum ſo viel erwerben, als die Löhnung für den muntern Wachtdienſt abwarf. So kam es, daß bis zum 16. Auguſt nicht weniger als 16,653 Tyroler mit dem Stutzen ihre Heimath verließen, und mit Zuzählung der noch ſpäter Ausgerückten bei 17,000 mit der eigens dazu geprägten Schützenmedaille belohnt wurden. Einige davon begnadigte man auch mit einer goldenen oder mit einem Orden, was hie und da zu einer ſcharfen Analyſe ihrer Verdienſte führte. Wer könnte auch mit der Goldwaage den Werth eines Diamanten beſtimmen?

Jenen aber, welche die Zügel der Herrſchaft lenken, mögen dieſe Thatſachen erzählen, wieweit ſie künftig in Tyrol auf clericale Hilfe rechnen dürfen. Die freie Hilfe des Volkes zu fordern, werden ſie vorläufig nicht geneigt ſein.

Preußiſcher Brief.

Mein letzter Brief ſchien durch die gleich darauf eintretenden Ereigniſſe ein Dementi zu erhalten; faſſen Sie die heutige Sachlage in's Auge, und Sie werden ihn wieder vollkommen darauf anwendbar finden. Man kann bei unſerm Miniſterium darauf gefaßt ſein, daß jeder morgende Tag den heutigen Lügen ſtrafen wird.

In dem fürchterlichen Kriegslärm, der gleich nach Radowitz' Entfernung überall in Preußen geſchlagen wurde, machte ſich am lauteſten die Stimme der Kreuzzeitung vernehmlich. Sie tobte ſich in eine ſo merkwürdige Begeiſterung hinein, daß ſie zuletzt darüber vollſtändig den Verſtand verlor. Als ein Artikel in der Cölniſchen Zeitung (aller Wahrſcheinlichkeit nach von Camphauſen) ſich durch die plötzlich auflodernde Gluth der reactionären Partei nicht abhalten ließ, die Politik des Miniſteriums, welches ſich jetzt auf einmal ſo kriegeriſch gebärdete, ziemlich ſcharf zu kritiſiren, aber doch nicht ſchärfer, als es die Kreuzzeitung einige Tage früher noch ſelber gethan, ſo brüllte dieſe: „Da ſeht ihr den Patriotismus der Rheinländer! ſie denken auf Abfall! auf Abfall an Frankreich! nun wartet! wenn wir ſiegen, werden wir euch wieder erobern, und euch, die ihr Helotengeſinnung habt, wie Heloten behandeln!“ Nun mag es zwar für die Herren v. Gerlach, Ohm, v. Bismark-Schönhauſen, Wagner, Stahl und Gödſche und das übrige Redactions-Perſonal der Neuen Preußiſchen eine ganz verlockende

Ausſicht ſein, nach Art des frühern Verfahrens in den Zeiten der Völkerwanderung ſich jeder mit ein Paar Grafſchaften in der Rheinprovinz belehnen zu laſſen, und die darin befindlichen „Seelen“ — die Camphauſen, Beckerath u. ſ. w. — als Leibeigene mitzubekommen, um ſie gelegentlich peitſchen zu können; die Ausſicht iſt ſehr verlockend; aber man fragt ſich doch mit einiger Verwunderung: wie iſt mit einem Tadel des Miniſteriums der Gedanke eines Abfalls an Frankreich verbunden? und wie ſtellen ſich dieſe Männer Gottes die Wiedereinführung der Leibeigenſchaft im neunzehnten Jahrhundert vor?

Zwar kann ich die Aengſtlichkeit nicht billigen, mit welcher einige liberale Blätter den längſt antiquirten Unterſchied zwiſchen ſpecifiſchem Preußenthum und deutſcher Geſinnung wieder hervorſuchen, denn in einem ernſtlichen Krieg Preußens gegen Oeſtreich fällt Beides zuſammen; wer dann preußiſch geſinnt, iſt auch deutſch geſinnt, und umgekehrt.

Wohl aber war jeder Preuße zu der Frage an ſeine Regierung berechtigt: was iſt es eigentlich, das durch dieſen Krieg erreicht werden ſoll? Denn man führt doch nicht den Krieg um des Krieges willen, wie man ſich auf der Univerſität ſchlägt, ſondern um etwas zu erreichen. Wenn man aber die Union und Alles, was ſich daran knüpft, aufgibt, wenn man Holſtein, Kaſſel, Baden im Stich läßt, wofür will man eigentlich die Waffen ergreifen?

Die einzige Antwort, die man darauf erhielt — denn die renommiſtiſchen Schmähungen auf die „Rheinbundfürſten“, die „Zaunkönige“, in einem Augenblick, wo es aller Welt klar werden mußte, daß nicht in München, ſondern in Wien die Seele der Coalition gegen Preußen zu ſuchen wäre, die lächerlichen Anklagen gegen die revolutionären Antecedentien der Miniſter Bach und Schmerling, von denen angeblich die gut preußiſch geſinnten Schwarzenberg, Radetzky u. ſ. w. zum Kriege gezwungen oder verleitet werden ſollten, das alles konnte doch wohl nicht als Antwort gelten — die einzige Antwort war: Nachdem wir ſo große Conceſſionen gemacht, die Union aufgegeben, Radowitz abgeſetzt haben, iſt es höchſt undelicat von unſern Gegnern, daß ſie noch weitere, wenn auch geringfügigere Conceſſionen fordern, namentlich das Zurückziehen unſerer Truppen aus der Schußlinie der Bundestags-Execution in Kaſſel, und unſere E h r e verlangt, daß wir zum Kriege ſchreiten, ohne viel nach dem Zweck und Ziel deſſelben zu fragen.

Nun iſt es zwar ein ſonderbares Verfahren, das Größere aufzugeben, und um des Kleinern willen ein Spiel zu unternehmen, wo der Gewinn in keinem Verhältniß zum Einſatz ſteht. Auch hätte man das Miniſterium an die bekannten, in jedem Verhältniß richtigen Worte des Grafen Arnim erinnern können, die dieſer in Beziehung auf die Revolution gebrauchte: man müſſe ſich Conceſſionen nicht einzeln abdrängen laſſen, ſondern was man zugeſtehen wolle, ſchnell und auf einmal zugeſtehen. Man konnte ferner die Regierung fragen, ob ſie es denn

Digitized by Google

für möglich halte, den Krieg gegen eine augenſcheinliche Uebermacht auf die ganz gewöhnliche Weiſe führen zu können, einen Krieg, in dem es ſich um die Exiſtenz des Staates und den Wohlſtand einer ganzen Generation handelte; ob es nicht die Pflicht der Selbſterhaltung geböte, dasjenige Mittel anzuwenden, auf welches die liberale Partei ſchon ſo lange hingewieſen hatte, nämlich die Fahne des freien, conſtitutionellen Syſtems gegen den Despotismus aufzupflanzen. Man konnte das Miniſterium fragen, ob es ſich nach ſeinen Antecedentien für den geeigneten Vertreter dieſes Syſtems hielte, und ob nicht die erſte patriotiſche That, welche das Wohl Preußens von ihm erforderte, ſeine eigene Aufopferung wäre.

Allein man konnte in dieſem Fall ein Auge zudrücken; denn wenn man ſich rückſichtslos auf das Gebiet der Thatſachen begab, ſo war mit ziemlicher Beſtimmtheit vorauszuſehen, daß eine Folge die andere nach ſich ziehen müſſe.

Aber das konnte man freilich nicht einmal bei einem Manteuffel vorausſehen, daß er unmittelbar nach dem Kriegsgeſchrei damit anfangen würde, denjenigen Punkt freiwillig aufzugeben, den er nicht nur in einer Zeit, wo der Unruhſtifter Radowitz noch über ihn dominirte, ſondern nach Entfernung deſſelben, als einzigen Grund des Krieges bezeichnet hatte: den Schutz Kurheſſens gegen die angeblichen Bundestruppen; ihn aufzugeben, nachdem das ungeheure Opfer der Mobiliſirung der Armee bereits gebracht, das erſte Blut bereits gefloſſen war. Das iſt doch die ſonderbarſte Art von der Welt, Preußens Ehre zu wahren.

Daß aber die Räumung Fulda's nicht eine blos ſtrategiſche Maßregel, daß ſie ein politiſcher Schritt iſt, kann man aus jeder Zeile der Deutſchen Reform herausleſen. Sie winſelt wieder ebenſo wie an jenem Tage, als Radowitz geſtürzt wurde, und die Blätter der Liga ſprechen wieder ebenſo human und milde von Preußen, als damals.

Zwar wird vorausſichtlich in einigen Tagen wieder ein furchtbares Geſchrei von der preußiſchen Ehre gemacht werden, denn das Miniſterium geht nie in gerader Linie, es läßt ſich, da es den Grund ſeines Handelns nicht in ſich ſelbſt findet, durch jede Stimmung leiten, die von dieſer oder jener Seite vernehmlich genug auf es eindringt. Aber es wird dadurch ſeine Lage zu den Verhandlungen nur erſchweren, ſo wie es jetzt ſchon nicht hoffen darf, daß ihm die fünf erſchoſſenen Oeſtreicher geſchenkt ſein werden; zum Krieg wird es wenigſtens durch ſeinen Willen nicht kommen — denn es handelt ſich nicht um einen Gegenſatz des Willens, ſondern um bloße kleinliche Rancune — falls nicht der Krieg, wie es gar nicht unmöglich iſt, wider den Willen der Betheiligten durch ſich ſelbſt entbrennt.

Wir dürfen uns nicht verſchweigen, daß wir die Freude über einen im Princip von uns völlig gebilligten Krieg nur mit halbem Herzen empfanden. Ein Krieg iſt kein Kinderſpiel, am wenigſten ein Bürgerkrieg; wenn man um höherer Ideen willen ihn eingeht, ſo will man wenigſtens, daß er mit einem klaren, leitenden Verſtand geführt werde; daß, wenn man bei einem üblen Ausgang

Digitized by Google

die Gefahr des Untergangs übernimmt, bei einem günſtigen Erfolg wenigſtens ein bleibender Gewinn zu erwarten iſt. So ſtanden die Sachen nicht. Schon war die Grundlage der preußiſchen Macht, das Vertrauen, wenigſtens theilweiſe untergraben, wenn auch Preußen aus ſeiner Situation ewig neue Hilfsquellen ſchöpfen wird. Das zweideutige Verfahren ſeiner Lenker hatte die Stärke und den Muth ſeiner Gegner gekräftigt. Unſere Lage bot wenig Hoffnung.

Zudem ſteigert die jetzige Wendung der Dinge die Zuverſicht, daß das Ende des gegenwärtig in Preußen herrſchenden Syſtems nahe bevorſteht. Wir haben einen mächtigen Bundesgenoſſen zu erwarten, der früher gegen uns war, das gekränkte Ehrgefühl der preußiſchen Armee. Die Aufforderung am Schluß meines vorigen Briefes an die Kammern, die Novembermänner um jeden Preis zu ſtürzen, bleibt in voller Kraft. Sie dürfen nicht ſäumig ſein, denn daß jene einmal fallen, iſt außer Frage, bei der Schnelligkeit aber, in der jetzt die Kriſen auf einander folgen, handelt es ſich darum, was früher eintritt: ihr Fall oder Preußens Untergang.

Kleine Correſpondenzen.

Aus Kaſſel.

Es darf nicht Wunder nehmen, daß das Miniſterium Haſſenpflug in der Preſſe durchweg mit dem Miniſter Hans Daniel Haſſenpflug identificirt worden iſt. In der That gingen alle miniſteriellen Gedanken, Worte und Handlungen von Haſſenpflug aus. Auch die wichtigſten Angelegenheiten, welche überall ſonſt nur nach einer Plenarſitzung und in Folge eines Collectivvotums zur Vollziehung gebracht werden, wurden von Haſſenpflug allein beſchloſſen und ausgeführt. Um nur etwas zu erwähnen, ſo kam, nachdem Haſſenpflug die Ständeverſammlung hatte auflöſen laſſen und damit den salto mortale auch aus dem Schein der Verfaſſungsmäßigkeit in den unverhüllten Verfaſſungsbruch vorbereitet oder vielmehr herbeigezwungen hatte, noch etwa eine Stunde ſpäter Herr Duyſing als Commiſſarius des Finanzminiſters Lometſch an, um den Ständen anderweitige Propoſitionen zu machen, von denen ſich Lometſch doch noch ein befriedigendes Arrangement mit dem Landtag in der Budgetfrage verſprach; ſo dictirte gradezu Haſſenpflug die nächtliche „Abreiſe" des Miniſteriums mit dem Kurfürſten, nachdem er dieſem — was noch nicht widerlegt worden iſt — allerhand ſonderbare Lügen, wie die von einer in den Kaſernen ausgebrochenen oder nahe bevorſtehenden militäriſchen Meuterei, vorgemacht haben ſoll. Gerade dieſe beiden Thatſachen aber ſind die entſcheidendſten Wendepunkte in dem ganzen Verlauf der Dinge, wie wir ſie erlebt haben. Die übrigen Miniſter haben um ſo weniger auch nur einen ernſthaften Verſuch gemacht, ſich von dem Schulmeiſterſcepter Haſſenpflug's zu emancipiren, als ſie im Anſehen bei dem Kurfürſten weit hinter jenem zurückſtanden, von Haus aus untergeordnete Köpfe waren und nur ſo viel Courage beſaßen, um auf dem Wege der Staatsverbrechen einem voranſchreitenden Führer zu folgen, nicht aber, um in eine Linie mit ihm zu treten oder gar ihm voran zu ſchreiten.

Digitized by Google

Sonſt war ja Veranlaſſung genug zu Diſſens vorhanden, da der Kriegsminiſter Haynau perſönlich mit Haſſenpflug öfter ſehr unfreundlich ſtand und Lometſch bei ſeinem Amtsantritt die entſchuldigende Erklärung abgegeben hatte, er habe nichts von der gleichzeitigen Ernennung Haſſenpflug's gewußt. Dieſen alten bis dahin unbeſcholtenen Mann hatte wohl hauptſächlich die greiſige Eitelkeit, vor dem Abmarſch auf immer auch erſt noch einmal die höchſte Staffel der Finanzpartei zu erklimmen, zur Uebernahme des Miniſteriums bewogen. Als zum kurheſſiſchen Septembriſiren commandirt wurde, wandte er ſich in der zwölften Stunde zum Rückzug. Der Kriegsminiſter v. Haynau, der Sohn des kriegszuſtändlichen Oberbefehlshabers, der Neffe des öſtreichiſchen Haynau, gehört zu der reactionären Adelspartei in der Reſidenz, welche mit Haſſenpflug ſchon früher manche Differenzen gehabt hatte, die auch neuerdings durch die büreaukratiſche Selbſtherrſchaft des Miniſterpräſidenten eher vermehrt als vermindert worden ſind. Indeſſen konnte man ja vorläufig Haſſenpflug als Mauerbrecher gegen die „neuheſſiſche conſtitutionelle Rotte“ wie gegen die „Straßendemokratie“ und die malitiösfreie Preſſe, wie ſie die Horniſſe handhabte, benutzen. Es haben wohl manche Bekannte Haynau's ſpäter geäußert: Dies oder Jenes hätten ſie doch nicht von ihm erwartet: indeſſen von einem fanatiſchen „Frommen“, wie deren einer der Kriegsminiſter iſt, läßt ſich Alles erwarten, ſobald auch er mit einem Finger an das Heft der Regierung greifen darf, ſelbſt daß er ſeinen alten Vater der ſicher vorauszuſehenden grandioſeſten Blamage überliefert und Hunderte ſeiner Kriegscameraden für die heroiſcheſte That für die Pflicht, das Recht und die Ehre dem Mangel und der Noth mit ihren Familien überliefert. Ein „Frommer“ dient ja mit Allem, was er thut: „dem Herrn.“ Von dem Miniſter des Auswärtigen Herrn Alexander von Baumbach iſt gar nichts zu ſagen. Seine „Unſchuld“ iſt ſprüchwörtlich geworden bei allem Volke in Heſſen. Hätte er auch, wie man ſagt, die Correſpondenz beſorgt, in Folge deren Haſſenpflug hieher kam, ſo wären doch ſeine Thaten vor ſeinem Amtsantritt ſituirt. Die „Baumbach'ſchen Noten“ machte er wohl nicht ſelbſt, obwohl ſie mit Recht das lächelnde Kopfſchütteln bei Freund und Feind hervorgerufen haben. Indeſſen konnte es nicht ganz unerwähnt bleiben, weil auch er Miniſter iſt.

Die Spanier haben ein Sprüchwort: ſage mir, mit wem du gehſt, ſo will ich dir ſagen, wer du biſt. Für das Haſſenpflug'ſche Miniſterium und deſſen Freunde und Getreuen war die Situation obendrein der Art, daß ſie einander bekennen mußten vor allen Leuten. Es gibt auch in Kurheſſen noch Männer genug, welche viel „conſervativer“ und „monarchiſcher“ ſein zu müſſen glauben, als diejenigen, welche in dem Kampfe für die Verfaſſung und das geurtheilte Recht gegen Haſſenpflug und ſeine Gewaltſtreiche voranſtanden. Sie hatten ſtarke Hoffnungen auf den neuen Miniſter geſetzt, aber ſie ſahen ſich bald durch ſeine ganz ordinären Extravaganzen getäuſcht, zogen ſich zurück, wenn ſie ſchon in den Dienſt eines, wie ſie glaubten, ehrlichen conſervativen Miniſteriums getreten waren, oder blieben ruhig zurückſtehen, weil ſie für das bald erkennbare Bubenſpiel mit Recht und Geſetz doch viel zu viel Ehrgefühl, Rechtsſinn und ſittliche Würde beſaßen. Wir erinnern hier nur an Profeſſor Wetzell, der ſchon in Berlin und Erfurt enttäuſcht wurde, und an Miniſterialreferenten Abée, der vor den Septemberordonnanzen zurückſchrak. Obſchon das Miniſterium mit den lockendſten Realien freundſchaftliche Ergebenheit und dienſtliche Arbeiten zu erhandeln unabläſſig bemüht war, wie wenige Menſchen haben ſich für es bereitwillig finden laſſen, ſelbſt nachdem von Frankfurt aus der ſchützende Arm des neuen Bundestags über Haſſenpflug und ſeine Diener ausgeſtreckt wurde, und welcher

Digitized by Google

Art waren dieſe Wenigen! Das Ausland wird im voraus Erkenntniß genug über dieſen zarten Punkt aus allen Zeitungen und ſelbſt aus einem langen Correſpondenzartikel der Deutſchen Reform geſchöpft haben, in welchem einige der neueſten Beamten, wie der vor nicht vielen Jahren cum infamia von der Univerſität Marburg relegirte, vom Aſſeſſor zum jugendlichen Juſtizbeamten und dann zum Bezirksdirector ernannte Herbart u. ſ. w. erwähnt werden. Doch kehren wir dieſem Schmuz den Rücken, da hier nichts mehr zu conſtatiren iſt. Für die Moralität und die Ehrenhaftigkeit des heſſiſchen Beamtenſtandes bleibt auch das für immer ein ehrendes Denkmal, daß ſich ſo äußerſt wenige Männer aus ſeiner Mitte zur Uebernahme einer mit dem glänzendſten und rapideſten Avancement verbundenen Amtsführung im Sinne Haſſenpflug's gefunden haben. Angeboten war Alles, nach Belieben Staatsprocurator, Generalauditorat, Kriegsgericht, Bezirksdirection, Miniſterialreferat. So ſtark war die Macht der öffentlichen Meinung, ſo entſcheidend bis in das innerſte Mark ſelbſt grobnerviger jüngerer Reactionäre wirkte die allſeitig auch in den höchſten Regionen gewahrte Amtsehre des Staatsdienerſtandes, daß die Miniſter mit ihren paar getreuen Referenten ſelbſt von Seiten Derjenigen, welche mit ſtierem Blick auf die gebotenen Fleiſchtöpfe Egyptens blickten, Reſervate gegen verfaſſungswidrige Dienſtleiſtungen entgegennahmen und auch unter ihnen eine allgemeine Fahnenflüchtigkeit eintrat, anſehen mußten, nachdem juriſtiſch kein Zweifel mehr vergönnt war über Geſetzmäßigkeit oder Ungeſetzlichkeit der miniſteriellen Maßnahmen. Selbſt ein Dehn-Rothfelſer verwahrte ſich in dem Organ der „neuheſſiſchen conſtitutionellen Rotte" in der Neuen heſſiſchen Zeitung wie gegen eine verleumderiſche Inſinuation gegen die Mittheilungen der Preſſe, welche ihn einer Uebernahme eines Amtes von dem kriegszuſtändlichen Oberbefehlshaber über Alles, was in Kurheſſen lebte, beſchuldigten. Etwas mag für Manche als Präſervativ vielleicht auch die prompte Civiljuſtiz gewirkt haben, mit welcher mitten in der Suspenſion des ordentlichen Gerichtsverfahrens, oder wenigſtens trotz des militäriſchen Schutzes im Kriegszuſtande einigen vorwitzigen Naſchmäulern ſo derb auf die Naſe geklopft wurde, daß ſie ſich ſofort wieder in ihr urſprüngliches Stillleben zurückzogen. In dieſer Partie unſerer Erlebniſſe, welche den Contraſt zwiſchen dem „Soll" und dem „Iſt" während der Dauer des Kriegszuſtandes enthält, iſt eine Fülle draſtiſcher Situationen und komiſcher Ueberrathungen zu Tag getreten, welche zu den ſchönſten Erfolgen gehören, die das Recht in Kurheſſen gegen die Gewalt während der letzten paar Monate errungen hat. So mußte der Müller und der Obermüller erfahren, daß auf der kriegszuſtändlichen Mühle das rechte Treibwaſſer fehle. Letzterer wird gewiß nie den Schluß ſeiner Verhandlungen mit dem zweiten Bürgermeiſter der Stadt Kaſſel vergeſſen, in welche er im Auftrage der kurfürſtlichen Regierung unter dem Schutz des Kriegszuſtandes ſeine „Kaſſeler" Zeitung gründen wollte; Erſterer hat offenbar die Geſchichte mit dem ganz neuen Factum bereichert, daß ein von der höchſten Gewalt im Kriegszuſtande ernannter Polizeicommiſſar von der Bürgergarde am hellen Tag im Haus cernirt wurde, bis er die vom herbeigeholten Amtsphyſicus beſcheinigte Möglichkeit nach vollen zwei Stunden ohne Gefahr, das ſtädtiſche Gefängniß unter Escorte betreten zu können, in die nackte Wirklichkeit übertragen konnte. In Rotenburg reicht der Arm der gewöhnlichen Juſtiz ſo weit, daß ein von dem Oberbefehlshaber ernannter Civilfunctionair nur in contumaciam zu ſechswöchentlicher Feſtungsſtraſe verurtheilt werden konnte, weil er das gegebene Wort, ſich dem Gericht wieder ſtellen zu wollen, brach. Hat doch ſelbſt ein wohllöblicher Senat der Univerſität Marburg, der

Digitized by Google

ſonſt alle miniſteriellen Gewitterſtürme ruhig über ſeinem altersſchwachen Haupte ergehen läßt, eine Art zweiten Examens, und zwar in umgekehrter Ordnung, ſo zu ſagen, eine Facultätsprüfung nach dem Staatsexamen, verordnet, in welcher erſt der Beweis conſtatirt werden ſoll, ob der neu ernannte Profeſſor der Staatswiſſenſchaften Ilſe nach ſeinen Wander-, Lehr- und Meiſterſänger-Jahren auch wirklich noch etwas mehr verſtehe, als Baumbach'ſche Noten zu concipiren.

Die Gerechtigkeit erheiſcht jedoch dringend, daß wir nicht ganz diejenigen Freunde und treuen Anhänger des kurfürſtlichen Miniſteriums Haſſenpflug außer Acht laſſen, welche, ohne mit wichtigern Amtsfunctionen betraut worden zu ſein, doch ſich in ihrem Gewiſſen gedrungen fühlten, Zeugniß abzulegen vor der entheſſiſch'ten Welt. Von einigen Paſtoren werden wir ſpäter Notiz nehmen. Außer ihnen haben ſich für den unumſchränkten Kurfürſten und Haſſenpflug öffentlich ausgeſprochen in dieſer Zeit des öffentlichen Aergerniſſes: ein Advocat in Hersfeld, der jedoch zu ernſthafte Abweichungen von der gewöhnlichen Beſchaffenheit des menſchlichen Geiſtes gezeigt hat, als daß wir ihn ernſthaft aufführen können; ein Amtsphyſicus und ein „Privatförſter, nicht Staatsförſter". Letzterer närriſche Kauz hat gewiß geglaubt, er allein wiſſe blos, daß ſich zwar die bereits fungirenden Bezirksdirectoren u. ſ. w. gegen Haſſenpflug entſchieden hatten, dagegen für ihn einige Andere, welche Bezirksdirectoren erſt noch werden wollten. Endlich hat der bekannte Staatsrath Scheffer die hinſichtlich des kurheſſiſchen Urtheils über ihn ganz überflüſſige Erklärung abgegeben, daß Alles, was im September und October geſchehen ſei, nach (bundestag-) menſchlichem und (Vilmariſch-) göttlichem Rechte in vollſtändiger Ordnung ſei.

Wie äußerſt gering die Zahl der „treuen altheſſiſchen" Geſinnungsgenoſſen des Haſſenpflug'ſchen Miniſteriums im Militär, bei Ober- und Unterofficieren, wie bei den Gemeinen geweſen iſt, hat ſich zum Schrecken der entſittlichten deutſchen Staatsordner ſo klar herausgeſtellt, daß darüber, trotz aller infamen Lügen und untermenſchlichen Gemeinheiten unſerer officiellen Preſſe, gar nichts mehr geſagt zu werden braucht. Nur ein Theil des frühern Gardecorps, der einſt durch eine unruhige Nacht dem deutſchen Parlament einen unruhigen Tag gemacht, hatten auch nachdem man ihnen die weißen Waffenröcke aus- und die blauen Kurfürſthuſarenjacken angezogen hatte, den alten Grimm gegen Alles, was bürgerlich friedlich und civilrechtlich geſetzlich iſt, treu bewahrt. Der Epaulettenausdruck dieſer Geſinnung zeigte ſich auch jetzt am ausgeprägteſten in eben dem Herrn von Zerſchuer, der auch in jener Nacht der Stalljacke eines Gardeducorps ſich nicht abhold gezeigt hatte. Es iſt im Uebrigen hinlänglich von der Tagespreſſe auf die Verwandtſchaft der paar executionsluſtigen Lieutenants mit der Firma Haſſenpflug und Baumbach aufmerkſam gemacht worden, und ebenſo darauf, daß es uns durch Umgehung aller Disciplinarordnung möglich geworden iſt, auch nur die dürftigen, in ſich ſelbſt immer wieder zuſammenſinkenden Verſuche zur Durchführung des gerichtlich verurtheilten Kriegszuſtandes zuwege zu bringen. Man muß für die richtige Beurtheilung des ſpätern opferreichen, folgenſchweren Schrittes faſt des geſammten Officiercorps der kurheſſiſchen Armee, deſſen reine und echt militäriſche, vor jedem ehrenhaften Officier gewiß zu Recht beſtehende Motive jetzt für jeden Unbefangenen klar vorliegen, ſelbſt darauf aufmerkſam zu machen nicht unterlaſſen, daß doch ſelbſt der in dem ſtrengſten Disciplinargehorſam ergraute, von Liebe und Treue zu ſeinem Fürſten überfließende erſte Oberbefehlshaber für den Kriegszuſtand, Generallieutenant Bauer, ſeine verfaſſungswidrige Function

Digitized by Google

nicht länger fortführte, als bis er mit dem höchſten Militärgericht, mit dem Generalauditorat, in einen raſch gegen ihn entſchiedenen Conflict kam, und daß ihn dann der Aerger und Gram über den Mißbrauch, den man mit ſeiner bis dahin unverſehrten Kriegsmannsehre getrieben hatte, wirklich auf das Krankenlager warf.

Der Kriegszuſtand unter dem Oberbefehlshaber Bauer ſcheiterte an dem Widerſpruch des Generalauditorats, das ſich freilich leider auf eine kräftige Negative beſchränkte; der ſeines Nachfolgers, des Generallieutenants v. Haynau, fiel in das Nichts zuſammen vor der bekannten Geſammterklärung des Officiercorps. Niemand, der die luſtige Perſon unſers Kriegszuſtandes kennt, wird uns zumuthen, dem Vater Haynau ernſthaft böſe Worte nachzuſchicken. Während er bei Trommelſchlag die geſchärfte Erneuerung des zum Spott gewordenen Kriegszuſtandes auf den öffentlichen Plätzen verleſen ließ und in einer kindiſchen Proclamation unter Anrufung Gottes und des Kurfürſten den erſtaunten Leſer in ſein eben verlaſſenes „Stillleben" verwunderte Blicke thun ließ, glaubte man in der Stadt allgemein, das Obermedicinalcollegium werde ihm ein Atteſt wegen unverantwortlicher Geiſtesbeſchaffenheit ausſtellen. Es iſt bekannt genug geworden, wie er neben dem ſonderbaren Wechſel ſeiner äußern Stellung, die ihn von einem heftigen Opponenten gegen die kurfürſtlichen Abſichten auf ſpeciell kurfürſtliche Säle in den Eiſenbahnſtationsgebäuden durch die Feldwebelblouſe eines Altſchutzwachmannes hindurch in die Bellevueſchloßſäle mit unumſchränkter Machtvollkommenheit, aber immer unter der patriarchaliſchen Obervormundſchaft ſeines alten Dieners Adam, führte, auch eine innerlich reiche Entwicklung durch Verkehr mit Engeln, Studien über das Todtenreich und die in der Entſittlichung des Menſchengeſchlechts beruhenden Urſachen der Kartoffelfäulniß gehabt hat. Freilich hat dies Alles unſere Officiere mit ihrem geſunden Menſchenverſtand und ihrer tüchtigen Bildung nicht vor der bekannten brutalen Anſprache vor der Front und vor jenen derben Tactloſigkeiten bewahrt, die auch die Herren in Wilhelmsbad bewogen, den militäriſchen Koryphäen des Kriegszuſtandes mit Scheltworten ſtatt mit einem Lorbeerkranze zu empfangen.

Den Koryphäen der Civilpartei, den Miniſterialreferenten Vilmar, haben wir abſichtlich in den ſeitherigen Notizen außer Acht gelaſſen. Wir thäten dem Manne und ſeinem „heſſiſchen Volksfreund" Unrecht, wollten wir ihm nicht ein abgeſondertes Plätzchen gönnen, in dem er dem Vergleich mit den Geſinnungsgenoſſen entrückt iſt.

Aus Peſth.

Den 9. November 1850.

Der Charakter unſers jugendlichen Monarchen iſt noch ziemlich unbekannt, und es iſt eine erſtaunliche Thatſache, daß die Fama, welche ſich ſo gern mit den geiſtigen Fähigkeiten und Anlagen hochgeſtellter Perſonen zu beſchäftigen pflegt, den 20jährigen Herrn ſo gänzlich mit Stillſchweigen übergeht. So viel iſt gewiß, daß Franz Joſeph das Schwert mit beſonderer Vorliebe, ja oft auf Koſten des Scepters, handhaben möchte. Dieſe Eigenſchaft wäre vielleicht an Ferdinand im Jahre 1848 von Nutzen für die Monarchie geweſen, aber heutzutage, wo die Völker ſich ſo ſehr nach Ruhe ſehnen, könnte ein ſolcher unruhiger Sinn leicht von mißlichen Folgen ſein. — Günſtigere Chancen hätte dieſer kriegeriſche Geiſt in einem preußiſchen Monarchen für ſich; denn obwohl die preußiſche Politik in der letzten Zeit nicht geeignet war, die Sympa-

Digitized by Google

thien der Völker zu erregen oder zu ſtärken, ſo hat man ſich in unſerer Rathloſigkeit doch zu ſehr daran gewöhnt, auf Preußen wenigſtens als den Gegner des verhaßten Bundestags zu blicken, das offene Bündniß mit Rußland mußte ſelbſt die Mißtrauiſchen der preußiſchen Partei zuführen. Daß bei uns die öffentliche Meinung ſich mehr als ſonſtwo den Preußen zuneigt, werden Sie ganz natürlich finden, denn die ſogenannten Koſſuthianer — und dieſe haben ſich während der Schwarzenbergiſchen Experimente in den letzten 18 Monaten wenigſtens nicht vermindert — begrüßen jeden Gegner Oeſtreichs ſchon als ſolchen mit einem ſtummen, aber herzlichen „Eljen“. Die „Gutgeſinnten“ aus Liebe zum Frieden ärgern ſich darüber, daß das verſchuldete Oeſtreich einen Krieg provocirt, deſſen Folgen und Ende unabſehbar ſind; und ein ſogenanntes „öſtreichiſches Bewußtſein“ iſt troß allen Proclamationen, Conſtitutionen und Organiſationen bei uns noch ein unbekanntes Kraut, und dürfte es bleiben in alle Ewigkeit. Die neuen Ereigniſſe in Bosnien und die Gerüchte, welche ſich über beginnende Unruhen in der Herzogowina und in den Donaufürſtenthümern verbreiten, und welche nur zu deutlich darthun, wie das ruſſiſche Netz ſich allmälig enger um Europa zuſammenzieht, haben Preußen, das nun jedem als Repräſentant Deutſchlands und deſſen Vertheidiger gegen Rußland erſcheint, viele Freunde zugeführt, und ſollte es wirklich zum Kriege zwiſchen Oeſtreich und Preußen kommen, ſo wird gewiß wieder jener eigenthümliche — ich möchte ſagen unnatürliche — Umſtand eintreten, daß, wie im italieniſchen Kriege, die Niederlagen der Oeſtreicher, welche Hunderten unſerer Brüder Leben oder Geſundheit rauben müſſen, bei uns mit dem bitterfreudigen Gefühl einer innern Genugthuung begrüßt würden.

Die politiſche Organiſation unſers Vaterlandes iſt durch die kriegeriſchen Ereigniſſe der letzten Tage in den Hintergrund geſchoben worden. Man will für alle Eventualitäten geſichert ſein, und glaubt für gewiſſe Fälle in den Conceſſionen für Ungarn einen letzten Rettungsanker zu finden, dürfte ſich aber ſehr getäuſcht ſehen. Derjenige Theil der ungariſchen Bevölkerung, welcher wirklich noch große Kräfte in ſich birgt, iſt durchaus dem Koſſuthianismus, das heißt, der national-liberalen Politik zugethan. Die Conſervativen, welche jetzt wirklich viel über dieſe Partei vermögen, dürften, im Falle man dieſe Kräfte benutzen wollte, unwillkürlich weiter fortgeriſſen werden, als es der öſtreichiſchen Politik lieb wäre, und dann müßte der Plan Oeſtreichs: ſich mit ſeiner ganzen Wucht in den deutſchen Bund zu werfen, mehr als je an Möglichkeit verlieren. Für jetzt heißt es, wird Herr Geringer in ſeine proviſoriſche Stellung nach Peſth zurückkehren, und die altconſervativen Notablen, welche in großer Anzahl in Wien verſammelt ſind, halten auch mit ihrem verſprochenen Programm zurück, um ſich nicht etwa nach der einen oder der andern Seite hin zu compromittiren.

Auch die Aufhebung der Zollſchranken hat bei uns nicht die gehoffte Wirkung gethan. Die Oeſtreicher klagen, daß die Preiſe der Lebensmittel bei der freien Einfuhr aus dem fetten Ungarn durchaus nicht gefallen ſind, und bei uns droht die Concurrenz mit den öſtreichiſchen Fabrikaten unſerer ſchwachen Induſtrie den Todesſtoß zu geben; denn früher konnten, obwohl der Einfuhrzoll für öſtreichiſche Fabrikate ein ſehr geringer war, unſere kleinen Induſtriellen, die bedeutend weniger an Steuern zu zahlen hatten, bei den billigen Lebensmitteln und geringen Regieſpeſen noch immer neben den großen Fabrikanten des Kaiſerſtaates beſtehen; jetzt ſind die Lebensmittel in Oeſtreich nicht billiger, bei uns aber bedeutend theurer geworden; — zum Beweis wurde nach dem

Digitized by Google

Brand der hieſigen Walzmühle Mehl von Wien nach Peſth verſchrieben — an Steuern haben wir mehr als die übrigen Kronländer zu zahlen, und die Erbländer überſchwemmen uns mit ihren Erzeugniſſen. Dieſe Klagen werden in der gegenwärtigen Meſſe, die ſich ſehr ſchlecht anzeigt, allgemein gehört, und ſelbſt der gutgeſinnte Kaufmannsſtand ſtimmt in den rebelliſchen Ruf ein: „Nein, ſo kann's nicht bleiben!"

Als freudiges Zeichen der Verbrüderung kann ich Ihnen melden, daß in der ſlaviſchen, aber durchaus ungariſch geſinnten Stadt Loſonz, die von den Ruſſen mit wahrer Vandalenwuth zerſtört wurde, die evangeliſch-lutheriſche und helvetiſch-reformirte Gemeinde eine Union im Schulweſen eingehen wollen. Beide Gemeinden haben nämlich ihre Kirchen, Schulhäuſer, Kunſt- und Bücherſammlungen verloren, und nur mit vereinten Kräften ſind ſie im Stande, ihrer Stadt einen Theil jener wiſſenſchaftlichen Inſtitute wieder zu verſchaffen, welche ſie vor dem Unglücksfall beſeſſen hat. Die Idee einer allgemeinen Union dieſer beiden, im Weſen gleichen Confeſſionen im ganzen Vaterlande wurde ſchon vor Jahren angeregt, aber ſie ſcheiterte an der Schroffheit einiger Puritaner, und an dem Haß der lutheriſchen Panſlaviſten. Das Beiſpiel von Loſonz, wo Nothwendigkeit die Parteien geſchmeidiger macht, wird für weitere Kreiſe maßgebend werden, und aus den Trümmern dieſer unglücklichen Stadt wird ſich ein neuer Geiſt erheben, der — da bekanntlich die beiden proteſtantiſchen Confeſſionen von den Magyaren und Nordſlaven repräſentirt werden — auch in politiſch-nationaler Hinſicht die ſchönſten Früchte tragen könnte. —

Während wir aber hier zwei Confeſſionen zum Heile der Bildung und des geiſtigen Gedeihens ſich vereinigen ſehen, droht in Peſth eine Spaltung unter den Lutheranern ſelbſt einzutreten. Dieſe Gemeinde beſteht der großen Mehrheit nach aus Deutſchen und Magyaren, die Slaven bilden kaum den vierten Theil derſelben, und doch wurde noch vor dem März — wo man den Magyaren ſo gerne Unterdrückungsgelüſte zuſchrieb — dieſer Minorität, die übrigens durchaus der deutſchen oder magyariſchen Sprache kundig iſt, ſo ſehr Rechnung getragen, daß für ſie von einem eigens zu dieſem Zwecke angeſtellten Seelſorger jeden Sonntag nach dem magyariſchen Gottesdienſte ein ſlaviſcher abgehalten wurde. Jetzt wird der ſlaviſche Theil der Gemeinde von einigen unruhigen Köpfen dazu bewogen, ſich von der Mutterkirche zu trennen, und einen Theil der kirchlichen Fonds zu beanſpruchen; und iſt bereits von der Regierung ein Commiſſär in Perſon des Herrn Koller mit der Ausführung dieſes Projects beauftragt. Einige Ultra's wollten ſogar den berüchtigten Hurban zum Prediger dieſer neuen Gemeinde wählen laſſen, allein hierzu ſind jetzt wenige Ausſichten, da dieſer panſlaviſtiſche Communiſt, ſoeben von der Regierung ſeines Predigeramtes in Hluboka in der Neutraer Geſpannſchaft, wegen aufreizender Predigten gegen die Regierung, entſetzt wurde. Auch Stur, der Repräſentant des panſlaviſtiſchen Profeſſorenthums, wurde wegen gefährlicher Umtriebe eingezogen.

Aus Paris erfahren wir, daß die von den Blättern gebrachte Nachricht von der baldigen Abreiſe der Internirten in Kleinaſien nach England ſich nicht beſtätigt. General Vetter, der ſeit einigen Monaten in größter Zurückgezogenheit in Hamburg lebte, wurde von dort ausgewieſen, und iſt bereits in Paris eingetroffen. Das Magyar Hirlap, welches übrigens nichts weniger als preußenfreſſeriſch geſtimmt iſt, macht die anſpielende Bemerkung, daß die Daily News, bekanntlich das Organ der ungariſchen Emigration in London, die Repräſentantin der preußiſchen Politik in England iſt. Auch wundert ſich das Magyar Hirlap über das ſeltſame Sehorgan der Diplomatie, welches von den

Digitized by Google

8000 Ruſſen, die ſchon im Winter 1849 in Siebenbürgen einrückten, gar nichts wußte, und jetzt jeden preußiſchen Landwehrmann aufzuzählen weiß, der als Freiwilliger in die ſchleswig-holſteiniſche Armee eintritt.

In Ungarn ſind Unruhen wegen der eingeführten Stempelſteuer ausgebrochen, die aber bald unterdrückt wurden. Auch in der Militärgrenze macht ſich ein widerſpenſtiger Geiſt gegen die neuen Laſten kund, und die Regierung ſah ſich veranlaßt, in Rückſicht auf die jetzige Nothwendigkeit dieſer öſtreichiſchen Thronſtützen, für die Grenze einige „Erleichterungen" in der Stempeltaxe eintreten zu laſſen. — Ein kaiſerliches Manifeſt verſpricht allen bisher entwichenen Honveds vollkommene Amneſtie, wenn ſie bis zum erſten März 1851 zu ihren Regimentern zurückkehren. Ein Witzbold ſtellte die Frage, ob auch diejenigen Honveds in die Amneſtie mit einbegriffen ſind, welche im Falle eines Krieges bis zum März 1851 noch davonlaufen werden?

Literaturblatt.

Literariſches Centralblatt für Deutſchland, herausgegeben von Dr. Fr. Zarnke. (G. Wigand, Leipzig.) — Erſcheint wöchentlich ſeit dem 1. October, Preis für das Vierteljahr 1 Thlr.

Dies nützliche Unternehmen ſtellt ſich die Aufgabe, eine vollſtändige und ſchnelle Ueberſicht über die geſammte literariſche Thätigkeit Deutſchlands zu bringen. Das Blatt zeigt deshalb jedes neu erſcheinende deutſche Buch an, indem es zunächſt mit würdiger Ausführlichkeit Titel, Preiſe, vorhergehende Lieferungen u. ſ. w. bibliographiſch gewiſſenhaft vor Augen ſtellt; bei Büchern, welche aus verſchiedenen Abhandlungen zuſammengeſetzt ſind, die einzelnen Aufſätze benennt, und hier durch eine Note, dort durch eine Klammer dem Publicum jene kleinen unſchätzbaren Fingerzeige gibt, die jedem Bücherfreund unentbehrlich ſind, und nur von einem diplomatiſch gebildeten Bibliographen gegeben werden können; und welche zu vergleichen ſind mit den Baumkerben und Fußtapfen im ungeheuern Urwald, durch welche ein weiſer Häuptling ſeinem Stamme den Weg andeutet. Das Blatt iſt aber viel mehr als ein bibliographiſcher Anzeiger, es bringt auch von allen irgend wichtigen und merkwürdigen Büchern eine kurze Kritik, Angabe ihres Inhalts, den Standpunkt, welchen der Verfaſſer des Buches vertritt und die Stellung deſſelben zur Literatur und Wiſſenſchaft unſerer Zeit. In den ſechs erſten Nummern, welche bis jetzt erſchienen, iſt dieſe Aufgabe ſo vortrefflich gelöſt, daß auch ein durch Buchhändlerſpeculationen verhärtetes Gemüth ſeine aufrichtige Freude und Bewunderung nicht unterdrücken kann. Sehr viele der Kritiken ſind kleine Meiſterwerke. Sie haben den ungewöhnlichen Vorzug großer Kürze und Gediegenheit und gehen doch mit Ernſt, Gründlichkeit und Wohlwollen auf den Inhalt der Bücher ein, ſie wiſſen das Charakteriſtiſche und Neue darin, Bedeutendes wie Verfehltes, ſo ſicher und klar herauszuheben und den Leſer, ohne ſehr detaillirtes Wiſſen bei ihm vorauszuſetzen, ſo geſchickt mit dem gegenwärtigen Standpunkt der einzelnen Wiſſenſchaften bekannt zu machen, daß ſie das Beſte erwerben, was eine Kritik für ſich gewinnen kann, Vertrauen. Man fühlt aus den Recenſionen heraus, daß ſie von Männern geſchrieben werden, welche eine ehrenvolle Stellung in unſerm gelehrten Gemeinweſen einnehmen.

Das Erſcheinen eines ſolchen Literaturblattes iſt für Deutſchland in der That ein

Digitized by Google

Gewinn. Frühere ähnliche Verſuche: die Berliner literariſche Zeitung, Gersdorf's Repertorium u. ſ. w. ſind an Cliquenweſen, Seichtheit und mangelhafter Dispoſition des Materials verkümmert, hier aber zeigt ſich einmal die größte bibliographiſche Gewiſſenhaftigkeit und liberale mannhafte Gelehrſamkeit im Bunde, und deshalb iſt gegründete Hoffnung, daß wir endlich eine Literaturzeitung erhalten werden, welche zu halten weiß, was ſie verſpricht: „von Woche zu Woche ein vollſtändiges gegliedertes Bild von dem wiſſenſchaftlichen Fortleben des deutſchen Volkes zu geben."

Jede Nummer (1 — 2 Bogen in hohem Quart) iſt nach den Wiſſenſchaften geordnet, die fromme Theologie eröffnet den Zug der neuen Ankömmlinge in der Bücherwelt, die leichtſinnige Schöne: Poeſie und der gefällige Commiſſionär, „Allerlei" oder „Vermiſchtes" ſchließen die lange Reihe. Wie viel wird doch wöchentlich in Deutſchland gedruckt! und wie viel Unnützes, Schlechtes, Verſchrobenes! freilich bringt uns auch jede Woche ein und das andere Buch, aus dem wir merken, daß es doch etwas Großes um den deutſchen Geiſt iſt.

Wohl iſt die Zeit nicht günſtig für ein ſolches literariſches Unternehmen, auch das Bild, welches unſere Literatur gegegenwärtig darſtellt, iſt im Ganzen kein erfreuliches. Trotzdem hoffen wir, daß die Zahl der Beſonnenen nicht gering ſein wird, welche ſelbſt jetzt empfinden, daß dies Werk ihnen Bedürfniß iſt. Der Gymnaſiallehrer, der gebildete Beamte, der Arzt, der Theologe in der Provinz, ſie alle finden hier Gelegenheit, in den wenigen Stunden ihrer Muße zu erfahren, was die Literatur ihrer Wiſſenſchaft und der übrigen Disciplinen menſchlicher Bildung für Fortſchritte macht. Wer nur überhaupt Bücher lieſt und zuweilen kauft, der erfährt, was ihm Intereſſe und Nutzen zu bringen geeignet iſt. Und ſo ſei ein gutes Unternehmen ehrerbietig den Göttern unſerer Zukunft und angelegentlich den Leſern der Grenzboten empfohlen.

Neuigkeiten des franzöſiſchen Theaters.

Die Wunder des Cirque national ſcheinen in dieſer Saiſon den Gaumen der Pariſer ſo abgeſtumpft zu haben, daß ſie für die minder aufregenden Vergnügungen des Theaters keinen rechten Sinn mehr behalten. Wie ſoll man es auch anfangen, ſich für die kleinen Intriguen der Bühne zu intereſſiren, wenn man heute Herrn Poitevin zuſieht, wie er unter dem Nachen ſeines Luftballons ein Pferd oder einen Eſel befeſtigt, und auf demſelben, hoch in den Lüften, entweder allein oder mit ſeiner Frau ſeine halsbrechenden Kunſtſtücke macht? Wenn den andern Tag ein Haufe Beduinen auf Straußen in geſtrecktem Galopp dahinjagen, von andern Beduinen zu Pferde verfolgt werden, endlich ins Handgemenge gerathen! Und was dergleichen mehr iſt.

Von den neuen Stücken hat im Théatre français u. a. Un mariage sous la régence von Léon Guillard einigen Beifall erhalten. Ein Thema, welches von Scribe, A. Dumas (z. B. in ſeinen Demoiselles de St. Cyr) und ihren Nachahmern ſchon mit großer Virtuoſität ausgeführt iſt. Die Helden ſind die Herzogin von Berry und der Herzog von Lauzun. Im erſten Act werden zwiſchen ihnen beſtändig Ringe, Amulette, Blumen und ähnliche ſymboliſche Galanterien gewechſelt, Lauzun gibt einem Nebenbuhler, der die Herzogin ſchon lange verehrt, einen Degenſtich, und hat zugleich eine Intrigue mit einem Ehrenfräulein Beatrix. Letztere geräth in Verdacht, als Lauzun gerade von der

Digitized by Google

Herzogin in einem Alkoven verſteckt iſt; die ſtrenge Mutter des Regenten, die Pfalzgräfin, geräth auf ſeine Spur, er ſoll Beatrix heirathen, um ihr die Ehre wiederzugeben. Im zweiten Act will Lauzun eine Maskerade, eine Art mythologiſcher Allegorie benutzen, um eine andere Tochter der Regentin zu heirathen; er iſt Mars, ſie Venus, und ſchon ſind ſie, bei Gelegenheit eines zierlichen Pas, welchen vier Grazien aufführen, im Begriff, Mann und Frau zu werden, als Beatrix dazwiſchen ſpringt. — Im dritten Act will Beatrix bei den Carmelitern den Schleier nehmen. Mittlerweile erſcheint jener erſte Cavalier, der im erſten Act mit einem Degenſtich verſorgt war, unter den Lebendigen wieder, dann will die Herzogin Nonne werden, weil Lauzun ſie nicht mehr liebt, aber dieſer erfindet, im Einverſtändniß mit dem Regenten, eine Fabel, die Alles ins rechte Geleiſe bringt. Er heirathet die Herzogin, Beatrix den Cavalier mit dem Degenſtich. —

Ferner im Théatre français: Les Contes de la reine de Navarre, in 5 Acten von Scribe und Légouvé. — Wie wir hören, beſteht die Mitarbeiterſchaft des Letztern darin, daß ihm Scribe die logiſch geſteigerten Stellen, wo von Heriosmus oder von der Vortrefflichkeit der Damen die Rede iſt, überträgt. — Daß es Scribe bei ſeinen hiſtoriſchen Stücken niemals darauf ankommt, wie er den König oder das Volk tauft, von dem er berichtet, wie es ſich eigentlich immer nur um die bürgerliche Juli-Monarchie handelt, iſt bekannt. — Franz I. iſt gefangen in Madrid, ſeine Schweſter Margarethe von Navarra iſt geſchäftig, tauſend Intriguen anzuſpinnen, um ihn zu befreien, theils beim Kaiſer ſelbſt, theils bei ſeinen Räthen, oder auch bei den Gouverneuren der Feſtungen. Aber Franz iſt zu ritterlich, um ſich dieſer kleinen Mittel zu bedienen. Endlich kommen die beiden Monarchen zuſammen; der Kaiſer ruft aus: Attendez, je tiens une solution! und das Publicum bricht in helles Gelächter aus, denn eine solution iſt es, die ſeit einem Jahre die Preſſe, die Kammer, das geſammte Publicum für Frankreich vergebens ſucht. Die Löſung beſteht dann darin, daß Franz die Schweſter des Kaiſers, Eleonore, heirathet.

Eine anmuthige Poſſe, die zugleich den Vortheil hat, tugendhaft zu ſein, iſt im Odéon aufgeführt: Un valet sans livrée, von Léonce und Moléri. Der Held hat eine jener ſeltſamen Anſtellungen, die man nur in Paris antrifft: er kleidet ſich fein und nach der neueſten Mode, trinkt Champagner, macht alle Corſo-Fahrten mit u. ſ. w. und iſt doch nicht im Beſitz eines Sou. Wovon lebt er, da er auch keine Wechſelſchulden macht? Er leiſtet einer Anzahl junger Dandies jene kleinen Dienſte, die ein Livrée-Bedienter nicht ſo gut beſorgt; er beſorgt ihnen die Logen, hält ihre Wagen in Bereitſchaft u. ſ. w. Ein braver Freund, der von einer kleinen Anſtellung im Bureau aus ihn um ſein ſcheinbar glänzendes Loos beneidet, kommt noch zeitig genug dahinter, um nicht verführt zu werden; er kehrt zum Bureau und zur Tugend zurück.

Im Théatre des variétés: Le Contcassé, Vaudeville von Duvert und Lauzanne. Arnal, einer der gefährlichſten „Löwen" von Paris, ein Jüngling mit ſchwarzem Schnurbart und feurigen Augen, dem kein Weib widerſtehen kann, geht die Wette ein, dem erſten Frauenzimmer, das er trifft, acht Tage hindurch unausgeſetzt die Cour zu machen. Caroline, der dies Loos zu Theil wird, iſt ſo ſchön als tugendhaft; ſie leiſtet der Verführung den kräftigſten Widerſtand, und ergreift endlich, als ihr Nichts mehr helfen will, die Flucht. Arnal ihr nach. Sie kommen auf den Alpen vor einen Wald-

Digitized by Google

ſtrom, über den die Brücke abgebrochen iſt; ſie müſſen nothgedrungen in der nämlichen Herberge Quartier aufſchlagen. In derſelben finden ſie aber ſchon einen dritten Gaſt vor, einen dicken Herrn mit einem ziemlich leichtfertigen Frauenzimmer, und dieſer dicke Herr iſt Niemand anders, als Carolinens Mann. Von nun an verwandelt Caroline den Löwen in ihren gehorſamen Diener; erſt muß er mit dem dicken Herrn Händel anfangen, dann ſich bei ihm entſchuldigen. Endlich reiſt die ganze Geſellſchaft in Frieden und Eintracht nach Paris zurück, und Arnal iſt Hausfreund geworden, was für den dicken Herrn nicht viel Gutes verheißt.

Die Luftſchifffahrten.

Das Intereſſe an dem Luftballon hat ſeine verſchiedenen Phaſen; es folgt der Mode, wie andere Vergnügungen auch. In dieſem Augenblicke iſt er wieder ſehr en vogue, und aus dieſem Umſtand hat L. Figuier Veranlaſſung genommen, in der Revue de deux mondes eine kurze Geſchichte der Aëronauten zu geben, aus der wir hier einige Notizen mittheilen. Die Erfinder der Luftballons ſind die Brüder Montgolfier (1783); gleich darauf wendeten zu Paris die Brüder Robert das Hydrogen-Gas an. Noch in demſelben Jahr wagte Pilâtre de Roſier, ein unternehmender Abenteurer, ſich dieſem gefährlichen Fahrzeug anzuvertrauen, und am Ende des nämlichen Jahres machte der Phyſiker Charles ziemlich alle diejenigen Erfindungen, welche die Sicherheit des Unternehmens zu befördern geeignet ſind. Es wurde damals bei den Edelleuten Sitte, an derartigen Unternehmen Theil zu nehmen; auch der Vater des Königs Louis Philipp, der nachmalige Bürger Egalité, hat eine Luftſchifffahrt gemacht. — Die merkwürdigſte, von einem unerhörten Glück begleitete Fahrt, war die von Blanchard (7. Jan. 1785); er ſtieg zu Dover auf und kam bei Calais ans Land. Gleich darauf fand aber auch der erſte Unglücksfall ſtatt; er traf Pilâtre de Roſier, den erſten Luftſchiffer. — Im Jahre 1794 fing man an, den Ballon, der nur bis zu einer mäßigen Höhe erhoben wurde, im Kriege zur Beobachtung der feindlichen Operationen anzuwenden. Man hat aber dieſe Verſuche, die nicht ganz ohne Erfolg blieben, ſpäter nicht fortgeſetzt. — Im Jahre 1803 machte der Phyſiker Robertſon die erſte Luftfahrt zu wiſſenſchaftlichen Zwecken. Auch dieſen Verſuch, der nur noch ein Paarmal erneuert wurde, namentlich von Biot und Gay Luſſac, hat man ſpäter fallen laſſen, obgleich auf dieſem Felde noch ſehr viel zu thun übrig bleibt. — Seitdem kam das Unternehmen in die Hände der Aëronauten von Profeſſion, und es hat ganze Familien gegeben, die ſich in dieſem Felde auszeichneten: die Blanchard, die Garnecin, die Robertſon, die Green. — Die Verſuche, die Erfindung dadurch praktiſch zu machen, daß man dem Luftſchiff eine willkürliche Bewegung mittheilt, ſind geſcheitert, weil man keinen Motor fand, und eine Geſellſchaft von Pariſer Gelehrten hat in unſern Tagen, nach ſorgfältigen Studien, durch Navier das motivirte Gutachten abgeben laſſen, daß in dem gegenwärtigen Stand unſerer Kenntniſſe und unſerer mechaniſchen Hilfsquellen, mit den bewegenden Kräften, die uns heute zu Gebote ſtehen, es unmöglich iſt, das Problem der Bewegung des Luftballons zu löſen.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Guſtav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Digitized by Google

Börne, Heine und das Judenthum unſerer neuen Literatur.

Der Rückſicht auf das Unrecht, welches der chriſtliche Staat den Juden zugefügt hat, iſt es zuzuſchreiben, wenn in Beſprechung der jüdiſchen Eigenthümlichkeiten ſeit den letzten Decennien auf ihrer Seite eine Empfindlichkeit, auf unſerer eine Sentimentalität herrſchend geworden iſt, bei der es faſt ſcheinen könnte, als ſeien die Juden noch immer das auserwählte Volk, und durch ein beſonderes Privilegium gegen alle die Angriffe geſchützt, die ſich jede andere Nation gefallen laſſen muß. Gegen die Deutſchen haben Börne, Heine und ihre Glaubensgenoſſen die ganze Scala von Schimpfworten angewendet, die einem genialen Gemüth zu Gebote ſtehen, vom „Bedientenvolke" an bis zum „Nachtſtuhl", und gegen das Chriſtenthum nicht minder; wagt man es aber, auf den „ewigen Judenſchmerz" zu läſtern, wagt man, zu bezweifeln, daß Shylock ein Märtyrer war, ſo ringt die geſammte Literatur die Hände über den Mangel an Aufklärung und Toleranz. Tadelt man die Eigenthümlichkeiten der jüdiſchen Nation, ſo iſt das ein Angriff auf die Glaubens- und Gewiſſensfreiheit; kritiſirt man die religiöſen Gebräuche, ſo iſt es ein Hohn gegen ein Märtyrervolk. Noch neulich iſt hier in Leipzig ein auffallendes Beiſpiel vorgekommen. In einer muſikaliſchen Zeitſchrift war behauptet worden, die Juden hätten keinen rechten Sinn für die Kunſt, und die Manier, welche ſie in die Muſik eingeführt hätten, ſei mit der Kunſt unverträglich. Die Behauptung war, wie alle ſogenannten geiſtreichen Paradoxien, ſo ſchief als möglich, denn Meyerbeer, Mendelsſohn, Halevy u. ſ. w. in eine Kategorie zu bringen, hat keinen Sinn, und überhaupt wird wohl das Judenthum mit der Muſik in keine andere Verbindung geſetzt werden können, als etwa durch Anklänge an die in der Synagoge üblichen Weiſen; aber ähnliche falſche und einſeitige Behauptungen ſind in Bezug auf die Franzoſen, Italiener, auch auf die Deutſchen hundertfältig aufgeſtellt worden: man hat ſich begnügt, ſie zu widerlegen oder über ſie zu lächeln, aber Niemandem iſt es eingefallen, darin ein Aergerniß zu ſuchen, welches der öffentlichen Moral gegeben ſei. Die Sünde gegen den heiligen Geiſt des Judenthums aber wurde mit einer Entrüſtung aufgenommen, daß man zum Wenigſten hätte vermuthen ſollen, Chriſtus ſei zum zweiten Mal an das Kreuz geſchlagen, oder das Vaterland ſei an die

Digitized by Google

Sereczaner und Koſaken verrathen. Es fehlte wenig, daß man mit dem unglückſeligen Blatt und dem unglückſeligen Redacteur dazu ein Auto da fé angeſtellt hätte. Solcher Verſchrobenheit iſt nur der Deutſche fähig.

Es iſt Zeit, daß mit dieſer Empfindſamkeit ein Ende gemacht werde. Wir Liberalen haben, wie es unſere Schuldigkeit war, nach Kräften dahin gearbeitet, daß der Staat ſein Unrecht gegen die Juden wieder gut mache, und wenigſtens die Hauptſache iſt bereits geſchehen. Jetzt aber muß man es uns nicht mehr verargen, wenn wir eine ſo merkwürdige Erſcheinung, wie das Judenthum, eine Erſcheinung, an der vier Jahrtauſende der Unterdrückung vorübergegangen ſind, ohne ſie im Weſen zu verändern, einer freien hiſtoriſchen Kritik unterwerfen, ſollte ſie auch nicht günſtig ausfallen, ſollte ſich auch als endliches Reſultat die ernſte Aufforderung herausſtellen, nachdem wir ſie von den Feſſeln des chriſtlichen Staats emancipirt, nunmehr ſich ſelber und uns vom Judenthum zu befreien.

Für heute haben wir nur die eine Seite dieſer Erſcheinung in's Auge zu faſſen: den Einfluß, den die Juden auf unſere neueſte Literatur, und zwar auf die journaliſtiſche ausgeübt haben. Daß dieſer Einfluß ein ungeheurer geweſen iſt, lehrt der Augenſchein, denn unter ſämmtlichen Journaliſten des heiligen römiſchen Reiches gehören zwei Drittel dem Judenthum an; in einzelnen Landſchaften ſtellt ſich das Verhältniß noch anders heraus: man wird z. B. nicht übertreiben, wenn man in Oeſtreich auf 100 Journaliſten 99 Juden rechnet. Daß ſie nicht in gleichem Verhältniß an der eigentlichen Wiſſenſchaft und Kunſt Theil genommen haben, liegt freilich zum Theil in den äußern Umſtänden, denn eine dauernde Beſchäftigung mit der Wiſſenſchaft ohne die entſprechende amtliche Stellung kommt nur ausnahmweiſe vor, und dieſe war ihnen bis jetzt verſagt. Wie es ſich herausſtellen wird, nachdem dieſe äußern Feſſeln gefallen ſind, muß die Zeit lehren; daß einigermaßen auch der Volkscharakter darauf eingewirkt hat, davon ein andermal.

Wir finden ſie in allen Parteiungen und Nuancen; zum größten Theil freilich in der Demokratie, aber auch ſtark in der Reaction *); am wenigſten in unſerer Partei. Ueberall aber kann man behaupten, daß ſie ſchädlich eingewirkt haben. Auf welche Weiſe, das wird ſich am beſten veranſchaulichen laſſen, wenn wir uns an die beiden glänzenden Talente halten, die dieſe Bahn gebrochen haben, an Heine und Börne.

Der Einfluß, den dieſe beiden Schriftſteller auf die deutſche Literatur der letzten 25 Jahre ausgeübt haben, iſt eben ſo groß als ſchädlich. Man kann ſagen, daß die ganze Generation, ſoweit ſie ſich überhaupt mit Poeſie und Politik abgegeben hat, durch ſie corrumpirt iſt.

---

*) Das Organ der preußiſchen Regierung hat in ſeinem neuen Redacteur, Herrn Selig Kaſſel, eine derartige Acquiſition gemacht; die öſtreichiſche war ſchon lange durch Landſteiner vertreten.

Digitized by Google

Wir wollen dabei nicht verkennen, daß auch in ihrer Richtung etwas Berechtigtes lag. Heine's Frivolität war die nothwendige Reaction gegen die krankhafte Tugendbündlerei der Görres, Arndt, Schenkendorf, Jahn, der Schwabenſchule; Börne's populärer, polternder Menſchenverſtand die nothwendige Reaction gegen das Sehnen und Dämmern der letzten traurigen Ueberreſte der alten romantiſchen Schule, der Houwald und Müllner, und gegen die überſchwengliche Weisheit der Naturphiloſophen. Durch das Eintreten des ſcharfen, ätzenden jüdiſchen Elements kam in das bereits ſehr ſchläfrige, ſtumpfe deutſche Weſen wenigſtens eine Art von Bewegung. Nur wollte das Unglück, daß man den bloßen Uebergangsmoment fixirte, an Heine poetiſche und an Börne politiſche Studien trieb. Man machte aus dem poetiſchen und dem politiſchen Weltſchmerz ein dauerndes Geſchäft.

Heine hat ſich gern mit Byron vergleichen laſſen, einmal hat er ſogar den Einfall gehabt, er ſei doch eigentlich viel tugendhafter und gottesfürchtiger als der engliſche Lord. Man weiß nicht, ob man über dieſen Vergleich mehr lachen oder ſich ärgern ſoll.

Der Unterſchied ſpringt in zwei Punkten in die Augen. Einmal iſt Lord Byron durch und durch Gentleman. Sein Skepticismus ſetzt ſich zwar über viele Formen der ſteifen und prüden engliſchen Sittlichkeit hinweg, aber nicht über die ſtrengen Gebote der Ehre. Heine dagegen gehört, auch in ſeinen romantiſchen, rührenden und tragiſchen Momenten, immer zu jenen Poſſenreißern, über deren Einfälle man ſich des Lachens nicht enthalten kann, an deren Stelle aber kein anſtändiger Menſch treten möchte. Er drängt ſich mit ſeiner Perſon auf eine Weiſe hervor, wie es noch kein anderer Dichter gethan, er feiert ſich ſelber als einen großen Dichter, er cokettirt mit der Tiefe ſeiner Empfindung, mit ſeinen Erfahrungen in der Liebe, ja ſelbſt, trotz des Zeugniſſes ſeiner ehemaligen Commilitonen, mit ſeinen Thaten auf der Menſur, er girrt, daß er, ein zweiter Atlas, das Elend der ganzen Welt tragen müſſe und unendlich elend ſei, weil er nicht unendlich glücklich ſein könne; man fühlt aber überall heraus, daß dieſe Renommage nicht einem ſichern Selbſtgefühl entſpringt, ſondern der dunkeln Empfindung, daß er ſich eine pikante Charaktermaske aufſetzen müſſe, um in guter Geſellſchaft gelitten zu werden, und auch dann kaum. Er pflegt ſich ſelber einen ungezogenen Liebling der Grazien zu nennen, aber von der weſentlichſten Eigenſchaft, mit welcher die Grazien den Sterblichen beglücken, von dem äſthetiſchen Maß, hat er keine Spur.

Dieſe perſönliche Unſittlichkeit hängt mit der Art und Weiſe ſeines Skepticismus zuſammen. Mit Byron's Skepſis hat es eigentlich nicht ſoviel auf ſich; wir haben uns durch das Geſchrei der engliſchen Puritaner, denen Alles Ketzerei iſt, was nicht im Katechismus ſteht, verführen laſſen. Die Heftigkeit der Empfindung, mit der er ſich von dem herrſchenden Sittengeſetz loszureißen ſucht, zeigt

Digitized by Google

nur, wie feſt es in ihm ſelber wurzelt. Die Heiligenbilder der Menſchheit ſind auch die ſeinigen, in ſeinem Leben wie in ſeiner Dichtung hat er ſie zuweilen angetaſtet, aber ſtets mit dem Gefühl, daß er eigentlich einen Frevel begehe. Die Stärke des Blutes und der Ernſt des Gewiſſens collidiren mit einander; bald ſpricht das Eine, bald das Andere, aber immer iſt der Streit lebhaft genug, um eine tragiſche Stimmung hervorzurufen.

Bei Heine iſt das Gewiſſen vollkommen inhaltlos; er hat kein Heiligthum, an dem ſeine Leidenſchaft Kirchenraub begehen könnte, und ehrlich geſagt, mit ſeiner Leidenſchaft iſt es auch nicht weit her. Er iſt kein Räuber und Mörder, obgleich er mitunter dafür gelten möchte. Daß ein ſentimentaler Kaufmannsjüngling, indem er ſich vor ſeiner Schönen auf ein Knie niederläßt, ſtatt der Erklärungen aus Alberti's Complimentirbuch eine originelle wagt, in welcher er ſeine eigene Empfindung ironiſirt, „Madame, ich liebe Sie," u. ſ. w., iſt noch kein übertriebener Heroismus. Wenn er einen gewaltigen Anlauf nimmt, wie z. B. in der Götterdämmerung, ſo ſieht man wohl, daß ſeine Phantaſie fähig iſt, ſich in ſchmutzigen Bildern zu ergehen, aber man ſieht nicht die Nothwendigkeit davon, man merkt, daß nicht innerliche Wildheit, ſondern die bloße Eitelkeit, Aufſehen zu erregen, ihn in den Sumpf treibt.

Wie ſeine Frivolität, ſo iſt auch ſein Pathos eine Lüge. Es iſt in dieſer hohlen Seele keine Liebe und kein Haß. Nicht ſeine Cynismen, ſondern die Coketterie, mit der er mitunter ein ſalbungsvolles, leidendes Chriſtusgeſicht aufſteckt, um über Unſchuld und Tugend, über Liebe und Ehre, über Freiheit und Vaterland zu declamiren. Es iſt Beides, Frivolität und Pathos, auf ſeine urſprünglichen Standesgenoſſen berechnet, die Philiſter des Comptoirs, denen Beides neu iſt, Beides imponirt.

Heine hat zwar die romantiſche Schule den Franzoſen gegenüber in mitunter ganz treffenden Aperçus lächerlich gemacht, aber er nennt ſeinen „Atta Troll" in der Dedication an Varnhagen ſelber „das letzte Waldlied der Romantik". Mit Recht. Seine Poeſie enthält die einzige Wendung, welche der Romantik noch übrig blieb. Das Ergötzen an einem leeren Klingklang, zu dem man ſich gezogen fühlt, gerade weil man ihn nicht verſteht, mußte zuletzt dahin führen, daß man in demſelben Augenblick über das Myſterium lacht, wo man davor ſchaudert — ein Fortſchritt, den zu machen Friedrich Schlegel nur durch ſeine Pedanterie gehindert wurde. In der Lucinde z. B. iſt der Zopf zu ſichtbar, als daß man die tollen Capricioſprünge für natürlich nehmen ſollte.

Bei Heine ſind dieſe Sprünge vollſtändige Natur. Er hat die confuſe Bildung des Reſtaurationsalters nicht, wie ſeine nächſten Vorbilder, mit dem Fleiß eines über die neuen Vorſtellungen erſtaunten Gelehrten, ſondern mit der Nachläſſigkeit eines unbeſchäftigten, aber empfänglichen und leicht beweglichen Dilettanten aufgenommen. Seine Phantaſie iſt ein Kaleidoſkop, in welchem die

Digitized by Google

blaue Blume der Romantik und der Witz der Encyklopädiſten, die rothe Fahne der Republik und der Glanz der Lilie, das Geſpenſt der ſchönen Herodias und die ſchmutzige Hexenhütte, die Inbrunſt eines hohlängigen Werther und die Blaſirtheit eines an Eroberung gewöhnten Banquiers, der auch Lotten fragen würde: wieviel koſtet's? in wechſelnden Combinationen willkürlich durcheinander gewürfelt werden. Es kommen dabei ganz anmuthige Bilder heraus, denn ſein Witz iſt lebhaft und ſeine Phantaſie ſtrömt von Einfällen, aber niemals eine ganze Geſtalt, niemals eine gehaltene Stimmung. Am beſten iſt er, wenn er die Poſſe rein als Poſſe treibt, wie z. B. in Atta Troll, wo man ſich zwar bei der Liebe der jungen Bärin zum Fürſten Lichnowski und ähnlichen Einfällen nichts Beſtimmtes denken kann, wo aber die Einfälle ſo toll durcheinander ſprudeln, daß ſie faſt Humor genannt werden können.

Aus dieſer Art der Poeſie aber eine Convenienz zu machen, die Vermiſchung der Frivolität und des Pathos, der Zote und des Gebets als das höchſte Geſetz einer ſchönen Darſtellung zu verehren, die Stärke der Empfindung nach der marktſchreieriſchen Anpreiſung derſelben zu beurtheilen, das iſt die ärgſte Verſündigung gegen den heiligen Geiſt der Kunſt, und dieſe Verkehrtheit, die ſich über unſere ganze Literatur der letzten 25 Jahre ausbreitet, verdanken wir Heine und ſeinen Jüngern. Freilich correſpondirt ſie mit einer andern Richtung unſerer Zeit: der ſophiſtiſchen Gewandtheit, ungewöhnliche und überraſchende Geſichtspunkte aufzufinden, den Witz zum Maßſtab der Wahrheit zu nehmen. Aber gerade weil er dieſen Witz mit Sentiment würzt, hat ihn Heine unter den Deutſchen populärer gemacht, als es der eigentlichen Schule der Sophiſtik möglich geweſen wäre. —

Wenden wir uns nach dieſen flüchtigen Bemerkungen zu Börne, ſo tritt zwar beim erſten Anblick eine ſcheinbar ſehr große Verſchiedenheit hervor: dort der ungezogene „Liebling der Grazien", hier der polternde Alte, wie ihn die Komödie nur irgend erfinden kann; aber man entdeckt doch auch wieder eine große Familienähnlichkeit.

Die Aehnlichkeit beſteht darin, das beide den objectiven Intereſſen, der objectiven Wahrheit nichts entgegen bringen, als die Energie ihrer ſubjectiven Eitelkeit, die an ſich leer, doch unerſchöpflich iſt in ihrer Verneinung des Gegebenen; die ihr Urtheil über die Gegenſtände nicht aus der Natur derſelben ſchöpft, ſondern aus den Beziehungen zu ihrer Stimmung und Laune.

Ich ſtehe nicht an, Börne's Einfluß auf unſere Entwickelung für viel ſchädlicher zu erklären, obgleich ſeine Berechtigung, den faulen Zuſtänden der Reſtauration gegenüber, eine größere iſt. Denn dieſer Einfluß auf unſere Jugend iſt ungeheuer. Unſer ganzer Radicalismus, unſere ganze Demokratie iſt auf Börne gegründet, während Heine doch nur in excluſiven Salons zu Hauſe iſt. Die unbehilfliche Ehrlichkeit unſers Volks, das ſich nie recht in den Unterſchied von Spaß und Ernſt zu finden weiß, iſt Schuld daran. Die Franzoſen

Digitized by Google

haben ihren Charivari, die Engländer ihren Punch, ſie amuſiren ſich daran, ohne daß es ihnen einfiele, dort die Quelle politiſcher Weisheit zu ſuchen. Bei uns gibt es aber ganze Kreiſe, denen der Kladderadatſch ein Evangelium iſt, wie früher Held's Locomotive. Beides iſt nichts als breitgetretener Börne. — Und das hat nicht allein den Nachtheil, daß man in allen politiſchen Dingen ein ſchiefes Urtheil erhält, ein Urtheil, das lediglich auf epigrammatiſche Knalleffecte begründet iſt, ſondern den viel ſchlimmeren, daß man mit dieſem Urtheil eine That gethan zu haben glaubt, und ſich vollſtändig damit befriedigt. Wenn der Berliner Demokrat auf die Gothaer Würſte oder auf den Pater Radowitz einen Witz gemacht hat, ſo hat er ſeine Seele gerettet, und freut ſich ſeines Lebens wie nach wohlgelungenem Tagewerk.

Ueber dem Haſchen nach Contraſten, die er zu irgend einem komiſchen oder ſentimentalen Effect combinirt, verliert der Witz den Sinn und das Verſtändniß für die Thatſachen; mit ein Paar Formeln, deren man mit leichter Mühe in ein Paar Tagen Herr werden kann, iſt er über alles Detail der Staatswiſſenſchaft hinaus. Alle praktiſche Politik iſt ihm zuwider, denn er bewegt ſich im Unbedingten, im Entweder-Oder, und für das Unbedingte hat das reale Staatsleben keinen Raum. Er ſpeculirt lediglich auf den Knalleffect der Revolution, ein Zauberwort, welches die Formel enthält, das Unmögliche wirklich zu machen, wie der Himmel des mit der Erde unzufriedenen Chriſten; der glorreiche Vorbehalt, mit welchem man ſein Gewiſſen ſalvirt, wenn man hienieden fünf gerade ſein läßt. Dieſe permanente ſittliche Entrüſtung, dieſer fixirte Hohn gegen die allgemeine Schlechtigkeit der Welt, dieſer faule Peſſimismus verdreht nicht nur den Verſtand, er corrumpirt auch die Geſinnung. Denn da täglich ein Effect herausgetrieben werden muß, wenn man ſeiner Pflicht genügen will, ſo wechſeln die Geſichtspunkte mit reißender Schnelligkeit, jedes Heute ſtraft das Geſtern Lügen.

Es iſt wunderbar, daß Börne's Verehrer nicht durch die handgreiflichen Fehlgriffe außer Faſſung geſetzt ſind, die er jedesmal macht, wo er ſich auf einen beſtimmten Fall einläßt, was freilich ſelten geſchieht, denn im Ganzen beſteht ſeine Politik in Variationen auf das Thema: Hofrath, Wohlgeboren, Allerhöchſtdieſelben u. ſ. w. Das ſtimmt alles ſehr gut, ſobald er aber auf Odilon Barrot, oder die conſtitutionelle Verfaſſung, oder die Einrichtung der Gerichte u. ſ. w. zu ſprechen kommt, wird jedesmal ein Unſinn daraus, denn von allen dieſen Dingen hat er ſoviel Kenntniß, wie ein neugebornes Kind. Der ſouveräne Witz hat nicht nöthig, die Gegenſtände zu kennen, mit denen er ſpielen will, im Gegentheil würde er dadurch an Grazie verlieren. Aber am tollſten macht er es mit den Widerſprüchen in ſeinen Wünſchen und Idealen. Heute poltert er darüber, daß die Deutſchen nicht ein Nationalgefühl haben, wie andere Völker, daß man ſie ungeſtraft beleidigen kann, während die Franzoſen ſogar für die Ehre ihres Klima's auf die Menſur zu gehen geneigt ſind, morgen ſchlägt er einen ebenſo

großen Lärm darüber auf, wenn dieſes Nationalgefühl ſich wirklich zu regen beginnt, wenn die Deutſchen Franzoſenfreſſer werden. Wie es grade ſeiner Laune bequem iſt, oder wie ſich eine Pointe daraus drehen läßt. Saphir, freilich mit ungleich weniger Talent, hat genau dieſelbe Manier.

Um dieſe Manier genauer zu charakteriſiren, darf man ſich nicht auf ſeine politiſche Lyrik beſchränken. — Der eine Band ſeiner geſammelten Werke enthält: „Fragmente und Aphorismen“. No. 1. heißt: „Miniſter fallen wie Butterbrode: gewöhnlich auf die gute Seite.“ No. 11: „Eine Geliebte iſt Milch, eine Braut Butter, eine Frau Käſe.“ — Es läßt ſich dagegen nichts einwenden. — Am berühmteſten iſt No. 18. „Unter Mäßigung wird verſtanden: die Einen wollen den Tag, die Andern wollen Nacht, der Miniſter aber will Mondſchein, um beide Parteien zu befriedigen.“ Das iſt ſchlagend, handgreiflich, leicht zu überſehen, man kann es ſich ausmalen, da iſt kein Verſtand ſo dumm, der das nicht begriffe. Darum iſt es tauſend und aber tauſendmal wiederholt, und damit iſt jeder verurtheilt, der nicht mit Robespierre oder mit dem Abbé Maury geht, der nicht alle Ariſtokraten oder alle Demokraten köpft. Die völlige Gedankenloſigkeit jenes Entweder-Oder kümmert die heitern Spaziergänger nicht, die nur darum Politik treiben, weil ſie ſich auf das neue Carricaturblatt in der Abendnummer ihres Lieblingsjournals freuen. Das Entweder-Oder iſt das liebſte Stichwort jenes ſogenannten geſunden Menſchenverſtandes, als deſſen Hauptvertreter ſich Börne gegen den Myſticismus der Reſtaurationszeit gerirte. Der geſunde Menſchenverſtand glaubt, Alles widerlegt zu haben, was ihm Langeweile macht. Ein ernſthaftes Studium, oder eine Tag für Tag fortgeſetzte Arbeit iſt ihm langweilig, und er glaubt durch dieſe Erklärung mit dem conſtitutionellen Staat nicht minder fertig zu ſein, als mit der Gelehrſamkeit. Aber dieſer geſunde Menſchenverſtand reicht nur für den Kladderadatſch aus; auf das wirkliche Leben angewendet, geht er an ſeinen eignen Widerſprüchen unter, die er darum nicht ſieht, weil er ſich lediglich in Abſtractionen bewegt, und Abſtractionen kennen keinen Widerſpruch. Er ſpricht nur ſo lange geläufig und mit Witz, als er in der Oppoſition ſteht; am Miniſtertiſch geht ſein Witz aus, er hat von der ſittlichen Entrüſtung gelebt; wenn er produciren ſoll, weiß er ſich keinen Rath; denn in Abſtractionen zu geſtalten, zu ſchaffen, iſt eine Unmöglichkeit.

Daß dieſes eintönige, polternde Pathos des geſunden Menſchenverſtandes das deutſche Volk nicht ermüdete, lag an zwei Umſtänden. Einmal hatte es den Anſtrich eines vollen Gemüths, dann wurde es durch jene witzigen Paradoxien gewürzt, die den Reiz eines artigen, aber nicht ſchweren Räthſels haben. Das gilt ebenſo von ſeinen Kritiken, Reiſeberichten, Novelletten, die übrigens einen wahrhaft erſtaunlichen Mangel an Geſtaltungskraft verrathen. In jeder einfachen Theaterrecenſion iſt die Totalität ſeiner Seele, der geſammte Weltſchmerz über Deutſchlands Verwahrloſung, die trauernden Juden und die Hofräthe, und wo

Digitized by Google

irgend der Stoff es zuläßt, auch jene paradoxe Genialität, die durch ſcharfe Betonung irgend einer Seite dem Bilde ein vollſtändig verändertes Anſehen gibt. Das Maximum in dieſer Art iſt die bekannte Kritik über Hamlet, die damit ſchließt, daß der König eine noble und würdige Perſon wird. Dieſe Neigung, die ſittlichen Begriffe umzukehren, theilt Börne mit Heine, der auch lieber „ungeheure, coloſſale“ Laſter haben wollte, als die unäſthetiſche Moral; der für das ruſſiſche Reich ſchwärmte, weil es ihm imponirte, der einer Agrippina und Lucretia Borgia, weil ſie ſich eines wohlgeformten Beins erfreuten, alle die unſchuldigen Kleinigkeiten, wie Giftmiſcherei, nachzuſehen geneigt war. Bei Börne iſt das nicht Frivolität des Gemüths, denn in dieſen bürgerlichen Dingen iſt ſeine Geſinnung ziemlich feſt und geſund, ſondern die bei einem recht verſtockten „geſunden Menſchenverſtand“ faſt immer vorkommende Neigung, der Abwechſelung wegen einmal über die Schnur zu hauen.

Auf unſere äſthetiſche Kritik hat Börne faſt ebenſo nachtheilig gewirkt, als auf unſere politiſche Empfindung, und zwar aus denſelben Gründen. Die Kritik hat die Aufgabe, durch gründliche Verarbeitung des gegebenen Stoffs die Principien hervortreten zu laſſen, und umgekehrt, die Principien auf die Gegenſtände anzuwenden. Börne's Kritik macht ſich weder ernſthaft mit den Gegenſtänden zu thun, noch geht ſie von Principien aus; ſie iſt trotz mancher, nicht zu verkennenden Verdienſte im Einzelnen, als Ganzes betrachtet, ein Spiel der ſubjectiven Eitelkeit. Zwar iſt ſie mit ſo viel Talent geſchrieben, daß wir noch heute dieſe Sammlung von Recenſionen über ziemlich gleichgültige Bücher nicht ohne Intereſſe leſen. Es iſt ein anmuthiges Geplauder, das uns beſticht, wenn es uns auch nicht belehrt. Am liebenswürdigſten, wenn es nur Geplauder iſt und gar keinen Inhalt hat, wie der Aufſatz über Henriette Sonntag, mit dem er in Frankfurt ſeinen Ruf begründete. Aber je größer der Erfolg dieſes unverkennbaren Talents war, deſto mehr hat es ſeine Nachfolger verführt, buhleriſche Künſte zu treiben. Die Entartung unſerer Kritik in inhaltsloſes Feuilleton-Geplauder iſt um ſo nachtheiliger, da eine ernſte, conſequente, von ihrem Gegenſtand und ihren Principien wahrhaft erfüllte Kritik allein im Stande iſt, unſere Literatur aus der babyloniſchen Verwirrung zu führen, in der ſie jetzt befangen iſt. J. S.

Digitized by Google

Lamartine's neueſte Schriften.

Nach ſeinem verunglückten Verſuch, den Negeraufſtand in St. Domingo dramatiſch zu bearbeiten, und nach der Rückkehr von ſeiner zweiten Reiſe in den Orient, wo er ſein fabelhaftes Paſchalik beſucht und ſich dem Sultan vorgeſtellt hat, ſind von Herrn v. Lamartine wieder drei Schriften erſchienen: ein Roman Geneviève, die Nouvelles Confidences und eine Reihe politiſcher Erbauungsreden in der von ihm redigirten Zeitſchrift: le Conseiller du Peuple.

Alle drei haben einen ähnlichen Charakter: ſie ſind beſtimmt, die frühern Poeſien des Verfaſſers durch angeblich aus dem Leben gegriffene Züge zu illuſtriren, die aber wieder nichts weiter ſind, als ein Mittelding zwiſchen Wahrheit und Dichtung, mit viel rhetoriſchem Aufwand, weder durch Kunſtſinn noch durch Wahrheit befriedigend, in jener poetiſirenden Proſa geſchrieben, die weder an der Klarheit der echten Proſa, noch an dem Schwung der Poeſie Theil hat.

Der Roman Geneviève wird durch eine ſehr lange hiſtoriſch-philoſophiſche Vorrede eingeführt. — Es iſt dieſelbe an eine Näherin in Aix, Mlle. Reine, adreſſirt, die ſich in ihren Mußeſtunden mit der Lecture poetiſcher Werke beſchäftigt, und namentlich an den Verſen unſers Dichters großen Geſchmack gefunden hat. Herr von Lamartine gibt ihr einen kurzen Abriß der allgemeinen Literaturgeſchichte, in welchem er ihr auseinanderſetzt, wie keiner der bisherigen Koryphäen der Weltliteratur, Plato, Sophokles, Milton, Corneille, Calderon, Cervantes u. ſ. w., den hauptſächlichſten Anforderungen, die man an den Dichter ſtellen müſſe, genügt habe: nämlich für das Volk zu ſchreiben. Dieſem tiefgefühlten Bedürfniß ſoll nun abgeholfen werden. — Man ſieht, unſer Gutzkow mit ſeiner Theorie des „Nebeneinander“ und „Nacheinander“ ſteht nicht allein. — Nach den Dichtern folgt eine Kritik der Geſchichtſchreiber, die ſammt und ſonders an dem nämlichen Gebrechen leiden ſollen. — Die Abhandlung iſt von einem wahrhaft impertinenten Dilettantismus; abgeſehen von den mehrfach darin vorkommenden Schnitzern, die man keinem Schüler verzeihen würde, iſt über keinen der behandelten Gegenſtände etwas geſagt, was zur Sache gehörte. Es ſind lyriſche Phantaſien über Werke, die Lamartine entweder niemals ſtudirt, oder gänzlich vergeſſen hat.

Was den Roman betrifft, ſo ſoll die Heldin deſſelben eine Ergänzung und Erläuterung zu der zweiten Perſon des Gedichts Jocelyn ſein (Marthe), wie der Abbé Dumont in den erſten Confidences eine Ergänzung zum Jocelyn ſelbſt. — Durch eine ſolche nachträgliche Erläuterung tragen die Dichter nicht viel zu dem Genuß bei, welchen uns ihre frühern Schöpfungen gewähren; ſie zerpflücken die Blume, die uns nur als Ganzes anſprach, und geben uns deſſenungeachtet keine wirkliche Analyſe, denn die Phantaſie geht doch mit ihnen durch. Wir haben eine

Fiction in zweiter, verwäſſerter Auflage. — Der Gegenſtand des Romans iſt die Aufopferung der Heldin für ihre Schweſter Joſette, deren uneheliches Kind ſie auf ſich nimmt. Es ſind rührende Züge darin, obgleich der Schwulſt die einfache Empfindung nicht rein hervortreten läßt. — Aber ſelbſt dieſer Eindruck wird geſchwächt durch eine Anhäufung von Epiſoden, die das Intereſſe zerſtreuen, und die eine Menge Bagatellen, Trivialitäten, und ſelbſt Züge einer wahrhaft kindiſchen Sentimentalität enthalten. So ſollen wir uns einmal, neben dem Intereſſe, welches uns die Hauptbegebenheit einflößt, noch dadurch rühren laſſen, daß Geneviève ein Schaaf, welches ſie perſönlich liebt, mit Aufopferung eines Theils ihres kleinen Einkommens vom Opfertode befreit. —

An den Nouvelles Confidences können wir nur einen noch geringern Antheil nehmen, als an den frühern Bekenntniſſen aus ſeinem Leben. Bekanntlich ſchrieb Lamartine dieſelben, um das nöthige Geld zur Erhaltung ſeines väterlichen Erbtheils zu gewinnen. Die Kritik hatte ihm vorgeworfen, die Geheimniſſe ſeines Herzens verkauft, und Dinge mitgetheilt zu haben, die kein Gentleman erzählt. Lamartine rechtfertigt ſich durch die ſonderbare Anſicht, daß eine ſolche Verſchwiegenheit zwar einem kleinen Kreiſe von Bekannten, aber nicht dem geſammten Publicum gegenüber ziemlich ſei. Er ruft in dieſer Ausgabe mit etwas theatraliſchem Pathos jenen Kritikern zu: „Triumphirt, ihr Neider! denn ich habe meinen Zweck nicht erreicht. Jenes Geld hat nicht genügt, ich habe mein Erbgut doch verkaufen müſſen.“

Was ſeine Indiscretion noch unangenehmer macht, das iſt die weibiſche Koketterie, mit der er ſeine Empfindungen zur Schau trägt, mit der er ſein Geſicht beſtändig im Spiegel beſieht. Wenn es einem Schriftſteller darauf ankommt, die Welt durch ſeine Bekenntniſſe zu belehren, zu erbauen, zu warnen, wenn es ihm um vollſtändige Wahrheit zu thun iſt, ſo wird man wenigſtens nicht leicht einen allgemeinen Grundſatz aufſtellen können, bis wie weit ein Eingehen in Privatverhältniſſe ſchicklich und erlaubt ſei. Wenn man aber aus der Schule ſchwatzt, nur um ſeiner Eitelkeit zu fröhnen, ſo hat die Kritik das Recht und die Pflicht, ſtrenger zu ſein.

Die Perſonen und Zuſtände, welche Lamartine ſchildert, und zwar mit einer minutiöſen Gewiſſenhaftigkeit im Portrait, tragen nichts dazu bei, uns über ſeinen Entwickelungsgang aufzuklären. Er ſtellt es vielmehr ſo dar, als ſei er all ſeinen Umgebungen ſtets überlegen geweſen, und habe von ihnen nichts empfangen, als Liebe und Verehrung. Er fährt fort, ſeine Schönheit zu ſchildern, wie ſie von der jugendlichen Bildung in die männliche übergeht; daraus lernen wir nicht viel. Die Mitglieder der Familie Lamartine ſind lauter Engel; alle ihre Gliedmaßen werden hervorgeſucht, um einen neuen Rafael oder Titian zu begeiſtern. Die Erzählung macht den Eindruck, daß der Dichter ſich in ſeinem Leben viel gelangweilt habe. Die eingeflochtenen Epiſoden ſind von einer ſo raffinirten

Digitized by Google

Empfindſamkeit, daß die dichteriſche Umwandlung unverkennbar iſt, ſelbſt die mitgetheilten Briefe anderer Perſonen tragen zu ſehr das Gepräge ſeines eigenen Stils, um als hiſtoriſche Documente gelten zu können. Es ſind novelliſtiſche Verſuche, die zum Theil mit einer ſehr glücklichen Anlage anfangen, aber im Schwulſt erſtickt werden, und in einem eitlen, herzloſen Egoismus untergehen. Keine von ihnen erreicht an Intereſſe die liebliche Epiſode der Graziella aus den frühern Bekenntniſſen, obgleich auch die Mittheilung dieſer traurigen Begebenheit, wenn ſie wahr iſt, dem koketten Autobiographen nicht eben zur Ehre gereicht. Es ſcheint mir, daß in der Mittheilung erlebter Herzensgeſchichten Göthe's Wahrheit und Dichtung noch immer dasjenige Buch iſt, welches den meiſten Tact zeigt.

Der Conseiller du Peuple iſt, ſo zu ſagen, die zweite Auflage der verſchiedenartigen Reden, welche Herr v. Lamartine ſeit ſeiner vieljährigen parlamentariſchen Wirkſamkeit gehalten hat. Er iſt in demſelben erbaulich-prophetiſch-belletriſtiſchen Ton, der die frühere Politik des Verfaſſers auszeichnet, ſeine auf der Reiſe nach dem Orient concipirten Viſionen über eine politiſche Verbindung des Oſtens mit dem Weſten mit einbegriffen; eine Geſchichtsphiloſophie für das Volk, die ein ſolches Auditorium freilich nicht zu widerlegen weiß, aus der aber in der Praxis nichts zu machen iſt. Der einzige rothe Faden, der ſich durch dieſe Viſionen zieht, iſt das Eingeſtändniß, daß es eigentlich in Frankreich nur Einen Mann gebe, der die große Aufgabe der Zukunft zu begreifen und auszuführen im Stande ſei: Herrn v. Lamartine. Und da ein beſtändiges Selbſtlob des Verfaſſers dem Publicum doch zu einförmig werden könnte, ſo ſorgt dieſer dafür, daß zuweilen in ſeinem eigenen Journal ein Anderer auftritt und erklärt, er könne ſich nicht helfen, Herr v. Lamartine ſei doch der größte Mann des Jahrhunderts. Im Uebrigen eine vollkommene, lächelnde Toleranz gegen alle Perſonen und Syſteme; eine Toleranz, die um ſo höher anzuſchlagen iſt, je weniger ihr ein gründliches Studium über die beurtheilten Gegenſtände vorangeht, die ſich aber eben darum dem Uebelſtand ausſetzt, von allen Seiten ein ſehr derbes Dementi zu erhalten.

Lamartine's Zeit iſt vorüber. Seine Gedanken ſind von ziemlich allen Parteien in ihrer Hohlheit durchſchaut; die ſonoren Banalitäten, die er in beſtändiger Variation wiederholt, finden nirgend mehr Anklang, und ſeine Perſon hat er ſelber mit ſo viel Zudringlichkeit zur Schau getragen, daß auch ein nicht beſonders begabter Verſtand ſich über den Werth derſelben nicht länger täuſchen kann.

Die letzte Nummer des Journals, die mir zu Geſicht gekommen iſt, bietet wieder ein Intereſſe in anderer Beziehung. Herr von Lamartine hat in dieſen Tagen eine Reiſe nach England gemacht, und theilt die Beobachtungen derſelben ſeinen Leſern mit. Schon früher hat er ſich zweimal dort aufgehalten: 1822 und 1830; beidemale war er durch den gedrückten Zuſtand der untern Volksclaſſe ſo erſchreckt

Digitized by Google

worden, daß er einen nahe bevorſtehenden Ausbruch verkündete, und einzelne kleine Beſitzthümer, die er in England hatte, verkaufte, um demſelben zu entgehen. Diesmal iſt der Eindruck ein entgegengeſetzter. Er findet einen ungeheuren Fortſchritt, er findet, daß gegenwärtig das Volk glücklich und zufrieden, die Regierung untadelhaft, die religiöſe Geſinnung nicht genug anzuerkennen — kurz, daß Alles in Allem göttlich ſei. — So viel Wahres auch an den Bemerkungen iſt, ſo kann man ſich doch der Anſicht nicht erwehren, daß ſich auch diesmal Lamartine durch den Widerſpruchsgeiſt etwas weiter habe treiben laſſen, als unumgänglich nöthig war. Sein republikaniſcher Nebenbuhler, Ledru Rollin, hatte nicht lange vorher England als ein modernes Sodom und Gomorrha dargeſtellt; die Verſuchung lag zu nahe, ſeinerſeits das Reich Gottes darin zu finden. — Denn die Gründe, die er anführt, ſind nicht ganz ſtichhaltig. Ein brittiſcher Freund theilt ihm einen Katalog mit, in welchem die Namen der verſchiedenen wohlthätigen Geſellſchaften verzeichnet ſind. Die Länge dieſes Namensverzeichniſſes iſt der hauptſächlichſte Grund ſeines Erſtaunens und ſeiner Bewunderung. Wenn man aber dergleichen richtig würdigen will, ſo darf man ſich nicht damit begnügen, ein Namensverzeichniß anzuſehen, man muß im Einzelnen unterſuchen, ob dieſe Geſellſchaften auch wirklich ihren Zweck erfüllen; ob auch Alles Gold iſt, was glänzt. Zu einer ſolchen Unterſuchung hat es aber dem poetiſchen Sinn des Herrn v. Lamartine an Intereſſe, und auch wohl an Befähigung gefehlt. — Aber man traut ſeinen Augen nicht, wenn man in dem Bericht über das, was die geſetzgebende Thätigkeit zur Abhilfe der Armuth gethan hat, auf folgenden Paſſus trifft: ich führe ihn im Text an, weil man mir ſonſt nicht glaubt. Der Freund erzählt (Heft 9, 10. October 1850, p. 358): Enfin un grand homme d'État, Mr. Peel, est venu: il a osé blesser l'aristocratie propriétaire de son pays pour la guérir et la sauver. — **Qu' a-t-il fait?** lui dis-je. Und nun erzählt der Freund die Abſchaffung der Korngeſetze. — Alſo um zu erfahren, daß Peel die Korngeſetze abgeſchafft, und was es mit dieſen Korngeſetzen für eine Bewandniß gehabt habe, muß ein franzöſiſcher Staatsmann erſt nach London reiſen, ſich erſt von einem guten Freund aus der Mittelclaſſe unterrichten laſſen. In welchem Traumleben muß er bis dahin vegetirt haben. — Und man nehme es nicht für eine bloße Redefigur, die den Schein der eigenen Unwiſſenheit annimmt, um das Volk aufzuklären. Vielmehr kokettirt er vorher bei jeder Gelegenheit mit ſeiner Kenntniß der engliſchen Geſchichte, von der Abſchaffung der Korngeſetze hat er aber nichts gewußt. Als er ſie erfährt, bricht er in ein Hoſianna auf die engliſche Verfaſſung und den guten Geiſt der engliſchen Ariſtokratie aus! Das iſt der Mann, der Europa reformiren wollte! *)

---

*) Man vergleiche über Lamartine die frühern Aufſätze: 1847, 26. 1849, 32. 1850, 12. 13. 21. 22.

Die Staatsregierung Sachſens und die einundzwanzig Profeſſoren.

Von einem aus ihrer Mitte. (Leipzig, Dyk.)

Es iſt nicht gut, wenn man zu geiſtreich iſt; wenn man es nicht möglich machen kann, ſeinen „Geiſt“ wenigſtens auf einen Augenblick bei Seite zu legen. Denn es gibt Verhältniſſe, in denen lediglich der geſunde Menſchenverſtand und das Rechtsgefühl zu entſcheiden haben; in denen jede Einmiſchung philoſophiſcher Reflexionen die Sache verwirrt. — So iſt es dem Verfaſſer der vorliegenden Schrift ergangen. Er hat ſich durch die Mannigfaltigkeit ſeiner Geſichtspunkte ſo verwirren laſſen, daß er nicht nur alle Parteien mit gleicher Ungerechtigkeit behandelt, ſondern daß man auch, wenn man nicht wüßte, daß man es mit einem Ehrenmann zu thun hat, auf die ſeltſamſten Ideen über ſeine eigne Handlungsweiſe kommen müßte. —

Der Streitpunkt, um den es ſich zwiſchen der Regierung und dem Senat einzig und allein handeln kann, iſt der Rechtspunkt. Die Regierung hat ſich für berechtigt gehalten, die Rechtsgiltigkeit der letzten Verfaſſung aus formalen und materiellen Gründen anzufechten und demnach die vorige Verfaſſung wieder in Kraft treten zu laſſen; ſie hat folgerichtig den Senat für verpflichtet gehalten, das nach derſelben ihm zuſtehende Wahlrecht auszuüben.

Der Senat im Gegentheil (ich ſage: Senat, denn der Wille einer Corporation kann nur durch die in rechtmäßiger Abſtimmung ſich ergebende Majorität ausgedrückt werden), der Senat hat die Regierung nicht für berechtigt gehalten, die Rechtsungiltigkeit der letzten Verfaſſung auszuſprechen, und folgerichtig ſich für verpflichtet, an einem nach ſeiner Anſicht rechtswidrigen Schritt keinen Theil zu nehmen.

Die Einfachheit dieſes Rechtsſtreits wird nicht durch die allgemeine Betrachtung alterirt, daß in Fällen, wo es ſich um unſer Wohl und Wehe handelt, das Recht erſt durch Motive politiſcher Opportunität Fleiſch und Blut erhält. Dieſe mitwirkenden Motive bleiben der Seele des Einzelnen anheimgeſtellt; zur Fällung des Urtheils können ſie nichts beitragen. Wieviel in dieſem Fall der Einzelne durch politiſche Erwägung beſtimmt worden iſt, den Rechtsboden mit Energie zu behaupten, hat auf das Urtheil darüber keinen Einfluß; die Regierung hat ſich auf den Rechtsboden geſtützt, der Senat, der nur inſoweit politiſche Corporation iſt, als die Verfaſſung es präciſirt, d. h. nur als Wahlkörper für die erſte Kammer der Verfaſſung von 1831, hatte ſich einzig und allein die Frage vorzulegen: ſind wir noch dieſer Wahlkörper? d. h. beſteht die Verfaſſung von 1831 noch zu Recht? — Ließ er ſeine Renitenz aus irgend welchen andern politiſchen

Digitized by Google

Gründen eintreten, ſo überſchritt er ſeine Befugniſſe, und die Regierung war nicht allein berechtigt, ſondern von ihrem Standpunkt aus verpflichtet, ihn durch die ihr zu Gebot ſtehenden Mittel in ſeine Schranken zurückzuweiſen. Dieſes Mittel hat ſie in der That angewendet: ſie hat ihn aufgelöſt, denn die Suspendirung der renitenten Mitglieder iſt nichts Anderes als partielle Auflöſung.

Auch in dieſem Punkt wird der Verfaſſer durch die Unbeſtimmtheit ſeines Geſichtspunkts verleitet, gegen die Regierung und deren Partei ebenſo ungerecht zu ſein, als gegen ſeine eigene. Wenn die Regierung und ihre Partei in ihrem Recht, oder, was hier auf daſſelbe hinausläuft, wenn ſie von ihrem Recht überzeugt war, — und das muß präſumirt werden, wenn man ihr ſpäteres Verfahren vom Rechtsſtandpunkt beurtheilen will, — ſo durfte ſie nicht nur, ſo mußte ſie den Abgeordneten der Univerſität ſo lange zurückweiſen, bis er eine rechtmäßige Vollmacht einbrachte; jedes andere Verfahren wäre ſtillſchweigendes, ſchimpfliches Eingeſtändniß von dem Bewußtſein des eigenen Unrechts geweſen. Es iſt daher ganz ungehörig vom Verfaſſer, wenn er demjenigen Kammermitglied, welches dieſen, in der Natur der Sache und dem Rechtsſtandpunkt der Partei nothwendig begründeten Antrag ſtellte, Motive unterlegt, die ebenſo gehäſſig ſind, als ſie nicht zur Sache gehören. Aber freilich iſt das nur daſſelbe Verfahren, das er gegen ſich ſelbſt und ſeine Partei anwendet.

Aber damit iſt die Verwirrung noch nicht zu Ende. Es wird nicht nur erklärt, daß, wenn die Regierung nach Beſiegung des Maiaufſtandes denſelben Schritt gethan hätte, den ſie heute gethan, den man heute als einen ungeſetzlichen angreift, Senat und Volk ihr freudig ſeine Beiſtimmung und Mitwirkung hätte zu Theil werden laſſen; ſondern es wird der Regierung ein ziemlich ſtrenger Vorwurf daraus gemacht, daß ſie es nicht gethan. Es wird ferner erklärt, daß in dieſem Augenblick, wo Kammer und Volk die „rettende That“ der Regierung nachträglich legaliſirt hätten — eine Erfahrung, die wir dahingeſtellt ſein laſſen, da wir als Nichtſachſen weder die Luſt noch den Beruf fühlen, darüber Beobachtungen anzuſtellen — man auf den Rechtspunkt nicht wieder zurückkommen dürfe.

Wir wollen von dem Schwanken dieſes Rechtsprincips, das heute für Recht erklärt, was morgen Unrecht iſt, nicht weiter ſprechen. Alſo der Senat hat nicht aus Rechtsgründen, ſondern aus höhern geſchichts-philoſophiſchen gehandelt. Aus welchen?

Natürlich wird der Verfaſſer nur für ſich ſelbſt Rechenſchaft geben können.

Er hat der rettenden That des Miniſteriums darum ſeine Mitwirkung verſagt, **weil er in dem Conflict mit den letzten Kammern, durch welchen ſie hervorgerufen ſein ſollen, nicht auf Seiten der Regierung treten konnte. Namentlich nicht in ihrem Verhalten zur deutſchen Frage.**

Welches war dieſer Conflict in der deutſchen Frage?

Digitized by Google

Ein Theil der Oppoſition verlangte, ſie ſolle die Märzverfaſſung anerkennen, ein anderer (die Gothaer), ſie ſolle an der Union feſthalten. Welcher von dieſen Anſichten pflichtet der Verfaſſer bei?

Keiner von beiden. Er hält beide für unausführbar, beide, wenn ſie ausführbar wären, für ſchädlich für Sachſen wie für Deutſchland; er hält, auch wenn ſie für Deutſchland nützlich wären, das ſächſiſche Miniſterium dennoch nicht nur für berechtigt, ſondern für verpflichtet, die Ausführung derſelben zu verhindern, denn die Regierung eines beſtimmten Staats dürfe nie ihre Hand dazu bieten, aus angeblich höhern politiſchen Gründen zu einer Maßregel ihre Hand zu bieten, welche die Macht und die Souveränität dieſes Staats, dem ſie allein verantwortlich ſei, beeinträchtigte.

Nach dieſen Prämiſſen, die eigentlich eine vollſtändige Billigung der Regierungspolitik enthalten, iſt man natürlich nicht wenig darauf geſpannt, in welchem Punkt er eigentlich von ihr abweichen wird, und zwar ſo bedeutend abweichen, daß dieſes allein ihn beſtimmen konnte, eine politiſche Maaßregel, die er unter andern Umſtänden nicht nur für gerechtfertigt, ſondern auch für nothwendig halten würde, als einen Rechtsbruch zu bekämpfen.

Er tadelt das Miniſterium, daß es vom Bündniß vom 26. Mai abgefallen iſt. — Aber dieſes Bündniß war ja die Union? Und die Union war nach des Verfaſſers eigner Beweisführung unausführbar, ſchädlich für Deutſchland, verderblich für Sachſen. — Ja, das Miniſterium hätte durch diplomatiſche Verhandlungen Preußen dazu beſtimmen ſollen, von der Einberufung des Erfurter Reichstages und dem Uebrigen, was ſich an die Union knüpfte, abzuſtehen.

Iſt das nun Ernſt oder Spaß? — Alſo das iſt der Grund, aus welchem Weiß in Schwarz, Recht in Unrecht übergeht? — „Alſo darum Räuber und Mörder?!“ —

Das kleine Schriftchen iſt ein nicht unweſentlicher Beitrag zur Erkenntniß, wie in den letzten Jahren die Rechtsbegriffe auf den Kopf geſtellt ſind. — Eine Bemerkung muß ich daran knüpfen. — Es iſt eine Thorheit, von jedem Einzelnen zu verlangen, er ſolle in verwickelten politiſchen Fragen das Richtige treffen. Aber das kann man verlangen, daß Jeder, der in beſtimmten Fällen zweifelhaft iſt, ob er Ja oder Nein ſagen ſoll, oder ſich zum Ja oder Nein erſt durch eine weit hergeholte philoſophiſche Deduction beſtimmen muß, ſich der Theilnahme an der Politik enthält, denn ſeine Theilnahme kann die Entſcheidung nicht fördern, ſondern nur ſtören.

Digitized by Google

Oeſtreichs Deviſe: A. E. I. O. U.

Aus Wien.

Austriae Est Imperare Orbi Universo (Es iſt Oeſtreichs Beruf, über den Erdkreis zu herrſchen) iſt eine alte Deutung der vorſtehenden öſtreichiſchen Wappendeviſe. Eine andere Deutung beſagt: Aller Ehren Iſt Oeſtreich Voll, und der Satz hat Wahrheit in ſich. Oeſtreich trägt drei Königskronen neben der eignen Kaiſerkrone, und ſo jung auch dieſes Kaiſerthum iſt, ſo hat es doch von dem alten, damals verblichenen, römiſchen Kaiſerthum einige Erbſchaft gemacht, das Kleinod der Kaiſerkrone ſelbſt, die Schutzherrlichkeit über den päpſtlichen Stuhl (advocatio sedis Romanae) und den diplomatiſchen Rang. An dieſen Ehren hat aber Oeſtreich nicht genug; es will andere haben, um die es jetzt ſtreitet. Es prätendirt die Ehre, die Reconſtituirung des deutſchen Bundes zu leiten; ferner die Ehre, in der Bundesverſammlung das Präſidium zu führen; außerdem die Ehre, Deutſchland überhaupt zu commandiren, und als deutſcher Kaiſer anerkannt zu werden, um dieſe Würde jener Kaiſerwahl der Frankfurter Nationalverſammlung entgegenzuſetzen.

Es hat keinerlei rechtlichen Grund zu allen dieſen Forderungen, und es verſucht vergebens, ſeine Prätenſionen ſelbſt auf die Beſtimmungen des deutſchen Bundes zu ſtützen.

Was den erſten Anſpruch betrifft, die Reconſtituirung des deutſchen Bundes einzuleiten und zu Stande zu bringen, ſo würde an ſich jede andere Macht in Deutſchland qualificirt ſein, dazu die erſten Propoſitionen zu machen, alſo z. B. Preußen und Baiern ebenſo gut als Oeſtreich. Das letztere aber iſt dazu nicht befähigt, weil es durch ſeine centraliſirende Conſtitution vom März 1849 aus dem Bunde ausgeſchieden iſt. In der Bundesacte iſt enthalten:

> Art. 1. Die Fürſten und Städte Deutſchlands vereinigen ſich zu einem Bunde, welche der deutſche Bund heißen ſoll, mit Einſchluß des Kaiſers von Oeſtreich und der Könige von Preußen, von Dänemark und der Niederlande, von welchen Oeſtreich und Preußen für ihre geſammten vormals zum deutſchen Reiche gehörigen Beſitzungen, Dänemark für Holſtein, Niederlande für Luxemburg eintreten.
>
> Art. 2. Der Zweck iſt Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutſchlands und der Unverletzbarkeit der deutſchen Staaten.

In dieſen mehrfachen Erklärungen iſt deutlich ausgeſprochen und im Einzelnen durchgeführt, daß der deutſche Bund geographiſch auf die Grenzen des ehemaligen deutſchen Reichs beſchränkt iſt. Wenn alſo Oeſtreich die nicht deutſchen Länder, Ungarn, Siebenbürgen, Galizien, Italien mit den deutſchen Erblanden in ein

Digitized by Google

politiſches Ganzes verbindet, ſo hat es als ſolche europäiſche Großmacht nicht das Recht, als Bundesglied einzutreten, bevor es Erklärungen und Garantien gegeben hat, wie es demſelben möglich iſt, nur mit den deutſchen Erblanden an dem Bunde zu halten. Nun kann man ſagen, die zu dem deutſchen Bunde vereinigten Fürſten und Städte können das ganze neu conſtituirte Oeſtreich durch eine förmliche Erklärung in den Bund aufnehmen. Dies iſt aber erſtlich nicht rathſam, denn in der Bundesacte wird geſagt:

> Art. 11. Die Mitglieder des Bundes garantiren ſich gegenſeitig ihre ſämmtlichen unter dem Bunde begriffenen Beſitzungen.

Die deutſchen Fürſten wären alſo durch eine dergleichen Aufnahme in den Bund verpflichtet, Oeſtreich in dem Beſitze von Ungarn und der Lombardei zu ſchützen, was wegen innerer und äußerer Verhältniſſe dieſer Länder eine ſehr bedenkliche Verpflichtung wäre. Zweitens iſt aber eine Ausnahme des neuen Oeſtreichs durch die bisherigen Bundesgeſetze verwehrt. Die Wiener Schlußacte enthält Folgendes:

> Art. 6. Der Bund iſt nach ſeiner urſprünglichen Beſtimmung auf die gegenwärtig daran theilnehmenden Staaten beſchränkt. Die Aufnahme eines neuen Mitgliedes kann nur Statt haben, wenn die Geſammtheit der Bundesglieder ſolche mit den beſtehenden Verhältniſſen vereinbar und dem Vortheil des Ganzen angemeſſen findet.
>
> Art. 4. Der Geſammtheit der Bundesglieder ſteht die Befugniß der Entwickelung und Ausbildung der Bundesacte zu. Die deshalb zu faſſenden Beſchlüſſe dürfen aber mit dem Geiſte der Bundesacte nicht im Widerſpruch ſtehen, noch von dem Grundcharakter des Bundes abweichen.

Eine Aufnahme des jetzigen Oeſtreichs in den deutſchen Bund würde demnach in Folge des beſtehenden Bundesrechtes nicht erlaubt ſein, weil ſie dem Vortheil des Ganzen nicht angemeſſen iſt wegen Uebernahme gefährlicher Garantien (Art. 6.), und weil ſie von dem Grundcharakter des Bundes abweicht, welcher auf das Zuſammenhalten der Länder des ehemaligen deutſchen Reiches geſtellt iſt (Art. 4). Gegen dieſe Argumentationen kann man nun ſchließlich einwenden, daß es ungachtet der auf dem Papier enthaltenen Vorſchriften der Geſammtheit der Bundesglieder nicht verwehrt werden könne, im Einverſtändniß unter ſich und mit Oeſtreich das letztere ganz in den Bund aufzunehmen. Dies muß man allerdings zugeben, aber der ſo conſtituirte Bund würde nicht mehr der deutſche Bund ſein und nicht dieſen Namen führen können. Es wäre ein ganz neuer Bund, der den Grundbeſtimmungen des alten ſo direct entgegenſtände, daß es eine Ungereimtheit iſt, ihn rechtlich als Conſequenz und Ausfluß früherer Verträge zu betrachten. Aus allen dieſen Erörterungen ziehen wir den Schluß, daß Oeſtreich, ſo wie es jetzt ſteht, dem deutſchen Bunde nicht angehört, und daher auf die Ehre, die Reconſtituirung deſſelben zu leiten, nicht den geringſten Anſpruch hat.

Digitized by Google

Das zweite Recht, welches Oeſtreich in Anſpruch nahm, iſt das Präſidium bei der Bundesverſammlung, und dies iſt ihm in Art. 5 der Bundesacte ausdrücklich zugeſprochen. Nach den vorher gegebenen Erörterungen würde dies zu Recht beſtehen, ſobald Oeſtreich durch eine Erklärung, nur mit den deutſchen Staaten dem Bunde anzugehören, ſich als Mitglied des Bundes legitimirt hat. Bis jetzt iſt aber eine ſolche Erklärung nicht erfolgt und daher jenes Recht, ſowie überhaupt die Theilnahme am Bunde, für ſuspendirt zu achten. In der Wirklichkeit hat ſich allerdings in Frankfurt ein Congreß von Geſandten deutſcher Bundesſtaaten unter dem Präſidio eines öſtreichiſchen Geſandten gebildet und in verſchiedenen Formen die Qualification als reactivirter deutſcher Bundestag beigelegt. In dieſem ganzen Vorſchritte liegen aber vielfache unheilbare Nullitäten. Erſtlich hat ſich im Jahre 1848 der ehemals beſtehende Bundestag mit Einverſtändniß aller deutſchen Regierungen aufgelöſt, und wenn man ihn in ſeiner alten Geſtalt wiederherſtellen wollte, könnte dies nur durch gemeinſames Einverſtändniß derſelben Regierungen beſchloſſen werden. Zweitens liegt eine Nullität darin, daß Oeſtreich, das einſtweilen rechtlich gar nicht Bundesmitglied iſt, und der Reichsfeind, Dänemark (mit welchem Oeſtreich fortdauernd in gutem Vernehmen ſtand), dabei zugelaſſen wurden. Drittens war die ſogenannte Plenarverſammlung, wenn ſie das Plenum des Bundestages vorſtellen ſollte, unvollſtändig, weil ſie nicht einmal die in der Geſchäftsordnung vom 14. Novbr. 1816 vorgeſchriebenen 46 Stimmen in ſich vereinte. Sie war aber auch ein Unding, weil das Plenum des Bundestages nach Bundesacte Art. 7 und Wiener Schlußacte Art. 12 zu Erörterung und Berathung nicht ermächtigt iſt, ſondern nur eine beſondere Art der Abſtimmung dadurch bezeichnet wird. Viertens iſt der nachmals conſtituirte engere Rath, obwohl er ſcheinbar 9 Stimmen repräſentirte, eine Nullität aus den vorher angeführten Gründen, weil der Bundestag nur mit Einwilligung ſämmtlicher Bundesglieder reconſtituirt werden kann, ingleichen Oeſtreich und Dänemark (das letztere noch vor Ratification des Friedens) darin mitſtimmten. Die Lage der Sache iſt alſo die, daß die allerdings nothwendige Aufſtellung einer neuen Bundesverſammlung nur durch einen Congreß bewirkt werden kann, welcher von der Geſammtheit der Bundesmitglieder beſchickt wird. Hierbei kann man, wenn es beliebt, die Formen des alten Bundestages wieder herſtellen oder auch Modificationen machen. Das Präſidium würde hierbei eine offene Frage ſein, weil der Art. 5 der Bundesacte nur auf den alten in Wien regulirten Bundestag geht; denn ein Präſidium in dem Bunde ſelbſt hat Oeſtreich nicht, indem nach Art. 3 der Bundesacte alle Bundesglieder, als ſolche, gleiche Rechte haben.

Der dritte Anſpruch, in Deutſchland überhaupt zu commandiren, wozu die Prätenſion in der ganzen Haltung Oeſtreichs ſich zeigt, beruht auf gar keinem rechtlichen Grunde, ſondern ſucht ſich durch die Schleichwege der Diplomatie durchzuſetzen.

Digitized by Google

Polniſche Proceſſe.

Die Gerichte in Polen haben eine ſo vortreffliche Gliederung in Geſchäftsclaſſen und Beamtengrade, daß man vor aller Organiſation die Ordnung nicht mehr entdecken kann; Oberrichter, Mitrichter, Unterrichter, Aſſeſſoren, Adjuncten, Actuarien, Regiſtratoren, Schreiber und Präſidenten ſind überall zu finden; wer aber glauben wollte, daß die amtlichen Arbeiten dieſen Claſſen angemeſſen ſtreng getheilt ſind, der würde ſich ſehr täuſchen. Niemand iſt auf eine beſtimmte Partie der Geſchäfte des Gerichtshofs angewieſen, Alles hängt von der Beſtimmung des Präſidenten oder Oberrichters (des Roczelnik) ab. Jeder Beamte wartet, bis ſeine Gnaden der Herr Präſident, der natürlich allemal ein Mann von moskowitiſcher Abkunft iſt, erſcheint und befiehlt: Jetzt machen Sie mir Dies oder Jenes. Wären die Chefs der Juſtizhöfe unterichtete und geſetzkundige Beamten, denen es möglich wäre, jedem ihrer Untergebenen die angemeſſene Arbeit zuzutheilen, ſo wäre die Sache für Polen ganz in der Ordnung. Allein die meiſten ſind ſo kenntnißloſe, unpraktiſche und bornirte Geſellen, daß ſie die amtlichen Geſchäfte nur ſehr unvollſtändig kennen. Man frage, wie die Herren zu ihrer Stellung gekommen ſind. „Wer waren Sie, Herr Präſident des Obwodſchaftsgerichtes zu L. von Haus aus?“ Er antwortet: „Ob ich überhaupt in einem Hauſe geboren bin, iſt ungewiß; ich wurde Gärtnergehilfe, dann ſchickte mich ein Kaufmann in eine Schreibſchule und machte mich zum Markthelfer, aus dieſer Stellung wurde ich wegen eines zarten Verhältniſſes weggejagt, ich wurde Grabenſtecher, wanderte mit einem kleinen Trupp von Kazapen in Litthauen umher und verdang mich und mein Grabſcheit verſchiedenen Herren, zum Dämmeaufwerfen, Gräbenziehen und Sümpfetrockenlegen; dann meldete ich mich, weil ich ſchreiben gelernt hatte und dem Dienſt mit der Muskete entgehen wollte, in einem Compagniebüreau des Regiments Galizin als Schreiber, und ſchrieb hier drei Jahre lang Formulare. Da hatte es der Zufall gefügt, daß meine Schweſter, die von ihrem Manne getrennt war, das Glück hatte, dem General in Warſchau zu gefallen und von ihm unterhalten zu werden. Durch dies glückliche Ereigniß wurde ich plötzlich Actuarius bei dem Kreisgericht zu Sandomir, deſſen Chef ein früherer Adjutant des Generals war, und drei Vierteljahre danach wurde ich als Chef hier an dieſes Gericht verſetzt, bei dem ich zur Stunde an Kaiſersſtatt „das Geſetz zu üben und Recht zu ſprechen habe.“ — In dem Falle liegt nichts Ungewöhnliches.

Nach kaiſerlicher Verordnung ſollen zwar wenigſtens die Chefs der Juſtizämter eine ruſſiſche Univerſität beſucht haben. Aber die wenigen Univerſitäten reichen nicht aus, und ſchickten auch Rußlands Academien alljährlich Millionen von gelehrten Juriſten in das Land, ſo würden deshalb doch Fälle, wie der erzählte,

Digitized by Google

gewöhnlich bleiben. Es iſt gar nicht ſelten, daß man aus Ehrfurcht vor dieſem kaiſerlichen Geſetz Subjecten, wie das oben beſchriebene, academiſche Abgangszeugniſſe und Prüfungsatteſte nachträglich anfertigt. Wer will daran zweifeln, daß ein academiſcher Senat in Rußland zu Vielem bereit ſei, was ein Oberſt oder General des Heeres fordert?

Eine Berufung auf's Geſetz bei Entſcheidungen, ſowie eine Begründung des Verfahrens dürfte nur wenigen der Richter möglich ſein. Die meiſten kennen das Juſtizgeſetz des Reichs gar nicht, und es iſt dies am Ende wohl gar noch ein Vortheil, denn bei einem ſtrengen Anhalten an das Geſetz würden ſich die Gerichte oftmals ganz hilflos und noch viel öfter wegen der Widerſprüche deſſelben in der ärgſten Verwirrung befinden. Man verfährt nach Meinung und Gewohnheit, und ſo wird es auch ganz ungelehrten, ungebildeten Leuten möglich, in Juſtizämtern etwas zu leiſten, denn es gehört dazu nur einige Zeit als Gerichtsſchreiber, Amtsbote oder ähnliches Weſen dem Schaffen und Treiben mit Aufmerkſamkeit zugeſehen zu haben.

In der That haben die meiſten Juſtizbeamten in Polen ihre Carrière als Schreiber begonnen und durchaus keine gelehrte Bildung mit in das Amt gebracht. Die aber, welche ſich eines Beſſeren rühmen, haben den polniſchen Gymnaſialcurſus gemacht.

Deshalb iſt das Beſtechungsſyſtem hier zu Hauſe. Es läßt ſich behaupten, daß die Beſtechung, durch alte Gewohnheit zum Geſetz erhoben, die Richtſchnur der Gerichtshöfe ſei und die entſcheidende Rolle ſpiele, denn ihr fügt ſich Alles, was etwa als gegebenes oder improviſirtes Geſetz Geltung haben könnte. Wer die zum Nehmen immer geöffneten Hände der Gerichtsperſonen tüchtig mit Geld zu füllen im Stande iſt, der hat unbedingt alle Geſetze des Reichs für ſich, er iſt der Gerechte, kein Menſch, kein Gott ändert dieſes Erkenntniß, am wenigſten ein Appellationsgericht, das natürlich von denſelben Grundſätzen beherrſcht wird. Die Advocaten paſſen vortrefflich zu den Gerichtshöfen. Sie ſind übrigens die Perſonen, welche die Geſetze immer noch am beſten kennen. Auch von ihnen haben nur die wenigſten ſtudirt, obgleich eine Verordnung beſteht, nach welcher die Advocaten eine Univerſität beſucht haben ſollen. Allein dies iſt für den Polen nicht ſo leicht, da Petersburg und Moskau ſehr entfernt ſind und Wilna von ſeiner Univerſität ſeit 1831 nichts weiter beſaß, als den Lehrſtuhl der Chirurgie und der Thierarzneikunde (auch dieſer iſt jüngſt aufgehoben worden). Daher iſt der Beſuch der Univerſitäten für die Polen ſo koſtſpielig, daß er nur wenigen möglich iſt, am wenigſten denen, die ſich dem Amtsdienſt und der Advocatur widmen, denn dieſe ſind faſt durchgehends arme Teufel — reiche Polen verzichteten bis auf die neueſte Zeit auf den ruſſiſchen Staatsdienſt. Zu Advocaturen aber ſind vorzugsweiſe die Polen befähigt, weil die Advocaten den Gebrauch der Landesſprache nicht entbehren können.

Digitized by Google

Ohnehin ſind die polniſchen Advocaten unter den europäiſchen Advocaten die ärmſte Claſſe. Oft entſcheiden die Gerichte ohne alle Verhandlungen, auf den Machtſpruch des Chefs des Gerichtshofs, oder auf Befehl eines hohen Militärs, und dann hat der Advocat nichts zu thun; oft werden die Proceſſe, weil ſie dem Gerichtshof unangenehm ſind, verhindert, indem man es nicht zu einem Termin kommen läßt, und dann hat der Advocat ebenſo wenig etwas zu thun. Immer aber iſt das Verfahren ſo unmethodiſch, verworren und leichtfertig, daß das ganze Geſchäft des Advocaten in wenig mehr als in Ueberreden und Unterhandeln beſteht. Von den Bauern oder kleinen Bürgern wird faſt nie ein Rechtsanwalt zu Hilfe gezogen. Erſtens haben dieſe Leute keinen Begriff von ſeiner Bedeutung, zweitens keine Mittel, ſeine Hilfe zu bezahlen. Daher werden Rechtsanſprüche der Leute aus den unterſten Volksclaſſen kurz durch den Ausſpruch des Oberrichters, der in ſolchem Falle die Form eines Befehls hat, abgemacht und unverweilt die Execution u. ſ. w. vollſtreckt. Viel mehr als der Proceß beſchäftigt den Advocaten eine Art Agentur für die Edelleute; er beſorgt dem Edelmann, mit dem er gewöhnlich für eine beſtimmte Zeit Contract geſchloſſen hat, alle Geſchäfte, er verkauft ſeine Heuvorräthe, verhandelt das Getreide, Häuſer, Grundſtücke, kauft ein, was der Herr wünſcht, und bekommt dafür jährlich eine beſtimmte Summe, Getreide, Hafer, Heu, geräucherte Fleiſchwaaren u. dgl.

Dieſe Bemerkungen ſollen deutſche Coloniſten und Geſchäftsleute warnen. Sie ließen ſich durch eine Menge von auffallenden Beiſpielen unterſtützen. Denn kaum lebt ein Deutſcher in Polen, der nicht unheimliche Erfahrungen gemacht hat. Ich will nur zwei Proceſſe erzählen, welche mir gerade ihrer Einfachheit wegen beſonders lehrreich ſcheinen.

Der Widerwille der Polen gegen Handwerk und Künſte, und dazu die wachſenden Bedürfniſſe der Bevölkerung, hatte einen großen Mangel an Handwerkern aller Art veranlaßt. Tuchweber fehlten in früherer Zeit faſt gänzlich. Nur in Warſchau und Krakau befanden ſich einige. Die Folge davon war, daß die Edelleute ihre Wolle, die im Lande nicht verarbeitet werden konnte, an das Ausland verkaufen mußten. England nahm ſie förmlich in Beſchlag. Zur Zeit der Wollſchur kreuzten Schaaren von engliſchen Aufkäufern im Lande, wie auch jetzt noch der Fall iſt, und was ſie bei ihren Handelsreiſen überſehen oder nicht bekommen hatten, das fiel dann auf den Wollmärkten in Warſchau, Krakau, Plock u. ſ. w. in ihre Hände. Die polniſche Wolle ging über See nach England, aus England kam das fertige Tuch zurück, und die Polen bezahlten nicht blos die theure engliſche Fabrikarbeit, ſondern auch den Transport ihrer eigenen Wolle nach England und wieder zurück.

Dieſes Mißverhältniß machten ſich vor etwa zwanzig Jahren zuerſt mehrere deutſche Colonien zu Nutzen, legten ihre Wolle auf ein Gemeindelager und ließen aus dem Vaterlande Tuchweber zu ſich kommen, denen ſie Hütten und Feld ſchenk-

Digitized by Google

ten, dafür aber die Verbindlichkeit auflegten, nur für die Colonie und Niemand ſonſt zu arbeiten. Statt die Wolle zu dem billigen Preiſe zu verkaufen, zu welchem man ſie im Allgemeinen den Engländern überließ, verkauften jetzt dieſe Colonien die Tuche zu dem hohen Preiſe, den die Engländer dafür forderten, und machten ſo begreiflicherweiſe ſchönen Gewinn.

Darauf machten auch einige polniſche Edelleute dieſelbe Speculation und vor mehrern Jahren eine kluge Frau von Dalkowska, eine geborne Franzöſin, welche an der Weichſel nahe den berühmten Czartoryski'ſchen Gütern zwei Dörfer beſitzt. Durch einen Verwandten in preußiſchem Staatsdienſt wurde es ihr leicht, eine Anzahl von Tuchwebern auf ihre Herrſchaft zu ziehen. Jedem derſelben verkaufte ſie eine Hütte mit Scheuer und einem Acker Landes dergeſtalt, daß jedes Recht auf dieſe Gegenſtände ihrerſeits für ewige Zeiten erloſch. Die Tuchweber waren freie Eigenthümer ihrer Wirthſchaften. Der Kaufbetrag einer jeden Wirthſchaft war 900 Gulden oder 150 Thaler. Dieſen Betrag ſollten die Käufer entweder baar entrichten oder durch Arbeiten für die Grundherrin allmälig tilgen. Durch gerichtliche Kaufcontracte wurde dies feſtgeſetzt und daneben folgende gerichtliche Geſchäftscontracte abgeſchloſſen. Alle Käufer mußten die Verpflichtung eingehen, die Wollvorräthe der Grundherrin zu weben, und zwar zu einem Preiſe, über welchen alljährlich auf's Neue eine Einigung zwiſchen den Arbeitern und der Arbeitgeberin ſtattfinden ſollte, und ferner eine zweite Verpflichtung, nicht eher Wollen von andern Perſonen zur Verarbeitung anzunehmen, bis die Wollvorräthe der Grundherrin völlig erſchöpft ſeien. Außerdem hatten ſie alljährlich wenigſtens zwei Knaben von den bäuriſchen Unterthanen der Grundherrin in die Webereien als Lehrlinge aufzunehmen.

Die meiſten der Tuchweber entrichteten ſogleich ganz oder zum Theil die Kaufſumme, nach Verlauf von vier Jahren aber waren alle ſchuldenfrei und nach dem Vertrag im ganzen Umfange Eigenthümer ihrer Wirthſchaften. Schon in dieſer Zeit hatte die Freundſchaft zwiſchen den Webern und der Grundherrin einen Stoß erlitten. Die Grundherrin ſchien dieſe freien Beſitzer von ihrer Herrſchaft gern wieder los werden zu wollen, da ſie bereits unter ihren eingeborenen Unterthanen einige Leute beſaß, welche die Weberei verſtanden. Auf verſchiedene Weiſe ſuchte ſie den Webern den Aufenthalt läſtig zu machen, ohne dadurch mehr zu erreichen, als daß jene ihr den Arbeitspreis höher trieben. Da verſuchte die Dame einen Gewaltſchritt.

Nach der Schur war die Einigung wegen des Webepreiſes auf's Neue zu Stande gekommen. Aber Frau von D. ließ diesmal ungewöhnlich kleine Wollquanta an die Arbeiter verabreichen und, nachdem etwa die Hälfte ihrer Wolle verarbeitet war, nichts mehr liefern. Wiederholten Bitten und Mahnungen von Seite der deutſchen Weber wurde in einer Weiſe entgegnet, daß dieſe ſahen, die Herrin ſtöre abſichtlich die Arbeit durch Vorenthaltung des Materials. Drei

Digitized by Google

Wochen lang waren die Leute gänzlich ohne Arbeit, und da ſie auch dann noch vergebens um Wolle gebeten hatten, nahmen ſie nicht Anſtand, Arbeitsaufträge von einem Dritten zu übernehmen und ſich ſogleich mit denſelben zu beſchäftigen.

Nach einigen Tagen erſchien am Abend von der Herrin geſchickt eine förmliche Executionscolonne vor den Weberhütten. Es waren die Wirthſchaftsaufſeher und einige Bauern. Ihre Inſtruction ging dahin, die deutſchen Weber ſammt ihren Geräthſchaften aus den Hütten zu werfen. Der Befehl wurde ohne Widerſtand vollzogen, da die armen Deutſchen auf die Gerechtigkeit der Gerichte rechneten. Am nächſten Morgen ſandten ſie zwei Männer nach R. in das Kreisgericht, die Anklage gegen die gewaltthätige Dame zu eröffnen. Dem Gericht aber gefiel es nicht, die Klage zu Protocoll zu nehmen; es wies die Kläger mit dem Bedeuten fort, die Klage auf dem Stempelbogen gleich niedergeſchrieben einzureichen. Man kam dieſer ganz ungeſetzlichen Anforderung ſogleich nach, aber das Verlangen der Kläger, die Sache zu beeilen, da ſämmtliche Weber mit ihren Familien unter freiem Himmel lägen und bei der Unmöglichkeit zu arbeiten verhungern müßten, wurde mit der Bemerkung zurückgewieſen: von einem Termine könne unter 6 bis 8 Wochen nicht die Rede ſein. Privatleute gaben den troſtloſen Leuten den Rath, ſich mit der Grundherrin um jeden Preis zu verſtändigen, da ſie bei den Gerichtshöfen des Landes zuverläſſig keine Hilfe finden würden. Da nun aber eine Verſtändigung nicht gut möglich war, indem die Gutsfrau darauf ausging, die Weber aus dem Verhältniß freier Beſitzer in das abhängiger Miethinhaber gleich den Bauern herab zu drängen, ſo wurde ihnen der Rath ertheilt, ſich an ein polizeiliches Amt zu wenden. Deshalb reichten die beiden Beauftragten ihre Klage auch bei dem Obwodſchaftscommiſſariat ein, baten ſofort einen Beſichtigungscommiſſar abzuſchicken und die Kläger wenigſtens in einen Zuſtand zu verſetzen, der es ihnen möglich mache, bis zum Ausgang der Sache zu dauern, alſo ihnen ihre Hütten wieder zu öffnen. Der Commiſſar, obſchon er die ganze Sache mit demjenigen Widerwillen angenommen, den jeder Faullenzer vor einer neuen Arbeit empfindet, verſprach doch am anderen Tage einen Beamten zur Beſichtigung der Verhältniſſe abzuſenden, und die Kläger kehrten mit dieſer frohen Botſchaft zu ihren Genoſſen zurück. Allein der nächſte Tag verging, ohne daß irgend ein Beamter ankam, und in den folgenden 8 Tagen ließ ſich der Erſehnte ebenſo wenig blicken. Obſchon die Tuchweber ſich unter einer Gruppe von Bäumen gelagert hatten, war das Blätterdach über ihren Häuptern doch nicht ſo dicht gegen Sturm und Regen, daß ihre Geduld nicht durch Regen und Sturm wäre beeinträchtigt worden. Sie ſandten abermals die beiden Bevollmächtigten an den Obwodſchaftscommiſſar und ließen dringender um Beeilung ihrer Angelegenheit bitten. Der Commiſſar behandelte die Bittenden mit Verdruß und Brutalität, ſchickte ſie aber mit der feſten Verſicherung fort, er werde am nächſten Tage ihre Lage in Augenſchein nehmen laſſen. Jene wanderten den vier Meilen langen

Digitized by Google

Weg zurück, und die Unglücklichen hofften wieder, diesmal nicht ohne bangen Zweifel. Ihr Zweifel rechtfertigte ſich. Es erſchien kein Beamter. Wieder wartete man 8 Tage lang vergebens. Nun glaubten die Weber ſich nur dadurch helfen zu können, daß ſie ihre Klage mit einer Beſchwerde wegen Vernachläſſigung von Seiten der Gerichte auch beim Generalgubernator, dem Haupte und faſt abſoluten Befehlshaber der Provinz einreichten.

General B. bewies ſich den Leuten huldreich und bemerkte mit Bleiſtift auf dem Rande der Klageſchrift, daß Grund ſeines Befehls unverweilt der Forderung der Klagenden an das Gericht Folge gegeben werden ſolle. Dieſes NB. ließ er durch die Kläger ſelbſt — auf die Form giebt man nicht viel — zu dem Obwodſchaftscommiſſar tragen, und dieſer konnte nun die Klage nicht mehr ignoriren, war, wie es ſich zeigte, dadurch aber noch keineswegs genöthigt, mit Energie vorzugehen. Er beauftragte den Bürgermeiſter der kleinen Stadt K. mit Beſichtigung der Lage der Weber. Die Bürgermeiſter der kleinen Landſtädte, welche in der That nichts weiter ſind, als Unterbeamte der Obwodſchaftscommiſſariate, werden nämlich ſtets zu dergleichen Geſchäften verwendet.

Am andern Tage erſchien der Bürgermeiſter auf dem Schauplatze des Unrechts und Elendes. Aber er warf kaum vorübergehend einen Blick darauf, denn ein Diener der Grundherrin hatte ihn ſchon vor dem Dorfe empfangen und zur Tafel bei der gnädigen Frau eingeladen. Dieſer wackere Mann ließ ſich denn auch die Liebenswürdigkeit und die volle Tafel im Palaſte ſo wohl gefallen, daß er an die deutſchen Weber, die draußen hungernd und zähneknirſchend lagen, gar nicht dachte. Am Abend fuhr er zurück mit einem Protocoll, das nichts weiter enthielt, als einige künſtliche Beweiſe für die Rechtmäßigkeit der Handlungen der Frau von D.

Vergebens hofften die Weber immer noch auf ein gerichtliches Einſchreiten zu ihren Gunſten. Niemand frug, Niemand ſah nach ihnen. So lagen die armen Menſchen nicht weniger als neun Wochen unter Gottes freiem Himmel, ehe ſie, von Hunger und Noth gedrängt, den Muth faßten, auf's Neue ſich an das Gericht zu wenden. An der Macht des Generalgouverneurs und dem guten Willen des Kreiscommiſſariats verzweifelnd, beſtürmten ſie nun abermals das Kreisgericht um Beſchleunigung des Proceſſes. Man befahl ihnen am Sonnabend der nächſten Woche wiederzuerſcheinen mit dem Bemerken, daß dies der Termintag ſei. Der Advocat der Frau von D. benachrichtigte jetzt ſeine Mandantin, daß den Klägern von dem Gericht ein Beſcheid zugeſagt worden ſei, und deshalb erſchien die Verklagte in der Kreisſtadt, um dem Chef des Gerichts einen freundſchaftlichen Beſuch abzuſtatten, bei welcher Gelegenheit ſie ihm eine Abſchrift der mit den deutſchen Webern gemachten Kauf- und Geſchäftscontracte übergab und vorzüglich auf den Paragraphen hinwies, nach welchem die Weber für keine dritte Perſon arbeiten durften, ſo lange die Wollvorräthe der Frau v. D. noch nicht erſchöpft waren.

Digitized by Google

Ihre Folgerung zu Begründung der Rechtmäßigkeit ihrer Gewaltthat war folgende: Die deutſchen Weber haben für andere Perſonen gearbeitet, ehe mein Wolllager geräumt war, alſo den Contract gebrochen: folglich ſind die Hütten, die ich ihnen überlaſſen hatte, in meine Hand zurückgefallen, und ich brauche nicht zu geſtatten, daß dieſe Leute ferner darin wohnen.

Da Frau v. D. natürlich nicht verſäumt hatte, dem Gerichtschef die Hand mit Ducaten zu füllen, ſo beachtete dieſer den Umſtand, daß Frau v. D. den Webern muthwillig das Arbeitsmaterial vorenthalten und ſie dadurch fremde Beſchäftigung anzunehmen gezwungen hatte, gar nicht, ebenſowenig den Umſtand, daß die Weber ihre Hütten und Wirthſchaften käuflich an ſich gebracht hatten, und daß Verletzung des Geſchäftscontracts den Kaufcontract vor keinem Recht der Welt ohne Weiteres aufheben könne.

Als aber die Bevollmächtigten der Weber an dem Tage des ſogenannten Termins vor Gericht erſchienen, eröffnete ihnen der Chef deſſelben, daß die Beklagte bereits ihre Ausſagen abgegeben. Aus Allem aber folge, daß die Weber ihrer contractlichen Verpflichung nicht nachgekommen ſeien, dadurch die Anſprüche auf ihre Wirthſchaften und einen weitern Wohnſitz auf der Grundherrſchaft verloren hätten, und folglich von Seiten des Gerichts keine Hilfe erwarten dürften. Dieſes barbariſche Erkenntniß war ſchon zuvor ſchriftlich ausgefertigt worden und wurde den Unglücklichen nebſt einer zum Glück nicht hohen Koſtenliquidation eingehändigt.

Nachdem ein ſolcher Beſcheid den Webern zu Theil geworden, ging die Grundherrin in ihrer Gewaltthätigkeit noch weiter und ließ den Webern ihre Webſtühle und Werkzeuge mit dem Bemerken wegnehmen, daß Alles, was ſich auf ihrer Grundherrſchaft befinde, ihr Eigenthum ſei; doch wollten die Weber ihren Grund verlaſſen, ſo ſei ſie bereit, ihnen die Gegenſtände zu ſchenken.

Die thörichten Weber ſtellten um dieſes Diebſtahls willen eine neue Klage an; aber dieſe, nach Zurückweiſung vom Gubernialgericht ebenfalls dem Kreisgericht anheim gefallen, fand ganz dieſelbe Behandlung wie die erſte, und der Beſcheid war endlich, daß die Frau v. D. allerdings auf Alles, was ſich auf ihrer Grundherrſchaft befinde, ein Recht als Eigenthümerin beſitze; ſie ſollten alſo der Grundherrin verſprechen, ihr Gut verlaſſen zu wollen und ſich ihr Handwerksgeräth und dazu noch eine Entſchädigung als Unterſtützung „erbitten".

Das Bewußtſein ihres Rechts hielt die Tuchweber von einer ſolchen Herabwürdigung ab. Sie verſuchten es nochmals, ſich durch die Juſtiz des Landes zu helfen, und brachten ihre Klage beim Gubernialgericht ein. Merkwürdig war, daß das Gubernialgericht die beim Kreisgericht entſtandenen aus drei Blättern beſtehenden Proceßacten nicht annahm, vielmehr verlangte, daß die Klage von Neuem angeſtellt werde, alſo als eine höhere Inſtanz nicht agiren mochte. Aber bei dieſem höheren Gericht war es noch viel weniger möglich, die Männer der Gerechtigkeit

für die betreffende Angelegenheit in Bewegung zu ſetzen, und vergebens bemühten ſich die Weber, eine Unterſuchungscommiſſion zu erzwingen.

Während dem kam der Herbſt. Die Kläger konnten in ihrer Lage unmöglich länger verharren. Es blieb ihnen nichts übrig, als die Grundherrſchaft der Frau v. D. zu verlaſſen, und ein Glück war es für ſie, daß ihnen in der von Sobieski geſtifteten deutſchen Colonie am Wieprzfluß Aufnahme gewährt wurde. Sie hatten Alles eingebüßt, nebenbei auch den Glauben an eine Juſtiz in Polen. Zwei Jahre ſpäter ſprach ich einen der verunglückten Tuchweber in Lublin. Nach ſeiner Mittheilung befand ſich der Proceß noch völlig in demſelben Zuſtande und war nicht um den kleinſten Schritt vorwärts gerückt. „Beim Gubernialgericht,“ ſprach der ehrliche Burſch kopfſchüttelnd, „iſt gerade gar nichts auszuwirken. Es ſcheint auf die Sache gar nicht eingehen zu wollen, entweder weil die Beamten alle von den Geldgeſchenken der Frau v. D. zu Dank verpflichtet worden ſind, oder weil ſie die Freundſchaft dieſer reichen Frau nicht der Freundſchaft mit armen verunglückten Handwerkern aufopfern wollen. Nach der Ueberſiedlung in ein anderes Gubernium ſei vollends gar nichts mehr anzufangen, und ſie, die Kläger, ſeien nur froh, daß das Gericht nicht daran denke, eine Koſtenliquidation zu machen. Doch haben ſie die Abſicht noch nicht aufgegeben, die Klage dem Fürſten Paskewicz vorzulegen; freilich ſei auch der Glaube an den Erfolg dieſes Schrittes ſehr ſchwach, ſonſt würde man ihn ſchon unternommen haben.“ — Es ſchien den ehrlichen Deutſchen ein ſchwermüthiger Troſt zu ſein, daß ſie doch noch eine kleine Hoffnung hatten, ihr Recht zu finden, und um dieſe behagliche Ausſicht nicht zu verlieren, zogen ſie es vor, beim Fürſten Statthalter lieber nicht zu klagen.

Es war in den erſten Jahren des vorigen Jahrzehntes, als der Inhaber von fünf Dörfern und einem Städtchen im Gubernium S. einen deutſchen Hauslehrer engagirte. Das bedungene Honorar betrug für's Jahr 3,000 Gulden (500 Thlr.). Drei Jahre erfüllte der Hauslehrer ſeine contractliche Dienſtpflicht, erhielt aber während dieſer Zeit von ſeinem Gehalt nur 2,000 Gulden in drei verſchiedenen Summen. Am Ende des dritten Jahres betrug daher die Schuld des Herrn v. W. 7,000 Gulden. Die beiden Zöglinge waren ſo weit, daß der Gutsherr den Hauslehrer entbehren konnte, um ſo mehr, da er die Söhne nach Petersburg zu ſchicken beabſichtigte. Sein Wunſch war nun, dem Hauslehrer den Abſchied zu geben, ohne dadurch ſeiner Caſſe einen Schaden zuzufügen. Er ſuchte deshalb Zank, und der war leicht herbeizuführen, da die nichtswürdige Behandlung des Geſindes und der Bauern den Hauslehrer öfter zu veranlaſſen pflegte, die gemißhandelten Leute zu vertheidigen. Ein Bauer, welcher die Grundherrſchaft verlaſſen und ſich auf die Beſitzung eines Poſtmeiſters überſiedeln wollte, gab die Veranlaſſung. Er wurde furchtbar zerhauen, wie ein Züchtling ſeiner Haare beraubt und nackend mit einer um den Hals geſchlungenen Kette vor der Thüre

Digitized by Google

des Herrſchaftshauſes ſechsunddreißig Stunden lang angeſchloſſen. Der philanthropiſche Hauslehrer gerieth in Hitze, es kam zu einer Scene, und der Lehrer forderte ſofort ſeine Entlaſſung, aber auch die rückſtändigen 7,000 Gulden. Herr v. W. verlangte den Contract zu ſehen, auf welchen ſich dieſe Forderung begründe; der Hauslehrer legte ihn vor, und Herr v. W. riß das Document weg und warf es in's Kaminfeuer. Zum Glück hatte der Hauslehrer andere Beweismittel. Er verließ die Beſitzung des Edelmanns und reichte ſeine Klage perſönlich beim Generalgubernator ein, um ſie nicht der ſchmählichen Gaunerei der gewöhnlichen Gerichte anheimfallen zu laſſen. Um mit ſeiner Klage zu reuſſiren, hatte der Kläger in ſeiner Klageſchrift die Hälfte von der einzuklagenden rückſtändigen Summe ſeines Gehaltes, alſo 3,500 fl., der Invalidencaſſe des Guberniums als Geſchenk zugeſichert. Dieſes Geſchenk, ſo hoffte er, werde nicht blos eine ungewöhnliche Beſchleunigung ſeiner Angelegenheit, ſondern auch einen glücklichen Ausgang derſelben bewirken, und durch das Opfer der Hälfte werde er doch wenigſtens 3,500 fl. mit Gewißheit retten.

Aber ein polniſches Gericht iſt auch durch das raffinirteſte Mittel nicht dazu zu bringen, von ſeinen Principien abzuweichen. Das Geſchenk gefiel allerdings dem Gubernator ſo, daß er Befehl gab, ſofort die Klage zu beeilen. Die Kanzlei beauftragte ſchon am zweiten Tage den Bürgermeiſter von J. ſich mit dem Kläger und einer Begleitung von zwei Gendarmen zu dem ſchuldigen Gutsherrn zu begeben. Dieſe Commiſſion hatte die Klagebeantwortung zu fordern, und Herr v. W. konnte glücklicher Weiſe im Angeſicht des Klägers ſeinem Stolz nicht ſo weit entſagen, die Schuld von 7,000 Gulden zu leugnen. Dieſes Zugeſtändniß wurde ſelbſt von dem Bürgermeiſter für einen ſo vollkommenen Sieg angeſehen, daß er dem Kläger ſeine Anforderung für 2,000 Gulden abzukaufen ſich erbot, worauf dieſer in Siegesübermuth nicht einging.

Nachdem die Commiſſion zurückgekehrt und die Klagebeantwortung in die Gubernialkanzlei gelangt war, ſah der Kläger zu ſeinem freudigen Erſtaunen, daß eilig eine Executionsmannſchaft nach der Beſitzung des Beklagten abgefertigt wurde, und er war überzeugt, daß dieſe Execution die geforderten 7,000 Gulden einzubringen habe. Leider aber wurde ihm nach einigen Tagen eröffnet, daß die der Invalidencaſſe zugetheilte Hälfte ſeiner Forderung bereits eingezogen, die Klage ſeiner Hälfte aber zu weiterm gerichtlichem Verfahren dem Kreisgericht übergeben ſei.

Ach bei dieſem Gericht war nichts auszurichten! Ein einziger Termin wurde gehalten, und in dieſem eröffnete ihm der beſtochene Chef des Gerichshofes: man könne in der ganzen Klageſchrift gar keinen eigentlichen Klageſtoff finden, und es ſei daher beſſer, daß der Kläger auf ſeine vermeinten Anſprüche verzichte. Drei Jahre lang bemühte ſich der Kläger vergebens, ſein Recht zu erlangen. In drei verſchiedenen Gerichten nahm man ſeine Angelegenheit an, aber in jedem verhinderte

109*

Digitized by Google

zweckmäßige Beſtechung der Gerichtsperſonen die Beförderung der Angelegenheit, und ſo blieb der Proceß unvollendet bei den Gerichten hängen; jetzt iſt er verſchollen. Der Kläger nicht, nur die beſchenkte Invalidencaſſe hatte gewonnen.

Man darf wohl annehmen, daß der Fürſt, der an der Spitze eines ſolchen Staates ſteht, ganz beſonders berufen iſt, Schiedsrichter in den Rechtsverwickelungen deutſcher Staaten zu ſein.

Aus Petersburg.*)

Was man in Rußland von den deutſchen Händeln denkt? — Denken iſt eine deutſche Gewohnheit, vor welcher der Himmel unſre Mutter Rußland behüten wird, da Ihr vieles Denken Sie in ſolche Wirthſchaft geführt hat. Der Ruſſe denkt nicht, er will, was ſein Kopf, der Kaiſer will. Ob die große Maſſe des Volks und die Maſſe ſeiner Beamten und die Maſſe der Fremden hier über Deutſchland Anſichten hat, und welcher Art dieſe Anſichten ſind, iſt daher ſehr gleichgültig. Die privilegirten Ruſſen aber, welche in der Nähe des Kaiſers ihre Anſichten holen, hegen in ſeltener Einigkeit Alle daſſelbe Gefühl, welches ich ſchicklicherweiſe nicht bezeichnen kann, welches aber das entſchiedenſte und äußerſte Gegentheil von Achtung iſt. Der Schach von Perſien und der Sultan werden mit größerm Reſpect genannt, als die erlauchten Häupter der deutſchen Schiiten und Sunniten; denn wir haben mehr Grund uns um die Intriguen zu Teheran und zu Stambul, als um die diplomatiſche Weisheit von Wien oder Berlin zu bekümmern; der Orden, welchen Abdul Meſchid einem unſerer Generale verleiht, erweckt mehr Aufmerkſamkeit und Neid, als 3 Großkreuze oder erſte Claſſen aus Wien und Berlin, und ein krummer Ehrenſäbel, den der ruſſiſche Vaſall von Perſien einem Geſandten ſeines Oberherrn ſchenkt, macht im Palaſt größere Senſation, als ein königl. oder kaiſerl. Regiment, welches dem Fürſten Statthalter zu paſſender Stunde gewidmet wird. Als nach der Pacification von Ungarn der kleine Strichhagel öſtreichiſcher Orden bei uns niederfiel, war die Sache in der Ordnung, und da die Orden nicht übermäßig reichlich gegeben wurden und nach vollendeter Affaire eintrafen, ſo ließen unſere Generale ſich das wohlwollend gefallen; aber daß neulich unmittelbar vor den Conferenzen von Warſchau die Majeſtät von Preußen den Fürſten von Erivan zum Commandeur eines preußiſchen Regiments machte, das war doch gar zu — fein, und brachte keine andere Wirkung hervor, als ein Achſelzucken und ein wenig ſchmeichelhaftes Lächeln. Jeder Turkomannenhäuptling, welcher die ruſſiſche Vermittelung annimmt, hätte das Selbſtgefühl gehabt, einen andern Zeitpunkt für ſolche öffentliche Artigkeiten zu finden, als den,

*) Wir geben dieſen Brief ohne jeden Commentar und überlaſſen unſern Leſern, aus den Worten eines Gegners das für uns Nützliche herauszufinden. D. R.

Digitized by Google

wo ſein Geſchenk ſehr wenig Werth hat, weil ihm ſelbſt der Richterſpruch noch nicht eröffnet iſt. Aber geſchickt zu geben, verſteht man bei Ihnen nicht; und da wir ſehr geſchickt zu nehmen wiſſen, verletzt uns ſolche Taktloſigkeit.

Der Kaiſer leitet die Politik gegen Deutſchland ſelbſt. Daher ſind ſeine Umgebung und unſere Geſandten an den deutſchen Höfen ziemlich genau die Spiegelbilder ſeiner Anſichten, oder richtiger geſagt, ſeiner Stimmungen. Ich kann Ihnen keinen Bericht über dieſe Stimmungen geben, denn die Menge von Aeußerungen, welche aus ſeinem Munde geſammelt werden und dem Hofe Anekdoten und den Diplomaten Klatſchereien liefern, ſind ſelbſt dann unzuverläſſig, wenn man ſie aus ſicherer Quelle hat, d. h. aus ſeinem eignen Munde. Dieſer Mund hat allerdings keine Scheu auszuſprechen, was dem Gemüth grade ärgerlich iſt. Ich glaube aber, Ihnen ſagen zu können, was über dieſe wechſelnden Stimmungen hinaus ſeine Anſichten von der Stellung Rußlands zu Deutſchland ſind. Denn grade Deutſchland gegenüber iſt das ruſſiſche Intereſſe ſehr klar und kein Geheimniß weniger Eingeweihter.

Dem Kaiſer iſt Deutſchland, als einiger Föderativſtaat, ein Unſinn, oder wie Sie ſagen würden, ein Mythus; grade wie ihm ein panſlaviſtiſches Reich als Unſinn erſcheint. Der Traum eines ſlaviſchen Weltreichs kann uns aber vielfach nützen, die Träume von einem zuſammengeſchmolzenen deutſchen Staat können uns gar nichts nützen, deshalb verachten wir den deutſchen Traum ſeit Ihrer unglücklichen Revolution noch vollſtändiger, als den ſlaviſchen, obgleich man bis zum Jahr 1848 in der Nähe des Kaiſers gewöhnt war, ihn mit einem gewiſſen wohlwollenden Humor zu betrachten. Das weite Terrain, auf welchem Sie ziemlich willkürlich Deutſchland annehmen, beſteht dem Kaiſer aus zwei Staaten, Oeſtreich und Preußen, und aus neutraliſirtem Zwiſchenland. Alle zuſammen bilden für unſere Mutter Rußland einen Wall, ein Vorland, welches für die Ruhe und das Glück Rußlands unentbehrlich iſt und deswegen unter unſerer Leitung ſtehen muß. Sein Sie ohne Sorge; — unter kluger Leitung, die wir ebenſowenig mit unbedingter Herrſchaft vertauſchen wollen, als zur Zeit noch bei Perſien oder Serbien.

Wir haben Ihre Fabrikate und Ideen ausgeſperrt und ſo den Schaden, den Sie unſerer Entwickelung zufügen könnten, ziemlich vermieden; was wir dagegen von deutſcher Kraft brauchen können: Schafmeiſter, Marinelieutenants, heirathsfähige Fürſtenkinder, das ziehen wir an uns. In dem winkligen Vorland brechen ſich alle großen Völkerſtürme von Weſten, die energieloſen und großentheils verkümmerten Völker ſind mit ihren vielen Höfen vortreffliche Nachbarn, welche ſich damit befriedigen, in dem Klatſch ihrer Zeitungen unſere Nichtswürdigkeit und Rohheit zu genießen, aber weder den Muth noch das Talent gehabt haben, unſere nothgedrungenen Fortſchritte irgendwo aufzuhalten, nicht in Polen, nicht in den Fürſtenthümern und Serbien. — Uns aufhalten! man denkt bei Ihnen gar nicht daran; im Gegentheil, wenn man Ihren Zeitungen irgend glauben darf, ſo

Digitized by Google

iſt das ſtärkſte Gefühl, welches Ihre „Staatsbürger" aufzubringen vermögen, furchtſame Antipathie gegen uns, und das ſtärkſte Gefühl, welches Ihre Fürſten haben, furchtſame Bewunderung. —

Das Principat des Kaiſers über die deutſchen Staaten beruht auf dem Gegenſatz zwiſchen Oeſtreich und Preußen. Unſere Politik muß ſein, beide Staaten zu conſerviren, die divergirenden Intereſſen beider zu unterſtützen, keinen ſo einflußreich und mächtig werden zu laſſen, daß er den andern klein macht. Ginge das Protectorat Preußens von der Nordſee bis an das Erzgebirge und die Alpen, ſo würde ſich unfehlbar in den deutſchen Stämmen Selbſtgefühl und eine Energie einſtellen, welche für uns unbequem ſein müßte, eine ſtaatliche Einheit wäre die ſchnelle Folge und dieſer junge Staat wäre ein Feind Rußlands. Gelänge es dagegen den öſtreichiſchen Waffen, Preußen vollſtändig zu reduciren und ein deutſches Kaiſerreich wieder herzuſtellen, ſo würde die bisherige öſtreichiſche Politik ſich weſentlich modificiren und der neue große Staatskörper wäre ebenfalls ein Feind Rußlands. So lange aber beide Staaten gegen einander mit ziemlich gleichem Erfolge kämpfen, ſind beide genöthigt, die Rathſchläge des Kaiſers zu befolgen, denn keiner von beiden iſt ſtark genug, dem Gegner das Gleichgewicht zu halten, wenn Rußland ſein Schwert in die Wagſchale deſſelben legt. Beide Staaten ſind Rußland gegenüber hilflos und entblößt, die lange Oſtgrenze Preußens und die Grenzen von Gallizien, ja ſelbſt von Ungarn und den ſüdſlaviſchen Provinzen ſind unſern Heeren gar nicht zu verſchließen.

Beide Staaten begehren die Hegemonie über Deutſchland, beide haben zu natürlichen Gegnern die kleinen Königreiche und wie Ihre Nippes-Souveränitäten ſonſt heißen. Das Intereſſe des Kaiſers iſt daher, die unſchuldigen kleinen Staaten gegen Beide zu ſchützen. Man weiß bei Ihnen wahrſcheinlich nicht, wie leicht uns das gemacht wird, welchen Werth eine kleine Aufmerkſamkeit unſers Hofes, ein wohlwollendes Wort des Kaiſers bei den meiſten der kleinen deutſchen Souveräne hat, und wie kläglich die Haltung derſelben iſt, wenn ſie den Strahlen unſerer Hofſonne nahe kommen. Die nützlichſten werden durch Heirathen beehrt, die Prinzeſſinnen deutſcher Höfe ſind willig, unſern Glauben anzunehmen, die Prinzen, welche unſere Czarentöchter erhalten, fügen ſich eben ſo gern der Sitte, daß unſere Töchter an fremden Höfen dem Glauben des heiligen Rußlands treu bleiben.

So iſt jetzt die Aufgabe unſerer Diplomaten: Oeſtreichs und Preußens Regierung Wohlwollen zu zeigen, die eiferſüchtige Spannung Beider zu erhalten, ohne ſie zu einer entſcheidenden Kriſis kommen zu laſſen, und das politiſch ohnmächtige Drittel von „Deutſchland", um welches Beide werben, gegen Beide zu ſichern.

Dieſe Politik, ſo einfach und nothwendig ſie iſt, hat gleichwohl durch die Perſönlichkeit des Kaiſers und die politiſchen Ereigniſſe der letzten Jahre einige Modificationen erhalten.

Digitized by Google

Oeſtreich hat ſich offen und rückhaltlos zu unſerm Bundesgenoſſen bekannt, und Preußen hat ſeit zwei Jahren einige allerdings ſchwache und furchtſame, aber doch beunruhigende Verſuche gemacht, eine ſelbſtſtändige Politik zu verfolgen. Die Regierung Oeſtreichs iſt dem Kaiſer im Ganzen angenehm geweſen, das Betragen Preußens hat ihn verletzt, und wenn die Entſchiedenheit ſeiner Neigungen nicht auch hier durch die ſtarken Rückſichten auf die Nützlichkeit temperirt würde, wären unſere Heere längſt in Preußen eingerückt.

Zur Zeit Friedrich Wilhelm III. hatte die Einwirkung des Kaiſers auf Preußen ebenſo anſtändige Form, als feſte Grundlage. Es ließ ſich bis auf den Punkt beſtimmen, wie weit man dem ehrwürdigen alten Herrn Freiheit laſſen mußte; ſeine perſönliche Zuneigung hatte er dem Gemahl ſeiner Tochter in der gefährlichen Kataſtrophe von 1831 bewährt, und kaum einmal von da bis zu ſeinem Tode wurde das freundſchaftliche Einverſtändniß zwiſchen St. Petersburg und Berlin getrübt. Wir waren ſicher, daß er in allen Fragen der großen Politik mit uns ging, und wo ſeine Anſichten entſchieden abwichen, konnte er bei ſeinem Verwandten auf Achtung ſeiner Perſönlichkeit, ja ſeiner Rathſchläge rechnen, welche, ſelten gegeben, nie ohne Ehrerbietung angehört wurden. Der Kaiſer hat durch ſeinen Tod nicht nur einen treuen Verbündeten, ſondern auch den Mann verloren, gegen den er das ſtärkſte Pietätgefühl ſeines ganzen Lebens hatte. Und wie der Kaiſer ſelbſt, ſo denken unſere Diplomaten mit einer großen Wärme an die Zeit zurück, wo Rußland mit Preußen und Oeſtreich in der Politik faſt eine Einheit bildete, welche zwiſchen Rußland und Preußen durch ſehr edle perſönliche Sympathien erhalten wurde. Für unſere Herren von den auswärtigen Angelegenheiten liegt ein gleichſam poetiſcher Hauch auf jener Periode, wie auf der Zeit der erſten Jugendliebe zwiſchen zwei Menſchen.

Schon die Innigkeit der Zuneigung zu dem Verſtorbenen machte die Beziehungen zu dem gegenwärtigen König von Preußen ſchwierig. Und zwiſchen ihm und unſerm Herrn war außerdem Vieles, was trennen mußte. Wer längere Zeit in der Nähe Friedrich Wilhelm IV. gelebt hat, pflegt die glänzende und vielſeitige Bildung, das edle Gemüth dieſes Fürſten mit Wärme zu rühmen; wer aber in wichtigen und dringenden Angelegenheiten mit ihm verhandelte, wird bedauern, daß ſeine ausgezeichnete Fähigkeit, die verſchiedenartigſten Anſichten und Perſönlichkeiten zu verſtehen, ihm die Fähigkeit, eine eigene Meinung dauernd zu bewahren, ſehr auffällig vermindert hat, und wird mit Unbehagen wahrnehmen, daß eine ungewöhnliche Neigung, hochherzige und feine Gefühle zu nähren, ihn oft hindert, hochſinnig und fein zu handeln. Dem ſtürmiſchen Charakter des Kaiſers iſt eine ſolche Natur geradezu peinlich, ſie nahm jede Sicherheit, machte jede Berechnung zu Nichte, ohne das Recht zu verleihen, ihr gegenüber zu treten. — Es geſchah, wie man bei uns erwartet hatte. Trotz aller aufrichtigen Bemühungen, an beiden Höfen ein gutes Einvernehmen zu erhalten, trat allmälig

Digitized by Google

Kälte ein. Bereits die Aufhebung des Cartellvertrags durch Preußen, der doch für dieſen Staat ein offenbarer Vortheil geweſen war, galt uns als Symptom der locker werdenden Freundſchaft, die Lauigkeit Preußens bei der Uebernahme Krakau's durch Oeſtreich, die nicht vollſtändig geglückten Verſuche, das preußiſche Haus mit der königlichen Familie von England in nähere Beziehungen zu ſetzen, hatten das Mißtrauen vermehrt, und wenn auch die Gerüchte von den deutſchen Reichsplänen des Königs und einer Umänderung des Bundes keine ernſten Beſorgniſſe einflößten, ſo ließen ſie doch ahnen, daß auf Preußen im entſcheidenden Augenblick nicht zu rechnen ſein werde.

Das Jahr 1848 rechtfertigte dieſe Annahme. Der König von Preußen erhob die dreifarbige Fahne, begann den Kampf mit Dänemark, ließ in Frankfurt für ſich operiren, ſandte ſeine Truppen zum zweiten Mal gegen Dänemark und verſuchte die Union, um die deutſchen Staaten in einen Föderativſtaat zu vereinigen. Durch jeden dieſer oppoſitionellen Schritte wurde unſer Einfluß auf Deutſchland, ja unſere Stellung in Europa weſentlich gefährdet. Der Kaiſer verlor nicht die Herrſchaft über ſeine gereizten Gefühle, und wenn je, ſo hat unſere Politik in dieſer Zeit Mäßigung bewieſen. Die Aufgabe, Preußen von nicht wieder zu verſöhnenden Thaten zurückzuhalten, ihm das Principat über die kleineren Staaten zu verleiden, Dänemark zu erhalten und Oeſtreichs Gegengewicht zu retten, löſte unſere Diplomatie allein durch entſchloſſene Haltung und wiederholte Erklärungen unſeres feſten Willens. Freilich that die Regierung Preußens auch ihrerſeits Alles, die eigenen Pläne zu ruiniren. Doch wenn wir auch ohne große Mühe im Stande waren, enthuſiaſtiſche und unpraktiſche Maßregeln zu hintertreiben, und wenn auch alle Unternehmungen des Königs von Preußen geſcheitert ſind, ſo iſt doch das Streben, ſich von unſeren Intereſſen zu emancipiren, ſo deutlich geworden, daß wir fortan in der Lage ſind, jede Maßregel dieſer Regierung ohne Vertrauen zu beobachten.

Unſer Herr hat an der Unterwerfung Holſteins und der Reſtitution des Kurfürſten allerdings ein großes Intereſſe, deſſen Gründe hinlänglich bekannt ſind, Aber noch höher ſteht ihm die Nothwendigkeit, auch bei dieſen Fragen den Einfluß Preußens und Oeſtreichs im Gleichgewicht zu erhalten; der Kaiſer hat nicht die geringſten Sympathien für die Union, dagegen ſtarke für den Bundestag; aber er würde weder das Fortbeſtehen der Union, wie ſie in der letzten Zeit war, für eine beſondere Calamität, noch auch einen vollſtändigen Sieg des öſtreichiſchen Bundestags für ein beſonders günſtiges Ereigniß halten. Rußland iſt nicht ſo ſehr ein Feind Preußens, daß es ihm eine kleine Vergrößerung ſeines Gebiets mißgönnen ſollte, und es iſt ſo weit ein Freund Oeſtreichs, daß es dieſem eine kleine Vergrößerung auf Preußens Koſten wohl geſtatten würde, aber es wird keinem von beiden erlauben, über den andern zu dominiren, am wenigſten den Preußen, weil dieſe am unſicherſten ſind.

Digitized by Google

In dieſem Satz liegt auch die Antwort auf Ihre Frage, wie der Kaiſer ſich im Fall eines Krieges zwiſchen Oeſtreich und Preußen verhalten wird. Ich kann Ihnen nichts anders geben, als meine eigene Anſicht. Ich habe aber die Anſicht, daß wir uns beobachtend verhalten werden, ſo lange der Krieg nur von deutſchen Mächten geführt wird; daß der Kaiſer mit Genugthuung ſehen wird, wenn Preußen kleine Demüthigungen erfährt, trotzdem aber der Regierung des Fürſten Schwarzenberg nicht geſtatten kann, Preußen aufzureiben, und daß ferner, falls Preußen mit ſeinen Waffen glücklicher ſein ſollte, als wir erwarten, ſein erſter großer Sieg der Anfang einer Reihe von kurzen Warnungen ſein wird, gleich jenen, welche das preußiſche Heer von Jütland vertrieben haben. — In Petersburg oder in Warſchau werden auf der Karte von Deutſchland die Nadeln eingeſteckt werden, bis zu welchen Ihre deutſchen Armeen vorrücken dürfen.

Das iſt unbequem für Ihren Patriotismus, aber es iſt nicht zu ändern. Feſter als je ſteht die Herrſchaft des Kaiſers über Ihre Länder, ſie wird ſtehen, ſo lange als der Gegenſatz zwiſchen Preußen und Oeſtreich dauert, und dieſer Gegenſatz wird dauern, ſo lange beide Staaten beſtehen. Wünſcht aber deshalb der Unwille Ihrer Demokraten beide Staaten zu vernichten, ſo iſt das vollends thöricht, denn dann ſind wir in die läſtige Nothwendigkeit verſetzt, die zertrümmerten deutſchen Staaten etwa bis zur Elbe und Böhmen zu beſetzen, den Franzoſen die Rheinländer zu laſſen und dem engliſchen Intereſſe die Nordſeeſtaaten anzubieten. Auch das Rußland nach uns wird dieſe Nothwendigkeit ſehr beklagen, denn ſie würde unſern Schwerpunkt verrücken. Wir können Ihren Idealismus nicht gebrauchen.

Jetzt werden Sie begreifen, warum uns Ruſſen Ihr Parlament in Frankfurt mit ſeinen Vergößerungsplänen ſo ungereimt erſchien. Ihre beſten Patrioten vergaßen, daß weder ſie ſelbſt noch ihre Fürſten die Macht hatten, frei in Ihrem eignen Gebiet zu herrſchen, und ſie wollten noch fremdes dazu erobern! — Ihre plötzliche Revolution hat die natürliche Folge gehabt, unſer Protectorat zu befeſtigen, freilich auch Ihren Fürſten und Völkern auffälliger zu machen. In ruhigen Zeiten wird man es weniger merken. — Ihre Liberalen fordern ein Bündniß mit England, ja Krieg gegen Rußland. — Rußland iſt ſehr groß, es hat wenig Küſtenland und Polen iſt nicht mehr gefährlich. Wollen Ihre liberalen Politiker einer ruſſiſchen Armee von 200,000 Mann das Vergnügen machen, die Scheuern und Viehſtälle der alten preußiſchen Provinzen aufzueſſen? Aber Sie werden uns ſchlagen, denn Sie haben Begeiſterung, unſere Soldaten ſind arme Teufel. Wozu wollen Sie uns ſchlagen? Wollen Sie in Polen einrücken, das Land inſurgiren, uns auf Moskau zurücktreiben? Wiſſen Sie, was das alte Polen iſt? Eine Leiche; Sie werden höchſtens einige galvaniſche Zuckungen hervorbringen; alle nützliche Kraft in Polen gehört uns; Ihr Polen hat weder Getreide, noch Geld, noch Waffen, noch Menſchen. Eine Armee von 100,000 Preußen in

Rußland wäre im ſchlimmſten Falle, was eine Biene im Pelz eines Bären iſt; ſie ärgert ſo lange, bis ſie zerdrückt wird. — Vertrauen Sie nur nicht auf das Bündniß mit England. Unſere Flotte kann ein halb Dutzend Schiffe verlieren, an den Oſtſeeküſten können einzelne Städte abgebrannt werden, die Tſcherkeſſen können einige Erdwälle zerſtören, die Türken mit unſern Serben in Krieg gerathen, das Alles wird Rußland wenig ſchaden, ſicher nicht ſo viel, daß der Kaiſer die Macht verlöre, den treuloſen Deutſchen ſeine Rache fühlbar zu machen.

Laſſen Sie mich mit einem öffentlichen Geheimniß ſchließen: Rußland hat nur eine ſchwache Stelle, und ſie iſt nicht zu treffen, ſo lange das Oeſtreich beſteht, welches wir in Ungarn wieder hergeſtellt haben.

Kleine Correſpondenzen.

Zur Charakteriſtik Heinrich's v. Arnim.

Die Zeiten ſind freilich nicht angethan, um „Berichtigungen" abzufaſſen und zu berückſichtigen. Auch dürfen, während Völkern Gewalt angethan wird, Einzelne ſich nicht beſchweren, wenn ihnen Unrecht widerfährt. Aber noch mehr die Liebe zur Wahrheit, als die begründete Verehrung für den Mann bewegt mich zu dem Wunſch, Sie möchten die folgenden Bemerkungen zu einem Aufſatz Ihrer trefflichen Grenzboten über den Freiherrn Heinrich von Arnim (Heft 39) nicht unberückſichtigt laſſen.

1. „Arnim hat als Redner kein Glück gemacht."

Er hat zweimal geſprochen. Das erſte Mal mit ungemeiner Befangenheit, mit gepreßter Stimme. Beide Male machten ſeine Reden furore. (Ich bemerke, daß ich die kleinen Antworten von der Miniſterbank 1848, die der Verfaſſer im Auge zu haben ſcheint, nicht als Reden gelten laſſe.) Die Themata waren auserwählt. Das erſte Mal ſprach er über die mecklenburgiſche, damals ſchwebende Angelegenheit, worin ſein ſcharfer Blick den erſten Anſatz der Contrerevolution wahrnahm. Dieſe Rede iſt mit einer andern nicht gehaltenen gedruckt erſchienen; er wurde um Herausgabe derſelben beſtürmt; ſie tritt vor der nicht gehaltenen in Hintergrund wegen der hiſtoriſchen Wichtigkeit dieſer; aber als Rede iſt ſie mehr werth, denn ſie iſt aus einem Entwurf für den Druck zuſammengeſtellt; dieſe iſt dem ſtenographiſchen Bericht entnommen. — Das zweite Mal ſprach Arnim gegen die Botſchaft vom 7. Januar. Dahlmann war ihm zuvorgekommen und hatte mit ungemeinem Beifall geredet. Arnim wollte durchaus nicht heran. Doch ſeine Partei bewog ihn dazu, beſonders da Manteuffel gegen D. ausfallend geweſen. In der Abendſitzung betrat nun A. die Rednerbühne; es ſind ſchwerlich jemals verletzendere Dinge feiner vorgebracht. — — Außer der unterdrückten, ſpäter gedruckten Rede über die Märzpolitik hatte ſich Arnim Notizen über eine Rede für Schleswig-Holſtein zuſammengeſtellt; ſeine guten Erfolge hatten ſeine ſehr beſcheidene Meinung über ſeine Rednergabe erhöht und er hätte dieſe letzte Rede, die viel verſprach, ſogar gern gehalten.

Digitized by Google

2. „An einer entſchiedenen Oppoſition hindere ihn der Umſtand, daß er finanziell nicht ganz unabhängig."

Ob Arnim von Haus aus begütert iſt, weiß ich nicht. Reich wie der Boitzenburger gewiß nicht. Aber er hatte eine ſehr reiche Holländerin geheirathet, die mit Hinterlaſſung einer Tochter und bedeutenden Vermögens (noch verſtärkt durch Erbſchaften der Tochter) ſtarb. Arnim iſt durch den Nießbrauch am Vermögen ſeiner Tochter, wo nicht durch Beerbung ſeiner Frau ſehr glücklich geſtellt. Im Gegentheil, er iſt von ſeiner Partei deshalb bei verſchiedenen Gelegenheiten vorgeſchoben und iſt immer bereit geweſen, weil er unabhängiger daſteht, als die Meiſten.

3. „Er wäre auch anderweit verhindert, ein entſchiedener Oppoſitionsmann zu ſein."

Nun, er iſt es aber 1849, 1850 geweſen. Se. Majeſtät weiß das nur zu wohl. Wie entſchieden er es aber war, das charakteriſirt ſich durch die Spannung, in die er z. B. in Erfurt unwillkürlich mit Gagern gerathen war. Gagern ſagte ſelbſt einmal, er hätte nur die Meinungen ſämmtlich ſondirt, von der äußerſten Rechten hier bis zur äußerſten Linken, d. hieße: Arnim. — Arnim gab Keinem darin nach; und die Art, wie die Entſchiedenſten ihm begegneten, z. B. die Kurheſſen, Häuſſer, Dahlmann, erkannte dies an.

4. „Er ſei durch ſeine Rauheit unbeliebt."

Ob ſeinen Untergebenen, weiß ich nicht. Einige derſelben kannte ich, die, ſo lange er im Amt war, ihn anbeteten; Andere, die ſchon damals gegen ihn ſchreiben ließen, z. B. Graf Bülow. — Seine Partei (das war das Centrum der I. Kammer: Dahlmann, Brünneck, rc.) liebte ihn; ſein Verhältniß zu D. war das der Freundſchaft. Aber ein ebenſo lieber Gaſt war er ſtets in Helgoland, bei der II. Kammer, obwohl er ſtets derb ſprach über Dinge und zu den Faiſeurs. Georg Beſeler ſchätzt ihn; Dyhrn verehrt ihn. — Uebrigens wählte ja die II. Kammer ihn in's Staatenhaus nach Erfurt, obſchon er ein Mitglied der I. Kammer war. (Seit Erfurt lebte Arnim abwechſelnd in den Herzogthümern und auf ſeinem Schloß Linſchoten bei Utrecht im Königreiche der Niederlande.)

Aus Holſtein.

Bei Pinneberg kamen zwei holſteiniſche Unterofficiere in unſern Waggon und gleichzeitig 8 bis 10 Recruten, welche bisher in einem andern Waggon geſeſſen hatten. Sie ſprachen plattdeutſch, ſchienen aus der Hamburger Umgegend und renommirten als Grünſchnäbel ſo unverſchämt, wie ein „Buttje" aus der Hauptſtadt ſich wohl einem Bauernjungen gegenüber in die Bruſt wirft. Die beiden Unterofficiere hielten ſich ruhig. Nach einer Weile jedoch ſteckten ſie die Köpfe zuſammen, zwinkerten mit den Augen und begannen eine leiſe Unterhaltung. Es was nicht viel davon zu verſtehen; wer aber die Ohren ſpitzte, konnte ſo einzelne Worte wie „Schundcompagnie" und „Kanonenfutter" nicht füglich überhören; auch ließ ſich aus einzelnen Bruchſtücken der Unterhaltung ohne große Mühe verſtehen, daß ſie den Auftrag hätten, die hoffnungsvollen Recruten in eine Compagnie zu ſtecken, welche aus Subjecten beſtehe, die nicht einmal gut genug ſeien, um eine Nummer zu bekommen, die überhaupt nur gebraucht würde, um bei erſter Gelegenheit auf anſtändige Weiſe aus der Welt ſpedirt zu werden, und was ſich denn ſonſt noch Erquickendes in dieſer Richtung ſagen ließ. Die ganze Unterhaltung ging ſo ge-

Digitized by Google

ſchäftsmäßig und ſcheinbar unabſichtlich von ſtatten, daß man die beiden Unterofficiere ſchon beſchäftigt glauben konnte, unter den renommirenden Burſchen ſich die rechte Sorte auszuſuchen. Denen aber war, was ſie halb und halb verſtanden hatten, wie der bleiche Tod in die Glieder gefahren. Bei der nächſten Station ſtiegen ſie aus, und wir ſahen ſie mit andern Kameraden ſich ſehr ernſtlich bereden, und der kräftige Ausdruck Schund-Compagnie kam dabei hauptſächlich in Erwägung. Dieſelbe Berathung wiederholte ſich auf den weitern Stationen. Die armen Jungen! ſie waren ſo verſtändig und ſchweigſam geworden, als wären ſie einer Mine zu nahe gekommen und wüßten nur noch nicht recht, wo und wie ſie platzen werde. Die Unterofficiere aber hatten erreicht, was ſie wollten, und erzählten uns in ihrer trocknen Art ergötzliche Schwänke ähnlichen Calibers, wobei die Aufſchneider und Prahler immer Haare gelaſſen hatten.

Von Neumünſter zweigt die Bahn nach Rendsburg ab. Wir ſchlugen dieſe Route ein. Die Eiſenbahn verkürzt hier eine Landſtrecke, die viel Aehnlichkeit mit der Lüneburger Haide hat, und durch welche ſelbſt die Locomotive uns noch zu langſam fortzuſchleppen ſcheint. Dieſer öde Strich Landes zieht ſich von Süden nach Norden und wird die Geeſt genannt, im Gegenſatz zur fetten Marſch, welche die Oſt- und Weſtküſte zu einer der Fruchtkammern des Nordens macht.

Um die Mittagszeit etwa war Rendsburg erreicht. Der Bahnhof liegt wohl 20 Minuten von den Ringmauern der Stadt entfernt. Um dieſe herum ziehen ſich in unüberſehbarer Ausdehnung Schanzen und Vorwerke, zum großen Theil erſt in neueſter Zeit durch die Armee in ihren Mußeſtunden ausgeführt. Am Thore war ſtrenge Controle, übrigens gemüthliche Wachtſtubengeſellſchaft, wie es ſchien lauter friſch gebackene Krieger. Im Innern der Stadt drängte ſich's von Soldaten aller Waffen; der Sonntag hatte ſie aus den Dörfern und aus dem Lager in bunter Menge herbeigeführt. Dazwiſchen raſſelte es von Leiterwagen und Karrethen aller Art, einige mit Heu und Stroh, andere mit Korn und Lebensmitteln beladen; ein fortwährendes Hinundher ohne Anfang und Ende. Auf dem Marktplatz war Parade, und wie es aller Orten geht, kam auch hier, wer eben nicht Dienſt hatte, und fand Intereſſe daran, den Kameraden im Dienſt zu beäugeln. Hart am Paradeplatz aber zieht ſich der „Jungfernſtieg" der Rendsburger ſchönen Welt. Sie war nur ſchwach vertreten, und den Officieren, welche gerade gegenüber in der Harmonie ihren Sammelpunkt haben, mochte die Ausſicht wenig Erquickliches bieten. Nicht weit davon erinnerten Trümmerhaufen und die in der Nähe liegenden entwurzelten Bäume, zerriſſenen Balken, geknickten Eiſenſtangen an das einſtige Laboratorium und an die entſetzliche Verwüſtung, welche ſeine Exploſion begleitete. An den Häuſern ſind kaum noch Spuren der Erſchütterung zu entdecken.

Auf dem Paradeplatz liegt die Hauptkneipe der Unterofficiere und Gemeinen, ein enges Local von zwei in eins verwandelten Zimmern, deſſen beſchränkter Raum noch ein breites Billard beherbergen muß. Bier wird oder wurde damals nirgends, weder in noch um Rendsburg, geſchenkt. Man ſah daher nur Weingläſer mit dem obligaten Beefſteack und der unvermeidlichen, die Stelle des Gemüſes vertretenden Senfbüchſe. Je einförmiger aber die Speiſekarte, deſto bunter war die Karte der deutſchen Stämme, welche hier ihr Contigent geſtellt hatten. Zu unſerer Rechten ein ſchmächtiger Weimaraner, der die Stadt der großen Todten, und wer weiß was Heimathliches ſonſt noch, ſich nicht aus dem Gedächtniß ſchlagen konnte. Neben ihm ein redſeliger Baier, dem das fatale Bierverbot alle Luſt am Leben genommen hatte, wie er ſich ausdrückte. Weiter zur

Digitized by Google

Seite eine echte Wachtmeiſter-Phyſiognomie aus Wallenſteins Lager; große Stirn, lachende Augen, gebändigter Bartwuchs, ſtramme, derbe Figur und eine abgeſchloſſene, joviale, ſichere Art und Weiſe in Rede und Bewegung, wie ſie einem ganzen Officiercorps als Muſter vorgehalten werden könnte.

Als wir wieder in's Freie traten, wurden 4 däniſche Gefangene eingebracht. Von fern geſehen, machen die blauen Hoſen ſie den Holſteinern ſehr ähnlich; erſt nahebei treten die einzelnen Verſchiedenheiten mehr hervor, und beſonders machen die öſtreichiſchen oder franzöſiſchen Käppies, ſtarke, hohe Mützen mit geradem Schirm, den Dänen kenntlich. Der Waffenrock iſt ſonſt ähnlicher Länge. Man lernt den Feind im Kriege leicht an den geringſten Kennzeichen vom Freunde unterſcheiden; ſonſt müßten in dieſem Kriege viele Verwechſelungen vorfallen. Die Holſteiner bekommen indeſſen allmälig ſämmtlich, ſtatt der blauen, die grauen preußiſchen Beinkleider und ſind dann ganz auf gleichem Fuß mit der preußiſchen Armee. — Die Gefangenen waren aus verſchiedenen Altersclaſſen, ſchienen mit der Veränderung ihres Schickſals ganz zufrieden und konnten auch ſchon die ruhige Haltung, welche ihnen gegenüber die müßigen Zuſchauer beobachteten, für ein Zeichen hinnehmen, daß Holſtein kein Pendant zu dem Kopenhagener Pöbel zu liefern im Stande iſt.

Literaturblatt.

Neue Schriften über Oeſtreich.

Schlachtfelderblüthen aus Ungarn. Novellen nach wahren Kriegsſcenen. Peſth und Leipzig, H. Geibel. — Die meiſten dieſer Novellen ſind von Sajó, einem der beliebteſten ungariſchen Publiciſten. Die Darſtellung iſt lebhaft und anſchaulich, obgleich wir eigentlich nicht ſagen können, daß es uns angenehm berührt, die Schauderthaten, die wir ein Jahr vorher als entſetzliche Wirklichkeit in den Zeitungen geleſen, ſo kurze Zeit darauf als anmuthigen Romanſtoff verarbeitet zu ſehen.

Bekenntniſſe eines Civiliſten. Nicht von Q. E—ch. Leipzig, Coſtenoble und Remmelmann. — Natürlich eine Entgegnungſchrift auf die „Bekenntniſſe eines Soldaten" (Wien, Jasper, Hügel und Manz), die in Oeſtreich ſo viel Aufſehen gemacht und auch in dieſen Blättern mehrfach eine Beſprechung gefunden haben. Der „Civiliſt" iſt durch die abſolutiſtiſchen Paradoxien des „Soldaten", den er als einen Ausfluß der altconſervativen Partei in Ungarn, wenn auch nicht gerade als den Repräſentanten derſelben anzuſehen geneigt iſt, ſo aufgebracht, daß er die liberale Partei zu einer unbedingten Unterſtützung des vergleichungsweiſe wenigſtens „liberalen" Miniſteriums auffordert. Als Curioſität für unſere preußiſchen Leſer theilen wir folgende Stelle mit: „Bei uns ſind die Verhältniſſe anders als in Preußen. In Preußen iſt ein, wenn auch nicht ſehr großer Theil des Bürger- und Bauernthums wirklich aus Ueberzeugung reactionär. Bei uns iſt es nur ein kleiner Bruchtheil des Heeres und des Adels. Bei uns fehlen die Stahls und Gerlachs, und wir wollen hoffen, auch die Ohms (O!!!). Uns fehlt der finſtere muckeriſche, proteſtantiſche Pietismus, gegen den die katholiſche Bigotterie Freigeiſterei iſt." — Daß der „Civiliſt" in ſeinem Eifer gegen den Major Barbarczy ſo weit geht, ſeine Be-

Digitized by Google

ſtrafung zu verlangen, iſt wieder ein Beleg für den weit vorgeſchrittenen Liberalismus unſerer öſtreichiſchen Freunde.

Zur ungariſch-öſtreichiſchen Centraliſationsfrage. Von J. E. Horn. Leipzig, F. L. Herbig. Die Conſervativen in Ungarn und die Centraliſation. Von einem Altliberalen. Leipzig, Carl Geibel.

Beide Bücher behandeln die Intereſſen des großen Verfaſſungskampfes in Oeſtreich, welcher ſich gegenwärtig aus dem Reich der gezähmten Tagespreſſe in den immerhin mehr ariſtokratiſchen Kreis von Broſchüren und Flugſchriften zurückgezogen hat. Eine Anzahl der wichtigſten Parteiſchriften iſt in dieſen Blättern beſprochen. Gegenwärtig ſteht der Kampf ſo: Die föderative Partei iſt von ihrer extremen Richtung durch die Ereigniſſe der letzten Jahre und die Unterdrückung der demokratiſchen auflöſenden Elemente zurückgekommen, ſie hat dadurch, daß die bedeutendſten ſtaatsmänniſchen Talente Ungarns und Oeſtreichs ſich über die Streitpunkte vernehmen ließen, ein verſtändiges Programm und eine berechtigte Poſition gewonnen. So lange die Föderaliſten der Slaven und Ungarn prätendirten, daß Oeſtreich ſich in eine Anzahl von freien Staaten auflöſen ſollte, welche Heerweſen, Finanzen, Miniſterien für ſich haben müßten und nur durch das lockere Band des kaiſerlichen Namens zuſammengehalten ſein dürften, ſo lange hat dies Blatt gegen ſie Partei nehmen müſſen. Von dem Augenblick an, wo das Miniſterium Schwarzenberg anfing, ſeine octroyirte Verfaſſung vom 4. März, welche als Staatsgrundgeſetz den zweifelhaften Vortheil beſaß, daß ſie dehnbar und unbeſtimmt nach allen Richtungen war, zu verlaſſen, wo daſſelbe in den Verfaſſungen der Kronländer, noch mehr aber in ſeiner Regierungspraxis eine höchſt gefährliche und bedrohliche Centraliſation auch der Adminiſtration einführte und Miene machte, den Kaiſerſtaat in eine büreaukratiſche Maſchine zu verwandeln, änderte ſich die Stellung der Parteien und mit ihr auch die unſerer Freunde. Vieles, was im Jahr 1848 noch centraliſtiſch hieß, iſt jetzt föderaliſtiſch geworden und ſteht in Oppoſition gegen das Miniſterium; ſo die ungariſchen Conſervativen und Liberalen, ſo die Oeſtreicher Andrian und Pillersdorf. Allerdings ſind in dieſer großen Partei noch manche Gegenſätze, die öſtreichiſchen Staatsmänner der Oppoſition halten im Allgemeinen an der Verfaſſung vom 4. März feſt und glauben durch Deutungen, Zuſätze und Ergänzungen den einzelnen Landestheilen die freie Verwaltung und innere Selbſtſtändigkeit ſichern zu können, welche für die Conſtituirung des neuen Kaiſerſtaats nothwendig iſt, die Ungarn dagegen haben in der Regel eine ſehr natürliche Abneigung vor dem Octroy vom 4. März und tadeln viel an den einzelnen Beſtimmungen. In dem aber, was ſie wollen, ſind die einzelnen Fractionen nicht weit von einander entfernt, und die erſte Gelegenheit zu gemeinſamem parlamentariſchem Wirken würde unſerer Partei Einheit und Disciplin geben. Die Partei der Centraliſten iſt gegenwärtig in Oeſtreich verhältnißmäßig klein, ſie umfaßt faſt nur die Freunde des Miniſteriums à tout prix und die Paladine vom Säbel.

Von den genannten beiden Broſchüren verſucht die von Horn zu beweiſen, daß eine gouvernementale Centraliſation dem gegenwärtigen Kaiſerſtaat nothwendig ſei, und daß er nicht beſtehen könne ohne dieſelbe. — Man kann ſich allerdings bei der Deduction des Verfaſſers den Verdacht nicht fern halten, daß ihm nichts an dieſem Fortbeſtehen gelegen ſei, und daß er peſſimiſtiſch zum Schlimmſten rathe, weil er den unvermeidlichen Ruin des Staats doch vorausſehe. — Die zweite Broſchüre iſt eigentlich eine Wider-

Digitized by Google

legung der erſtern. Der altliberale Ungar ſpricht als beſonnener Patriot und zeigt entſchieden größere Kenntniß der Lage und Bedürfniſſe, ſowie der Ausſichten ſeines Vaterlandes. Die Grundſätze, welche er ausſpricht, ſind dieſelben, welche in dieſem Blatt Vertretung finden, und wie wir, gehört er zu den gemäßigten und beſonnenen Vertheidigern der adminiſtrativen Selbſtändigkeit Ungarns.

Bei dieſem ganzen Kampf um die Verfaſſung des Kaiſerſtaats kann man freilich zuletzt fragen, iſt es nach dem, was das Miniſterium bis jetzt gethan, bei der gegenwärtigen politiſchen Lage des Staats, und der Bildung, welche ſein Kaiſer ſeit dem October 1848 erhalten, noch möglich, von der betretenen Bahn einzulenken, zu einer beſſern Praxis? Oder iſt das Nothwendige bereits unmöglich geworden? — Nothwendig und doch unmöglich! Dieſer nicht abzuleugnende Widerſpruch iſt das Verhängniß Oeſtreichs, aber auch zugleich die treibende Kraft ſeiner Geſchichte, wie es bei Preußen der Widerſpruch zwiſchen ſeiner factiſchen Ausdehnung und ſeiner Beſtimmung iſt. — Ob irgendwo Lebenskraft genug iſt, den Kampf dieſes Widerſpruches, der ſonſt zu einem Auflöſungsproceß führen müßte, in eine Wiedergeburt umzuwandeln, das mit Sicherheit zu entſcheiden, ſind wir nicht Propheten genug.

Geſchichte der Ungarn. Von M. Horvath. Peſth, Emich. — Die erſten Lieferungen einer Ueberſetzung dieſes berühmten Geſchichtswerks der Ungarn. Die wiſſenſchaftlichen Verdienſte des Werkes muß man nicht nach ſeinem Anfang beurtheilen, da grade hier, wo der Urſprung und die älteſte Geſchichte der Ungarn behandelt wird, die neuſten, zumal linguiſtiſchen Unterſuchungen fremder Gelehrten nicht berückſichtigt ſind. Der Ueberſetzer hat durch die von ihm beigefügten Anmerkungen dieſem Umſtand nicht abgeholfen, und der Leſer wird die Zuſätze deſſelben gern miſſen. Daß die Verlagshandlung dies populäre und tüchtige Werk den Deutſchen durch dieſe Ausgabe zugänglich macht, verdient Dank.

Rerum hungaricarum monumenta Arpadiana ed. Stephanus L. Endlicher. Sangalli, Scheitlin et Zollikofer. Es war die letzte Arbeit des verſtorbenen Endlicher, in vollſtändiger Sammlung mit correctem Text die Quellen der ältern ungariſchen Geſchichte zugänglich zu machen. Die Entwickelungsgeſchichte der ungariſchen Nation hat, ganz abgeſehen von dem menſchlichen Intereſſe, welches wir alle in den letzten Jahren für die Ungarn gefühlt haben, für den Gelehrten noch jenen ſtarken Reiz, den alle räthſelhaften und dunkeln Momente der Geſchichte ausüben. Namentlich hat die Herkunft des Volkes, ſeine erſte Niederlaſſung in Ungarn und die erſten Zeiträume ſeiner Geſchichte unter eingeborenen Fürſten aus dem Geſchlecht Arad's vielfach zur Unterſuchung angeregt. Daß die alten Quellen für ſolche Forſchungen: Annalen, Chroniken und Urkunden dem fremden Gelehrten ſo wenig zugänglich waren, hat die Unſicherheit über manche Punkte der älteſten ungariſchen Geſchichte länger erhalten, als Recht iſt. Die Ungarn ſelbſt haben zwar in den letzten Jahrzehnten viel für ihre Antiquitäten gethan, indeß hat die Gluth ihres Patriotismus nicht grade gelehrte Gründlichkeit begünſtigt, zuweilen ihr Urtheil entſchieden irregeleitet. Es iſt dies das gemeinſame Unglück aller hiſtoriſchen Forſchungen, welche plötzlich durch warme Vaterlandsliebe herausgetrieben werden. Auch die deutſche Alterthumswiſſenſchaft hatte die Gräter und v. d. Hagen zu überwinden, ehe ſie durch die Gebrüder Grimm u. a. Sicherheit und Würde einer Wiſſenſchaft erhielt. Durch Endlicher's Sammelwerk wird das Studium der ältern Zeit auch außer Ungarn und Wien lohnend gemacht, und

Digitized by Google

wir dürfen mit Freude hoffen, daß uns die nächſte Zukunft die Früchte dieſes guten und bedeutenden Unternehmens bringen wird, für welches der ehrenwerthen Verlagshandlung auch Andere, als magyariſche Patrioten aufrichtigen Dank ſagen müſſen.

Die Sammlung von Gypsabgüſſen nach Antiken zu Königsberg. Von Dr. Ludwig Friedländer. Königsberg, Samter. — Wir machen auf die kleine Schrift aus zwei Gründen aufmerkſam. — Einmal iſt die Verbindung Deutſchlands mit ſeiner äußerſten Vorhut gegen die öſtlichen Barbaren noch immer ſehr loſe, in geiſtiger Beziehung ſo loſe als in politiſcher in der Kriſezeit, wo das heilige römiſche Reich es theilnahmlos geſchehen liß, daß der Ordensſtaat Polen zum Opfer fiel. Der oeſtpreußiſche Namen iſt einer der tüchtigſten und geſundeſten unſeres Vaterlandes, und es finden ſich auch in der Literatur gute Kräfte, aber ſie verkümmern in der Vereinzelung. Königsberg empfindet ſeine iſolirte Stellung um ſo lebhafter, da das übrige Deutſchland durch die große Vermehrung der Communicationsmittel in einen immer ſteigenden Verkehr getreten iſt. Wir haben allen Grund, jener entfernten Colonie und ihrer geiſtigen Bewegung diejenige Theilnahme zu ſchenken, die den Mangel dieſes Verkehrs wenigſtens einigermaßen erſetzen kann. — Das Schriftchen hat aber auch ein weiteres Intereſſe, als der beſcheidene Titel vermuthen läßt. Der Verfaſſer hat die bekannteſten Bilderwerke des Alterthums mit Geiſt und einer gründlichen archäologiſchen Bildung erläutert und einen nicht unweſentlichen Beitrag zur Kunſtgeſchichte geliefert.

An die Abonnenten der Grenzboten.

Es kommt uns zuweilen die Klage zu, daß einzelne Hefte der Grenzboten unſern Abonnenten unregelmäßig, zu ſpät oder auch gar nicht abgeliefert werden. Wir bitten die Abonnenten, in ſolchen Fällen der Redaction Anzeige zu machen. Wir werden bemüht ſein, dergleichen Uebelſtänden, ſo weit in unſern Kräften ſteht, abzuhelfen.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Guſtav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von C. E. Elbert.

Digitized by Google

Neue Romane.

Man mag vom ſtreng äſthetiſchen Standpunkt darüber unzufrieden ſein, daß der Roman überhaupt exiſtirt; denn wenn die neuere Literatur ihm auch manches Vortreffliche verdankt, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß ihm ein großer Theil an der Schuld ihrer Verwilderung zur Laſt zu legen iſt. Denn je laxer die Kunſtform, deſto üppiger, willkürlicher, deſto geſtaltloſer ergeht ſich die Phantaſie.

Aber zu umgehen iſt er nicht. Wollte die Literaturgeſchichte den Roman unberückſichtigt laſſen, ſo würde ihr ein weſentliches Moment unſerer Cultur entgehen.

Auch in unſeren Tagen, nachdem die erſte Gluth des politiſchen Eifers abgekühlt iſt, wendet ſich unſere Jugend mit der Dämmerung ihres Ahnens und Sehnens wieder zu der alten gewohnten Weiſe, und wir haben in ihren Erfindungen den Selbſtbekenntniſſen ſchöner Seelen zu lauſchen, die endlich zu der Einſicht gekommen ſind, daß es nicht gerade die Kraft eines Napoleon war, die in ihnen ſchlummerte.

Vorläufig wenden wir uns zu unſeren Nachbarn, den Briten, die keine Revolution durchgemacht haben, in deren Dichtung ſich alſo auch weniger Katzenjammer ausſpricht. Zuerſt haben wir eine Reihe hiſtoriſcher Romane anzuführen.

Pericles: a tale of Athens in the 83 Ol. By the author of a Brief Sketch of Greek Philosophy. 2 Bde. 1846.

The fawn of Sertorius (das Hirſchkalb des S.) 2 Bde. 1846. Und: **the fountain of Arethusa** (die Quelle der A.) 2 Bde. 1848, von Robert Eyres Landor.

Amymone: a Romance of the Days of Pericles. By the Author of Azeth the Egyptian. (Miß Lynn). 3 Bde. 1848.

Antonina, or the fall of Rome. A Romance of the 5 Cent. By Wilkie Collins. 3 Bde. 1850.

Die Frage nach der Berechtigung des hiſtoriſchen Romans überhaupt iſt nicht leicht von vornherein zu löſen. Allerdings ſcheint es nach dem glänzenden Erfolg von Walter Scott überflüſſig, die Möglichkeit einer Kunſtform zu unterſuchen, deren Wirklichkeit bereits erwieſen iſt. Aber das Beiſpiel eines großen

Digitized by Google

Dichters — daß Walter Scott ein großer Dichter war, werden unſere überweiſen Weltſchmerzler und naturphiloſophiſchen Belletriſten kaum mehr zu beſtreiten wagen — iſt nicht immer hinreichend, die Berechtigung der Form zu begründen, in welcher er ſein Talent ausgeübt hat. Seit Walter Scott ſind Legionen von hiſtoriſchen Romanen geſchrieben, aber kein einziger kann auch nur im Entfernteſten den Vergleich mit den Waverley-Novellen aushalten; kein einziger läßt das Unrecht vergeſſen, das darin liegt, hiſtoriſche Helden zu willkürlichen Fictionen der dichteriſchen Phantaſie herabzuſetzen. Dieſer Uebelſtand, der bei einer der geſchichtlichen Darſtellung ſo nahe verwandten Form, wie der Roman es iſt, noch viel mehr hervortreten muß, als bei dem Drama, das uns in eine ideale Welt verſetzt und uns zu wenig an die Realität des Lebens in ihren kleineren Beziehungen erinnert, um die wiſſenſchaftliche Kritik herauszufordern, läßt ſich weder ableugnen, noch durch die geſchickteſte Behandlung beſeitigen. Wenn die Figuren des hiſtoriſchen Romans Fictionen ſind, nur im Geiſte der geſchilderten Zeit gedacht und Träger der charakteriſtiſchen Bildung derſelben, ſo laſſen wir es uns gefallen. Allein dabei bleibt es ſelten oder nie, denn um einem geſchichtlichen Zeitalter gerecht zu werden, muß der Dichter ſich auf die Helden deſſelben, die wir aus der Geſchichte kennen, einlaſſen. Und wenn uns dann auch der Meiſterpinſel eines Walter Scott die Ludwig XI., Cromwell, Eliſabeth, Marie Stuart ꝛc. in ſo kühnen Umriſſen, ſo ſcharfen Farben darſtellt, wie es der gewöhnlichen Geſchichtſchreibung kaum gelingen dürfte, ſo kommen wir doch über jenes Durcheinander von Wahrheit und Dichtung nicht hinaus, wir fragen ſtets, wo fängt die Fabel an, wo die Geſchichte?

Andererſeits iſt es nicht zu leugnen, daß die Aufgabe des hiſtoriſchen Romans: ein Zeitalter in der Totalität ſeiner Lebensbeziehungen zu ſchildern, durch die Geſchichtſchreibung ſelbſt wenigſtens in einer künſtleriſchen Form nicht gelöſ't werden kann. Angeregt durch den hiſtoriſchen Roman, hat man es zwar in neuerer Zeit verſucht; man hat die individuellen Schickſale der einzelnen Perſonen, ihre Portraits, die Sitten und Gebräuche, ja das Coſtüm der Zeit, ihre Literatur und ſonſtige Bildung in den Faden der hiſtoriſchen Begebenheiten zu verweben und das Ganze künſtleriſch, novelliſtiſch abzurunden geſucht. Thomas Carlyle's Geſchichte der franzöſiſchen Revolution und Lamartine's Geſchichte der Girondiſten ſind Beiſpiele davon, aber freilich nicht ſehr aufmunternde. Wenn z. B. Carlyle, um ſeinem Publicum die Gleichzeitigkeit der Goethe'ſchen Dichtung mit den franzöſiſchen Feldzügen zu verſinnlichen, die Theilnahme Goethe's an der Campagne von 1792 und deſſen Memoiren benutzt, um bei dieſer Gelegenheit einige Aperçüs über Goethe zu geben, und durch den Contraſt eines mit den Studien über die Farbenlehre beſchäftigten Dichters und der wilden politiſchen und militäriſchen Bewegung zu wirken, ſo iſt dieſes Verfahren eben ſo unkünſtleriſch als unwiſſenſchaftlich, denn es zerſtreut die Aufmerkſamkeit und gibt in der Epiſode doch

Digitized by Google

nur ein ſchiefes und einſeitiges Bild, das zwar pikant, aber nicht vollſtändig iſt. Ebenſo wenn Lamartine durch eine Menge von Gott weiß wo hergeholten, jedenfalls ſehr unkritiſch geſichteten Anekdoten ſeinen Handlungen eine friſchere Farbe zu geben ſucht. Eine hiſtoriſche Monographie wird um ſo beſſer ſein, je ſtrenger ſich der Darſtellende an ſeinen Gegenſtand hält, und je erſchöpfender er ihn behandelt; und eine allgemeine Geſchichte, in der die verſchiedenen Momente der Cultur gleichmäßig zu ihrem Recht kommen ſollen, wird dieſe Aufgabe viel befriedigender löſen, wenn ſie dieſelben neben oder vielmehr nach einander, als wenn ſie ſie durcheinander referirt. So hat Macaulay ganz mit Recht die Sittenſchilderung ſeines Zeitalters von dem Gang politiſcher Begebenheiten getrennt.

Es läßt ſich alſo eine Kunſtform denken, welche die eigentliche Geſchichte ergänzt: die an Stelle des Referats über ein Zeitalter ein Bild deſſelben gibt, und wir können bei dem Namen des hiſtoriſchen Romans ſtehen bleiben, ohne dabei zu unterſuchen, inwieweit das gewöhnlich leitende erotiſche Intereſſe dabei in ſeinem Recht iſt. Jedenfalls wird auch die Liebesgeſchichte, die den Faden bildet, im Geiſt der Zeit gedacht ſein müſſen. Das Ideal eines ſolchen Romans ſetzt ein ebenſo gründliches Studium der Geſchichte voraus, als die eigentliche Geſchichtſchreibung, in gewiſſer Beziehung noch mehr, und daneben das künſtleriſche Talent. Es wird aber am wenigſten dann erreicht werden, wenn der Dichter nicht blos die Zeit zu ſchildern, ſondern im Sinne der Zeit zu ſchreiben verſucht, denn wir wollen unſern Standpunkt nicht verlaſſen, wir wollen den Contraſt jener Zeit gegen die unſrige empfinden, und der Dichter hat gerade die Aufgabe, die richtige Perſpective zu finden.

Wenn man dieſen letzten Punkt feſthält, ſo wird man es ſich erklären können, warum das Alterthum überhaupt, und im Alterthum vor Allem die claſſiſche Zeit der griechiſchen Bildung, der Form des hiſtoriſchen Romans am meiſten widerſtrebt. Es ſteht dieſe Zeit unſerer eignen Cultur ſo nahe, denn ſie iſt unſere Quelle, — viel näher als das Mittelalter, ja in mancher Hinſicht näher als die Reformationszeit, — daß wir alles Gefühl des Contraſtes, alle Perſpective verloren haben, daß wir erſchrecken, wenn es ſich zeigt, wie es in der ausgeführten, bildlichen Behandlung nicht anders möglich iſt, eine wie ungeheure Kluft uns von dieſen bekannten Figuren trennt, die wir bereits in der Schule als unſers Gleichen zu betrachten lernten.

Es gibt faſt in der ganzen Weltgeſchichte keinen Zeitraum, der uns eine ſo reiche, vollſtändige und muſterhafte Literatur hinterlaſſen hätte, als das Jahrhundert von Perikles bis auf Alexander. Drei große Tragiker ſtellen uns die ideale Seite des Lebens dar; mit unvergleichlichem Witz geißelt Ariſtophanes die Schattenſeite deſſelben. Die Geſchichte wird uns nicht allein in der claſſiſchen Form eines Thucydides überliefert, ſie wird durch eine Reihe glänzender Redner ergänzt. Aus Plato und Xenophon lernen wir nicht blos, wie die Griechen denken, ſondern

Digitized by Google

auch, wie ſie ſich unterhalten, wie ſie ſich auf ihren Märkten bewegen. Eine unerſchöpfliche Fülle von Kunſtdenkmälern verſetzt uns in das Innere ihrer Häuſer, auf ihre öffentlichen Plätze, in ihre Tempel; Jahrhunderte unſerer Cultur haben aus dieſen heiligen Quellen getrunken.

Und dennoch iſt bis jetzt jeder Verſuch, dieſes Bild, zu dem uns die einzelnen Züge ſo reichlich gegeben ſind, zu einer Totalität zu geſtalten, verunglückt. Obgleich wir die vortrefflichſten Muſter des Dialogs und der Rede aus dem Alterthum ſelber haben, iſt es uns unmöglich, in Proſa die Griechen in einen Dialog zu bringen, der nicht geradezu lächerlich und abgeſchmackt wäre. Ich erinnere z. B. an den Charikles von Becker, einen Verſuch, die ſämmtlichen Sitten und Gebräuche Griechenlands in einem Gemälde zu vereinigen, in welchem die novelliſtiſche Unterlage nichts weiter ſein ſollte, als der gleichgültige Leitfaden für die Excurſe. Dieſe Excurſe ſelbſt ſind ſo gelehrt und ſcharfſinnig, als man nur immer wünſchen kann, aber der Text iſt eine wüſte Moſaikarbeit aus antiquariſchen Brocken, der hohler und geſpreizter ausſieht, als irgend ein ſchlechter Roman von Clauren oder Schilling. An ſolche Verſuche, wie die Unterredungen der Homeriden in den Märtyrern von Chateaubriand, erinnere ich gar nicht, denn wo ſich die Gelehrſamkeit auf Schulreminiscenzen beſchränkt, iſt freilich eine befriedigende Darſtellung nicht zu erwarten.

In der Poeſie geht es eher. Goethe's Iphigenie und ſeine Elegien haben zwar in ihren geheimen ſittlichen Fäden ſoviel moderne Beziehungen, daß ſie ein Grieche ſchwerlich verſtehen würde, aber es iſt doch eine abgerundete Welt darin, die mit der griechiſchen einige Aehnlichkeit hat.

Wie geſagt, die Zeit des Sokrates liegt uns in den höhern Gebieten des Geiſtes näher, als irgend eine Periode des Mittelalters. Aber einmal wiſſen wir uns mit dieſer in jedem Augenblick in Contraſt; wir haben in unſerm Geiſt noch die Narben, die jene wilde Vergangenheit ihm ſchlug, und wenn wir dieſe darſtellen, ſo überfliegen wir in unſerer Erinnerung den Lauf der Geſchichte, die von da zu uns leitet, und freuen uns der Siege, die wir erfochten haben. Sodann iſt uns überall klar, daß wir es mit einer verworrenen, widerſpruchsvollen, romantiſchen Zeit zu thun haben, deren Bildung aus den entgegengeſetzten Momenten hervorgegangen war, und ſo befremdet es uns nicht, wenn die eine Erſcheinung des Lebens die andere Lügen ſtraft.

Aber in Hellas iſt ſoviel Harmonie, eine ſo hohe Bildung mit einer ſo reizenden Naivität verknüpft, daß wir überzeugt ſind, wir müſſen darin zu Hauſe ſein, und daß es uns unangenehm berührt, wenn wir uns nicht zu Hauſe finden, ja wenn wir erkennen müſſen, daß auch die Griechen, trotz ihres hohen und klaren Verſtandes, nicht ganz bei ſich zu Hauſe ſind. Romantik bei den Gothen kann uns nicht überraſchen, aber bei den Griechen iſt ſie uns unverſtändlich und unheimlich.

Digitized by Google

Das rührt daher, weil wir die einzelnen Züge des griechiſchen Lebens, die wir uns in der Schule gewöhnt haben nur als Epigramm, als Witz, als Anekdote, oder in dem verklärten Reflex der Schiller'ſchen Elegie zu betrachten, bei jedem Verſuch, ſie näher auszumalen, in einem ganz andern Licht anſehen müſſen.

Die Vielgötterei, als heiteres Spiel der Poeſie betrachtet, gewährt unſerer Einbildung eine angenehme Beſchäftigung; aber ſehen wir ſie plötzlich, mitten in einem verſtändigen Leben und Denken, als Ernſt hervortreten, ſo macht ſie uns Grauen. Diogenes in der Tonne als Anekdote iſt drollig genug, aber auf dem Markt von Athen, neben Demoſthenes, Phocion u. ſ. w., wir können uns die Scene nicht denken. Die Ekkleſiazuſen, Lyſiſtrate, Thesmophoriazuſen in der Studirſtube geleſen, enthalten genug Poeſie, um uns für die Cynismen zu entſchädigen, aber denken wir ſie auf dem Theater, vor einem ungeheuern Publicum aufgeführt, nehmen wir hinzu, daß ſich die Satire zum Theil auf eine ſehr handgreifliche Wirklichkeit bezog; vergleichen wir ferner den Bacchus in den Fröſchen mit dem Bacchus in den Myſterien und in der Kunſt, ſo geht uns, auch noch ohne daß wir an die Knabenliebe, die Orakel u. dgl. denken, eine ſolche Fülle von Romantik auf, daß wir ſie mit unſern Erinnerungen aus der Schule nicht mehr in Einklang zu bringen wiſſen. Ja ſelbſt eine ſo populäre Figur wie Sokrates verliert für unſere Denkweiſe an Verſtändlichkeit, wenn wir ihn uns näher ausmalen, wie er den Einen nach dem Andern beim Zipfel faßt, ihn zum Nachdenken anzuregen u. ſ. w. Wir hatten es vergeſſen, daß zwiſchen der Zeit des Sokrates und der unſrigen zwei Jahrtauſende, daß das ganze Mittelalter dazwiſchen liegt; in der plaſtiſchen Ausführung können wir es aber nicht vergeſſen, und daher kommt unſere Unbehülflichkeit der Darſtellung.

Je weiter wir uns aus der eigentlich claſſiſchen Zeit entfernen, deſto weniger werden wir durch den Widerſpruch verletzt. Darum iſt ſelbſt die wüſte Unſittlichkeit des römiſchen Kaiſerreichs geeigneter für den hiſtoriſchen Roman, als das Jahrhundert des Thucydides und Xenophon.

Von den vorliegenden Romanen, die wir eigentlich nur angeführt haben, um jene Bemerkungen daran zu knüpfen, iſt der ſchlechteſte „Amymone" von Miß Lynn, welche die Geſchichte des Perikles behandelt. Sie iſt ohne alles gründliche Studium und erinnert mit ihrem Dialog zuweilen lebhaft an den Diogenes von Felix Pyat. — Die übrigen, mit Ausnahme der Antonina, verzichten auf den Ruhm einer poetiſchen Darſtellung; Sertorius iſt im Geiſt einer zur Zeit des Salluſt verfaßten Chronik geſchrieben; die Quelle der Arethuſa enthält eine Reihe von Unterredungen, die von der Grundlage des realen Lebens getrennt ſind; „Perikles" iſt eine fleißige und nicht ungeſchickte Charakteriſtik. Die einzige von dieſen Schriften, die eine gewiſſe Popularität erlangt hat, und nun auch in Deutſchland durch eine Ueberſetzung bekannt geworden iſt, iſt der Roman von Wilkie Collins. —

Wir wenden uns zu einer weſentlich verſchiedenen Claſſe von Novellen, die in's ſociale Gebiet übergreifen und durch Darſtellung von den Leiden des Volks auf ihre Abhülfe aufmerkſam zu machen beſtimmt ſind, zu der Claſſe der Proletarier-Romane. Wir führen zwei davon an.

Mary Barton. A tale of Manchester life. 1849.

Alton Locke, Tailor and Poet: an autobiography. 1850.

Die zweite der erwähnten Novellen, die erſt kürzlich erſchienen iſt, kenne ich nur aus einer Recenſion im Athenäum, die zugleich einen Auszug gibt. Sie ſcheint ein nicht unbedeutendes Publicum gefunden zu haben, obgleich, nach den mitgetheilten Stellen zu ſchließen, die bei den engliſchen Novelliſten ſo gewöhnliche und beliebte Kunſt, die Gewöhnlichkeiten des Lebens durch Humor zu idealiſiren, hinter den Ernſt des Zweckes zurücktritt. Der Inhalt iſt folgender: — Alton Locke iſt der Sohn einer armen puritaniſchen Mutter, die, in den heroiſch-düſtern Traditionen ihrer Secte aufgezogen, ihm eine ſtreng religiöſe Erziehung gibt. In der ungeſunden Vorſtadt, deren enge Straßen er nie verlaſſen darf, quält ihn eine unendliche Sehnſucht nach der Natur, die er nicht kennt. Der Knabe kommt zu einem Schneider in die Lehre. Hier weiß er ſich heimlich Mittel zu verſchaffen, eine ihm bis dahin verſagte Lectüre zu treiben. Dieſe, ſowie ſein Umgang und ſeine Schickſale machen ihn zum Chartiſten. Seine Mutter, die mit Schrecken wahrnimmt, daß er in der Schneiderwerkſtatt ſeinen Glauben verloren hat, nimmt ihn heraus, bei einem Buchhändler ſetzt er ſeine literariſche Bildung fort, ergreift dann wieder die Nadel, zugleich aber auch die Feder, um Dichter des Volkes zu werden. Als Chartiſt wird er vor Gericht geſtellt, eingekerkert und endlich durch eine edle Dame, die ihn im Nervenfieber pflegt, zum rechtgläubigen Chriſtenthum bekehrt.

Mary Barton läßt dieſen leidigen Troſt der Armuth bei Seite. Der Roman, der übrigens gleichfalls in das Verbrechen chartiſtiſcher Umtriebe ausläuft, enthüllt uns das nackte Elend der niedrigen Volksclaſſen mit ſchonungsloſer Wahrheit und Plaſtik. Die frivolen Erfindungen von Eugen Sue und den übrigen Franzoſen bleiben weit dahinter zurück; denn es iſt hier ohne alle Coquetterie, mit bitterm Ernſt und mit jener Kraft der Charakteriſtik, in der die Engländer uns weit voraus ſind, die Hütte des Proletariers aufgedeckt, wir verfolgen ſein tägliches Leben und ſeine Entbehrungen, den Irrgang ſeiner verletzten Empfindungen und Gedanken bis zum Verbrechen. Wir haben es nicht mit Ungeheuern zu thun, mit „Skeletten", „Schulmeiſtern" und ähnlichen Erfindungen der Opium-Phantaſie, ſondern mit kräftigen urſprünglichen Naturen, die auch in der Hitze der Verzweiflung und des Verbrechens die Zurechnungsfähigkeit nicht verlieren, und die unſer Mitleid in Anſpruch nehmen, auch wo wir ſie verdammen müſſen. Der Roman iſt mit jenem religiöſen Ernſt geſchrieben, der den Engländer auszeichnet, der es niemals leicht nimmt mit dem Elend und dem Laſter, der ſich

Digitized by Google

mit ſeiner Phantaſie und ſeinem Zorn nie in's Unbeſtimmte verliert, der ſtreng bleibt, auch wo er gerührt iſt. Aber es iſt eine trübe, ſchwere Atmoſphäre, die ſich über dieſe Schickſale ausbreitet, und wir werden mehr niedergedrückt, als erſchüttert.

Einen ganz entgegengeſetzten Charakter haben einige deutſche Romane der Gegenwart, von denen wir vorläufig auf einen eingehen.

Der Tannhäuſer. Ein Roman von A. Widmann. Berlin, Franz Duncker.

Was uns an dieſem Roman zunächſt äußerlich auffällt, iſt die Eigenthümlichkeit in der Plaſtik, die uns Deutſchen ganz ungewohnt vorkommt, und die ſich in dem Maß nur bei Balzac findet. Balzac iſt offenbar das Vorbild, namentlich bei Stellen wie dieſe, in welcher die Phyſiognomie des Haupthelden, Friedrich, geſchildert wird. — „Zuerſt ſah der Betrachtende ein Vogelgeſicht, ſo bedeutend überwog die vollkommene Stirn und die herabhängende Naſe die untern Theile. Allmälig aber blieb der Blick an der äußerſt feinen, von Leben zuckenden Oberlippe haften, welche bald von Liebreiz umgoſſen, ein ſtolzes Lächeln auf die runde weiche Wange zurückſpielte, bald feſt an die Unterlippe gepreßt, einen ätzend ſinnlichen Ausdruck gewann, der durch das zarte runde Kinn nicht gemildert wurde. Unwillkürlich ſah man einen Panther vor ſich, welcher in ſchmeichelnd gefährlichem Spiel zugleich lockt und vernichtet. Dieſer Eindruck war um ſo ſchärfer, wenn Fritz, wie er zu thun pflegte, die durchgearbeitete Hand wie ein Greif weit auf den Tiſch hineingeſetzt hatte.“ Gleich darauf wird die Gier geſchildert, mit der dieſe ideale Perſon zu — freſſen pflegt. — Ihr gegenüber ſitzt die Heldin, Franziska. „Sie hatte die volle Bruſt feſt an den Tiſch angepreßt und ſchaute mit den offenen braunen Augen Fritz entgegen, ſtill und unergründlich wie eine Sphinx. Jeder Zug des faſt erſchlafften Geſichts mit der gleichmäßigen lichten Hautfarbe war Fülle und Glanz.“ — „Das knappe ſchwarzſeidene Kleid hob ihre edlen Formen. Leicht hätte man die etwas zu große Fülle überſehen, wäre nicht über die ganze Figur ein Zug der Trägheit verbreitet geweſen. Dieſer contraſtirte ſeltſam mit der Bewegung, welche Franziska bei jedem ungewöhnlichen Geräuſch durchzuckte und dann an die ſtumme Unruhe einer gefangenen Wölfin erinnerte. — Im Ganzen langweilte ſich Franziska und darum war ſie nicht ſchön; denn wir ſchätzen an den Frauen doch vor Allem die Theilnahme als liebenswürdig, und namentlich volle und runde Züge, welche Ermattung und Indolenz in die Länge dehnen, können auch ein bedeutendes Weſen räthſelhaft entſtellen.“ — Man denkt wenigſtens, man hat es mit einer Gräfin zu thun: aber nein, die Heldin gehört zu einer Claſſe, der man unerhört ſchmeichelt, wenn man ſie gefallene Engel nennt. — Dieſelbe „ſtürzt ſich“ bei einer ſpätern Gelegenheit „weinend auf den Boden und ringt mit den Händen, als würde ſie vom Schmerz mit Fäuſten geſchlagen“ u. ſ. w.

Dieſe Seltſamkeit des Ausdrucks iſt aber noch nichts gegen die Seltſamkeit

Digitized by Google

des Inhalts. — Die Geſchichte ſpielt in den dreißiger Jahren in Schwaben. Der Tannhäuſer iſt ein hoffnungsvoller junger Mann, der in einem leidlichen Liebesverhältniß lebt, aber aus demſelben in den „Venusberg“ eines räthſelhaften Kreiſes verlockt wird, der ihn in manche ſociale Unbequemlichkeit ſtürzt und zuletzt Veranlaſſung gibt, ihn mit ſeiner Braut zu entzweien, aber auch nur durch das zufällige Mißverſtändniß eines Boten. Die Geſchichte endet tragiſch. Er tödtet ſich nicht ſelbſt, ſtirbt auch nicht im Duell, aber er bricht durch einen Zufall das Genick, was ihm freilich auch hätte begegnen können, wenn er nicht im Venusberge geweſen wäre.

Sowie in dieſer Handlung die eigentliche Pointe, ſo fehlt in dem ſonſtigen Inhalt des Romans alle Beziehung. Es werden ungeheure Anläufe gemacht, aber es geſchieht nichts, Vieles geheimnißvoll angedeutet, aber wir erfahren nichts. — Der Mittelpunkt jenes räthſelhaften Kreiſes iſt der ſchon erwähnte Fritz, ein junger Mann, der erſt eine Pſychologie, in der ſich das reine Weltgenie offenbaren ſoll, ſchreiben, dann König werden und ohne Sentimentalität alle möglichen Menſchenclaſſen, die ihm zuwider ſind, ausrotten laſſen will. Er ſpricht wie im Fieber und geberdet ſich wie ein Narr, aber es wird uns geſagt, daß er ſehr geiſtreich iſt, und der Vergleich, durch den er ſich über Chriſtus erhebt, wird zwar von den eigentlichen Weiſen der Geſellſchaft angefochten, aber nur bis zu einem gewiſſen Grade. Er ißt und trinkt ſehr viel, macht Schulden und gibt dann „Ordres“ an ſeine Anhänger, ihm Geld zu verſchaffen; wenn das Geld ausbleibt, verfällt er in raſende Verzweiflung. Er lebt als Vagabund, gibt ſich zuweilen für einen Prinzen aus und ſchreibt Artikel gegen die Liberalen. Jene Franziska, ein ehemaliges Freudenmädchen, macht er zu ſeiner Königin; ſeine Anhänger, die ihm ſelber die Hand küſſen und ihn „Herr“ anreden, müſſen ihr aufwarten, ebenſo die reſp. Bräute ſeiner Anhänger. — Man würde nicht zu Ende kommen, wenn man die wahnſinnigen Einfälle alle aufzählen würde.

Das Bemerkenswertheſte iſt aber der Ton, in dem das Ganze gehalten iſt. Der Verfaſſer iſt zwar nicht ganz einverſtanden mit ſeinem Fritz, er wendet zuweilen die Satire an, aber er thut es mit einer ſo gravitätiſchen Amtsmiene, daß man nicht klug daraus wird. Für eine Erfindung iſt das alles zu toll, man wird unwillkürlich zu der Vermuthung getrieben, es ſtecke ein Portrait dahinter. Einzelne Notizen, die uns von den abenteuerlichen Irrfahrten Friedrich Rohmer's zugekommen ſind, laſſen uns vermuthen, daß er das Urbild unſeres Helden ſein ſoll. Ueber dieſe Verkehrtheit, wirklich lebende Perſonen durch romantiſche Umdichtung zu carikiren, wie über den wunderlichen Act der genialen Weiber, ſich Tagebücher über ihre verſchrobenen Einfälle zu halten, fügen wir in einem ſpätern Artikel, der ſich über einige verwandte Erſcheinungen verbreiten ſoll, das Nähere hinzu.

J. S.

Digitized by Google

Bairiſches Militärweſen.

In der Feldherrnhalle zu München, die dem Fremden, der aus den gebildeten Theilen Deutſchlands ſeinen Einzug in Iſar-Athen hält, den Proſpect der Ludwigsſtraße ſchließt, ſteht rechts das metallene Koloſſalbild Tilly's, links Wrede. Iſt der Fremde in jenen nördlichen Gegenden, denen ſie drohend das Geſicht zukehren, wirklich zu Hauſe, ſo iſt der erſte klare Eindruck, den er in München bekömmt, der, daß es die Heimath des Zerſtörers von Magdeburg und des Generals iſt, der im böſen Jahre 6 unter allen die zuchtloſeſten Haufen zu commandiren die Ehre hatte, Soldaten dem Namen nach, aber in der That furchtbarer den Hühnern, Gänſen und Enten, ſowie ſonſtigem Beſitze der Wirthe, als die weiland berüchtigte Löffelgarde der Revolutionsarmee. Die ältere Generation in Schleſien, die 1806 geſehen hat, würde, glaube ich, weniger vor dem Beſuch von Kroaten und Sereszanern als vor einer neuen bairiſchen Invaſion bangen. Haut und Haar möchten bei beiden ungefähr auf gleiche Weiſe ſicher ſein, aber die bairiſche Stammeseigenthümlichkeit, die wir Andern als einen Reſt des urgermaniſchen Barbarenthums anſehen, macht, daß man ſich am Ende mit mehr Vertrauen in die Hände eines Rothmantels überliefert, der ſelbſt im ſchlimmſten Fall, wenn es über das Beutelſchneiden an das Kopfabſchneiden geht, noch mit einer gewiſſen Bonhommie und der bekannten ſlaviſchen Subtilität zu verfahren pflegt. Man wird bei dem Baier zwar nicht den Verluſt des Kopfes, wohl aber, namentlich wenn er ſich in idealer Stimmung befindet, Prügel von allen Graden zu riskiren haben, und es fragt ſich, ob es nicht rathſamer ſei, ſich mit einem Male durch eine kunſtgeübte Hand des Hauptes entledigen zu laſſen, als unter naturaliſtiſchen Fauſtſchlägen langſam zu verenden. —

Wir Kleindeutſchen außerhalb Preußen befinden uns, Dank ſei es der Politik der urſprünglichen Erfinder und Pfleger von Kleindeutſchland, gegenwärtig in der unangenehmen Situation, nicht mehr blos die Erinnerung an den Ruhm der bairiſchen Armee mit einem gewiſſen behaglichen Grauen fürchten zu müſſen, ſondern vielmehr vis à vis der ebenſo unbehaglichen, als ſicheren Erwartung, irgend ein Stück derſelben als Bundesexecutionstruppen bei uns einrücken zu ſehen; daher mag es erlaubt ſein, in wenig Zügen das Bild der jetzigen „Heldenſöhne der Bavaria", wie Se. Durchlaucht der Fürſt von Taxis ſeine blauweißen Regimenter gewiß zu ihrer eignen Ueberraſchung anzuproclamiren pflegt, mit dem jener alten typiſchen Figuren und ihres Beiwerkes zu vergleichen.

Dabei ergibt ſich denn zuerſt die unangenehme Entdeckung, daß ihre Zahl ſich bedeutend vermehrt hat. 6000 Mann, ſoviel commandirte Wrede 1806, haben hingereicht, um ein unauslöſchliches Andenken im ganzen Oſten der preußiſchen

Monarchie zu ſichern. Allerdings war das nur der geringſte Theil der Geſammtmacht des neugebackenen „Reiches" Baiern; auf dem Papier ſtanden damals ſchon 30,000 Mann. Jetzt aber ſollen, wie die bairiſchen officiellen Berichte einſtimmig angeben, 76,000 Mann ſchlagfertig ſein. Gewiß iſt es, daß 16 Infanterieregimenter vorhanden ſind, von denen jedes vor 1848 aus 2 Bataillonen beſtand, das Bataillon zu acht- bis neunhundert Mann gerechnet. 1848 brachte als die weſentlichſte Neuerung für Baiern die Creirung von dritten Bataillonen, die, wenn ſie vollſtändig wären, einen Effectivſtand der Infanterie von etwa 45,000 Mann gäben. — Aber bis vor Kurzem war zwar der Stamm aller 16 dritten Bataillone gebildet, doch kein einziges von ihnen ganz vollſtändig und von einigen eben nichts weiter als der Stamm vorhanden. Ganz neuerlich iſt die Errichtung von vierten Bataillonen durch Ordre des Kriegsminiſters befohlen worden; da man aber die größte Mühe hatte, den Stamm der dritten zuſammenzubringen und ihre Completirung wegen Mangel an Geld, Equipirungs- und Armaturſtücken gar nicht durchgeſetzt werden konnte, ſo werden wohl dieſe vierten Bataillone für immer auf dem Papier bleiben. Man laſſe ſich nicht dadurch täuſchen, daß die bairiſchen Zeitungen ſchon jetzt von ihrer zuſehends fortſchreitenden Bildung ſprechen; ſie haben dies ſeiner Zeit mit denſelben Worten auch von den dritten Bataillonen gethan, als noch kein einziger Unter- und Oberofficier für irgend eines derſelben ernannt war. — Die Ausrüſtung dieſer 45,000 Mann Infanterie iſt faſt noch ganz dieſelbe, wie wir ſie aus unſern Jugendjahren von den Nürnberger Bilderbogen kennen, die zumeiſt vaterländiſche Krieger abzuconterfeien pflegen. Der breite Helm ohne Decke des Nackens — das ſogenannte bairiſche Casquet, eine Verballhornung des alten Dragonerhelms; jetzt ſtatt der urvorweltlich zugeſchnittenen Fracks Waffenröcke von dem altbairiſchen Kornblumenblau, ſchwarze oder weiße Hoſen und ſehr viel Lederzeug geben dem Anblick des bairiſchen Infanteriſten durchaus nichts von dem Eleganten, Einfachen und doch dem Auge Wohlthuenden, welches die preußiſche Uniformirung und die ihr nachgebildeten zu einem relativ vollendeten Muſter erhebt. — Die Bewaffnung beſteht in Percuſſionsgewehren — ob die dritten Bataillone vollſtändig damit verſehen ſind, wäre noch erſt zu ermitteln, für die vierten hat der Staat im Augenblick ſicher keine Waffenvorräthe — und einem nicht unpraktiſchen kurzen Säbel, der erſt neuerlich eingeführt worden iſt. Die Bepackung iſt wenigſtens im Ganzen nach dem außerhalb Preußen faſt allgemein üblichen Syſtem eingerichtet und trägt ebenfalls nicht bei, den Glanz der äußern Erſcheinung des bairiſchen Infanteriſten zu erhöhen, wie ſie auch ſonſt in der Armee ſelbſt bei dem gemeinen Manne wegen ihrer Schwere und Unbequemlichkeit durchaus verhaßt iſt. —

Die Cavallerie beſtand und beſteht noch aus 6 leichten und zwei ſchweren Regimentern. Die erſten führen den Namen Chevaux-legers, der ſich außer Oeſtreich und Heſſen-Darmſtadt nirgends in Deutſchland erhalten hat. Es iſt

noch eine Erinnerung an die ſeligen Zeiten des Rheinbundes, wo man in Baiern und in manchen kleineren Rheinbundſtaaten zwar nicht die Geſichter und Herzen des Volkes in der gewünſchten Eile franzöſiſch zuſchneiden konnte, dafür aber deſto mehr fremde Namen als Document der Souveränität von Napoleon's Gnaden überall aufkleiſterte. — In Oeſtreich iſt der Name noch ein Reſt der pedantiſchen Roccocozeit mit ihrem Verſailler Colorit. Man hat ihn wie ſo viele andere ähnliche Traditionen als eine Appertinenz der Legitimität des Staatsweſens bis auf heutigen Tag beibehalten. — Die bairiſchen Chevaux-legers verrathen in ihrer Uniformirung recht naiv das kleinſtaatliche und gerngroße Weſen des ganzen Baierthums. Früher fungirten ſie als Uhlanen und waren ganz nach der bekannten geſchmackvollen Ausrüſtung der öſtreichiſchen Uhlanen equipirt: grüne coquett zugeſchnittene Spencer mit breiten ſcharlachrothen Bruſtſtreifen, polniſche Tſchako's und kurze Lanze. — Als ſie zu Chevaux-legers geſtempelt wurden, ſetzte man ihnen das nationale Casquet auf's Haupt, außerdem aber ließ man ſie in der alten Montur, ſo daß ſie jetzt an die komiſchen Verſuche gemahnen, die im vorigen Jahrhundert an verſchiedenen kleinern deutſchen Höfen gemacht wurden, auf die möglichſt wohlfeile Weiſe ſich mit einem Huſarencorps zu umgeben. Hatte man früher einige Dragoner gehabt, ſo mußten dieſe die Beinkleider und Armatur, die Garderobe des Theaters aber aus dem Vorrath ihrer abgelegten Stücke die Dolmans liefern. — Die zwei ſchweren Regimenter fungiren als Küraſſiere und übertreffen durch ihre dem Auge wohlgefällige Ausrüſtung allerdings alle bairiſche Truppen und die meiſten anderen deutſchen, die preußiſchen nicht ausgenommen. Jedes bairiſche Cavallerieregiment beſteht gegenwärtig aus 7 vollzähligen und vollſtändig equipirten Schwadronen. Jede zu etwas mehr als 150 Pferden gerechnet, gibt einen Beſtand von 1050—1100, für die ganze Reiterei etwa 8000. Die gewöhnlichen officiellen Angaben von 9000 Pferden ſind, wie aus ſicherer Quelle behauptet werden kann, bedeutend übertrieben. — Die Pferde ſind bei der leichten und ſchweren Cavallerie gleich vortrefflich, wenigſtens für Süddeutſchland, wo das Pferd überhaupt weniger gepflegt und in Ehren gehalten wird, als im Norden. Die Bewaffnung der Chevaux-legers beſteht in einem unendlich langen, wenig gekrümmten, weder für Hieb noch Stoß ſonderlich taugenden Säbel, einem Carabiner — der unnützeſten Paradewaffe, die es überhaupt gibt — und Piſtolen. Die Küraſſiere haben den gewöhnlichen Pallaſch und an Feuergewehren daſſelbe wie die leichten Reiter. Ihre Küraſſe machen einen guten maleriſchen Effect, ſollen aber weder ſo bequem noch ſo ſolid gearbeitet ſein, wie die öſtreichiſchen. —

Die bairiſche Artillerie beſteht aus 2 Regimentern zu Fuß und einem reitenden, im Ganzen 30 Batterien à 6—8 Geſchützen. Das reitende Regiment iſt ganz neuerlich, 1848, errichtet, die beiden andern auch erſt ſeit dieſer Zeit completirt. Vorher konnte man als höchſte mögliche Stärke der geſammten Heeres-

Digitized by Google

macht Baierns, wenn man nicht als officieller Correſpondent der Augsburger Allgemeinen oder für das Staatshandbuch ſchrieb, nicht mehr als 10 Batterien angeben. Vor dem Jahre 1840 waren nicht einmal ſo viel beſpannt und equipirt. Auf verſchiedenen Uebungslagern der dreißiger Jahre fungirten immer dieſelben zwei Batterien loco der geſammten Artillerie der betreffenden Diviſion. Als im Herbſte 1840 Krieg mit Frankreich drohte und die kleinern Bundesſtaaten von Frankfurt aus ernſtlich und nachdrücklich an die Completirung ihrer Contingente gemahnt wurden, entwickelte ſich in den verſchiedenen Artilleriewerkſtätten zu München eine außerordentliche Thätigkeit, um nur einigermaßen an den Normalbeſtand der 20 ausgerüſteten Batterien heranzukommen. Die damals gefertigte Arbeit wurde mit ſolcher Haſt betrieben, daß Sachverſtändige ein gerechtes Bedenken gegen die Haltbarkeit der dutzendweis gegoſſenen Kanonen und Mörſer äußerten. Es dauerte nicht lange, ſo verzog ſich die Kriegsgefahr, und die alte Verwahrloſung des ganzen Militärweſens, die unter König Ludwig Princip geworden war, riß wieder und vornehmlich bei der Artillerie, als der am meiſten koſtſpieligen Waffe ein, bis der Schreckſchuß der Februarrevolution und die deutſche Demokratie ſammt Parlament und hohenzolleriſchem Erbkaiſerthum auch in dieſen Zweig des bairiſchen Vertheidigungsſyſtems ein neues Leben brachte. — Gegenwärtig iſt der zweite Bruder des Königs mit ſeinem urbairiſchen Namen, Prinz Luitpold, Chef der ganzen Waffe und läßt es wenigſtens an häufigen Inſpectionen und Manövers nicht fehlen. — Beſpannung und Conſtruction der wirklich activen Geſchütze war ſchon in den Zeiten, wo das geniale Kunſtdilettantenthum Ludwig's viele Kanonen in Erzbilder umgoß und dann behauptete, es ſeien türkiſche bei Navarin in's Meer gefallene und dann wieder herausgefiſchte, ſehr gut. Namentlich waren durch den General Zoller, einen durchaus originellen, faſt genialen Routinier der Napoleoniſchen Schule, dem wohl ein größeres Feld der Wirkſamkeit zu wünſchen geweſen wäre, viele Verbeſſerungen an der techniſchen Conſtruction der Räder und Lafetten angebracht worden, die der bairiſchen Artillerie ſelbſt von ſchwererem Caliber eine Benutzung des ſchwierigſten Terrains verſtatteten, wie ſie der Artillerie früher ganz unmöglich war, und dabei die Sicherheit und Brauchbarkeit des Geſchützes ſelbſt nicht im mindeſten beeinträchtigten. Ich erinnere mich ſelbſt in den dreißiger Jahren ganz frappante Dinge der Art geſehen zu haben, die damals keine andere Artillerie nachmachen konnte. Wie es jetzt damit z. B. in Preußen ſteht, weiß ich freilich nicht anzugeben.

Die Dienſtzeit beträgt für alle Waffengattungen 6 Jahre. Nominell iſt jeder Baier militärpflichtig, in der That aber iſt das Einſteherſyſtem hier entwickelter als irgendwo anders in Deutſchland, und es war wenigſtens früher ſehr leicht, mit Hilfe einiger Kronenthaler für untauglich erklärt zu werden. Der gemeine Mann ſteht trotz ſeiner 6jährigen Dienſtzeit in militäriſcher Ausbildung im Durchſchnitt weit unter dem preußiſchen Soldaten, mit dem er auch in Hin-

Digitized by Google

ſicht auf Kleidung und Bewaffnung nicht verglichen werden kann. Von den 6 Jahren Dienſt auf dem Papier gehen in der Wirklichkeit durch periodiſchen Urlaub 4 ab, bei Infanterie und Artillerie oft auch noch mehr. Es iſt aber ganz natürlich, daß man in drei Jahren, von denen höchſtens eines für den Urlaub abzurechnen ſein wird, einen Soldaten nachhaltiger ausbilden kann, als in den kurzen Friſten der Einberufung, die, auf 6 lange Jahre vertheilt, faſt verſchwinden, wenn ſie auch zuſammen zwei volle Jahre ausmachen. — Außerdem fehlt im Volke aller echt militäriſche Geiſt. Die Raufluſt des Gebirgsjägers und Senners iſt das gerade Gegentheil davon, und in den übrigen Landſtrichen ſieht es nicht beſſer aus. Es gilt auch überall noch nicht etwa für ein nothwendiges Uebel, vielmehr für einen abſonderlichen Unſtern, wenn Jemand den blauen Rock anziehen muß. So gerne man in Baiern überall mit den 76,000 oder gar 100,000 Mann prahlt, die man angeblich in's Feld ſchicken kann, ſo ungerne möchte man doch ſelbſt der 76,000 und erſte ſein, der dabei mit aufzöge, und nicht etwa aus purer Bequemlichkeit und materiellen Rückſichten, ſondern auch weil man in letzter Inſtanz die ganze Militärwirthſchaft von oben bis unten haßt und verachtet. Nur wenn der Particularismus der verſchiedenen Landſchaften und Individuen von außen her gereizt wird, dann ballt man die Fäuſte und droht mit dem Heere. —

Die Güte und Brauchbarkeit der bairiſchen Truppen iſt, ſo weit ſie überhaupt vorhanden iſt, weſentlich abhängig von ihrer Heimath. In einer größeren und von echt militäriſchem Geiſte durchdrungenen Armee, z. B. in der franzöſiſchen, preußiſchen, engliſchen, im gewiſſen Sinne auch in der öſtreichiſchen, werden dieſe localen Verſchiedenheiten bekanntlich ſehr wohl in Rechnung gebracht, doch verſchwinden ſie ſchließlich vor dem Geſammtbewußtſein des Heeres, vor dem ſtreng durchgeführten Syſtem der Ausbildung und dem Corpsgeiſte der geſammten Befehlenden. Hier dagegen ſpielen ſie eine große Rolle. Im Allgemeinen gilt der echte Altbaier für den beſten Soldaten aller Waffengattungen. Der Grund liegt weniger in ſeiner phyſiſchen Beſchaffenheit, wie man in Baiern ſelbſt anzunehmen pflegt, als weil in den geſegneten Gauen von Freiſing, Paſſau, Dingolfing die Seele des Volkes gebundener iſt, als in irgend einem andern Theile von Deutſchland (Oeſtreich natürlich ausgenommen, wie ich überhaupt immer bei „Deutſchland" dieſes ausgenommen denke). Dieſe aus rein mittelalterlich barbariſchen Zuſtänden herausgeriſſenen Leute beißen zuerſt am heftigſten wider die Kette, indeß da ſie das dunkle Bewußtſein haben, daß ſie einmal für eine Kette geboren ſind, ſo gewöhnt ſich auch bald ihr ganzes Weſen von innen heraus daran, ſie kommen über die bloße äußerliche Zucht und Disciplin zu einer Art von Andacht und Hingebung gegen ihren neuen Beruf, die in andern Armeen durch einen ganz andern geiſtigen Proceß geboren wird. Dabei fehlt es natürlich nicht an gelegentlichen Ausbrüchen des alten tollen Naturells, das in ſeinen

früheren Verhältniſſen durch beſtändige Schlägereien auf Leben und Tod unter den Landleuten ſelbſt oder mit der Gensdarmerie, Forſt- und Jagdfrevel der brutalſten Art und eine beſondere Neigung zu gewaltthätigen Aneignungen fremden Eigenthums, vulgo Einbruch und Straßenraub, die in Altbaiern mehr als irgend in Deutſchland, und mehr als man in Norddeutſchland ahnt, floriren, ſich auszutoben pflegt. — Für eigentliche Disciplin im vollen Sinne des Wortes ſind dieſe Leute unfähig, wohl aber beſitzen ſie eine unwandelbare Anhänglichkeit an ihre Fahne und ihren Kriegsherrn und ſind auf dem Schlachtfelde außerordentlich tapfer und abgehärtet. Dabei kommen ihnen ihre früheren Lebensgewöhnungen ſehr zu Staaten. Sie haben ſich ſo oft im blutigen Kampfe, wenn auch nur mit den famöſen Schlagringen und Mäßern oder gar mit Stuhlbeinen und ſchweren ſteinernen Seidelkrügen verſucht, daß ihnen Blut und Wunden kein phyſiſches Grauen mehr erregen, im Gegentheil ſie erſt in eine Art von freudiger Exaltation ſetzen. — Abſteigend folgen dann die Oberpfälzer, die, eben ſo roh und gebunden wie die Altbaiern, nichts von ihrer Raufluſt beſitzen; dann die Schwaben. Namentlich in den ſüdlichſten Gegenden, die nicht blos in ihrer landſchaftlichen Structur viele Aehnlichkeit mit der jenſeits des Bodenſees liegenden Schweiz haben, wollen durchaus keine guten Soldaten gedeihen. Ich glaube aber, daß ein vernünftiger Staat gerade aus dieſen ſchön gewachſenen, ſchlanken und ſennigen Allgäuern mit ihrer Intelligenz und Weltgewandtheit die trefflichſten Soldaten ziehen würde. Sie haben etwas von dem heißeren Blute des Südens und die ganze Kernigkeit unſeres Volkes, ſo daß ſich aus ihnen eine höhere Potenz des franzöſiſchen und deutſchen Soldaten in ihrer beſten Qualität herausarbeiten ließe. — Nicht beſſer ſind die Franken, wenn auch mit merklichen Unterſchieden. Franken beſitzt bekanntlich das entwickeltſte Syſtem von größeren Städten, welches ſich in ganz Deutſchland findet, vielleicht die Winkel zwiſchen Rhein, Main und Neckar ausgenommen: Nürnberg, Fürth, Bamberg, Würzburg, Ansbach, Erlangen, Baireuth, Eichſtädt liegen alle auf dem Raume weniger Quadratmeilen zuſammengedrängt, und in ihnen allen iſt wenigſtens ſo viel Großſtädtiſches zu finden, daß ſich ein ſittlich und phyſiſch ſehr heruntergekommenes Proletariat entwickelt hat, das ſeines Gleichen in Deutſchland ſucht. Das iſt nun bei uns bekanntlich der ſchlechteſte Stoff, aus dem Soldaten geformt werden können, wie auch die beſſern Theile der ſtädtiſchen Bevölkerung, der ſolide Handwerks- und Handelsſtand, wenig für den Kriegsdienſt geeignet ſind. Die Landbevölkerung iſt durch die Einwirkungen dieſes Städtecomplexes in den meiſten Theilen der Landſchaft der ſtädtiſchen Bevölkerung ſehr ähnlich geworden und nur im Vogtland und Fichtelgebirge, der Rhön und dem Speſſart dauert das naturwüchſige Bauernthum, freilich in ſehr abſtoßender Geſtalt, denn es fehlen alle Vorbedingungen zu materiellem Wohlſein noch fort. Dort giebt es auch beſſere Soldaten, wenn ſie nicht, wie die auf der Rhön, von Hauſe aus gar zu ſchlecht genährt ſind. —

Digitized by Google

Die ſchlechteſten Soldaten ſtellt die Rheinpfalz. Sie ſind aller und jeder kriegeriſchen Eigenſchaften baar, und es fragt ſich ſehr, ob ſie in dem beſten Heerweſen der Welt je zur Brauchbarkeit herangebildet werden könnten. An einer gewiſſen Keckheit fehlt es ihnen nicht, es iſt aber lauter SchöppIesbegeiſterung, die nicht auf die nächſte Minute vorhält. An Disciplin ſind ſie ſchwerer zu gewöhnen als alle andern, weil das ganze Leben drüben eine grenzenloſe Nonchalence angenommen hat. Der Fremde fühlt ſich, wenn er nicht über den Verkehr der Wirthshäuſer und Wein- und Biergärten hinauskommt, allerdings von dieſer ungebundenen Gemüthlichkeit beſtens angeſprochen, aber wehe ihm, wenn der Ernſt des Lebens ihn mit den Brüdern und Vettern Herrn Wühlhubers zuſammenführt! Ein Staat, der eben nur ernſte Dinge von den Leuten verlangt, mit denen er in Berührung kommt, iſt vollends übel daran, beſonders dann, wenn er ſeine rigoröſeſte Seite herauskehren muß, wie das beim Militärweſen der Fall iſt.

Der bairiſche Officier iſt im Durchſchnitt ein Mann von anſtändigerem und beſcheidenerem äußern Auftreten, als mancher ſeiner nordiſchen Kameraden. Der excluſive Corpsgeiſt iſt nur in ſehr beſchränktem Maße vorhanden, noch weniger verbindet ſich damit die Excluſivität eines ſeit vielen Generationen unter den Lieutenantsepauletten ergrauten Junkerthums. Im Ganzen iſt der ſonſt ſehr zahlreiche bairiſche Adel unverhältnißmäßig ſchwach in der Armee vertreten. Nur der altbairiſche pflegt die jüngern Söhne, für die die Pfründen ſehr ſpärlich geworden ſind, in den Münchner Regimentern, auch wohl bei einigen Corps der Cavallerie verſorgen zu laſſen. Der Adel der andern Landestheile lebt entweder außer aller unmittelbaren Beziehung zu Staat und Heer oder er ſchlägt lieber eine juriſtiſche oder ſonſt wiſſenſchaftliche Carrière ein. Dies und die ganze Stimmung des ſüddeutſchen geſelligen Lebens gibt den bairiſchen Officieren jenen mehr bürgerlichen Anſtrich, der ſchon manchen norddeutſchen Culturmüden zum warmen Lobredner des bairiſchen Militärweſens gemacht hat. In neuerer Zeit beginnt ſich indeſſen auch hier ein ganz excluſiver Lieutenantston zu entwickeln, der hauptſächlich von den maſſenweis in den letzten Jahren hereingeworfenen jüngern und jüngſten Officieren ausgeht. Als 1848 der Beſtand der Armee etwa um ein Drittel erhöht und zugleich durch eine umfaſſende Penſionirung ſehr viele ältere Officiere entfernt wurden, ſah man ſich genöthigt, zu den erſten beſten ſelbſt nach bairiſchem Maße nur halbwegs qualificirten Leuten Zuflucht zu nehmen, die jetzt ihre etwas unmilitäriſche Vergangenheit durch deſto größern Corpsgeiſt zu ſühnen beſtrebt ſind. Damals vertauſchten nicht nur viele durch die Revolution brodlos gewordene Künſtler Meißel und Pinſel mit den Epauletten, ſondern auch Candidaten, Studenten aller Facultäten und Landsmannſchaften, nicht weniger was ſich als letzte Ausläufer an die gebildeten Stände anſchließt, Handlungsdiener, Chirurgen und wirkliche Barbiere fanden Zugang zu den freilich niemals ſehr prüde abgeſchloſſenen Reihen des bairiſchen Officiercorps.

Digitized by Google

Die militäriſche Ausbildung dieſer jüngſten Generation läßt ſich nach dem Geſagten von ſelbſt bemeſſen. Unter den älteren Officieren gibt es mehrere literariſche Notabilitäten — Heilbronner, Xylander, Szenner ꝛc. — aber durchſchnittlich verſtehen ſie ſelbſt vom eigenen Fache nicht viel mehr, als eben das laufende Bedürfniß ihres Dienſtes verlangt. Der Generalſtab beſteht aus ſehr kenntnißreichen und auch in den Hülfswiſſenſchaften der Kriegskunſt wohl bewanderten Leuten, wie z. B. der von ihm herausgegebene große Atlas von Baiern beweiſ't; deſto ſchlechter ſind die Militärbildungsanſtalten, ſo weit man ſie nach ihren Früchten, dem gewöhnlichen Troſſe der Officiere, beurtheilen kann. — Zu dem gemeinen Manne ſteht der Officier in weniger innigem Verhältniß, als es etwa auch nur in Preußen der Fall iſt. Dieſes iſt ſo allgemein, daß die jovialſten und volksthümlichſten Naturen, an denen bei der Art des Volksſchlages im bairiſchen Officiercorps ein wahrer Ueberfluß iſt, doch augenblicklich zugeknöpft und ſteifleinen werden, wenn ſie mit dem Soldaten in oder außer dem Dienſte zuſammentreffen, vielleicht eben wegen der zu großen Gleichheit in Bildung und Lebensgewohnheiten bei beiden Claſſen. Daß ſich außerdem die weltbekannte bairiſche Grobheit gerade in dieſen Verhältniſſen am unverhohlenſten und naturwüchſigſten manifeſtire, bedarf keiner Erwähnung. Es ſind übrigens die verſchiedenen Typen des bairiſchen Officiers durch die meiſterhaften Darſtellungen der M. fliegenden Blätter ſo ſehr Gemeingut von ganz Deutſchland, daß ich blos an ſie zu erinnern nöthig habe, um den Leſer zum Bewußtſein zu bringen, daß ein ganzer Schlag von Officieren wohl für den Weinkeller und das Bierhaus ſammt Kegelbahn, nicht aber für ein im modernen Sinn conſtruirtes und zu den Zwecken des modernen Staates verwendbares Heer geſchaffen iſt. — Ihr Verhältniß zu dem Civil iſt meiſtens recht gut, d. h. ſie gelten eben für die luſtigſten und gemüthlichſten Brüder und werden als ſolche geſucht und honorirt. Auf feine Lebensformen legt man ja ohnehin ſelbſt in den ſogenannten Honoratiorenkreiſen Baierns weniger Werth als im Norden, was ſich ſchon daraus ergibt, daß die Männer faſt immer nur unter ſich der Geſelligkeit pflegen und mit den Damen gewöhnlich nur in dem Ballſaale in Berührung kommen. —

Der gemeine Mann vergilt die oft barſche und brutale, immer aber rückſichtsloſe Behandlung von Seite ſeiner Vorgeſetzten mit gleicher Münze. Selten hört man einen Officier wegen irgend welcher guten Eigenſchaft rühmen, noch ſeltener findet ſich eine wirkliche perſönliche Anhänglichkeit. Gewöhnlich kennt der Soldat nur eben die Officiere ſeines Bataillons bei ihren Namen oder an ihren Geſichtern, um die übrigen kümmert er ſich nicht, weil er ebenſo wenig Intereſſe an ihnen findet, wie ſie an ihm. Daher kann es nicht auffallen, daß die Mehrzahl der Inſubordinationsfälle Vergehen gegen die Officiere, Grobheiten, thätliche Beleidigungen u. dergl. zum Gegenſtand haben. In zweiter Linie ſtehen die Exceſſe in den Wirthshäuſern, ſeltener zwiſchen Militär und Civil als zwiſchen

Digitized by Google

der Mannſchaft verſchiedener Waffengattung oder Regimenter, oft auch deſſelben Bataillons. — Dieſer Regimentsparticularismus, ein wahrer Mikrokosmus des Staatsparticularismus, geht in Baiern ſehr weit. Am großartigſten entfaltete er ſich in den letzten Jahren, und namentlich eclatirte er auf eine die Exiſtenz der ganzen Armee in Frage ſtellende Weiſe auf dem viel beſprochenen Lager bei Donauwörth im Mai 1849. Dort waren altbairiſche und fränkiſche Truppen faſt in gleicher Anzahl verſammelt. Die Franken hatten als augenblickliche Form des undisciplinirten Geiſtes, der durch die Bewegung von 48 in der Armee naturgemäß ſich ſehr üppig entfaltet hatte, die Demokratie gewählt, die Altbaiern, an und für ſich nicht weniger undisciplinirt, waren wenigſtens in ihrer Loyalität für die blauweiße Fahne nicht wankend gemacht worden. Bei beiden Theilen ſteigerte ſich durch die Vereinigung die Stimmung bis zur Exaltation, und während der eine Theil des Lagers von den loyalſten Liedern und fortwährenden Vivats für König und Vaterland erſcholl, ſangen die anderen das Heckerlied und ſtießen auf die Republik Franken an, an der man damals auf den rieſigen Meetings zu Nürnberg zimmerte. Es kam ſo weit, daß ſich beide Theile nach unendlichen Prügeln einſtens zum Morgengruß mit Flintenſchüſſen becomplimentirten, worauf denn das ganze Lager ſammt König und Königin ſchleunigſt auseinanderging. Der Geiſt von Donauwörth ſpukte während des ganzen Jahres fort; die fränkiſchen Regimenter, die zur Abwehr der Trennungsgelüſte der Landſchaft nach Nürnberg und Würzburg gelegt wurden, wären die erſten geweſen, welche ſich unter die rothe Fahne mit dem Silberband geſtellt hätten, wenn ſie nur Jemand hätte aufſtecken wollen. Nach und nach trat wieder die Metamorphoſe aus der Demokratie in die gewöhnliche Ungezogenheit ohne beſtimmte Loſung ein, in welcher Phaſe ſie ſich gegenwärtig mit langſamer Wendung zu einer Art von Ordnung befinden. —

Daß ſo geartete Truppen im Felde für Freund und Feind ſchlimme Gäſte ſind, iſt leicht erſichtlich. Schon die verhältnißmäßig großen Anſprüche an Verpflegung und Ernährung, die ſie nach ihrer häuslichen Gewöhnung zu machen pflegen, müſſen im übrigen Deutſchland unbequem werden. Denn wo wird in der Mitte und im Norden von dem gemeinen Manne und dem Mittelſtande ſo viel und ſo gut gegeſſen und noch mehr getrunken, wie es z. B. der Altbaier oder der Schwabe und Franke in ſeinem väterlichen Gehöfte gewohnt iſt? Mit der Caſernenkoſt läßt er ſich natürlich im Felde nicht abſpeiſen. Daher ſchon deshalb überall bittere Klagen, wo Baiern, beſonders Altbaiern, im Quartier gelegen haben. Dazu kommt noch die ſo ſehr lockere Disciplin, die in Verbindung mit der Charakteranlage der Mehrzahl dieſer Soldaten ſie zu ebenſo groben und unverſchämten wie gefährlichen Gäſten macht. Der Säbel iſt bei ihnen ebenſo ſchnell aus der Scheide, wie früher das Taſchenmeſſer aus dem Ledergurt. Die Officiere können nicht viel dagegen thun, ſelbſt wenn ſie wollten, was gewöhnlich

Digitized by Google

nicht der Fall iſt. Sie riskiren, das geringe Quantum von Reſpect, das ſie ohnehin genießen, ganz zu verlieren, und am Ende noch Verhöhnung oder gar thätliche Mißhandlung. Falls ſie nicht zu derſelben kleineren Abtheilung, wie die Schuldigen, deren Unfug ſie ſteuern ſollen, gehören, kann ihnen das Letztere ſehr leicht zu Theil werden, wovon ich aus eigener Anſchauung Beiſpiele anführen könnte. —

Es iſt weit gekommen mit Deutſchland, daß ein ſolches Heer, welches zwar tüchtige Elemente zu einer vortrefflichen Armee, aber auch ſo viele Keime der Selbſtauflöſung enthält, dennoch bei der Entſcheidung über unſere Zukunft ein großes Wort mitzuſprechen hat! —

Zur Geſchichte der Preſſe.

The fourth Estate: Contributions towards a History of Newspapers and of the liberty of the Press, by Knight Hunt, London.

I.

Unter dieſem Titel ſind jetzt in London Beiträge zur Geſchichte der Zeitungen und der Preßfreiheit erſchienen, die uns den ganzen ungeheuern Weg zeigen, den die Induſtrie im Dienſte des menſchlichen Gedankens ſeit wenigen Jahrhunderten zurückgelegt hat. Ueberall ſehen wir, wie die Tagespreſſe gleichen Schritt hält mit der Entwickelung der Induſtrie, wie ſie immer wächſt, je näher die verſchiedenen Völker mit einander in Verbindung treten, und wie ihr Wachsthum die Induſtrie wieder zu neuen Erfindungen anſtachelt, um die täglich ſich ſteigernden Forderungen des ſchnellreiſenden Rieſen zu befriedigen. 1840 zog das größte engliſche Blatt, die Times, nur 2500 Exemplare in der Stunde ab; 1845 brachte ſie es dahin, 6000 Doppelbogen ſtündlich zu drucken; jetzt ſieht ſie ſich durch eine neue Erfindung, wonach die Form, die Geſtalt eines Kreisabſchnittes annehmend, um den Cylinder ſich dreht, in Stand geſetzt, 12,000 Exemplare ſtündlich abzuziehen. „In der Werkſtatt, wo dieſes Wunder vor ſich geht", berichtet das Quarterly Review bei Beſprechung des oben genannten Buches, „iſt kein Geräuſch zu vernehmen, und man kann ſich ſehr bequem unterhalten, während die Maſchine arbeitet. Noch vor zehn Jahren erinnerte der Lärm der Dampfpreſſe das Ohr an das Rollen des Donners und erſchreckte den Spaziergänger auf dem andern Ufer der Themſe. Ebenſo gleiten die leichten Räder unſerer Cabriolets über unſere geebneten Straßen, während im Mittelalter ein mit einigen Säcken Korn beladener Karren ſich eine halbe Stunde weit hören ließ und in 24 Stunden kaum einige Meilen zurücklegte."

Gegenwärtig erſcheinen in Oſtindien 48 Zeitungen in hinduſtaniſcher und

Digitized by Google

engliſcher Sprache; in Auſtralien und Tasmanien 47, in ganz Amerika ungefähr 1900, unter andern ein Negerblatt: „The Rights of All“, und eine Indianerzeitung: „The Cherokee Phenix“. Jede wichtige Neuigkeit verbreitet ſich mit der Schnelligkeit des Blitzes über die Erde; ihr tauſendfaches Echo hallt über die ganze Welt — denn die elektriſche Kraft dient dem Gedanken und den Thatſachen. Das britiſche Muſeum, das ungefähr 4000 Bände Zeitungen geſammelt hat, beſitzt nicht die Hälfte von denen, welche erſchienen ſind und noch erſcheinen.

Wie wurde dieſe gewaltige Macht geboren? Das Werk Knight-Hunt's ſagt es uns nicht, obgleich es wohl der Mühe werth geweſen wäre.

Kaum hatte Gutenberg die große Erfindung der beweglichen Typen gemacht, ſo gaben ſeine Nachahmer auf kleinen Quartblättern die neueſten Nachrichten heraus, welche mit großer Begier an den Kirchthüren, auf den Märkten, den Meſſen und in den Schenken gekauft wurden. „Man riß ſich dieſe Blätter aus den Händen (ſagt eine lateiniſche Note Adrian de Buts, die ein belgiſcher Archivar, Gurtat, aus einem Mſcpt. des 15. Jahrhunderts mittheilt), Jedermann gab gern Geld, um dieſe Blätter zu leſen, welche die Mainzer und Straßburger Drucker in großer Anzahl verbreiteten. Man erfuhr daraus die Angelegenheiten der Türkei (Turcorum gesta), die neueſten Ereigniſſe (Novissima gesta); namentlich in Paris fanden dieſe Blätter einen ſtarken Abſatz.“

Das war der Anfang der Tagespreſſe. Ihre Entſtehung war eine nothwendige Folge des ſich erweiternden Weltverkehrs. Schon ſeit langer Zeit hatten die Handelsvölker Europa's, die Venetianer, die Genueſen, die Flamänder, die Bürger der Hanſeſtädte ihren Bedürfniſſen durch mehr oder minder zuverläſſige handſchriftliche Correſpondenzen abzuhelfen geſucht. Sie führten den Titel: Notizie scritte, Zeitungen, Relationen; zwiſchen 1580 und 1610 wurde es Sitte, ſie zu drucken, ſie erſchienen aber unregelmäßig. Ohne regelmäßige und vollſtändige Periodicität gibt es noch kein wahres Zeitungsweſen.

Anfangs ſchenkte man einer Thatſache, die der Keim einer der wichtigſten in der Geſchichte werden ſollte, keine große Aufmerkſamkeit. Um was handelte es ſich? Um die Neuigkeitsblätter, die man früher im Manuſcript geleſen und die jetzt gedruckt wurden. Die Zeitungen und die venetianiſchen Gazetten erſchienen noch nicht regelmäßig. In England zog man immer noch die Correſpondenten vor, die ſich ſchon ſeit dem Mittelalter reiche Grundbeſitzer und die größten Gaſtwirthe in den Grafſchaften in London hielten, und deren einziges Geſchäft darin beſtand, die Gerüchte und Neuigkeiten zu ſammeln, die ſie aufſchrieben und in die Provinz ſchickten. Man nannte dieſe Briefe News-Letters (Neuigkeitsbriefe); der Neuigkeitsſammler von Profeſſion, eine Claſſe, die ſich, ſeitdem die Reformation die Klöſter geleert, ſehr ſtark durch die Mönche recrutirt hatte, war zu einem Typus geworden, den Ben Jonſon in ſeiner Sammlung nicht vergeſſen hat. „Guten Tag, Vortrefflicher,“ ſagt Einer zu dem Neuigkeitsſammler von

Digitized by Google

Profeſſion, „Du biſt alſo auf der Jagd nach Neuigkeiten! Deine geſpornten Stiefeln paſſen gut zu Deiner lauten Zunge, um die St.-Paulskirche wiederhallen zu machen. Ach, ich kenne die Leute Deines Schlages; ſie haben einen zugeſpitzten Bart, immer leere Taſchen, die Feder hinter den Ohren, die Naſe in der Luft und beſtändig die Ohren geſpitzt. Der Kern ihrer Sprache iſt Quid nunc?“ ein Wort, das ſich, beiläufig geſagt, in die engliſche Sprache eingebürgert hat und einen Kannegießer bedeutet. Dieſes Geſchlecht der Neuigkeitsſammler des 16. Jahrhunderts iſt in England noch nicht ausgeſtorben. Es beſteht fort unter der Geſtalt der Penny-a-liner, die den großen Zeitungen die kleinen Begebenheiten des Tags zutragen. Selbſt der alte Titel findet ſich noch, denn wir haben einen Belfaſt Newsletter und Sander's Newsletter, der in Dublin erſcheint.

So ſtanden die Sachen, als man eines Tags ein kleines armſeliges Blättchen ausrufen hörte. — Weekly News, for one Penny — Wöchentliche Nachrichten, für fünf Pfennige. Wöchentliche Nachrichten! dieſer Titel ſchon zeigte eine regelmäßig erſcheinende Zeitſchrift an, ein entſcheidender Schritt in der Entwickelung des Zeitungsweſens. Das kleine, die Neuigkeiten der Woche berichtende Blatt fand ſehr guten Abſatz; der beſcheidene Ahn einer zahlloſen Nachkommenſchaft; der ehrliche Vorläufer verſprach nicht viel, aber hielt Alles, was er verſprach. Auf dem kleinen Quartblättchen findet man Nachrichten aus dem Haag, aus Paris, die Ankunft eines großen Herrn auf ſeinem Landſitz, einige officielle Actenſtücke, Unwetter, Feuersbrünſte und Mißgeburten, dazu kommen noch einige Buchhändleranzeigen und ſehr ſchüchtern ausgeſuchte Hofnachrichten, z. B. die letzte königliche Jagd, die Entbindung der Königin. Die erſte außerordentlich ſeltene Nummer iſt vom 23. Mai 1622; ſie iſt unterzeichnet von Bourne und Archer; ebenſo die folgende Nummer. Außerdem findet man ſpäter die Namen William Sheffard, Nathaniel Newberry, Bartholomew Downes, Edward Allde und vornehmlich Nathaniel Butter. Letzterer Name kommt am häufigſten auf dem Titel vor. Jedenfalls waren alle die Genannten ehemalige Neuigkeitsſammler, welche es vorzogen, ihre Kunden auf dieſe bequemere und ſchneller fördernde Weiſe zu bedienen.

Aus dieſer kleinen unſcheinbaren Quelle ſind die 12,000—15,000 Bände Zeitungen entſprungen, die jetzt eine ſo bunte und umfangreiche Bibliothek bilden. Das beſcheidene Blättchen Butter's war der Regierung nicht im Wege, wie man ſich leicht denken kann. Es begnügte ſich ganz einfach, das Wenige, was es wußte, aufzuſchreiben. Der Galgen, an welchen man die Jeſuiten und die Puritaner hing, wenn man ihre in Kellern und Mauern verſteckten Poſſen entdeckte, war nicht geeignet, die Preſſe zur Freiheit zu ermuthigen. Butter und ſeine Freunde ließen den Fanatikern jener Tage das Vergnügen, ſich hängen zu laſſen, und die Ehre, mit ihrem Blute dem unwiderſtehlichen Wachsthum der elektriſchen Macht der Preſſe zu dienen.

Digitized by Google

In Frankreich fand der große Cardinal Richelieu noch Muße, eine dritte unbeſiegbare Macht, das Tageblatt, zu ſchaffen. Er erlaubte dem Arzte Theophil Renaudot, die Nachrichten, welche die Eminenz für die Oeffentlichkeit für paſſend hielt, täglich drucken zu laſſen. So entſtand das erſte Tageblatt Frankreichs unter dem Patronat ſeines despotiſcheſten Miniſters.

Nach ſeinem Tode wurde ſie übermüthig und feierte ein wahres Carneval. Das Hauptquartier der Preſſe war damals der Pont-neuf. „Man verkaufte die Blätter," erzählt ein Zeitgenoſſe, Gabriel Naudé, „ganz friſch von der Preſſe, wie Paſteten friſch aus dem Ofen. Es war ein hübſcher Anblick, die Verkäufer um dieſelbe Stunde, wo man in Rom das Frühſtück für die kleinen Kinder verkaufte, durch die Straßen laufen zu ſehen." Die giftigſten waren am raſcheſten verkauft. Von dieſer Art waren: Le Coup de pied au Mazarin, la Bombance de la France, la Complainte de ces Demoiselles. Alle Welt ſchrieb welche, Bruscambille und Gauthier Garguille, die Hiſtrionen des Pont-neuf und die Bänkelſänger auf den öffentlichen Plätzen, die Kellnerinnen und die Druckerjungen, von denen einer in einem Tage ſechs Stück ſchrieb und druckte. Manche riefen ihr eignes Blatt auf der Straße aus. Die Köchin eines Buchhändlers ſchrieb welche, wie Gabriel Naudé erzählt, nachdem ſie ihre Töpfe geſcheuert und ihre Löffel gewaſchen hatte. Dieſe Schriftſteller und Schriftſtellerinnen in der Ledermütze und der Küchenſchürze ließen ihre ſchönen Sachen bei den Druckern des Quatier latin drucken. Scarron und Marigny verpflichteten ſich, für eine Piſtole die Woche eine Preſſe zu beſchäftigen. Drei Franken für die Doppelſeite in Quart, vier Livres tournois für ein Hauptwerk war der feſte Preis.

In Frankreich folgte auf das Carneval der Preſſe während der Zeit der Fronde eine lange Buße in Sack und Aſche unter Ludwig XIV. In England dagegen war es umgekehrt; hier führte die Tyrannei der Regierung zur Preßfreiheit.

Unter den Regierungen Jacob's I., Carl's I., Cromwell's, Carl's II. hatte die Zeitungspreſſe im Ganzen ein beſcheidenes und ſchüchternes Leben geführt. Nur die calviniſtiſche Preſſe hatte blutige Kämpfe zu beſtehen. Jacob I. ſchonte ſie nicht; gegen Cromwell ſchützte ſie nicht die Vertheidigung Milton's. Die Sternkammer ließ ihr Henker gegen ſie los; Carl II. ſeine Richter; Alles war vergebens — es regnete puritaniſche und katholiſche Flugblätter. Man verſuchte jetzt die ganze Preſſe zu confiſciren und dem Könige das Monopol des Druckens zu verſchaffen; die Kronjuriſten bewieſen auf das Klarſte, der Titel Buchdrucker „ſei eine der unvergänglichen und unveräußerlichen Zierden der Krone." Es half Alles nichts. Mit einer unwiderſtehlichen Elaſticität erhob ſich die Preſſe immer wieder, und beſchützt durch dieſe Kraft ging die Zeitungspreſſe, allerdings noch in beſcheidener Geſtalt und unregelmäßig erſcheinend, aber ſicher ihren Entwickelungsweg fort.

Wie weit damals die Tyrannei gegen die Preſſe ging, zeigt das Schickſal

Digitized by Google

Twyn's, eines armen Druckers, der in Clothsfair, wo ſich auch Milton verſteckt hielt, wohnte. 1663, in einer finſtern Octobernacht, wurden die Arbeiter, welche mit geheimen Preſſen ultracalviniſtiſche Flugſchriften druckten, bei ihrer Arbeit entdeckt. Der Entdecker war ſelbſt ein ehemaliger Schriftſteller, der früher auch Zeitblätter geſchrieben und die Preſſe mißbraucht hatte. Er hieß Roger Leſtrange, war Licenſer (alleiniger Cenſor) und verfolgte die Preſſe mit allem Eifer eines Renegaten. Seine Spione horchten lange Zeit an der Thür Twyn's. Endlich hörten ſie das Geräuſch von feuchten Blättern, die, aus der Preſſe kommend, aufeinander gelegt wurden; man brach die Thür auf, und Leſtrange eilte die Treppe hinauf. Trotz aller Eile war die Form ſchon zerbrochen, die gedruckten Blätter waren in ein Nachbarhaus gefallen, und es hielt ſchwer, ein genügendes Corpus delicti feſtzuſtellen. Aber wenig langt zu, wenn man einen Menſchen hängen will! Der arme Drucker ſtellte vor Gericht dem Kronanwalt Morton und dem Richter Hyde, die ihn ſehr hart behandelten, vor, daß er die Arbeit des Geldes wegen übernommen, daß er ſehr arm ſei, daß er Frau und Kinder habe, daß er kein Wort von dem Werke geleſen habe. Zuletzt fiel er auf die Knie und rief: Ich bitte Euch um Verzeihung. — Bittet Gott um Verzeihung! gab der Richter Hyde zur Antwort. — Ich bitte Eure Herrlichkeit, ſich zu meinen Gunſten bei Ihrer Majeſtät zu verwenden. — Henker, bindet ihn, rief Hyde, und jetzt, Drucker Twyn, hört Euer Urtheil. — Wer heute dieſen Urtheilsſpruch lieſ't, dem erſtarrt das Blut in den Adern. Dem armen Drucker wurden bei lebendigem Leibe die Eingeweide herausgeriſſen und verbrannt, dann wurde er gehangen und geviertheilt, und die verſchiedenen Theile ſeines Körpers auf den vornehmſten Thoren Londons ausgeſtellt. Habt Erbarmen mit mir, flehte der Drucker Twyn. — Ich würde in einem ſolchen Falle ſelbſt mit meinem Vater kein Erbarmen haben, gab ihm der Richter brutal zur Antwort; und die Feinde der Preſſe hatten die Freude, die verſtümmelten Glieder des Unglücklichen auf den Thoren Temple-Bar, Ludgate und Aldgate ſtecken zu ſehen. Das geſchah im 17. Jahrhundert und Niemand gerieth darüber in Erſtaunen.

Aber ſpäter fielen alle dieſe Gewaltthaten mit ihrem ganzen Gewicht auf das Haupt Jacobs II. zurück, und ſchickten ihn in die Verbannung des einſamen St. Germain.

Die Preſſe aber ſtarb doch nicht. Trotz der Proclamationen Carl's I. und ſeiner Sternkammer, trotz Cromwell's und ſeines Staatsraths, trotz des Parlaments und ſeiner Beſchlüſſe, trotz der fiscaliſchen Quälerein und des Henkers und des Galgens machte die Preſſe unausgeſetzt Fortſchritte. Daniel de Foe begründete 1689 das erſte Review und 1709 brachte die reifſte Frucht der Preſſe, das Tageblatt.

Dieſer neue Aufſchwung der Preſſe begann unter Wilhelm III. Auf den Thron gerufen durch die öffentliche Meinung als Vorkämpfer für den Proteſtan-

Digitized by Google

tiſmes und gegen die antinationalen Beſtrebungen der Stuarts mußte er auch auf die öffentliche Meinung ſchonende Rückſicht nehmen; in der Mitte ſtehend zwiſchen den Tories, den Vertheidigern des gouvernementalen Princips, und den Whigs, den Vertheidigern des liberalen, mußte er ſich auf die Preſſe ſtützen, die zum Schiedsrichter in dem großen Kampfe wurde. Vergebens verſuchte man den Licenſer wieder einzuführen, die Preſſe hatte bald dieſe ſchwache und abgenutzte Feſſel zerbrochen. Sie hörte nicht auf, Fortſchritte zu machen. Seit dem Erſcheinen des Public Intelligencer im Jahre 1661 bis 1688 entſtanden ſiebzig neue Zeitſchriften, zwiſchen 1688 und 1692 26. 1709 entſtand, wie ſchon oben erwähnt, das erſte regelmäßig täglich erſcheinende Blatt, The Daily Courant.

Von jetzt an wurde die Tagespreſſe nicht nur ein Bedürfniß für das Publicum, ſondern auch alle Talente jener Zeit drängten ſich zur Redaction einzelner Zeitungen oder zur Herausgabe anderer periodiſcher Schriften, wie der Tattler, der Spectator und der Guardian. Dieſen Zeitſchriften verdankt die engliſche Literatur einige ihrer eleganteſten und geiſtreichſten Zierden. Addiſon, Steele und Swift übten durch ihre Feder in dieſen Blättern einen mächtigen Einfluß auf die Sitten.

Die Regierung fühlte ſich abermals von Beſorgniß ergriffen. Die ſchlechte Preſſe verſetzte die Geiſter in Aufregung; man mußte ihr verwehren, dem Publicum die Staatsgeheimniſſe, die Parlamentsdebatten zu verrathen. Der Kampf begann im 11. Regierungsjahre der Königin Anna und dauert heute noch fort; geſetzlich hat heute noch Niemand das Recht, die Debatten des engliſchen Parlaments zu veröffentlichen. Die engliſchen Staatsmänner haben alles Mögliche gethan, um ſich der Oeffentlichkeit zu entziehen. Nur aus Gnade ſind die glänzenden Kämpfe zwiſchen Pitt und Tierney, zwiſchen Canning und Perceval, die den Staat nicht erſchüttert, ſondern befeſtigt, und die Freiheit gefördert anſtatt gehemmt haben, gedruckt auf die Nachwelt gekommen. Die Engländer haben das Geſetz nicht abgeſchafft, ſondern ſchlafen laſſen, und es kann immer noch angewendet werden. Die fernern Schickſale der Preſſe, die Erfindung des Stempels, des doppelten Stempels, der Annoncenſteuer u. ſ. w., werden uns Stoff zu einem zweiten Artikel geben.

Eins geht aus der Geſchichte der Preſſe hervor: daß man ſie regeln kann und muß wie alle Kräfte, daß aber nichts auf der Welt den freien Austauſch der Gedanken und der Worte auf die Länge verwehren kann.

(Nach Ph. Chasles.)

Digitized by Google

Die ungariſche Emigration in England.

London, 22. November.

Es iſt jetzt ein Jahr, daß die traurige Wanderung der heimathflüchtigen Magyaren nach dem Süden und Weſten Europa's, nach den gaſtfreundlichen Häfen Amerika's begann. Man braucht eben kein gottbegeiſterter Seher zu ſein, um zu prophezeihen, daß dieſe Hegira des modernen ungariſchen Mahommet und ſeiner Gläubigen der Anfang einer bedeutungsvollen Epoche für Ungarn begründet. Viele von denen, welche die Grenze glücklich überſchritten, ſind zuvor Monate lang im eigenen Lande verkleidet umhergeirrt, haben ſelbſt ſpäter traurige Kreuz- und Querzüge durch Deutſchlands argwöhniſch bewachte Städte und Einzelſtaaten machen müſſen, bevor es ihnen gelang, einen ſicheren Fleck in Frankreich, England, Amerika oder dem ſchweizeriſchen Gebiete und in der Türkei zu erreichen, wo ſie die Vermummung von ſich werfen und es wagen durften, unter ihrem eigenen Namen offen aufzutreten. Die Geſchichte dieſer Wanderungen fällt den Biographen und Romanſchreibern der Zukunft anheim. Erſt jetzt, nach einem völkerthränenreichen Jahre, kann man annehmen, daß ſich die ungariſche Emigration auf verſchiedenen Punkten niedergelaſſen hat; erſt jetzt iſt die ungeregelte Strömung vom Oſten zu einem Stillſtande gelangt, und es läßt ſich füglich die ungariſche Emigration als eine franzöſiſche, türkiſche, amerikaniſche und engliſche betrachten.

Es ſei hier blos von letzterer die Rede, und wie ſich von ſelbſt verſteht, ſoll nur der hervorragenderen Capacitäten Erwähnung geſchehen.

Als die Nachricht von Görgey's Waffenſtreckung bei Vilagos die Welt durchflog, waren von bedeutenden magyariſchen Perſönlichkeiten blos drei in London anweſend: Franz Pulszky, Paſtor Wimmer und Joſeph Orosz. Den Namen des Letzteren kannte das ungariſche Leſepublicum von den Zeiten Metternich's her, in welchen er das Peſther Tageblatt „Hirnök“ redigirte. Ueber ſeine damalige Thätigkeit iſt nicht viel zu ſagen. Der Hirnök war ein von der Cenſur gerupfter Vogel, wie all' die übrigen öſtreichiſchen Journale jener Epoche. Manche meinten, Herr Orosz könnte ihm Flügel geben, wenn er dürfte, Andere behaupteten, er dürfte, wenn er könnte. Jedenfalls ſchlug der Hirnök zuweilen einen freieren Ton an als ſeine Leidensbrüder in den übrigen Kronlanden; dergleichen Ungezogenheiten geſtattete der greiſe Staatskanzler ſeinen ungariſchen Pflegeſöhnen, während er doch ſonſt im großen Hauſe ziemlich barſch die Ruhe zu erhalten wußte. Vom „Hirnök“ trat Orosz zum „Völkerbunde“; er hatte den Meiſter gewechſelt, er und ſein ſchüchtern halbliberales Blatt wurden nun von Koſſuth und Batthyanyi

Digitized by Google

geſtützt. Es wurde vom Sturme der nachfolgenden Ereigniſſe verweht; mit ihm war die literariſche Thätigkeit des Redacteurs in Ungarn zu Ende.

Paſtor Wimmer kam nach England, nachdem er in Berlin vergebens verſucht hatte, ſeinen früheren Gönner, den König von Preußen, für die Sache Ungarns zu intereſſiren. Der Bibelmann fand in Sans-Souci verſchloſſene Thüren; die Herren von Manteuffel und Hinkeldey ließen ihn an der Spree nicht feſten Fuß faſſen, und Paſtor Wimmer ging mit ſeiner Tochter nach Amerika, wo ihm eine geiſtliche Pfründe über die leiblichen Bedürfniſſe des Lebens hinweghelfen ſoll.*) —

Die Stellung und Thätigkeit Pulszky's während der Zeit der ungariſchen Erhebung iſt ſattſam bekannt. Wenige Menſchen, welche in derſelben eine Rolle ſpielten, ja vielleicht Keiner von Allen kann ſich ſo vieler erbitterter Feinde rühmen als er. Am Kaiſerhofe zu Wien, in den Büreaus der Miniſter und ſpeciell in dem Herzen des Herrn Dr. Bach, in den loyalen, ſogenannten ſchwarzgelben Kreiſen der Reſidenz und in den Quartieren der Officiere iſt der Name Pulszky's zehnmal verhaßter als der Koſſuth's, Bem's, Perczel's, Szemere's und all der anderen „Rebellen", die noch leben oder vom Leben zum Tode gebracht wurden. Der Grund dieſes Haſſes liegt in der pſychologiſchen Eigenthümlichkeit der menſchlichen Natur, den offenen Feind weniger zu fürchten, ihm leichter zu verzeihen, als dem unſichtbaren Gegner, der nirgend ſichtbar, niemals zu faſſen, auf keine Weiſe eines thatſächlichen Verbrechens zu überführen, und dennoch tödtend, vernichtend wirkt. Es ſei damit durchaus nicht geſagt, daß Herr v. Pulszky ein Mörder oder Giftmiſcher ſei, es ſei bei Leibe damit auch nicht gemeint, daß der vormalige Staatsſecretär König Ferdinand's V. die Hand bei der Ermordung des Grafen Latour mit im Spiele hatte. Die Unterſuchungsacten über dieſen faulen Fleck ruhen noch immer im Schooße des Militärgerichts zu Wien; und ſind auch die Güter Pulszky's und ſeiner Frau bisher noch immer ſequeſtrirt, ſo bleibt es doch auffallend, daß ſein Name in der Liſte der Hauptproſcribirten nicht genannt, daß er nicht ſteckbrieflich wie die Uebrigen verfolgt, ja daß bis auf den heutigen Tag nicht einmal eine Unterſuchung wegen Hochverrath gegen ihn eingeleitet wurde. Man hat freilich ohne Erfolg in Ungarn nach dem Documente geſtöbert, welches Pulszky im Namen der ungariſchen Regierung zum Agenten für London ernannt, aber der Umſtand, daß dieſes armſelige Papier nicht gefunden wurde, konnte allein unmöglich der Grund ſein, warum man dem declarirten envoyé Koſſuth's nicht den Proceß machte. Die öſtreichiſche Regierung wird ſich ein weiteres nutzloſes Suchen erſparen. Das Creditiv befindet ſich in London, in Pulszky's Händen, und er iſt ſo ſehr entfernt, ſeine Theilnahme an der Revolution zu leugnen, daß er, auf Verlangen, eine Copie oder auch das Original mit Vergnügen der

*) Es heißt, daß er vor Kurzem wieder nach Europa zurückgekehrt ſei.

öſtreichiſchen Regierung überſchicken wird. — Pulszky hat ſich mittlerweile zu Bayswater, am äußerſten Weſtende Londons, häuslich niedergelaſſen, und hat vor den wenigſten ungariſchen Emigranten das Glück voraus, ſeine muthige, liebenswürdige Frau und ſeine Kinder bei ſich zu haben. Seine frühere, den Magyaren ſo eigenthümliche Nonchalance und Behäbigkeit hat ihn nicht einen Augenblick lang verlaſſen. Herr v. Levitſchnigg irrt ſich, wenn er in ſeinem mehr bubenhaften als ſchmutzigen und mehr ſchmutzigen als einſeitigen Buche „Koſſuth und ſeine Bannerſchaft" ſagt: „Und vielleicht kommt auch noch der Tag, an dem Latour's blutiger Schatten ſich wie Banko's Geiſt zwiſchen Mylord (Palmerſton) und Pulszky zur Tafel ſetzt, und dieſer nicht mehr als Hamlet und Rächer, ſondern als Macbeth und Sünder Gelegenheit hat doppelſinnig zu rufen: Thou canst not say, I did it: never shake thy gory locks at me! Herr v. Levitſchnigg irrt ſich entweder in ſeiner Prophezeihung, die geſchäftiger iſt als die Geſchäftigkeit des k. k. Kriegsgerichtes, oder die traurige Zeit für Pulszky und Mylord iſt noch nicht gekommen. Beide ſind bis jetzt noch keine Geſpenſterſeher, auch ſehen beide bis heutzutage noch zu wenig geiſterhaft aus, als daß man aus ihren Augen die nagende Gewiſſenspein durchwachter Nächte herausleſen könnte. —

Das Charakteriſtiſche an Pulszky iſt ſeine Rührigkeit. Aug', Ohr und Füße ſind in ewiger Bewegung; daher kommt es, daß er über die kleinlichſten Vorgänge in Oeſtreich, Frankreich, England, in aller Welt zu jeder Zeit gut unterrichtet iſt. Ueber ſeine Befähigung zum Diplomaten läßt ſich ſchwer ein Urtheil fällen, da ſeine Thätigkeit auf dieſem Felde durch die Kataſtrophe von Vilagos frühzeitig und gewaltſam unterbrochen wurde. Als Journaliſt beſitzt er Schnelligkeit der Auffaſſung, Gewandtheit im Schreiben, kauſtiſche Schärfe, beißende Satyre, und manche ſcharfgeſchriebene Aufſätze in engliſchen Blättern über deutſche und ſpeciell öſtreichiſche Zuſtände fließen aus ſeiner Feder und erhalten die letzte engliſche Feile durch den Rothſtift ſeiner Frau, welche deutſch, franzöſiſch, ungariſch und engliſch mit gleicher Fertigkeit ſchreibt. Pulszky's Haus iſt mit der Einfachheit, ja Dürftigkeit eines Verbannten eingerichtet, doch ſich ſein angeborner Tact die frühern Verbindungen zu erhalten gewußt, die er während der Glanzperiode des ungariſchen Kriegs angeknüpft hatte. Er iſt bei den Protectioniſten, Liberalen, Chartiſten und high Tories ein gerngeſehener Gaſt, ſetzt ſich mit einer bewunderungswürdigen Laune über die ungewohnten Entbehrungen ſeiner jetzigen Lage hinaus und hat eben in Gemeinſchaft mit Madame Pulszky zwei Bändchen ungariſcher „Sagen und Erzählungen" geſchrieben, welche zu Weihnachten zugleich in engliſcher und deutſcher Sprache erſcheinen werden. —

Der alte Böthy „der Löwe von Bihar" wohnte bis zu Ende der letzten Parlamentsſitzung bei Cobden und hat ſich, als dieſer London verließ, um auf dem Friedhofe deutſcher Träume: in der Paulskirche, den engliſchen Traum eines ewigen Völkerfriedens zu predigen, in ſeine eigne Höhle zurückgezogen; doch bringt

Digitized by Google

er einen großen Theil des Tages im befreundeten Familienkreiſe Pulszky's zu. Cobden's engliſch ſtilles Haus mag dem lärmenden Alten nicht recht zugeſagt haben. Der Contraſt mit einer ungariſchen Wirthſchaft iſt auch gar zu fühlbar. Der Löwe will — ſeit er im heimathlichen Ständehauſe ſeine ehrenwerthen Collegen nicht mehr durch die Gewalt ſeiner Stimme niederdonnern kann — wenigſtens Raum zum Knurren haben. Das thut er ehrlich, aber mit wirklich rührender Gemüthlichkeit. Was iſt ihm Großbritannien mit ſeiner ehrwürdigen Schleppe amerikaniſcher, aſiatiſcher und auſtraliſcher Colonien gegen ſein geliebtes Ungarland? Was iſt London gegen Debreczin? Was iſt Wellington gegen Damjanich? — Der engliſchen Sonne bohrt er Eſelsohren, den Nebel lacht er aus, den Mond ſpukt er an; er wäre im Stande, für ein ungariſches Heidepferd gegen einen engliſchen Renner zu wetten, und eine Fiſcherbarke der Theiß gegen ein britiſches Linienſchiff in den Kampf zu ſchicken. „Wird vielleicht zuſammengeſchoſſen werden, aber wird ſich wehren wie der Teufel.“ — — Daß auch dieſer alte Herr mit all den tauſend Erinnerungen aus dem ungariſchen Boden herausgeriſſen wurde' iſt wahrhaft tragiſch. Jüngere können ſich leichter daran gewöhnen, das blutige Roaſtbeef der Verbannung mit den heuchleriſchen Thränen von Barclay's Porterflaſchen hinabzuwürgen. Den alten Löwen aber erinnert jeder Lufthauch an die Ebenen ſeines Vaterlandes.

Unter den hier lebenden, früher in der Diplomatie verwendeten Magyaren iſt noch Graf Julius Andraſſy zu erwähnen*), ein junger Elegant, nicht ohne Talent, der einige Zeit als Agent der ungariſchen Regierung in Conſtantinopel fungirte, von dort nach London kam und den Herbſt bei ſeiner Mutter in Oſtende zubrachte.

Sein Leidensgefährte und zeitweiliger College am Hofe des Sultans, Baron Splenyi, konnte nur kurze Zeit in London bleiben. Ohne eigenes Vermögen und ohne Unterſtützung vom Hauſe, konnte er weder in England noch in Frankreich ein nahrhaftes Oelblatt in der Sündfluth der allgemeinen Noth finden. Er wandte ſich an Lord Palmerſton. Dieſer fand an ſeinem chevaleresken Außern Gefallen, verſah ihn mit Empfehlungsbriefen an Sir Stratford Canning nach Conſtantinopel, und es iſt wahrſcheinlich, daß er durch deſſen Verwendung irgend eine Bedienſtung der hohen Pforte erhielt, oder doch erhalten wird. Ob adminiſtrativer oder militäriſcher Natur — gleichviel. Splenyi war lange genug Officier im öſtreichiſchen Heere, um eine türkiſche Hauptmannsſtelle genügend ausfüllen zu können, andererſeits hat ſich das savoir faire des Franzoſen, die Natur des italieniſchen aventuriere und die Nobleſſe des ungariſchen Cavaliers

*) In einem Artikel über die ungariſche Emigration, welcher von der oſtdeutſchen Poſt in andere deutſche Blätter überging, wurde Paris irrthümlich als der Aufenthaltsort des Gr. Andraſſy angegeben. Dieſer Irrthum, mit noch andern, die ſich in jenen Aufſatz eingeſchlichen, finden in Folgendem ihre Berichtigung.

Digitized by Google

in ſeinem Charakter ſo glücklich zu Eins verſchmolzen, daß er auf jedem Poſten für den Anfang ſeine Umgebung für ſich gewinnen und ſich ſpäter in ſeine Stellung mit Talent hineinarbeiten wird.

Wenn wir hier noch des Deputirten Kaloczy und Dioſy's Erwähnung thun, der in der letzten Zeit des ungariſchen Krieges einer von Koſſuth's Secretären war, nach langen Irrfahrten in England landete und jetzt in einem Auswanderungs-Comptoir zu Liverpool eine ſehr beſcheidene Anſtellung gefunden hat, ſo glauben wir die Namen der ungariſch-engliſchen Emigration, in ſo fern ſie von der revolutionären Regierung außerhalb des Schlachtfeldes verwendet wurden, alle genannt zu haben.

Schon dadurch unterſcheidet ſich die franzöſiſche Emigration von der engliſchen, daß in London meiſt flüchtige Militärs Zuflucht geſucht haben, während in Paris durch Teleki, Szemere, Buccovich, Horvath ꝛc. das diplomatiſche Element zahlreicher vertreten iſt. Auch all die Andern, welche nach Amerika auswanderten — und unter dieſen waren viele Militärs — haben Europa nicht verlaſſen, bevor ſie ſich nicht längere oder kürzere Zeit in London aufhielten. Der Grund davon iſt darin zu ſuchen, daß die gedienten Honved, ihre Officiere mit eingerechnet, im Drange des Augenblickes ihr Vaterland oft von allen Mitteln entblößt verlaſſen hatten, daß die Sympathien der Engländer für Ungarn ſich nach deſſen Niederlage wirkſamer bethätigten als der funkenſprühende Enthuſiasmus der Franzoſen, daß durch die Bemühungen Lord Dudley Stuart's, Cobden's und einiger Banquiers mehrere tauſend Pfund zuſammengebracht wurden, und daß die Emigranten in London einen Zehrpfennig für ihre Reiſe über's Weltmeer zu finden wußten. Die Emigration in England charakteriſirte ſich daher bald nicht blos als eine mehr militäriſche, ſondern als eine wechſelnde und geldbenöthigende, und das ungariſche Comité in London, an deſſen Spitze Pulszky ſteht, war bis jetzt nicht in die traurige Lage gerathen, irgend einem Flüchtling, der ſich zur Auswanderung nach Amerika meldete, eine beſcheidene Aushülfe verſagen zu müſſen.

So beherbergte London nach einander: Rombauer aus der Zips, einen gebildeten, talentvollen Montaniſten, dem ein Sohn gefallen war, während der zweite in ein öſtreichiſches Regiment geſteckt wurde. Er wandte ſich mit mehreren Begleitern nach Califorien, um ſeinem Schmerze und vielleicht ſich ſelber an den Ufern des Sacramentofluſſes ein goldenes Grab auszuhöhlen. Gorove, geweſener Secretär des Landtags, fand in England ſeines Bleibens nicht, wanderte nach Paris und von dort nach Genf. Obriſt Kisz, der Neffe des gleichnamigen Gouverneurs von Fiume, ſollte den Wechſel des Glücks am bitterſten empfinden. Er, der früher einen Jahresgehalt von 6000 fl. aus der Caſſe ſeines Oheims erhielt, einer der eleganteſten Salonhelden, der das Vermögen eines Monte Chriſto mit ebenſo viel Grazie als Geſchmack zu verwenden verſtehen würde, ſah ſich durch die Entziehung jener Unterſtützung in die unbequeme Lage verſetzt, ſeine

Talente ſtatt im teppichbelegten Salon auf der hartgepflaſterten Heerſtraße des Lebens verwerthen zu müſſen, und wohl ihm, daß er die Kraft und die Fähigkeit dazu beſitzt. Er bekleidet jetzt einen Ingenieurpoſten auf der Eiſenbahn zwiſchen Metz und Straßburg. — Dr. Schöpf-Merey, der Gründer der Kinderſpitäler in Ungarn, lebt in Edinburg. Obriſt Szabo ging nach kurzem Aufenthalte in London nach Paris, und Alexander Lucacs, zur Zeit des ungariſchen Krieges Chef des Commiſſariats, wanderte mit ſeiner jungen Frau nach Amerika.*) —

Von all den ungariſchen Revolutionsmännern war Lucacs einer der wenigen, welche dieſen Namen verdienten. Er war trotz ſeiner Jugend einer der härteſten, entſchloſſenſten Köpfe; während Tauſende noch mit der Revolution wie mit einer drohenden Maske ſpielten, die man wegwerfen könne, wenn ſie unbequem oder gefährlich wird, erfaßte er von Anfang an die Wichtigkeit der Bewegung in ihrer ganzen furchtbaren Größe. Ihm war alles Handeln zu wenig ganz, keine Maßregel durchgreifend genug; er wollte der Revolution jedes, auch noch ſo verzweifelte Mittel geſtattet wiſſen; er, der kleine ſchmächtige Mann, wäre vor der Rolle eines Robespierre nicht zurückgeſchreckt, wenn er ſie für erſprießlich gehalten und den Standpunkt für ſie eingenommen hätte. Und daß er nicht blos ſtreng in der Theorie geweſen, das hat er während ſeiner Leitung des Commiſſariats genügend bewieſen. Dabei können ihm ſeine erbittertſten Feinde den Ruhm antiker Unbeſtechlichkeit nicht abſprechen. Millionen wanderten durch ſeine Hände; er aber hatte aus Ungarn nur eine unbedeutende Baarſchaft und die Liebe eines Mädchens mitgenommen, das ihm in die Verbannung folgte. Er wollte ſich mit Ujhazy in Amerika anſiedeln; bis jetzt ſind ſeine Freunde ohne Nachricht von ihm. —

Werfen wir nun einen Blick auf den militäriſchen Theil der Emigration in England, ſo finden wir außer dem General Vetter, dem Obriſten Kemenyi und Kaszonyi, wohl noch mehrere Officiere hier, aber keinen von genügender Bedeutung, um ſeiner Erwähnung zu thun. Klapka fand ſich trotz der glänzendſten Aufnahme nicht recht heimiſch in London; er bildet mit den Generalen Vetter, Csecz und Gál Sándor gewiſſermaßen das vierblättrige Kleeblatt der geretteten ungariſchen Heerführer in Weſteuropa, während die Anderen im Oſten blieben, und noch kein Anderer ſich entſchloſſen hat, nach Amerika auszuwandern, bis vielleicht Koſſuth nach ſeiner Freilaſſung dazu die Anregung gibt. — General Vetter war einer der Letzten in Ungarn; neun Monate blieb er im Lande verſteckt, bis es ihm gelang, die Grenze zu überſchreiten und den Nachſpürungen der Oeſtreicher zu entfliehen, die ihn um ſo weniger geſchont haben würden, je mehr ſie ſeinem Feldherrntalente Gerechtigkeit widerfahren laſſen mußten*). — Das wäre

---

*) Es iſt nicht geſagt — wir bitten, dies zu bemerken — daß alle die Genannten die Hülfe des Comités in Anſpruch nahmen. D. Einſ.

***) Wir verweiſen auf die Geſchichte des ungariſchen Feldzuges, in neueſter Zeit vom Generalſtabe Haynau's zuſammengeſtellt.**

ein Name, der auf die ungariſchen Regimenter im öſtreichiſchen Heere magnetiſch wirken würde, wenn er in der Officiersliſte Preußens figurirte. Vetter und Klapka als Generale in preußiſchem Dienſte, das wäre das „Eljen Kossuth“, das Friedrich Wilhelm IV. ausrufen müßte, wenn er den kaiſerlichen Adler um einen Kopf kürzer machen wollte. Dem Rufe dieſer beiden Generale würden die magyariſchen Regimenter folgen, dem Rufe eines deutſchen Fürſten nicht ein einziger Mann.

Obriſt Baron Kemenyi war, nach Bem's eigenem Geſtändniſſe, der Mann, der ihm im gefahrdrohendſten Augenblicke Siebenbürgen erhalten hatte. Es war bei der bekannten Schlacht von Piski. Bem's Heer war auf der Flucht von Hermanſtadt und an der Piskibrücke gab er Kemenyi, der den Nachtrab commandirte, die Weiſung, die Brücke um jeden Preis zu halten. „Brücke verloren,“ hatte der Pole zum Obriſten geſagt, „Siebenbürgen verloren,“ und Kemenyi hielt die Piskibrücke mit 1200 Mann gegen den übermächtigen Feind, und Siebenbürgen ward zum zweiten Mal gewonnen. Der Obriſt hieß in ganz Ungarn ſeit jenem Tage der Held von Piski, und es dürfte hier vielleicht am Platze ſein, eine Epiſode jener merkwürdigen Schlacht zu ſkizziren, wie hier der Held des Tages ſelber berichtet, zum Gegenſatz von all den verſchiedenen Erzählungen, wie wir ſie in den bis jetzt veröffentlichten Werken über den ungariſchen Krieg vorfinden. — „Der Kampf, — ſo erzählt Baron Kemenyi — wüthete mit Heftigkeit, als man mir die Meldung machte, ein Bataillon polniſcher Infanterie wehe mit weißen Tüchern als Zeichen der Freundſchaft. Ich hatte gegen dieſen Flügel eine Sechspfünderbatterie aufführen laſſen, gab aber augenblicklich den Befehl, nicht zu feuern, denn der alte Herr hatte geſagt: „Wenn Polen geben Seichen von Uebergabe, dann meinen ſie ehrlich, dann dun Sie nicht ſießen, Herr Obers, gewiß, dann ſießen Sie nicht.“ Ich ritt ſogleich zum polniſchen Bataillon hin; ſie machten Gewehr bei Fuß und frugen, wo General Bem ſei. Zufällig weiß ich etwas polniſch und glaubte nichts Klügeres thun zu können, als indem ich ihnen in ihrer Mutterſprache zurief: Ich bin Bem. Aber im Nu griffen ein Unterofficier und ein Paar Gemeine in die Zügel meines Pferdes und erklärten, ich ſei ihr Gefangener. Zum Glück ſtanden meine Leute nicht weit, Bem war bereits mit ſeinen geſammelten Truppen auf dem Schlachtfeld angekommen; ich benutzte das Gedränge, das bald auf dieſer Seite furchtbar wurde, und entkam glücklich mit dem Pferde. Die Siokowich, auf die wir nicht „ſießen“ ſollten, haben ſich aber bei Piski und überall am beſten gegen uns geſchlagen.“ — So weit die Erzählung des alten Oberſten. Im Oeſtreichiſchen wurde zur Zeit Aehnliches, nur mit verwechſelten Rollen, erzählt, aber es iſt hier nicht der Ort, auf jene Schlachtendetails näher einzugehen. Baron Kemenyi lebt jetzt bei Mr. Paget, ſeinem Verwandten (Mrs. Paget, eine geborne Waſſalenyi iſt ſeine Couſine), dem Verfaſſer des berühmten Reiſewerkes „Hungaria and Transylvania“, der vor Jahren von England nach Ungarn überſiedelte, dort

thätigen Antheil am Kampfe nahm und jetzt wieder ſeine zweite Heimath mit ſeiner urſprünglichen vertauſcht hat. Der Engländer mußte wieder nach England flüchten. Auch er gehört gewiſſermaßen zur Emigration, und wenn wir noch des in London lebenden Benedictiners Prof. Ronay und des jüdiſchen Predigers Schiller erwähnen, ſo mögen die Freunde der Verbannten daraus den Troſt ſchöpfen, daß die ungariſche Emigration in England den geiſtlichen Beiſtand heimathlicher Prieſter nicht zu entbehren braucht. —

Annalen der deutſchen Geſchichte von Heinrich Rückert.

Annalen der deutſchen Geſchichte. Abriß der deutſchen Entwickelungsgeſchichte in chronologiſcher Darſtellung von H. Rückert. I. Theil bis zum Jahre 1493. II. Theil bis zum Jahre 1740. Leipzig, T. O. Weigel. 1850.

Es ſei uns erlaubt, die Empfehlung eines vortrefflichen Werkes damit zu beginnen, daß wir eine Stelle aus dem Anfange deſſelben hervorheben; ſie wird Haltung und Ton der populären Darſtellung hinlänglich charakteriſiren, um Intereſſe für das Buch zu erwecken:

„Wir erblicken das deutſche Volk im Anfange ſeiner Geſchichte zum Theil ſchon dieſelben Wohnſitze einnehmend, die es heutigen Tages noch behauptet, d. h. in der Mitte Europa's, im Süden der Nord- und Oſtſee und am Norden des großen Gebirgszuges, welcher die ſüdlichen Gliederungen von der Hauptmaſſe unſeres Erdtheiles trennt; im Ganzen aber iſt es ſeit jener Zeit mehr nach Süden und Weſten vorwärts gerückt und hat im Oſten weitläufige Länderſtrecken aufgegeben. Damals aber reichte es nach Weſten hin — derjenigen Seite der Grenze, welche für die erſten Zeiträume unſerer Geſchichte am wichtigſten iſt, weil ſich dort hauptſächlich die Berührung mit den Römern vermittelte — nur bis zum Laufe des Rheines, vom Bodenſee an bis zu ſeiner Mündung, während das linke Ufer deſſelben noch größtentheils von Celten, den älteſten Bewohnern des galliſchen Landes, des heutigen Frankreichs, eingenommen war, einem Volke, das in verſchiedenen Zweigen damals über einen großen Theil des weſtlichen Europa's, nicht blos über ganz Gallien, verbreitet und von unvordenklicher Zeit an in Nachbarſchaft und friedlicher und kriegeriſcher Berührung mit den Deutſchen war. Wie im Weſten, ſo ſaß es auch auf der ganzen damaligen Südgrenze unſeres Volkes, welche im Allgemeinen durch den Lauf der Donau von ihrer Quelle an bis da, wo ſie die Theiß aufnimmt, bezeichnet wurde. Doch hatten einzelne vorgeſchobene Glieder des deutſchen Volkes bereits dieſe Linie überſchritten, wie das auch mit der Rheingrenze der Fall war. Noch viel ſchwankender und im Ein-

Digitized by Google

zelnen für uns durchaus nicht mehr nachweisbar iſt die Oſtgrenze, wo nicht einmal derartige Markſcheiden, wie ſie die beiden große Ströme im Süden und Weſten geben, vorhanden ſind, wo ſich das weite Tiefland unabſehrbar einförmig bis an's kaspiſche und ſchwarze Meer hin erſtreckt. Hier beſtanden viele Jahrhunderte hindurch höchſt unſichere Verhältniſſe: finniſche, tartariſche, ſlaviſche Stämme, zum Theil wohl auch noch die Trümmer celtiſcher Bevölkerung, ſaßen dort neben und zwiſchen deutſchen Völkerſchaften, gewöhnlich unvermiſcht mit ihnen, mitunter aber auch zu wirklichen Miſchvölkern verbunden oder auch nur als Unterthanen der Deutſchen.

Denkt man ſich eine Linie von der Mündung der Theiß in die Donau bis zur Mündung der Düna gezogen, ſo würden nicht blos alle rein deutſchen Stämme, ſondern auch die meiſten dieſer erwähnten Miſchvölker innerhalb derſelben liegen: die Weichſel aber als Grenze angenommen, hätten wir auf ihrem linken Ufer während des Anfangs und der erſten Jahrhunderte unſerer Geſchichte nur rein-deutſche Völkerſchaften zu ſuchen. Am feſteſten hatte die Natur vom Anfange an die Nordgrenze beſtimmt; es waren die Wellen der Nord- und Oſtſee von der Mündung des Rheins bis zu jener der Düna, welche überall deutſche Küſten im Süden beſpülten, denn auch das heutige Jütland, gegenwärtig von Dänen eingenommen, war damals von Deutſchen bewohnt. Auf dieſem ſo ungenügend begrenzten Gebiete, welches durch Ströme und Gebirge ſo mannigfach zerſchnitten iſt, ſaß damals unſer Volk, ſo wenig wie heute eine compacte Einheit, ſondern in eine bunte mannigfache Reihe von Unterabtheilungen und Völkerſchaften verzweigt, deren Entſtehung ebenſo vor alle Geſchichte fällt, wie die Trennung von dem Urvolke. Aber trotz aller Zerſplitterung, trotz aller einzelnen Stammesunterſchiede machten dieſe Glieder doch auf alle Fremden den Eindruck des Zuſammengehörens zu einem großen Ganzen, zu einer feſt beſtimmten, nach außen hin abgegrenzten Nationalität, und darum bezeichneten ſie auch alle Theile unſeres Volkes mit einem und dem nämlichen Geſammtnamen, Germanen, ein Wort, wahrſcheinlich der celtiſchen Sprache entnommen und von da aus auch zu Römern und Griechen verpflanzt, während es den Deutſchen fremd geblieben iſt. Sich ſelbſt aber nannte es mit der Unbefangenheit, welche die Culturſtufe, auf der es ſtand, nothwendig mit ſich brachte, vorzugsweiſe das Volk, mit einem unſerer älteren Sprache lange geläufigen Worte, das in ſeiner älteſten Form thiuda lautet und wovon unſer jetziges „deutſch" das Adjectivum iſt. Möglich iſt es, daß bei dieſer Bezeichnung der Gedanke an die gemeinſame Sprache als das eigentlich feſteſte und innerlichſte nationale Band vorſchwebte. Das aber iſt feſtzuhalten, daß vom Anfange an ein beſtimmtes Bewußtſein der Nationalität, wenn auch mehr in Beziehung nach außen als nach innen, mehr in der ſchroffen Abſonderung von dem Fremden als in feſtem und freundlichem Anſchließen an den Landsmann und Volksgenoſſen ſichtbar, vorhanden geweſen iſt. —

Digitized by Google

Unheimlich und ſchreckenerregend, aber dabei doch großartig und gewaltig, erſchien den Römern das deutſche Land, das ebenſo jugendlich friſch und unberührt wie ſeine Bewohner ſeit Jahrhunderten ſeine Natur bewahrt hatte. Wenn ſie an ihr Italien dachten, wo ihnen jeder Schritt Spuren uralter Cultur, die Alles umgeſtaltet und dem Menſchen wohnlich und freundlich gemacht hatte, zeigte, wo Alles die Herrſchaft des Menſchen über die rohen Elementarkräfte der Natur verkündigte: wie mußten ſie über ein Land ſtaunen, in welchem der Menſch nur wie eine Art von geduldetem Gaſte lebte, während rings um ihn eben dieſe rohen Naturkräfte auf's Ueppigſte und Unbeſchränkteſte ſich entfalteten? Sie ſahen hier rieſige Waldungen, mit Stämmen von nie geſehener Höhe beſtanden, einen Urwald mit all ſeiner Fülle und Kraft, aber auch mit ſeinem Moder und Schauer, viele Tagereiſen weit durch keine gerodete Stelle, durch keine menſchliche Wohnung unterbrochen, ohne Weg und Steg, über Berg und Thal ſich erſtreckend, wie das Meer unendlich, dazwiſchen die gewaltigen Ströme, noch ungebändigt in Jugendkraft dahin fluthend, ohne Brücken und leer von Schiffen, aber tiefer und reißender, als die Gewäſſer ihrer Heimath, endlich ſtille, heimliche Wieſenthäler, mit dem üppigſten Grün bedeckt, zwiſchen dem Hochwald an den Flüſſen hin, oft, wie der Wald ſelbſt, unterbrochen durch tiefe Seen, in denen ſich himmelhohe Bäume ſpiegelten. Und darüber eine meiſt von feuchten Nebeln oder ſchweren Wolken erfüllte Luft, welche nur ſelten den Anblick des klaren blauen Himmels geſtattete. Dieſe langen endloſen Winter mit ihren kalten Regenſchauern, ihren Schnee- und Eismaſſen, in denen das ganze Leben der Natur zu erſtarren ſchien, ließen den Eindruck der kurzen Sommer gänzlich verſchwinden; Frühjahr und Herbſt, was den Römern beſonders auffiel, war kaum vorhanden, ſondern beinahe unmittelbar nach dem Winter kam der volle Sommer, und ebenſo unvermittelt folgte wieder jener auf dieſen. Daß in ſolchem Klima ein Volk friſch und unverkümmert ſein Leben führe, wunderte die Römer, und doch hatte es die Natur mit ihren Gaben nicht ſo ſtiefmütterlich bedacht, wie der unfreundliche, launiſche Himmel vermuthen ließ. Denn wenn auch das ganze Land mit einziger Ausnahme mancher Küſtengegenden und breiten und milden Stromthäler in der That einer zuſammenhängenden Wildniß glich, in welcher ſich ſporadiſche Culturinſeln befanden, ſo brachte es doch, wo es überhaupt angebaut wurde, ſeinen Bewohnern, ſo lange ſie nicht zu zahlreich wurden, genügenden Lebensunterhalt, der ſich noch durch den Ertrag der Jagd, der Fiſcherei und der Viehzucht vermehrte."

Die Aufgabe dieſes Werkes war, die Veränderungen und Entwickelungen, welche das deutſche Volk von der früheſten Zeit bis zur Gegenwart durchgemacht, **ſo darzuſtellen, daß die Wirkung der politiſchen Geſchichte auf die Bildung des Volkes, und der Einfluß der jedesmaligen Cultur auf die politiſchen Begebenheiten in einer chronologiſch geordneten Erzählung der Thatſachen und Zuſtände**

ſichtbar wurde. Die Darſtellung iſt populär, im beſten Sinne des Wortes, kurz und gedrängt, um den ungeheuern Stoff in den zweckmäßigen Raum von drei mäßigen Bändchen zu bringen. Die Wenigſten ahnen, wie groß die Schwierigkeiten einer ſolchen kurzen Geſchichtsſchreibung ſind, bei welcher nicht ein chronologiſches Aufrechnen der Namen, Zahlen und Begebenheiten die Hauptſache iſt, ſondern wo dem Leſer das Verſtändniß der Begebenheiten und Perſonen eröffnet werden ſoll. Die Hauptſchwierigkeit liegt nicht einmal in der zweckmäßigen Eintheilung des Stoffes, in der Unterſcheidung deſſen, was erzählt werden darf und in welcher Ausdehnung; ſie liegt noch viel mehr in dem Umſtand, daß jeder Satz, faſt jede Zeile eine Charakteriſtik ſehr complicirter Verhältniſſe, ein Zuſammenfaſſen ſehr weitläufiger Detailunterſuchungen ſein muß. Mit drei bis vier Worten einen Menſchen zu charakteriſiren, ohne ſeicht zu werden, in einen Satz das Referat über den Verlauf einer politiſchen Verhandlung zu geben, ohne unwahr zu ſein, auf einer Seite Bildungsverhältniſſe des Volkes anſchaulich und eindringlich ſo zu geben, daß der Leſer ein richtiges Bild davon erhält, das iſt unendlich ſchwer, oft unmöglich. Was Rückert geleiſtet hat, vermag man erſt dann vollſtändig zu würdigen, wenn man ſein Werk mit den Beſſeren von ähnlichem Umfang vergleicht; und wer Aehnliches verſucht hat, wird mit Freuden ſehen, welch genaue Kenntniß der gelehrten Geſchichtsforſchung, der Literatur und der Antiquitäten aus den einfachen Umriſſen zu erkennen iſt. War doch gerade er durch ſeine Studien und Perſönlichkeit vorzugsweiſe dazu berufen. Ein ebenſo gründlicher deutſcher Philolog, als Hiſtoriker, iſt er gewöhnt, das Charakteriſtiſche nicht nur an Perſonen, ſondern ebenſo ſehr in den mannigfaltigſten Lebensäußerungen des Volkes, ſeiner Sprache, Geſetzgebung und Kunſt zu verſtehen und die einzelnen Helden der Geſchichte zu erfaſſen als das, was ſie für unſere Bildung ſind, als Söhne und Führer ihres Volks.

Der dritte Band, welcher das Werk beſchließen ſoll, wird das Verſtändniß des wohlangelegten Planes erleichtern und Gelegenheit geben, nochmals auf das Unternehmen zurückzukommen. Das Werk erſcheint als Anfang einer Sammlung von deutſchen Geſchichtswerken, welche durch die Buchhandlung von T. O. Weigel herausgegeben werden, und deren zweites Werk im nächſten Heft beſprochen werden ſoll.

Kleine Correſpondenzen.

Pariſer Botſchaften.

I.

Paris, 20. November.

Montaigne erzählt irgendwo von einem Hofe, an dem jedesmal eine Hofdame die Hand hinhielt, ſo oft der König ausſpukte. Die regierenden Parteien Frankreichs glei-

chen jener Hofdame; wo nur irgend in Europa die Reaction ſpukt, ſie halten in freudiger Unterthänigkeit die Hände hin. Es gibt keine Unthat, welche dem Geiſt unſers Jahrhunderts Unehre macht, die nicht von den Stimmführern der regierenden Politik geprieſen würde. Das Knutenſyſtem Rußlands, die Standrechtsreligion Oeſtreichs, die Mordwirthſchaft in Neapel und der ultramontane Obſcurantismus finden in den Kreiſen der Majorität unbedingte Anhänglichkeit. Der Religionsfanatismus des Mittelalters iſt ein nüchterner Zuſtand im Vergleich mit dem heutigen reactionären Radicalismus der Ordnungspartei. Und in der That, es muß eine heftige Leidenſchaft ſein, die dem Charakter der Talentvollſten eines Landes eine ſo vollkommene Umgeſtaltung zu verleihen im Stande iſt. Es iſt eine geiſtige Epidemie, der man an allen ihren Aeußerungen den providentiellen Charakter anſieht, und wenn unſere Generation ſchon große unerwartete Ereigniſſe an ſich vorüberziehen ſah, der Zukunft Schoß birgt gewiß noch Größeres, Unerwarteteres. Nur wenn man das durch und durch Krankhafte unſerer Zuſtände zu würdigen weiß, kann man die gegenwärtige Politik Frankreichs begreifen. Vor dieſer neuen Religion verſtummten alle Gefühle des Rechts und der Wahrheit; was längſt als allgemeine Errungenſchaft der Wiſſenſchaft und der höhern Erfahrung betrachtet worden, wird auf's Neue in Frage geſtellt. Die ganze wirkliche Welt iſt den Machthabern in den Dunſtkreis gehüllt, der aus den Sümpfen ihrer Furcht aufſteigt. Selbſt die bei der tonangebenden Majorität ſo mächtigen dynaſtiſchen Sonderintereſſen müſſen dem höhern Reactionstriebe weichen, und nur kann jene Einheit inmitten der eignen Anarchie, inmitten dem Babel von Wünſchen und Hoffnungen entſtehen, welche die Ordnungspartei bis heute zuſammengehalten, welche Napoleon zum Präſidenten gemacht und gegenwärtig noch eben erhält ohne Partei in der Nationalverſammlung und ohne eigentlichen Anhang im Lande. Die Zauberwirkung der jüngſten Botſchaft hat auch keinen andern Grund; Napoleon zeigte plötzlich den Ring des Obergenerals der Reaction vor und alle Feindſeligkeiten verſtummten und die gezückten Schwerter ſanken reuig wieder in die Scheiden zurück. Man fügte ſich mit mehr oder weniger Ergebenheit, aber man fügte ſich. Louis Bonaparte ſieht nämlich die Kraft ſeiner Stellung in dem Umſtande, daß er mit einer Lunte vor einer Pulvermine ſteht und daß es nur von einer Bewegung ſeiner Hand abhänge, die Revolution von Neuem zur Exploſion zu bringen. Er weiß, daß ſein Name mehr die Revolution als die Tradition vorſtelle, und in dieſem Bewußtſein machte er ſich bis heute die Reaction dienſtbar. Darum gibt er auch nicht alle Waffen aus den Händen, und ſo geſchah es, daß er in ſeiner Meſſage, die eine in Paragraphen fortlaufende Huldigung am Altare der Reaction iſt, von der Beſchränkung des allgemeinen Stimmrechts ſchweigt, gleichſam um anzudeuten, daß es nur von ſeinem Belieben abhänge, den Volksgeiſt wieder zu wecken. Bis zu dieſer Stunde hatte er auch Recht in dieſer Beziehung, aber er vergißt, daß die Pulvermine nach und nach geleert und deren Inhalt anderswohin gebracht wird und ſeine Lunte zum ungefährlichen Abbrennen der Pulverpfanne eines ungeladenen Gewehres führen werde, wenn es ihm einmal mit ſeiner Drohung Ernſt werden möchte. Er vergißt, daß er ſchon in nächſter Zukunft nur der Reaction die Revolution und der Revolution **nur** die Reaction vorſtellen werde. Der revolutionäre Schein des Namens Napoleon wird bald erbleichen und dann wird der traditionelle auch nicht mehr lange glänzen. In Louis Bonaparte wird in Frankreich das revolutionäre und das traditionelle Königthum zu Grabe getragen werden.

Digitized by Google

Die Tradition muß ſchon darum als todt betrachtet werden, weil ihre eifrigſten Vertreter ſie gar nicht zu würdigen wiſſen. Frankreich iſt nämlich ſo bis in den Grund hinein revolutionär, daß ſelbſt die Politiker der geſchichtlichen Ueberlieferung ſich nur in revolutionärer Weiſe äußern. Alle handeln ſie im Rauſche der Leidenſchaft, nur mit dem Unterſchiede, daß die Prieſter der Contrerevolution das Land in fortwährender Revolution erhalten, indem ſie unter dem Vorwande, die Tradition zu ihrer legitimen Geltung zu bringen, Alles zu vernichten ſtreben, was iſt, und contrerevolutionären Utopien nachhängen, blos weil ſie waren. Seit der großen Revolution wiederholt ſich dieſe Erſcheinung immer wieder, und darum kann dieſes Land auch nie recht zur Reife kommen. Man darf nur eine Wanderung durch Paris vornehmen, um dieſe Wahrheit überall in Stein aufgeführt zu ſehen. So kann ich keinen Tag an der Vendômeſäule vorübergehen, die nur einige Schritte von meiner Wohnung entfernt iſt, ohne zu lächeln über die Verblendung der Parteien, welche dieſe genug in die Augen ſpringende monumentale Lehre überſehen. Der Platz, auf dem dieſe Säule ſich erhebt, war urſprünglich zu einer Huldigung für Ludwig XIV. beſtimmt. Nachdem man das daſelbſt geweſene Kapuzinerkloſter niedergeriſſen, ebenſo wie den Palaſt des Herzogs von Vendôme, wurde hier ein Viereck von öffentlichen Gebäuden errichtet und in der Mitte des Platzes eine coloſſale Reiterſtatue Ludwig's XIV. angebracht. Der Platz hieß nun La place des conquêtes, ſpäter Place de Louis le grand. Während der Revolution wurde die Statue abgebrochen und der Platz erhielt den Namen La place des conquêtes nationales und ſpäter La place des piques. Auf dem verſtümmelten Piedeſtale wurde am 24. Jan. 1793 der Leichnam des durch einen corps de garde wegen ſeines Votums gegen den König ermordeten Lepelletier ausgeſetzt. Man zeigte dem herbeiſtrömenden Volke die Wunden des Mannes, während der ganze Convent den Sarg entblößten Hauptes umſtand. Im Jahre 1806 ließ Napoleon auf dieſem Platze eine Denkſäule für ſeine Armee errichten und im Jahre 1810 erhob ſich auf den im Stile der Trajansſäule erbauten Monumente die Statue Napoleon's. Am 31. März 1814, dem Tage des Einzugs der Alliirten in Paris, hatten die Royaliſten nichts Eiligeres zu thun, als an die Zerſtörung dieſes Monuments zu gehen. Soſthènes, Herzog von Rochefoucault, legte ſelbſt den Strick um den Hals der coloſſalen Statue, während unten die Royaliſten im Verein mit Pferden ſich vor die Stricke ſpannten, um den durch fremde Gewalt beſiegten Helden in ſeinem Andenken zu beſchimpfen. Die Anſtrengungen der Roſſe und der Legitimiſten blieben gleich vergeblich und die Royaliſten waren ſchon bereit, die ganze Säule in die Luft zu ſprengen. Die Koſaken und die Oeſtreicher widerſetzten ſich dieſem barbariſchen Vorſatze. Als man aber erfuhr, daß der Künſtler, der die Statue gegoſſen, allein im Stande wäre, ſie herabzubringen, wurde ihm unter Androhung der Todesſtrafe befohlen, dieſelbe zu entfernen. Dies geſchah und die Bildſäule wurde unter dem Jubel eines bezahlten Pöbels von der Creme der legitimiſtiſchen Jugend durch die Gaſſen geſchleift. Aus dem Erz dieſer Statue wurde ein Jahr ſpäter die Reiterſtatue Ludwig's XIV. gegoſſen, die noch heute auf dem Place des victoires zu ſehen iſt, nachdem dieſer Platz ein ähnliches Schickſal durchlebt, wie die meiſten der öffentlichen Plätze von Paris. So verfahren die Anhänger der Tradition auch in ihrer Politik; ſie glauben das Geſchehene ungeſchehen zu machen, wenn ſie ein Blatt Geſchichte zerreißen, ſie kennen eben keine andere Tradition, als die der Revolution. Sie vergeſſen, daß Ludwig Philipp im Bewußtſein des Volks mit vom Ruhme Napoleon's geerbt, als er im Jahre

Digitized by Google

1833 ſeine Statue wieder errichten und ſpäter ſeine Ueberreſte nach Frankreich zurückbringen ließ. Hätte dieſer Monarch ſich in den Augen der europäiſchen Höfe nicht zu ſchnell legitimiren wollen, er ſäße vielleicht noch heute auf dem Throne. Ludwig Napoleon wird an derſelben Krankheit ſterben. Guizot folgte ſeinen politiſchen Feinden, um in's halbe Geleiſe zu treten, und Thiers und Montalembert haben heute Guizot erſetzt. Man kann daher mit Zuverſicht einer neuen Revolution in Frankreich entgegenſehen, und dieſe wird beſchleunigt, weil ſie die Männer am Staatsruder kommen ſehen und ihnen vor Angſt die Hand zittert, ſowie die Februarrevolution beſchleunigt ward, weil ſie Niemand kommen ſah und man das Staatsſchiff den Zufällen des Windſtroms überließ.

Dieſe Angſt iſt auch der einzige Compaß der machthabenden Staatsmänner. Das Schlimmſte iſt, daß Deutſchland wieder der Sündenbock Frankreichs ſein wird, indem von hier aus der ruſſiſche Einfluß auch nicht die geringſte Unannehmlichkeit zu fürchten hat. Frankreich wird unter dem Deckmantel einer ſtrengen Neutralität Rußland in die Hände arbeiten, und die, die anders hoffen, täuſchen ſich gewaltig. Es gibt der untrüglichſten Symptome genug. So lange man im Elyſee den Krieg in Deutſchland für eine Chimäre hielt, für eine Unmöglichkeit, ließ Ludwig Napoleon, der zu ſeinen perſönlichen Zwecken ſtets bedacht iſt, einen Privatvorrath von Volksthümlichkeit anzulegen, durch ſeine Blätter ausſprengen, Frankreich ſtehe auf Seite Preußens und werde im Falle eines Krieges ihm zu Hülfe eilen. Die Rathgeber des Präſidenten rechneten mit Recht auf den Haß des franzöſiſchen Volkes gegen Oeſtreich, man wollte die wohlfeile Gelegenheit, Louis Bonaparte in der öffentlichen Meinung wieder etwas Relief zu geben, nicht verpaſſen. Kaum merkte man aber, daß das deutſche Volk ſelbſt ein Wort mit zu reden anfing und das Beſte am Ende nicht von den Regierungen geſprochen werden könnte, ſattelte man plötzlich um, und die beiden miniſteriellen Blätter mußten ſich hyperofficielle Verweiſe darüber gefallen laſſen, daß ſie Frankreich eine Rolle zumuthen, während der Präſident, wie er in ſeiner Botſchaft verheißen, nur geſonnen iſt, zuzuſchauen, was Rußland und ſein Schleppſchiff Oeſtreich in Deutſchland beginnen werden, was man in der Diplomatie neutral bleiben heißt. Trotz des paniſchen Schreckens der Börſe kann man daher behaupten, daß man hier ſich wenig für die deutſchen Angelegenheiten intereſſire, weil man allgemein an dem Ausbruche des Krieges zweifelt.

Die Regierung und ihre Anhänger bemühen ſich, auch dieſe Sicherheit zu erhalten, und während jede ihrer Handlungen die geheime Angſt vor der Zukunft verräth, ſtellt man ſich ſo ruhig, als ob der weſtphäliſche Frieden ſoeben erſt geſchloſſen worden wäre. Das geſellſchaftliche Leben in Paris gewinnt dadurch und die Winterſaiſon verſpricht eine der glänzendſten zu werden. Es iſt aber auch nur der äußere Glanz, und der innere Reichthum der Pariſer Geſelligkeit wird lange nicht wiederkehren. Dort, wo die Geſellſchaft nach ſo vielen Seiten hin zerklüftet iſt, wie gegenwärtig in Paris, dort kann auch von wirklicher Geſelligkeit nicht die Rede ſein, weil es keinen gemeinſchaftlichen Anhaltepunkt gibt. Nur wenige Künſtlerſalons machen eine Ausnahme hiervon, weil, Dank ſei es den Muſen, der kosmopolitiſche Kunſttempel noch Jünger genug zählt, die einander von der trennenden Politik noch nicht entriſſen worden ſind. Dieſe allein ſind auch wirklich erquicklich, während die politiſchen und ariſtokratiſchen wahre Tretmühlen der Langeweile genannt werden müſſen. Unter jenen will ich vorzüglich den Salon von Madame Sabatier-Unger erwähnen, der dem Ton nach, der daſelbſt herrſcht, ſo wie den Menſchen nach, die er vereinigt, eine rühmliche Ausnahme macht. Hier wird

Digitized by Google

ausſchließlich der Kunſt gedient, und in einer Richtung, wie ſie in Paris ſelten iſt. Mozart's und Beethoven's unſterbliche Werke werden hier von ebenſo tüchtigen Muſikern als vor competenten Richtern ausgeführt. Caraffa, Barbaroux, Meyerbeer, Berlioz, Bousquet nebſt vielen ausgezeichneten Künſtlern anderer Zweige bilden die gewöhnlichen Beſucher dieſes Salons. Hier hörte ich auch eine Schülerin von Madame Sabatier, Fräulein Emmy La Grua, die nächſtens in Dresden debutiren wird. Seit lange hat keine Sängerin einen ſo guten Eindruck auf mich gemacht, als obige Dame. Nicht nur die außerordentlichen Stimmmittel und die vollendete Schule dieſer Sängerin ſind es, die bei ihr in Erſtaunen ſetzen, die dramatiſche Energie ihres Ausdrucks und die originelle Auffaſſung der ſchwerſten Kunſtwerke kündigen eine Künſtlerin erſter Größe an. Man erkennt das wirkliche Genie in dieſem Kinde. Als ich ſie zum erſten Male hörte, war auch Meyerbeer anweſend, der ſie gleichfalls zum erſten Male hörte. Als ſie geendet hatte, trat er in den Salon und ſagte Madame Sabatier die Hand drückend: ce n'est pas une débutante, c'est une grande chanteuse. Die Grua mag übrigens es ihrem Glück danken, daß er ſie einer Meiſterin zugeführt, wie Madame Sabatier-Unger, die deutſche Prieſterin. Frau Sabatier componirt jetzt allerliebſte Lieder nach deutſchen Dichtern — richtiger ſagte ich, ſie ſingt Lieder deutſcher Dichter, denn ſo wie ſie ein Gedicht durchgeleſen, ſingt und ſchreibt ſie es zu gleicher Zeit ab: ce n'est pas plus difficile que cela. Zum Schluſſe will ich noch der franzöſiſchen Ueberſetzung von Wilhelm Tell erwähnen, die Herr Sabatier ſoeben beim Odeontheater eingereicht. Ich werde Ihnen, nachdem ich das Stück geleſen haben werde, ausführlicher darüber ſchreiben — denn dieſe Ueberſetzung iſt keine Franzöſirung, wie von Maria Stuart oder Macbeth, ſondern nach dem Urtheile mehrerer competenten Freunde eine wirkliche, der Form und dem Geiſte nach getreue Uebertragung des deutſchen Meiſterwerkes. Herr Sabatier ſpricht auch vollkommen gut deutſch und ſcheint die deutſche Literatur genau zu kennen.

Der nächſte Salon hält unſere Künſtlerwelt in Athem; nach den Ateliers, die ich bisher zu ſehen Gelegenheit hatte, dürfen wir viel Schönes erwarten.

Aus Peſth.

Den 23. November 1850.

„Ungarn liegt zu den Füßen Ew. kaiſerlichen Majeſtät.“ Dieſe inhaltſchweren Worte des Fürſten von Warſchau an den Kaiſer von Rußland drücken noch immer wie ein Alp auf unſere Bruſt, und das leiſeſte Geräuſch, das ſich in unſerer Nähe erhebt, genügt, um uns an den Augenblick zu mahnen, wo vielleicht das Unvermeidliche an uns in Erfüllung gehen ſoll. Die jüngſten Unruhen in Bosnien und in der Herzegowina, die Gerüchte von einem Attentat gegen den Padiſcha, die Chriſtenverfolgungen in Syrien und die Wahlen in Griechenland, ein vollſtändiger Sieg Rußlands, bringen die orientaliſche Frage in ein neues Stadium; und es könnte leicht kommen, daß, während die öſtreichiſchen Regimenter gegen Norden ziehen, und Rußland ſich das Anſehen gibt, als wäre es ihm in dieſer unruhigen Welt blos um die Integrität Dänemarks zu thun, das neugierige Europa eines Tages benachrichtigt wird, das Reich Mohamed's in Europa ſei zu Ende, und der Sultan habe ſeine Reſidenz einſtweilen nach Smyrna oder Damaskus verlegt. Groß iſt die Ausdehnung, welche der ruſſiſche Slavismus unter der chriſtlichen Bevölkerung der europäiſchen Türkei gewonnen hat, man betet in den Kirchen für die Auferſtehung des byzantiniſchen Reichs unter dem Scepter des rechtgläubigſten aller

Digitized by Google

Herrſcher, man fleht Schwefel und Pech herab auf die Häupter der ungläubigen Türken im griechiſchen Conſtantinopel und überläßt es den Alttürken, die Kriſis, welche ihnen ihr unſeliger Fatalismus als unausweichlich darſtellt, durch Auflehnungen gegen die wohlgemeinten Reformen Reſchid Paſcha's ſelbſt herbeizuführen. Und wie die neueſten Berichte von der untern Donau melden, iſt Bulgarien bereits zu einem ſelbſtſtändigen Staat erhoben und der Exfürſt von Samos zum Fürſten von Bulgarien beſtimmt. Was dieſe ruſſiſche Umarmung für Ungarn bringen muß, iſt leicht zu erſehen, wenn wir die Truppenbewegungen in Polen und an unſeren öſtlichen Grenzen betrachten und mit jenem Geſpenſt eine Beſetzung Ungarns durch ruſſiſche Truppen in Verbindung bringen, das gegenwärtig ſeinen Spuk treibt.

Die Nachricht von der Entweichung Koſſuth's aus Kiuthahia hat hier nur wenig Glauben gefunden, obwohl man nicht abgeneigt iſt, anzunehmen, daß die Pforte, um dem entgegengeſetzten „guten Rath" Englands und Rußlands zu entgehen, geneigt iſt, dem liebenswürdigen Gefangenen das Hinterpförtchen zu öffnen. Anders iſt es auf dem Lande, wo die Perſon Koſſuth's noch immer als das ausſchließliche Rettungsprincip Ungarns betrachtet wird. Da kann es an drolligen Combinationen nicht fehlen, und alle Armeen der Erde — vielleicht auch ſchon die 3,000,000 konoker Magyaren des Dr. Gützlaf aus China — werden gegen Wien in Bewegung geſetzt. — Unſere Altconſervativen laſſen, ſeitdem ſie uns ein Programm verſprochen haben, gar nichts von ſich hören, und man ſieht hier allgemein mit Spannung dem Erſcheinen ihres Organs entgegen, das für den 1. December angeſagt iſt, und das uns vermuthlich das verheißene Programm — zum Chriſtgeſchenk — bringen ſoll. Auch die Conſcription ſoll mit Ende dieſes Monats vollendet werden, und doch weiß man bis jetzt nur ſehr wenig von dem Reſultate in Betreff der Nationalitäten. Soviel geht bis jetzt hervor, daß die Bevölkerung Ungarns ohne Siebenbürgen, Kroatien und die Wojwodina nicht viel über 8 Millionen ergibt; es zeugt alſo von der beſondern Anhänglichkeit der nicht magyariſchen Einwohner an die magyariſche Nationalität, wenn die Rubrik der Magyaren wirklich 8,000,000 für alle Landestheile ergeben ſollte, da dieſer Volksſtamm, wie bekannt, ſeine große Mehrheit in dem eigentlichen ſogenannten Kronlande Ungarn zählt. Auch die Zahl der Zigeuner ſoll die Erwartung weit übertroffen haben, und es könnte nächſtens kommen, daß dieſe wackern Söhne Aegyptens als Waffenbrüder eines öſtreichiſchen Kriegsminiſters auftreten, und wir eine neue Wojwodina, gebildet aus einem Theile des Bihacer Comitats und Siebenbürgens, ſich erheben ſehen. Ein Hinderniß wäre der Patriotismus der Zigeuner und ihre Anhänglichkeit an die magyariſche Nationalität und Sprache, welche letztere ſie faſt alle nebſt ihrem aus indiſchen, koptiſchen und allen europäiſchen Sprachen zuſammengetragenen Jargon, zwar mit einem eigenthümlichen Dialekt — der mit dem ſchwäbiſchen in der deutſchen Sprache einige Aehnlichkeit hat — aber geläufig und mit Vorliebe ſprechen. — Der Umſtand, daß die Juden in keiner Gegend Ungarns die Majorität der Bevölkerung bilden, kann nicht maßgebend ſein, denn die Serben bilden auch nicht die Majorität in ihrer Wojwodina, die Sachſen in Siebenbürgen ſehen ſich jetzt genöthigt, einen Theil ihres Gebietes ganz aufzugeben, um nur eine Majorität in ihrem zu ſchaffenden Kronlande herauszubringen, ja es ſteht noch ſehr zu bezweifeln, ob in Kroatien, wenn das Volk offen, ohne Agitation befragt würde, ſich eine Majorität für die Trennung von Ungarn herausſtellen dürfte. Sie werden vielleicht dieſe Behauptung für gewagt halten, aber man braucht nur mit der Vergangenheit dieſes Volkes ver-

Digitized by Google

traut zu ſein und die Stimmung desſelben ſeit der Octroyirung ſeiner Landesverfaſſung und beſonders ſeit der Einführung der neuen unerhörten Steuern unbefangen zu beobachten. Auch fühlen bereits die antimagyariſchen Agitatoren in Agram das Erwachen dieſer ihnen ſehr gefährlichen Kraft, und um den erlöſchenden Haß zu nähren, wurde auf Antrag des Redacteurs der Agramer Zeitung, Herrn Vaudnar, beſchloſſen, den im Corteskampf von 1845 für die Nationalität Gefallenen ein Denkmal zu errichten. Die Geſchichte kennt dieſen Kampf, und der Antragſteller ſelbſt wird es nicht leugnen können, daß die damals herrſchende magyariſche Partei wehr- und waffenlos von den bewaffneten Illyriern angegriffen und gemordet wurde. Wir müßten alle Bildhauer Europa's beſchäftigen, wollten wir in jeder Comitatsſtadt, wo einſt ein Corteskampf ſtattfand, ein Denkmal errichten; doch unſere Geſchichte wird uns, wenn einſt andere Zeiten kommen ſollten, beſſere Stoffe zu Nationaldenkmälern liefern. Sollten denn unſere kroatiſchen Brüder wirklich ſo arm ſein? Wir hatten ja bis zum März eine Geſchichte!

Die vor zwei Monaten veröffentlichte Organiſation der politiſchen Behörden erhielt ihre Weihe durch die Ernennung der fünf Obergeſpane für die fünf politiſchen Kreiſe. Für Peſth iſt v. Auguſt, für Kaſchau Gr. Forgách, für Oedenburg B. Hauer, für Preßburg Gr. Attems, für Großwardein v. Döry beſtimmt. Die Namen ſind theils fremde, theils einer Partei gehörende, die im Vormärz nichts weniger als populär war. Erſtere werden ſchwerlich je, letztere nur dann Popularität gewinnen, wenn ſie und ihre Partei wirklich im Stande ſind, das für das gedrückte Vaterland zu erwirken, was den Liberalen unter den jetzigen Umſtänden unmöglich iſt. Können ſie zum erſten Landtage eine ſolche Empfehlung mitbringen: gut; wo nicht, ſo müſſen ſie fallen trotz Centraliſation und Octroi.

In dieſen Tagen verließ uns die liebenswürdige Lagrange nach einem ſechsmonatlichen Aufenthalt. Sie war anfänglich nur auf einen Cyklus von 12 Vorſtellungen engagirt, aber ihr Talent und noch mehr ihre Liebe zur magyariſchen Nationalität (häufige Benefizvorſtellungen für nationale Zwecke, beſonders für das National-Conſervatorium), haben ihr viele Freunde erworben. Ihr Geſang, den wir mehr als ſechszig Mal zu hören Gelegenheit hatten, würde uns gewiß auch die Winterabende gekürzt haben, wenn nicht früher eingegangene Verpflichtungen ſie nach Berlin gerufen hätten. Vor ihrer Abreiſe überreichte ſie dem ſie beſuchenden Fräulein v. Bohus 50 Fl. C.-M. für verunglückte Honveds.

Im Verlag von Immanuel Müller in Leipzig iſt ſo eben erſchienen:

Das

Verdict des Bürgers

über

die Bekenntniſſe eines Soldaten.

Motto: „O ſchöner Tag, wenn endlich der Soldat
In's Leben heimkehrt, in die Menſchlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen ſich entfalten."
Max Piccolomini.

Octav. In Umſchlag broſchirt. Preis 20 kr. C. M. = 7 Ngr.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Guſtav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von C. E. Elbert.

Digitized by Google

Das Tagewerk eines Adjutanten

im ſchleswig-holſteinſchen Heere.

Meine Herren! ich wünſche meinen Rapport im Charakter Ihres Blattes zu halten, welches philoſophiſche Betrachtungen ſo ſehr liebt, als für die Bequemlichkeit Ihrer Leſer irgend gut iſt. Ich ſchicke deshalb zwei culturhiſtoriſche Betrachtungen voraus. Erſtens, daß unſere brave, tüchtige Armee ſich zum großen Theil hat herausarbeiten müſſen aus einer Maſſe von ſeltſamem und abenteuerlichem Volke, welches aus ganz Deutſchland bei uns zuſammen floß, und daß ſie noch jetzt iſt wie der feſte Kern eines Kometen, der vielen Dunſt aus der trüben Atmoſphäre des Vaterlandes an ſich heranzieht. Zweitens aber, daß der Lebenslauf des Adjutanten eines größern Truppenkörpers grade bei unſerer Armee eine gute Vorſchule iſt für jede Art von irdiſcher Carriere, vom General en Chef bis zum Nachtwächter, wenigſtens was die Mühen und Beſchwerden dieſer Lebensläufe betrifft. Wenn unſer Krieg zu Ende ginge, wie die Dänen wünſchen und der Bundestag beſchloſſen hat, wenn wir als Hochverräther am deutſchen Bunde durch die Waffen unſerer eigenen Brüder verſprengt würden, ſo werde ich wenigſtens in der glücklichen Lage ſein, jeden Lebensberuf mit Leichtigkeit wählen zu können, und hoffe entweder als Schauſpielintendant oder als Poſtillon mein hochverrätheriſches Daſein durch anſpruchsloſe Tüchtigkeit zu entſühnen. Sie ahnen nicht, was ein Adjutant ſein heißt. Es heißt: nur die Hälfte von der Bowle trinken, die man ſelbſt den Kameraden gebraut hat, auf der Straße liegen, wenn alle Andern ſchlafen, die rechte Hand des Generals vorſtellen, und deshalb alle Arbeiten machen, die ihm unangenehm ſind; es heißt Courier ſein, Briefträger ſein, nach der einen Seite furchtbar grob ſein, nach der andern den feinen Gentleman darſtellen; es heißt ſtrenge ſein, tugendhaft ſein, ein Muſterbild für die Armee ſein und dabei zerſchlagene Glieder und einen leeren Magen haben, und zu allerletzt noch in dem Momente, wo man todtgeſchoſſen wird, die unangenehme Empfindung haben, daß der wichtige Auftrag, den man grade befördert, einer

dummen Kugel wegen unbeſtellt bleibt. Es gibt viele Geiſter, welche auf verödeten Schlachtſtätten umherirren, am ruheloſeſten ſind ſicherlich die Geſpenſter aller armen Adjutanten, welche im Carriereritt getödtet worden ſind. Bei Kaulbach's Hunnenſchlacht iſt es mir immer als ein bedeutender Fehler erſchienen, daß er die behendeſten aller Geſpenſter, die Adjutanten vergeſſen hat.

Ermüdet, verfroren und durchnäßt bis auf die letzte Faſer der Kleidung ritt ich in ſpäter Nacht von einer langen Recognoscirung in's Quartier zurück. Viele Stunden hatte ich auf dem Pferde zugebracht, welches ſich mühſam in dem tiefen Schlamm der Wege fortarbeitete. Der ſcharſe Nordweſtwind hatte mir die Kleider auf dem Leibe getrocknet, bis ein neuer heftiger Regenſchauer ſich das Vergnügen machte, mich noch gründlicher durchzuweichen; dazu ſpritzte der Schmutz bei jedem raſchen Schritt des Pferdes ſo hoch herauf, daß zuletzt auch das Geſicht mit einer chocoladenfarbigen teufliſchen Maske wie überzogen war. Ich murrte zwar, wenn mir ein flüſſiges Stück Heerſtraße in's Geſicht ſprang, aber ich wiſchte es doch verächtlich ab, denn in mir flötete es, wie in einer Spieluhr: Morgen iſt bei dem Weg und Wetter von Manövriren keine Rede, die Dänen können uns ohne dies nicht angreifen, wir ſie ebenſo wenig; der ganze Vormittag gehört mir. Endlich werde ich einmal Briefe ſchreiben, Zeitungen leſen und im Morgenrock mein Lever halten. Bei ſolchen wohlthuenden Phantaſien verwandelte ſich mir das Brauſen des Windes in das Brodeln der Kaffeekanne auf dem Ofen, und das Klappern meines Säbels in das Geklirr von Gläſern und Taſſen, bis ich an das Thor von Rendsburg und zu meinem Quartier kam. Heut war mein hartes Lager weich. Die Einquartierung in Rendsburg iſt, was man mit deutſcher Beſcheidenheit ein wenig ſtark nennt, und da kann man den Quartiergebern nicht verdenken, wenn ſie ſich zu helfen ſuchen, und aus zwei Betten drei, vier und ſelbſt fünf machen. Auf den Einzelnen kommt dann freilich nicht allzuviel; indeß behaglicher hat man es immer noch, als die Kameraden auf den Dörfern im Cantonnement oder gar im Bivuak. Auch das Kindergeſchrei in der Nebenſtube, welche nur durch eine leichte Bretterwand von der meinen getrennt und mit Schreihälſen jedes Alters und Geſchlechts vollgepfropft iſt, ſoll mich in dieſer Nacht gar nicht ſtören, ſo willkommene Urſache unzähliger Flüche dieſe Nachbarſchaft auch ſonſt für die Einquartierten iſt. — Ich liege, ich ſchließe vergnügt die Augen, ich beginne ſogleich von meinen Reitſtiefeln zu träumen, welche hinter den Schranken ihre Geſichter in düſtere Falten legen, über ihr Schickſal weinen, daß das Waſſer bis mitten in die Stube läuft, und endlich einander aus Verzweiflung mit den Sporen die Phyſiognomie zerkratzen. — Da horch! Pferdegetrapp mitten in der Nacht, man hält vor dem Hauſe; kräftiges Hämmern einer ſchweren Fauſt an die Thür, ſelbſt ein Siebenſchläfer müßte erwachen. „Sollten die Dänen einen nächtlichen Ueberfall auf die Vorpoſten verſuchen? Sie müßten wahnſinnig ſein, wenn ſie in ſolcher Nacht auf

Digitized by Google

der Straße umherwandelten.“ Mit dieſem Gedanken ſprang ich an das Fenſter. Eine Dragoner-Ordonnanz hielt vor der Thür: „Rapport vom —ten Bataillon! Ich habe mich in den vielen Colonnenwegen verirrt, komme deshalb ſo ſpät,“ entſchuldigt der naſſe Reiter und reicht mir zum offnen Fenſter einen dicken Dienſtbrief herein, der weiter nichts enthält, als die gewöhnlichen Kranken- und Zugangsliſten, und zu jeder Stunde des nächſten Morgens früh genug gekommen wäre. Ich grolle der unnöthigen Störung und eile in mein Bett zurück, aber mit dem Einſchlafen war es vorläufig vorbei. Denn wehe mir! Auch die Kinderſtube war durch das Pochen aufgeweckt und Säuglinge, Amme und die größere Brut machten zuſammen einen energiſchen und dauerhaften Höllenlärm. Vergebens verſuchte ich zu begreifen, welches Vergnügen es für einen Mann ſein könne, ſein Haus mit ſchreienden Bälgern anzufüllen, bis endlich der Morgenſchlummer ſeine Decke von leichten Träumen auf mich legte. Sie waren leider von kurzer Dauer. Mein Bedienter weckt mich, als kaum die Dämmerung graut: „Der Herr General hat dieſen Befehl hergeſchickt.“ — Eine liebenswürdige Botſchaft: es war der Befehl, ſogleich nach dem —ten Bataillon zu eilen und irgend etwas dort zu befehlen, damit die Ausführung ſchon beim Vormittagsrapporte eintreffen könne. Für mich lag in dem Auftrage der Reiz, daß ich jetzt Ausſicht hatte, ſämmtlichen Straßenkoth auch auf der andern Seite des Hauptquartiers kennen zu lernen. Ich zog mit ernſter Dienſtmiene die durchweichte Uniform wieder an, drängte mich nach hartem Kampfe in die trauernden Stiefeln, nahm einen Schluck Portwein aus der Feldflaſche und trabte durch Nebel und Regen auf ödem Haideweg dem Dorfe zu, in dem das Bataillon lag. Vor der Thür des erſten Bauernhauſes dehnt ſich ein Bekannter mit großer Ruhe und gibt ſich die unnütze Mühe, mich zu beneiden, weil ich in der Stadt die Wohlthat eines Bettes genieße, welches für Menſchen geſtopft ſei, und nicht wie ein dickes Brod ſich begnüge, auf dem Nabel des Schläfers ſeinen Schwerpunkt zu finden und nach allen vier Zipfeln hin in convexer Krümmung vom Leibe abzuſtarren. Ich beruhige ihn mit der Verſicherung, daß ein Bett in der Stadt nur geringe Bedeutung habe, wenn man fortdauernd außer Stande ſei, darin zu liegen, und richte meinen Auftrag aus.

Nach einigen Stunden bin ich nach Rendsburg zurückgekommen, habe nur eben Zeit die beſchmutzten Uniformſtücke mit andern zu vertauſchen und eile zum General, den befohlenen Rapport abzuſtatten. Mein tapferer General zeigt mit faltigem Antlitz, worin ich die Spuren innern Abſcheu's zu leſen glaube, auf einen dicken Stoß von Liſten und Dienſtbriefen, welche ich aufarbeiten ſoll. Erſt als die Ordonnanz den Stoß zur Thür hinausträgt, kehrt die Seelenruhe auf dem würdigen Heldengeſicht zurück. Ich eile an meinen Schreibtiſch. Mehrere Stunden ununterbrochener Thätigkeit waren, wie ich vorausſah, nöthig, um nur die Hauptſachen, die Depeſchen abzufertigen.

Digitized by Google

Im größten Amtseifer ſaß ich und war eben im Begriff, das Facit einer langen Addition in Sicherheit zu bringen, als es an die Thür klopfte. Ein unbekannter Herr in Civil trat ein mit vielen Verbeugungen, welche ſo geziert waren, daß ich ihn für einen Barbier hielt und mich ſteif hinſetzte, um ihn die Serviette unter mein Kinn ſtecken zu laſſen. Indeß er blieb ſtehen und ich hatte Muße, ihn und ſeine Attitüde zu muſtern. Es war ein kleiner rothbäckiger ſchäbiger Herr, in buntkarrirten Hoſen, ältlichem, ſchwarzem Sammtrock, roth und blau geſtreiftem Halstuch und einer mächtig großen funkelnden Tuchnadel von falſchen Steinen. Der Hut war zerknittert, die Haarfriſur ſichtlich gebrannt, die Wangen ſo roſafarben, daß ich ſie im Verdacht hatte, durch Schminke verſchönt zu ſein, dieſelbe Farbe aber an der Naſenſpitze war Natur. Er erhob majeſtätiſch die Hand: Habe ich ich die Ehre Herrn u. ſ. w. — Der bin ich, was iſt Ihr Wunſch? — „Der heiße Drang, Schleswig-Holſteins glorreichem Heldenkampfe gegen fremde blutdürſtige Tyrannen meinen Arm, meinen Muth zu widmen, führt mich aus Deutſchlands fernſtem Gaue hierher; ich verlange in die tapfern Reihen des unüberwindlichen Heeres einzutreten,“ ſprach er mit ernſtem Pathos und rollenden Augen, indem er über mir weg nach der Decke ſah. — Viel Ehre für unſere Armee, ich erlaube mir aber, Ihnen zu bemerken, daß ich mit dem Eintritt der Freiwilligen nichts zu ſchaffen habe, wenden Sie ſich an Herrn v. R. — Ich habe Sie auch nur aufgeſucht, um Ihre gütige Hilfe als Kriegskamerad zu erbitten. Fräulein Eliſe Z., mit der ich zuletzt in Bamberg ein halbes Jahr engagirt war, hat mir viele Grüße an Sie aufgetragen. — Richtig, es war ein fahrender Schauſpieler und die junge Dame, deren Grüße er mir brachte, eine von den Bekanntſchaften früherer Zeit, an die man ſich erinnert, ohne ſtolz zu werden. — Der ſchäbige Herr aber fuhr fort: Mein Name iſt Breuhahn, wenn ich mir mit Recht ſchmeicheln darf, nicht unehrenvoll bekannt. Sie werden vermuthlich ſchon von mir gehört haben. — Ich bedauerte kühl mit dem deutſchen Theater ſehr unbekannt zu ſein. Wenn er aber als Freiwilliger eintreten wolle, habe das keine Schwierigkeiten. — „Wie, mein Herr?“ ſprach der unbekannte Künſtler entrüſtet, „Sie glauben doch wohl nicht, daß ich mich ſo weit erniedrigen kann, als gemeiner Soldat einzutreten?“ — Wenn Sie früher bereits gedient und gute Papiere haben, können Sie vielleicht auch Unterofficier werden. — Das war dem Beſitzer der Tuchnadel zuviel. Er faßte leidenſchaftlich in den zerknitterten Hut, legte ſeinen Oberleib zurück und fuhr mit der Hand empört zwiſchen die Knöpfe ſeines Sammtrockes, da, wo ein Knopf fehlte. „Mein Herr! Lieutenant iſt das wenigſte, worauf ich Anſpruch zu machen berechtigt bin.“ — Wenn Sie nicht früher Officier in einer deutſchen Armee geweſen ſind, und nicht einen ehrenvollen Abſchied vorzuzeigen haben, iſt das unmöglich. — Die Friſur des ſchäbigen Herrn ſträubte ſich, der Sammtrock wurde widerhaarig, die Glätte des Hutes verwandelte ſich in ſtruppige Wildheit und die Tuchnadel zwinkerte rach-

Digitized by Google

ſüchtig; „Officier!“ ſprudelte er, „meine Bildung, meine geiſtigen Vorzüge berechtigen mich zu dieſer Anforderung. In dem Reiche meiner Kunſt bin ich oft mehr geweſen als Lieutenant; glauben Sie, daß ich nicht im Stande bin, Ihren Soldaten gegenüber einen Lieutenant vorzuſtellen?“ Als ich ihm darauf eine wohlwollende Bewegung nach der Thür machte, wurde ſein Spiel ſehr groß, denn er fühlte, daß der fünfte Act ſeiner Debutrolle beginne und ließ deshalb ſeine volle tragiſche Kraft gegen mich wirken: „Mit glühendem Herzen kam ich hierher und gemeine Vorurtheile und rohen Undank muß ich finden. Stoßen Sie nur die edlen Seelen zurück, welche ſich opfern wollen für Ihre Sache, die Schmach fällt auf Sie, und Deutſchland ſoll es wiſſen, wie man hier ſeine Künſtler behandelt.“ Dabei wandte ſich der Künſtler um, bewegte den Hut, deſſen Haare ſich jetzt wahrhaft fürchterlich ſträubten, nach ſeinem Haupte und ſchritt mit jener bekannten Wendung und dem vernichtenden Blick zur Thüre hinaus, mit welchem der hochherzige Held den zerknirſchten Böſewicht nach den Regeln der Bühnenkunſt verlaſſen muß. — Einige Tage ſpäter ſah ich ihn in einem Haufen Recruten unter dem Commando eines zornigen Unterofficiers die erſten Handgriffe mit dem Gewehr einüben, doch dauerte dieſe Unterdrückung des großen Künſtlers nur kurze Zeit; er wurde als unnützes, liederliches Subject mit Zwangspaß über die Grenze geſchickt.

Lachend ſetzte ich mich zu meinen Rechnungen, die Addition mußte aber von vorn angefangen werden. 10—35. Was gibt's, Johann? — „Herr Adjutant, ein Bauer aus dem Diethmarſchen ſteht draußen.“

Ein alter wohlhäbiger Mann trat ein, mit weißem Haar, breiten Schultern und dem feſten kernigen Weſen, das man hier im Lande ſo häufig findet. Er ſchüttelte mir kräftig die Hand und frug nach dem Aufenthalt ſeines verwundeten Sohns, der als Freiwilliger bei einem Jägercorps diente. Ich fülle dem Alten ein Glas Portwein, ſehe in den Liſten nach und kann ihm die tröſtliche Verſicherung geben, daß ſein Sohn in der Beſſerung iſt und im Lazareth No. 7 liegt. „Schön Dank, Herr Lieutenant,“ ſagt der Bauer in ſeinem Dialekt, „'s wär mir lieb, wenn der Johann mit dem Leben und geſunden Knochen davonkäme. 'S iſt ſchon der dritte Junge; einer blieb 48, der andere 49; es wär mir nicht recht, wenn der dritte in dieſem Jahre draufginge.“ — Hartes Schickſal, warf ich ein. — „Hart iſt es wohl. Wenn wir nur von dem Dänen freikommen, das kann tröſten, und es wird tröſten, ſprach er herzhaft. Wir denken ſo bei uns im Dithmarſchen: Wir wollen's durchſetzen; unſern letzten Sohn und die letzte Kuh und das letzte Pferd im Stalle ſetzen wir dran, daß wir freikommen von den verdammten Dänen.“ — Ihr müßt jetzt viel hergeben, die Kriegscontribution greift euch ſtark an. — „Oh, mein beſter Herr Lieutenant,“ verſetzte er ruhig, „noch geht es an. So lange der däniſche König es aushält, halten wir es auch noch aus, und wir haben zuletzt noch einen Thaler mehr in der

Taſche, als wie er." — Ein neuer herzlicher Handſchlag, und der Bauer öffnete die Thür und ſchritt bedächtig hinaus. Ich ſah der großen Geſtalt reſpectvoll nach. Der Mann führt Krieg mit dem König von Dänemark, er, der Bauer, und doch führt er ihn wie ein König. Er ſetzt ſeinen Thaler gegen des Dänenkönigs Thaler, ſeinen Sohn gegen des Dänen Unterthan und ſeinen Bauerhof gegen die Krone Erich's. Und das thut er nicht als ein bethörter Spieler, ſondern nüchtern, langſam, calculirend; er weiß was er will; er iſt dem fremden Regenten feind geworden, das iſt ſeinem zähen Willen genug. Er bekriegt ihn, er bezahlt und unterhält auch mich, damit ich ihm ſeinen Feind zurücktreiben helfe; und er weiß das recht gut. —

Ich neige mich vor deiner kleinen Majeſtät, Sir Klaus Johannſen, murmelte ich, zu den Liſten zurückkehrend. — Ordonnanz, laſſen Sie nicht herein, was Sie abhalten können, ich addire. — Alſo 10 — 13 — 35. — Himmel, welch ein Geſchrei: Die Ordonnanz und eine belſernde zornige Weiberſtimme im Kampf: „Und ich ſag Sie, ich will den Lieutenant ſprechen, und von ſo einem elendigen Musketier werd ich mich noch nicht abhalten laſſen," ſchrie die Fremde, meinen Wächter an die Thüre drängend. — Laſſen Sie ein, rief ich; und in das Zimmer ſtürzte eine gemeine, ſchmutzige Perſon von höchſt vettelhaftem Ausſehen. Ein alter ſchwarzer Hut, der durch Sonne und Regen die Farbe ſehr verloren hatte, ragte über ihrem ziegelfarbenen Geſicht wie das Verdeck einer zerfallenen Droſchke über die rothen Sitzkiſſen, und zwei hervorſtehende Augen warfen zornige Blicke auf meine Uniform. Ihre Lippen bewegten ſich nach der Methode des Hamburger Dialekts: „Na das muß ich ſagen," ſchrie die Dame von entſchiedenem Charakter, „das iſt eine ſchöne Wirthſchaft hier bei die Schleswig-Holſteiner. (näher rückend) Warum ſoll ich denn nicht als Marketenderin bei das Bataillon bleiben? (noch näher rückend, während ich eine Stuhllehne als Barriere vor ſie ſtelle) Der Hauptmann ſagt, hier vom General ſei der Befehl, daß ich fort muß. (auf die Stuhllehne ſchlagend) Hab ich nicht immer gute Lebensmittel geliefert? (wieder aufſchlagend) Na, das möcht ich doch von Sie wiſſen, warum ich fort ſoll." — Weil Ihre Papiere nicht in Ordnung ſind und man außerdem erfahren hat, daß Sie liederliches Weibsgeſindel mit ſich herumziehen. — „So? meine Papiere nicht in Ordnung?" rief der Drache feuerſpeiend, „ſeht mir einmal dieſe Schleswig-Holſteiner an, was die ſo auf Papiere geben! Was? ſind eure Papiere denn in Ordnung? Ich glaub onnoch nicht. (feuerſpeiend) Rebellen und Inſurgenter's ſeid ihr, wie die Dänen ſagen, und denn wollt ihr noch auf Papiere ſehen, wie bei der Polizei? — Ne, ſo etwas Dummes iſt mir noch nicht vorgekommen. Und die Mine und Guſte, meines ſeligen Bruders Stieffrauen ihre Töchter, das ſind ein paar nette Mädekens, die ſchon 48 mit die Preußen und 49 mit die Baiern hier geweſen ſind und allen Lieutenants angenehm geweſen ſind und nu (feuerſpeiend) ſollten ſie für dieſe Schleswig-

Holſteiner nicht mehr gut genug ſein?“ — Der Befehl iſt da, daß Sie als Marketenderin nicht mehr geduldet werden ſollen; gehen Sie! — Was der Drache bis dahin an Feuer geſpieen hatte, war wie ein harmloſer Leuchtkäfer gegen die Brandrakete von Zorn, welche jetzt losfuhr. Sie ſtrengte ſich mit Flüchen an, bis ihr Hut ſchütterte, als müßte er von ihrem Kopfe fallen. Das Hereinrufen der Ordonnanz und die Drohung, ſie auf die Polizei zu ſchicken, gab ihr eine anſtändige Veranlaſſung zum Rückzug. Sie ſchied mit einem verzweifelten Anerbieten, wobei ſie die Hinterſeite ihrer Röcke aufhob, und mit dem frommen Wunſch: „Na, darauf freue ich mir ſchon, wenn ich euch man erſt Alle aufgehängt am Galgen ſehe.“ — Ihr Schnauben und Feuerſpeien vor der Thür wurde durch ein Geräuſch unterbrochen, welches mit dem Hinauswerfen eines ſchweren Körpers große Aehnlichkeit hatte. Die ſittliche Befriedigung, mit welcher die Ordonnanz gleich darauf in meine Stube trat, läßt mich fürchten, daß er den Rückzug des Drachen durch ein gewagtes Manövre beſchleunigt hat. —

Wieder ſitze ich: 10—13—29—35—„Ordonnanz des Generals mit einer Meldung.“ Ich ſoll ſogleich nach dem Gaſthofe gehn und der Braut eines Offiziers, welche ſo eben aus Oſtpreußen hier angekommen iſt, Nachricht über den Aufenthalt ihres verwundeten Verlobten geben, außerdem der Dame in allem Möglichen behülflich ſein. Jetzt hat meine Rechnung einen Stoß erhalten, von dem ſie ſich heut nicht wieder erholen kann. Die Addition liegt in Trümmern, nie werde ich das Facit der verwünſchten Liſte vor mir ſehen, das iſt klar. — Der Bräutigam war vor drei Tagen an ſeinen Wunden geſtorben, geſtern erſt hatten wir ihn begraben, und ein edler hochherziger Burſch war es geweſen. Und das einer verzweifelten Braut zu erzählen, die 100 Meilen weit herkommt, ihren Liebling zu pflegen! Das war mein lockender Auftrag. Schwermüthig ſchnallte ich den Säbel um und ging langſam nach dem Gaſthofe, denn ich wußte, was mich erwartete. Erſt die Woche vorher hatte ich einer Mutter denſelben Liebesdienſt erwieſen. Die würdige Frau, Muſter einer braven deutſchen Bürgersfrau, hatte zwei Stunden auf meiner Stube geſeſſen, ſich Schnupftuch und Kleider naß weinend, und hatte mir ausführlich erzählt, wie brav und hübſch ihr Sohn von klein auf geweſen, wie verſtändig er aus den Windeln gekrochen ſei und mit welcher Treue er ihr in der Nahrung geholfen habe; bis ich Barbar faſt ebenſo erweicht war, wie die arme Mutter. Zuletzt ſchieden wir, indem ſie mich bat, ſie nach dem Kriege in ihrer Heimath zu beſuchen; ſie hatte die Kindermützchen noch, und das Röckchen, das der Todte einſt getragen, das wollte ſie mir zeigen. Zum Teufel, wenn Einer noch die Kindermützen von alle den braven Jungen beſehen ſoll, die in unſerem Kriege vom Leben geſchieden ſind, ſo iſt das doch zu viel verlangt. Und ich bin faſt in der Lage. In dieſen unheimlichen Betrachtungen ſtieg ich zögernd die Treppe hinauf und wiederholte mir mechaniſch die eindringliche Ermahnung an mich ſelbſt, ſehr zart und ſchonend zu ſein.

Digitized by Google

An der Zimmerthür trat mir eine bildſchöne junge Dame in größter Aufregung entgegen und rief mir mit gerungenen Händen zu: Um Gotteswillen, mein Herr, geben Sie mir Nachricht von meinem Verlobten, kein Menſch will hier etwas von ihm wiſſen; man will mich ſchonen, man will mich täuſchen! Meine Lippen zauderten das kurze Wort „todt“ auszuſprechen, aber es ſtand wahrſcheinlich ſehr leſerlich auf meinem Geſicht geſchrieben, denn ſie rief in furchtbarer Angſt: „Er iſt todt, er iſt todt!“ Ich vermochte nicht eine Rede zu halten und neigte ſtumm und ehrfurchtsvoll meinen Kopf. „Alſo todt,“ ſchrie ſie in herzzerſchneidenden Tönen und ſtürzte ohnmächtig im Zimmer zuſammen, wie durch's Herz geſchoſſen. Eine alte Tante rennt von der einen Seite herzu, ich von der andern, ich trage die Ohnmächtige auf das Sopha, hole Gläſer Waſſer, ergreife endlich meinen Helm und eile aus dem Gaſthauſe, mit dem zweifelhaften Troſt, daß mein Beiſtand im Augenblick doch nichts nützen könne. Nach einer Weile kam ich reſignirt zurück; die Braut ſaß da, wie Niobe, bleich, kalt und ohne Thränen. Endlich bat ſie mich mit gebrochener Stimme ihr die näheren Umſtände von der Verwundung und dem Tode ihres Bräutigams zu erzählen. Ich verſuchte eine ausführliche Schilderung zu machen, zweifele aber, daß ich den kriegeriſchen Takt des ſchwediſchen Hauptmanns im Wallenſtein hatte, wenigſtens mußte ich mich öfter räuspern, als für den Fluß meiner Rede wünſchenswerth war. Sie ſaß aber auch zu melancholiſch vor mir. Endlich bat ſie mich gar, ſie zu dem Grabe des Todten zu begleiten. Auf dem friſchen Grabe ſteckte eine kleine ſchwarzroth-goldene Fahne, zum Zeichen, daß dort ein Soldat lag. Sie warf ſich ſchluchzend auf dem Grabe nieder und lag lange mit gefalteten Händen, während ich traurig daneben ſtand und einen Augenblick nicht ganz ſicher war, ob ich ihr auch das rechte Grab gezeigt hatte. Meine Tiſchkameraden behaupteten ſpäter, es ſei das eines dicken Wachtmeiſters geweſen, der an demſelben Tage geſtorben war. Aber das war eine unwürdige Verleumdung. Wenn ſie betete, wie ich glaube, wird jedenfalls ihr Gebet am rechten Orte angekommen ſein. Endlich führte ich ſie nach der Stadt zurück, ſie hing gebrochen an meinem Arm, wie eine Sterbende. Noch an demſelben Abend wurde die Unglückliche von einem heftigen Nervenfieber ergriffen und hat wochenlang in Rendsburg gelegen. Eine einfältige Kugel hatte zwei blühende Menſchenleben vernichtet. Man gewöhnt ſich aber im Kriege auch an ſo etwas.

Das alſo war der gemüthliche Morgen, den ich mir in der Regennacht ſo ſchön ausgemalt hatte. Zank mit Künſtlern, Marketenderinnen und wiederſpenſtigen Additionsexempeln und zuletzt noch eine ungeheure Quantität von tragiſchem Mitgefühl. In wahrhaft philoſophiſcher Stimmung ging ich in's Gaſthaus zum verſpäteten Mittagstiſche. Dort dachte man nicht an die Schrecken des Krieges und hatte wenig Sympathien mit den Leiden eines Adjutanten. Eine volle Bowle ſtand auf der Tafel, luſtige Gruppen ſaßen umher und hielten mir die

Digitized by Google

gefüllten Gläſer entgegen. In der Ecke des Zimmers war eine Pharaobank errichtet, Silberthaler und Papierzettel ſtanden in Maſſe auf den Karten, die Gage eines ganzen Monats ward von Leichtherzigen in wenigen Minuten verſpielt, und mit reißender Schnelligkeit wechſelte das Geld ſeine Beſitzer. — „Die letzten 20 Thaler auf die Dame!“ rief ein von Wein und Spiel erhitzter Kamerad. „Donnerwetter, ſie ſind fort, ich bin ratzenkahl und die verfluchten Dänen mögen mich jetzt ruhig vor den Kopf ſchießen,“ brauſte er beim Verluſte auf. Er wurde, nebenbei bemerkt, ſchon am nächſten Abend ſchwer verwundet in's Hospital gebracht und ſein Wunſch ſchneller erfüllt, als ihm lieb war.

Ich aber hatte kaum das erſte Glas geleert und einen Angriff auf den Teller vor mir begonnen, als ein Officier mit der Meldung hereinſtürzte, die Dänen machten Miene, unſere Vorpoſten anzugreifen. Ein großer Theil der Zecher und Spieler eilte nach den Quartieren, und ich nach meinem Pferde; hui in den Sattel und unſern Vorpoſten zu. Ein kleines Patrouillengefecht hatte unſer ganzes Corps allarmirt, ich ritt dem Orte des Schießens zu, ſprang vom Pferde, ergriff ſchnell die Muskete eines Verwundeten und feuerte zu meinem Vergnügen einige Schüſſe den Dänen nach. Was thun Sie hier? rief lachend Hauptmann v. B.; ſchickt heut der General ſeine Adjutanten mit der Muskete in's Patrouillengefecht? — Zum Henker mit dem Adjutanten, rief ich verzweifelt zurück, ſeit 24 Stunden bin ich ein geplagter Mann, der nicht wußte, wo ihm der Kopf ſtand. Für unſer Einen gibt es offenbar keine andere Zeit der Freiheit, als die wenigen Stunden, wo im Felde Mann gegen Mann ſteht. Zu Hauſe erwartet mich wieder ein verwünſchtes Additionsexempel. Sie können mir nicht verdenken, daß ich vorher ein wenig meine Freiheit genieße.

Zur Geſchichte der Preſſe.

II.

Der erſte wichtige Sieg der Preſſe war die Abſchaffung des Licenser, des „einzigen Cenſors“ unter Wilhelm III.; — der zweite die Begründung einer regelmäßig täglich erſcheinenden Zeitung unter der Königin Anna; der dritte die trotz des Geſetzes zur Gewohnheit gewordene Veröffentlichung der Parlamentsdebatten. Wir haben die erſten beiden dieſer Kämpfe nur kurz erzählt; der dritte iſt ein vollſtändiges Drama.

Von dem Augenblick an, wo die Preſſe die parlamentariſchen Debatten, ſelbſt ohne ſich eine Kritik derſelben zu erlauben, veröffentlichte, lenkte ſie den Argwohn und den Verdacht der Staatsmänner auf ſich. Die Gemeinen und die Pairs

behaupteten, ihre Privilegien würden dadurch verletzt; beide waren Erben der Macht der Könige und betrachteten ſich für ſo heilig und unverletzlich wie dieſe.

Die Bemühungen der Regierung und des Parlaments, das Publicum über ihre Verhandlungen im Dunkeln zu laſſen, fingen ſchon frühzeitig an. Schon unter der Regierung Karl's I. ſah ſich jeder Zeitungsſchreiber, der Bemerkungen über Parlamentsdebatten, oder, was ein viel ſchwereres Verbrechen war, Bruchſtücke der Debatten ſelbſt veröffentlichte, mit einer Anklage bedroht. Die Majoritäten und die Regierung halten ſich gern im Dunkeln, die Minoritäten dagegen und die Parteien, der malcontente Ehrgeiz und die auf der Lauer ſtehende Intrigue werden bald eine Oppoſitionspartei bilden, welche um jeden Preis wünſcht, Licht zu verbreiten, Lärm zu machen, Schleier zu zerreißen, Anhänger zu werben, ihr Parteigetreibe zu rechtfertigen, und Unterſtützung von Außen zu gewinnen. Dieſe Oppoſition, die ſeit Jakob I. in ſtetem Wachsthum begriffen war, wußte auf tauſenderlei Weiſe das Geſetz zu umgehen. Sie veröffentlichte ihre Berichte in Roman- oder Briefform; ſie adreſſirte an fingirte Freunde in der Provinz Kritiken und Parodien der Meinungen ihrer Gegner. Mit dieſem fortlaufenden Commentar der Parlamentsdebatten und dieſer Leitung der öffentlichen Meinung beſchäftigten ſich der Philoſoph Locke, Gray, Abgeordneter für Derby, der ebenſo gewandte als gefürchtete Shafteshury und der geiſtreiche Satyriker Andrew Marvel, mit P. Courrier zu vergleichen, nur daß er ein klein wenig mehr Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit beſaß.

Dieſen Männern verdanken wir eine kurze Reihe wichtiger hiſtoriſcher Documente, die noch nicht geſammelt ſind, ſo ſehr ſie es verdienten; unter den Titeln Letters to my constituents, Letters to my correspondents, Letters to a person of quality, Country letters finden wir nicht nur viele Thatſachen aus der politiſchen Geſchichte Englands von 1666 bis 1694, ſondern auch ein lebendiges Bild der beiden Kammern und aller Discuſſionen jener Jahre.

Die Regierung blieb nicht blind gegen dieſe Uſurpation der Preſſe und wollte ſie verhindern. Sie hatte das Herkommen und den Buchſtaben des Geſetzes für ſich. „Die Sitzungen der Gemeinen oder der Pairs, lautet das Geſetz, werden bei verſchloſſener Thüre gehalten. — Jede Beſprechung der Verordnungen oder Reden des Parlaments iſt ein Verbrechen im erſten Grade des Scandalum magnatum.“

Dieſe gewaltigen Waffen des Geſetzes wurden 1695 herbeigeholt, als Shaftesbury gegen den König das ſchwere Geſchütz ſeiner Pamphlete richtete. Der geheime Rath ließ auf offnem Markte Shaftesbury's „Letter to my Constituents“ verbrennen. Die Rache war fruchtlos. Wilhelm III., den Shaftesbury vorher verkündet, beſtieg den Thron, und mit ihm gelangten die Whigs zur Herrſchaft; die Veröffentlichlichung der Debatten wird fortgeſetzt; die Diatribe Sir John Knights gegen die Fremden (gegen den König als Niederländer) erſcheint mit Anmerkungen; großer Zorn des Hofes und der Miniſter und Büßung und Einſperrung des Verfaſſers waren die Folge.

Digitized by Google

Das Geſetz traf immer noch die Zeitungseigenthümer auf das ſtrengſte; aber die öffentliche Meinung war für ſie, und ſie ließen ſich nicht entmuthigen. Gegen Ende deſſelben Jahres (1695) wird ein gewiſſer Dyer vor die Schranken des Unterhauſes gefordert, muß auf den Knien Abbitte leiſten und wird öffentlich zurecht gewieſen, weil er ſich in ſeinem Blatte beklagt hatte, „daß die Debatten der beiden Häuſer ſo gehaltlos ſeien, daß viele Mitglieder aus den Sitzungen wegblieben, und daß ſie ſich nicht mit den Staatsgeſchäften befaßten.“ Alsdann wurde durch eine beſondere Bill den Blättern und Zeitungen verboten, ſich mit Politik zu beſchäftigen, oder eine Kritik der Parlamentsdebatten zu veröffentlichen. Man hätte meinen ſollen, die Preſſe müſſe jetzt ſterben, aber ſie ſtarb nicht. Die Strenge des Geſetzes traf ſie, aber der Schutz der öffentlichen Meinung hielt ſie aufrecht.

Einer der größten Irrthümer der neuern Zeit iſt der Glaube an die Gewalt der Geſetze ohne Berückſichtigung des Zuſtandes der Gemüther, auf welche die Geſetze Anwendung finden, und der Geſinnung derer, die ſie anwenden ſollen und die ſie erlaſſen. Schon Plato ſagt ſehr richtig: „Man ſchreibt was man nicht ausführen will.“ Zu einer Zeit, wo in den Straßen von Florenz das Blut in Strömen floß, trug das Banner der Stadt die Aufſchrift: Das Reich Chriſti, und noch in der neueſten Zeit fochten die Junikämpfer mit der Loſung: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.“

1697 hoffte man die von dem geheimen Inſtinct der Maſſe beſchützte Preſſe, und namentlich die Tagespreſſe, durch Geſetze zu erdrücken. Freiſinnig im Herzen und ſervil in der Form ſendete England ſeine Verdammungsſprüche gegen die Fortſchritte der Oeffentlichkeit; aber ſie vergeudeten ihre Kraft vergebens. Die Gemüther verſagten ihre Mitwirkung, die Geiſter verdammten ſie im Princip, und die Sitte verhinderte ihre Anwendung. Mit dem Schluß des Jahres 1697 begann die Vervielfältigung und Erweiterung der Zeitungen. Anfangs hatten ſie blos Nachrichten ohne alle Bemerkungen gegeben; dann hatten ſie verſucht, ſich auf Reflexionen zu beſchränken, ohne Thatſachen zu geben. Beide Verfahrungsarten waren unvollkommen. Unter der Königin Anna fing man zuerſt an die beiden Elemente einer guten Zeitung, das Thatſächliche und die Kritik, mit einander zu vereinigen; das Thatſächliche zur Begründung der Reflexion, und letztere zur Beleuchtung des Thatſächlichen. Aus dieſer Verbindung der Kritik mit der Politik des Tages entſtand eine neue, noch ungekannte Macht; die grelle Beleuchtung des geheimen Getriebes der Politik und des Charakters der auf der politiſchen Bühne erſcheinenden Staatsmänner, die Schnelligkeit der Nachrichten verbunden mit dem freien Tone der Kritiken ſchufen die neue Macht des organiſirten Zeitungsweſens.

Die neue Erſcheinung erregte die lebhafteſte Beſorgniß aller Staatsmänner. Von dem Miniſterium aufmerkſam gemacht, verſprach das Unterhaus ſeine Mit-

Digitized by Google

hilfe, um die verbrecheriſche Preſſe zu vernichten, und verpflichtete ſich, „den Schmähſchriften, deren Frechheit der Regierung zur Schande gereiche, einen ſtarken Damm entgegenzuſtellen, und ein der Größe des Uebels angemeſſenes Mittel zu finden.“

Das ſicherſte Mittel war ohne Zweifel, das alte Geſetz, welches dem Publicum und der Preſſe hermetiſch die Sitzungen des Parlaments verſchloß, wieder in Wirkſamkeit zu ſetzen. Dieſer Meinung waren die Heftigſten aber nicht die Klügſten. Jeden Monat, vom Februar 1712 bis zum April deſſelben Jahres erſchien dieſe Debatte, die alle Welt in Verlegenheit ſetzte, auf der Tagesordnung des Unterhauſes. Wie ſollte man eine Oeffentlichkeit verhindern, die in Aller Intereſſe lag? Wie wollte man das Geheimniß bewahren, das Jeder zu verletzen bereit war und Jeder zu ſchonen ſich ſtellte? Der Herausgeber des Daily Courant mußte als Sündenbock dienen; er wurde eingeſperrt, weil er eine „Denkſchrift der Generalſtaaten von Holland“ mit Anmerkungen gedruckt hatte; aber dabei blieb man ſtehen. Weder die Whigs noch die Tories wußten, wie ſie verfahren ſollten. „Unſere Staatsmänner ſind in großer Verlegenheit,“ ſchreibt Swift an Stella, „ſie möchten die Zeitungen für ihre Gegner unterdrücken, und ſie für ſich allein beſtehen laſſen. Viele Mitglieder des Unterhauſes zerbrechen ſich den Kopf über die Mittel und halten die Sache nicht für ausführbar.“ — Endlich glaubte man einen Ausweg gefunden zu haben. Die Whigs waren damals am Ruder, und man weiß, daß in Reſtrictivmaßregeln Niemand geſchickter iſt, als ein altes Oppoſitionsmitglied. Die Whigs erſannen jetzt die ſinnreiche Maßregel, welche die Zeitungspreſſe zu feſſeln verſprach, ohne doch den Schein zu haben, die Preßfreiheit zu beeinträchtigen. Verſchiedene einer Abgabe unterworfene Conſumtionsartikel, „Seife, Zucker, Papier, Fenſterglas, Pergament,“ waren in einer langen Parlamentsbill aufgezählt, und am Ende deſſelben ſtand ganz harmlos und unſcheinbar ein kleiner Paragraph, welcher den Zeitungen eine Stempelabgabe von einem halben Penny für jeden halben Bogen, von einem Penny für den ganzen Bogen und von 11 Pence für jede Anzeige auflegte.

Damit war der Zeitungsſtempel eingeführt. Die Wirkung der neuen Maßregel war groß, obgleich nicht ganz ſo, wie man erwartet hatte; viele Blätter gingen ein; viele vereinigten ſich mit andern. Die Ueberlebenden erbten die Leſer der Geſtorbenen, und in letzter Inſtanz gewann doch wieder die Preſſe.

Ohne die Veröffentlichung der Parlamentsdebatten anzuerkennen, geſtattete man ſie ſtillſchweigend, und die Zeitungen erwarben ſich einen wahrhaften Einfluß. Mehr Capital war nöthig, um ſie zu begründen, mehr Anzeigen, um ihr Fortbeſtehen zu ſichern. Was bis jetzt ein kleines Geſchäft geweſen, wird nun zu einem großartigen Unternehmen. Die Arbeit wird unter zahlreiche gutbezahlte Mitarbeiter vertheilt. Jede Partei will eine Zeitung zu ihrer Vertheidigung haben, und da die Regierung ſelbſt nur beſtehen kann, wenn ſie ſich auf eine Partei ſtützt, benutzte ſie die Gelegenheit und ließ das Geſetz ruhen. Als Georg I.

Digitized by Google

den Thron beſtieg, war dieſe Revolution ſchon vollendet, ohne daß man es bemerkt hatte; und ſeit dieſer Zeit haben die Parlamentsdebatten, troz des Wortlauts des Geſetzes, nie aufgehört wenigſtens im Auszug veröffentlicht zu werden. Man findet ſie in Gentleman's Magazine, im Monthly Magazine und in Boyer's Register, und Männer wie Samuel Johnſon, Hawkesworth, Guthrie und ſelbſt der große Burke widmeten ihre Feder dieſer wichtigen, aber oft nichts weniger als angenehmen Arbeit. Als man einmal Lord Chatham aufforderte, gegen die Preſſe einzuſchreiten, äußerte er: „Nein, die Preſſe hat ihre magna charta in ſich, und Niemandem wird es gelingen, ſie zu unterdrücken."

Mitten innen zwiſchen dem ariſtokratiſchen Element oder dem Elemente der Stabilität und dem Volkselement, oder dem Elemente des Fortſchritts ſtehend, wurde die mit der täglichen Veröffentlichung bewaffnete Kritik der Regierung ebenſo nothwendig wie die Oppoſition. Im Jahre 1760 machte Lord Bute, ein geiſtreicher Mann aber ſchlechter Miniſter, dem durch ſeine parlamentariſchen Intriguen in der politiſchen Geſchichte Englands eine Rolle ſpielenden Doddington, den Vorſchlag zur Begründung eines miniſteriellen Journals. Der Plan wurde ausgeführt, aber mit ſolcher Ungeſchicklichkeit und Knauſerei, daß das mininiſterielle Blatt, das den Titel The Briton führte, nur gerade ſo lange beſtand, um ein Oppoſitionsblatt zur gedeihlichen Blüthe zu bringen. Damals gab es in London einen Mann, der, durch und durch verderbt, mit allen Laſtern behaftet, käuflich, unwiſſend, feig, ohne Geiſt, häßlich und bankerott, doch dabei ein politiſcher Intriguant ſonder Gleichen war, und wie kein Anderer auf die Maſſen zu wirken verſtand, denn er beſaß Tact, aber noch mehr Kühnheit und vor Allem Frechheit; es war der berüchtigte Wilkes. Kaum war der Briton Lord Bute's erſchienen, ſo trat er ihm mit einer neuen Zeitung, dem North Briton, entgegen, deſſen Titel ſchon ſo gewählt war, um die nationalen Sympathien des engliſchen Volkes aufzuſtacheln. Das miniſterielle Blatt verſchwand in einem Nu. Der North Briton errang den vollſtändigſten Sieg. Ermuthigt von ſeinem Glück commentirte Wilkes bald alle Parlamentsreden, und theilte ſie ſogar vollſtändig mit, was bis dahin noch nicht geſchehen war. Die alten Geſetze gegen die Veröffentlichung der Parlamentsdebatten beſtanden nur noch der Form nach; Wilkes ließ ſich von ihnen nicht einſchüchtern. Er fürchtete weder den Huiſſier mit dem ſchwarzen Stabe, noch die große Perrücke des Lordkanzlers und des Richters. Er wußte, daß alle Parteien ihn unter der Hand unterſtützen würden, denn ſeine Sache war die Sache Aller, und er hatte richtig gerechnet.

Im Bunde mit Horne Tooke und den Aldermen Oliver und Towshend trozte er den Privilegien des Parlaments, und druckte ganz unverkürzt und mit den vollen Namen der Redner die Debatten des Unterhauſes ab. Die Bahn war gebrochen; andere Herausgeber von Zeitungen folgten dem gegebenen Bei-

Digitized by Google

ſpiele; Miller und Thompſon waren die erſten. Jetzt ſchritt das Unterhaus ein, und der Sprecher ließ einen der widerſpenſtigen Journaliſten, Thompſon, verhaften.

Am 15. März 1761 erſchien der Bote des Unterhauſes in der Wohnung des Herausgebers der London Evening Poſt, um ihn im Namen des Parlaments zu verhaften. Thompſon ließ einen Polizeibeamten herbeirufen, und ſich nach dem Stadthaus bringen, wo der Lordmayor mit Wilkes und Oliver ſeiner wartete.

Die Scene war dramatiſch und die Inſceneſetzung vortrefflich. Der Sergeant at Arms des Unterhauſes war ebenfalls erſchienen, um den Boten zu unterſtützen.

— Mit welchem Rechte und in weſſen Namen verhaften Sie dieſen Mann? frug der Lord Mayor den Polizeibeamten des Unterhauſes.

— Im Namen des Sprechers des Unterhauſes. Wir haben einen Befehl des Hauſes, welcher Ihnen befiehlt, den jetzt hier anweſenden Herausgeber Thompſon unſern Händen zu übergeben.

— Wegen welchen Verbrechens?

— Wir führen einfach den uns gewordenen Befehl aus.

— Iſt der Befehl von dem Polizeirichter der City unterzeichnet?

— Nein.

— Zeigen Sie ihn vor.

— Hier iſt er.

— Der Befehl iſt ungiltig. Wir erklären die Verhaftung für null und nichtig und ordnen die ſofortige Freilaſſung Thompſon's an.

Mit dieſer Niederlage des Unterhauſes und dieſem Siege Wilkes und der City war die Sache noch nicht abgethan. Aus dem Gefangenen Thompſon wurde jetzt ein Ankläger und er ging zum Angriff über.

„Ich beantrage, daß ein Protocoll über meine ungerechtfertigte Verhaftung aufgenommen werde, ſagte er, und verlange jetzt meinerſeits die Verhaftung des Boten und des Sergeant at Arms des Unterhauſes.“

Der Lord Mayor und Wilkes, welche das ganze Schauſpiel mit einander abgekartet hatten, gewährten Thompſon's Forderung; ein Protocoll wurde aufgenommen; die drei Magiſtratsperſonen unterzeichneten es; und die beiden Beamten mußten Caution leiſten, um nicht eingeſteckt zu werden.

Unter dem Volke herrſchte die größte Aufregung, die Bürger der City zeigten ſich entſchloſſen ſich zu vertheidigen, und das Unterhaus wollte energiſch durchgreifen. Wilkes, Oliver und Townshend wurden wegen Beleidigung der Legislatur vor die Schranken des Hauſes geladen und in's Gefängniß geworfen. Aber die Aufregung im Volke wurde ſo groß, daß man das Parlament vertagen mußte, und mit der Vertagung trat die Freilaſſung der Gefangenen von ſelbſt ein. Wilkes, einer der laſterhafteſten Menſchen, die je eine politiſche Rolle geſpielt haben, wurde mit ſeinen Bundesgenoſſen im Triumph durch die Stadt getragen, und die ganze

Digitized by Google

City illuminirt. Die Preßfreiheit war definitiv erobert, wenn auch von ſchmutzigen Händen. Wir werden in einem weitern Artikel ſehen, zu welcher rieſenhaften Entwickelung dieſer ihr letzter Sieg führte.

Geſchichte des deutſchen Städteweſens von F. W. Barthold.

(Leipzig, T. O. Weigel. 1850. I. und II. Band.

In einer Sammlung culturhiſtoriſcher Werke, welche die ehrenwerthe Buchhandlung von T. O. Weigel unter dem Titel: „das deutſche Volk dargeſtellt in Vergangenheit und Gegenwart" herausgibt, erſchien neben den Annalen von H. Rückert (vgl. No. 49 der Grzb.) das Buch von Barthold. Der 3. Theil ſoll in Kurzem folgen.

Die bedeutende Aufgabe des Werkes iſt: die allmälige Entwicklung der deutſchen Städte darzuſtellen vom Chaos der Völkerwanderung ab, über die Glanzperiode des Mittelalters hinaus bis zu dem Eintritt der neuern Zeit, wo die Privilegien und Verfaſſungen der Städte durch die Herrſchaft des römiſchen Rechts, die Ausbildung der Fürſtengewalt und der Bureaukratie überwunden werden, und die Ideale bürgerlicher Freiheit, welche das Mittelalter zu erfaſſen und zu geſtalten fähig war, verblichen, um modernen Bildungen Raum zu geben, in welchen dieſelben politiſchen Ideale ſich in neuen Formen und weitern Kreiſen zu verwirklichen ſtreben. Es iſt ein ſehr mühſames und ſehr verdienſtliches Werk, worin langjährige gründliche Studien verarbeitet und große Geſichtspunkte mit Scharfſinn aufgeſteckt ſind; die Arbeit eines ächt deutſchen Gelehrten. Denn auf hunderterlei Weiſe bildet ſich in dem verwickelten Kleinleben der deutſchen Landſchaften das ſtädtiſche Weſen aus, faſt jede Stadt macht einen andern Weg bis zu ihrer freien Verfaſſung durch, und faſt jede dieſer Verfaſſungen hat locale Eigenthümlichkeiten, welche charakteriſtiſch und bedeutend ſind. Und ſo umfaßt das Werk zugleich eine kurze Geſchichte aller größern oder hiſtoriſch merkwürdigen Städte Deutſchlands. Es gehörte Kraft dazu, über dem unendlichen Detail die leitenden Grundſätze nicht zu vergeſſen, aus der Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen den gemeinſamen Mittelpunkt herauszufinden.

Wir können unſere Hochachtung vor den Leiſtungen des Verfaſſers nicht beſſer ausdrücken, als wenn wir einzelne Reſultate und Ausführungen deſſelben unſern Leſern mittheilen: Wir beſchränken uns auf ſolche Züge, welche ein Bild von dem Ausſehn und Leben der deutſchen Städte in der älteſten Zeil geben.

Digitized by Google

Wo der Verfaſſer ſelbſt ſpricht, ſind ſeine Worte ausgezeichnet; ſie ſollen als Probe ſeines Stils und ſeiner Darſtellung dienen.

Eine ganze Welt von antiker Bildung mußte auch in Deutſchland zertrümmert werden, bevor die Gamanenſtädte aufwachſen konnten

„Seit Auguſtus den Rhein als die Grenze Galliens, der Eroberung ſeines Oheims, anſprach, und auf dem linken Ufer des Stroms ein oberes und niederes Germanien geſchaffen hatte; ſeit ſeine Stiefſöhne, Tiberius und Druſus, auch die Länder ſüdlich der Donau gewonnen, und als Noricum, Rhätien und Vindelicien zur Provinz gemacht (zwiſchen den Jahren 20 bis 15 v. Chr.), begann eine wunderbar ſchnelle Entwickelung der Cultur in jenen halbceltiſchen, halbgermaniſchen Gebieten. Ungeachtet des Druſus Eroberung im innern Deutſchland durch die Niederlage des Varus verloren ging, und die Römer der Bezwingung Großgermaniens entſagen mußten, verſtanden ſie doch ihre Herrſchaft zwiſchen dem Oberrhein und der Oberdonau zu befeſtigen und ſicherten im Laufe der erſten chriſtlichen Jahrhunderte das herrliche Südweſtdeutſchland durch den Pfalgraben, welcher vom Taunusgebirge über Main und Neckar bis zur Mündung der Altmühl in die Donau ſich hinwand. Die ſo eingehegten Gebiete, nach heutiger Bezeichnung die Herzogthümer und Großherzogthümer Naſſau, Darmſtadt, Baden und faſt das ganze Königreich Würtemberg, nebſt einem Theile des bairiſchen Frankens, wurden als römiſches Zehntland auf faſt drei Jahrhunderte der germaniſchen Freiheit entzogen, gewannen aber zeitweiſe unter römiſchem Schutze und römiſcher Pflege eine Bodencultur und verfeinerte Lebensweiſe, welche den jenſeitigen Stammländern ein Jahrtauſend fremd blieben. Denn nicht allein daß die Römer die von Barbaren ſpärlich bewohnte Wüſte, der wiederholten Einfälle ungeachtet, ſchnell in blühende Provinzen umſchufen, indem ſie überall erſt feſte Kriegsplätze anlegten, und in deren Bereich Municipalſtädte mit Märkten, Tempeln, Theatern, Gerichtshäuſern, Waſſerleitungen, Bädern, mit dem geſammten ſtädtiſchen Luxus der überalpiſchen Heimath gründeten, die neuen Pflanzungen mit trefflichen Straßen und Brücken verbanden und in kurzer Friſt die etwa noch ſeßhaften Barbaren an Sitte, Sprache und Denkart in Römer umwandelten: ſie waren auch befähigt, untrüglichen Blickes die Naturgaben der neuen Provinz zu erſpähen, und alles Vorhandene zur ſinnreichſten Benutzung auszubeuten. Sie verpflanzten gedeihlich ihre edleren Obſtbäume, Getreidearten und Gemüſe unter den fremden Himmelsſtrich und ſchickten eigenthümliche Feld- und Walderzeugniſſe, ja ſelbſt Rüben zum Genuß in ihre Hauptſtadt; ſie bewäſſerten künſtlich Wieſen und Ackerland und zwangen die Oede, bisher unbekannte Frucht zu tragen; ſie durchforſchten Ströme und Bäche nach neuen, leckeren Fiſchgattungen, veredelten die Hausthiere; ſie ſchürften nach Metallen, gruben nach Salzquellen, fanden überall den dauerbarſten Stein zu Staats- und häuslichen Bauten, wandten bereits die noch jetzt geſuchten härteſten Steinarten (Lava) zu ihren Mühlwerken, den zäheſten Thon zu ihren

Digitized by Google

Ziegelöfen an; ſie leiteten Canäle, regelten den Lauf der Wäſſer, bauten in Gegenden, die, wie das Moſelland, reich an Marmor, Sägemühlen zum Schneiden des Geſteins; kein heilkräftiges Waſſer, kein warmer Quell, ſo erwünſcht dem verwöhnten Südländer, verbarg ſich ihnen; von Aachen bis Wiesbaden, von Baden-Baden bis nach Baden in der Schweiz, von Partenkirch (Parthanum) in den rhätiſchen Alpen bis Baden bei Wien hinab, benutzten ſie nicht allein dieſe Gabe einer reichen Natur; ſie ſammelten die Wäſſer in köſtliche Becken, überbauten die Brunnen mit zierlichen Hallen und Sälen, ſchmückten ſie mit Bildwerken und Inſchriften, dergleichen die Nachwelt noch jetzt ſtaunend aufgräbt.

In dieſen Städten war ſchon die chriſtliche Kirche, welche ſeit dem zweiten Jahrhundert bei ihnen unmerklich ſich feſtgeſetzt hatte. Sei es, daß römiſche Kaufleute, welche überall den Heeren auf dem Fuße folgten, oder die Legionen, die zwiſchen Morgen- und Abendlande hin- und herzogen, dieſe geiſtigſte Verbindung vermittelten; wie z. B. die Legion, welche unter Titus Jeruſalem zerſtören half, gleich darauf hunderte von Jahren hindurch ihr Standlager bei und in Mainz erhielt: Chriſten und Juden finden ſich früh in den Rheinſtädten, und gründeten früh kleine Gemeinden, bis unter Conſtantin die neue Religion die Herrſchaft gewann und zumal des Kaiſers fromme Mutter, Helena, glanzvolle Kirchen in Trier ſtiftete."

Da kam die Völkerwanderung mit ihren Schrecken, warf die Tempel und Bildſäulen der Römerſtädte in Deutſchland in Trümmer und verwandelte blühende Landſtriche in Einöden. Die Römlinge in den Städten wurden erſchlagen oder in Sklaverei geführt, rohe Germanenhaufen zogen ruhelos über die rauchenden Steine; nicht lange und der Fuchs und der Eber trabten über die Schutthaufen mancher glänzenden Stadt, und der Nordwind warf Kiefernſamen darauf, bis vielleicht ein wildes Gehölz über dem Grabe römiſcher Bürger aufſchoß. Damals ſank das Capitol und die glänzenden Säulenhallen der Auguſta Vindelicorum (Augsburgs); es zerborſt das Caſtell des uralten Mainz, das einſt eine Celtenſtadt geweſen, dann von den römiſchen Chriſten das „goldene" genannt worden war; — Colonia, die mächtige Hauptſtadt Niedergermaniens, oft der Wohnſitz römiſcher Kaiſer, ſah über ſeine ſteinerne Rheinbrücke die Horden der Würger hereinbrechen. — Deutſchland ſchien wieder zu werden, was es vor der Zeit der Cimbern geweſen war, eine ſchweigende Waldwüſte, in welcher zerſprengte Wanderſtämme den Hirſch und Wolf jagten. Auf dem römiſchen Colonienland ſaß der Franke, der Burgunder, was ſich damals Alamane und Sueve nannte, und Reſte von vielen andern Stämmen. Wir haben durch Gregor von Tours die Schilderung eines ſolchen fränkiſchen Edelſitzes in der Moſelgegend, zwiſchen 500 und 600 nach Chr.

„Der „Barbarus" hauſ't in einem feſten Gehöfte, deſſen Pforten zur Nachtzeit mit hölzernen Keilen verriegelt werden — den Gebrauch des Schloſſes hatten

die Kriegsgäſte nicht mit aus der Heimath gebracht — zwiſchen ſeinen Pferdeſtällen leibeigen; gewordene Söhne römiſcher Senatoren, ſogar der Neffe eines Biſchofs von Langres, hüten ſeine Heerden; ein liſtiger Sklave römiſcher Herkunft dient als Koch der Völlerei ſeines fränkiſchen Gebieters, deſſen geſammte Umgebung, neben den Trümmern der kunſtvollſten Thermen, Säulenhallen, Atrien mit Moſaikboden, einen durchaus bäueriſchen Zuſchnitt bezeugt."

Da kam das Chriſtenthum in die Germanen, die Kirchen erhoben ſich, Klöſter und Biſchofſitze; das Lehnsweſen entwickelte ſich, die neue Geſellſchaft begann ſich zu gliedern und durch Geſetze zu ſichern, die königlichen Pfalzen wurden gebaut und um die Kirchen und die Fürſtenhöfe errichtete der Adel ſeine Behauſungen. Auf den Trümmern der Römerſtädte wuchs ein neues Leben.

„Die zweite Hälfte des 5. und die erſte Hälfte des 6. Jahrhunderts hat keinen umſchloſſenen Ort Mainz, mit engeren Sitzen an einander, nur zerriſſene Mauern mit vereinzelten Bewohnern gekannt. Die Schenkungen frommer Einfalt an das Kloſter Fulda, welches etwa um die Mitte des 8. Jahrhunderts erſtand, gewähren uns ein lebhaftes Bild des „goldenen Mainz" in der Merowingerzeit. Im weiten Umfang, zwiſchen der königlichen Pfalz, den Kirchen und Capellen ein zahlreicher fränkiſcher Adel im vereinzelten, oder gaſſenartig benachbarten Gehöften angeſiedelt; zu ihren Häuſern und Höfen gehören Weinberge innerhalb der Mauern, und außerhalb, beſonders nach dem römiſchen Caſtrum, dem Käſtrich und St. Alban zu; zu den urbaren Aeckern drinnen und draußen eine Menge Leibeigener, alle deutſcher Namen. Ganz Mainz und ſein Weichbild ſind eine Anſiedelung kriegsadeliger Landbeſitzer, denen des Königs Aufenthalt und das Anſehen des Klerus in ihrer Mitte ein noch vornehmeres Gepräge gewährt. Unter ihrem hörigen Geſinde tritt noch keine Spur von unabhängigerer Gewerbthätigkeit heraus; keine Kaufmannsgilde hat bis zur Karolingerzeit zwiſchen Geiſtlichkeit, ſtädtiſchem Adel und Leibeigenen freieren Spielraum für ihre Thätigkeit gefunden, wenngleich das einförmige Leben jener genießenden Altbürger und des Klerus nicht ohne Verkehr, Austauſch, Kunſtfleiß und Handwerk gedacht werden kann."

Aus den leibeignen Arbeitern werden Handwerker, aus den Edeln hier und da patriziſche Familien, die große Klaſſe der perſönlich Freien ohne Grundbeſitz verbindet ſich zu Schutzgilden, aus denen allmälig die Zünfte ſich entwickeln, Handel und Handwerk erblühen, die Städte erhalten Mauern, die Unfreien die perſönlichen Rechte der Freien, der Herr, Kaiſer oder Biſchof braucht die Hülfe der Bürger, ſie erhalten und ertrotzen Privilegien, zuletzt freies Selbſtregiment; ſchließen große Bündniſſe unter einander, und geben ſich Verfaſſungen.

Am frühſten entwickelten ſich die mittelalterlichen Städte auf dem alten Römergrund, ſpäter, aber mit nicht geringerer Energie, im alten Sachſenland, zuletzt in den öſtlichen Grenzländern auf ſlaviſchem Grunde. — Zweihundert Jahr

Digitized by Google

nach dem Tode Karl des Großen war Deutſchland mit aufblühenden Städten bedeckt, deren Inneres freilich noch nicht den architektoniſchen Schmuck und die reiche Zierlichkeit zeigte, welche im 14ten und 15ten Jahrhundert den Städter ſtolz machten.

„Um 1050 das äußere Bild unſerer älteſten Städte, ihr ſittlich-geſellſchaftliches Gepräge zu ſchildern, gewähren uns die Nachrichten noch nicht Geſtalten und Farben genug. Enge Räume, hinter Mauern eingeſchloſſen, ſchmale, ungepflaſterte Gaſſen, regellos mit großentheils hölzernen, nicht immer mit Ziegeln gedeckten Häuſern bebaut, noch viele hölzerne Kirchen; ſteinerne Thürme in Sachſen noch eine Seltenheit. Doch ſchon Kaufhäuſer mit Hallen und Lauben, am Marktplatze, in welchen der Verkehr ſich erging, offene Wechslertiſche; noch war der Verkehr nicht in die eigene Behauſung eingezogen. Gewerke, deren Kaufwaaren zu den nothwendigſten Bedürfniſſen gehörten, beſaßen ſchon gemeinſchaftliche Verkaufsſtätten; ſo die Fleiſcher und Bäcker; andere wohnten in ihren Häuslein zunftartig nebeneinander, arbeiteten im Freien, daher denn in allen Städten die Namen der Schmiede-, Schuſter-, Wollenweber-Gaſſen ſich wiederholen. Im gewerbthätigen Straßburg ſtoßen wir ſchon auf polizeiliche Sorgfalt für Sauberkeit und Ordnung; der Burggraf durfte keinem Einſaſſen geſtatten, über der Straße zu bauen; niemand durfte vor ſeinem Hauſe den Dünger aufhäufen, als um ihn ſogleich hinauszuführen: ausgenommen waren gewiſſe Stätten am Roßmakt, am Schlachthofe und bei St. Stephan. Niemand durfte in der Stadt Schweine ohne Aufſicht des Hirten umherlaufen laſſen, der Weideplatz für ſie war bei „Willemanns Burgthor“.

Waren Kirchlein und Häuſer ſo ſchmucklos und einfach, ſo erging ſich auch Sitte und geſellſchaftliches Bürgerleben in einfachſter Weiſe. Der finſtern, ſtrengen Kirchlichkeit gegenüber die tobenden Gelage der Genoſſenſchaften und Aemter, mit bäueriſchem Aufwande, mit Bußen an Wachskerzen und Kannen Weins; Völlerei und Trunkenheit als Urſache blutiger Thaten, wie denn im Laufe eines Jahres 35 Gottesleute zu Worms erſchlagen wurden; noch keine Spur des heiteren Bürgerthums in Zunftſpielen, Faſtnachtſchwänken, öffentlicher Kurzweil, Mummenſchanz, noch keine Meiſterſänger. Doch mochten aus Dorf- und Landleben, aus dem freien Walde die ſinnigen Maiſpiele bereits in die düſtern Mauern eingezogen ſein, deren eine Seite, die Pfingſttänze, wir früh erwähnt finden.

Unter ernſten Feierlichkeiten und Formen ward beim Königsbanne, in öffentlichen Gehegen, unter der Gerichtslaube, gedingt; weder Richter noch Schöppen trugen Kappen, noch Hüte, noch Hauben, noch Handſchuhe. Mäntel auf den Schultern, ohne Waffen, ſitzend fanden ſie das Urtheil. Trauriges Schaugepränge boten in biſchöflichen Städten die häufigen Gottesurtheile, die gerichtlichen Zweikämpfe, welche faſt den Charakter unbarmherziger Gladiatorenſpiele entwickelten, und vom blöden Geiſte der Geſetzgebung in unzähligen Fällen angeordnet wurden.

Digitized by Google

Es gab einen Stand ſolcher Kämpfer um Lohn und Brod, welche, nach dem Sachſenſpiegel, mit ihren Kindern rechtlos, ihr Leben als Erhärter der Klagen öffentlich daran ſetzten. So beſtand im Jahre 1017 ein Haufe von Räubern in Merſeburg vor den Augen des frommen Kaiſers den Kampf gegen der Art öffentliche Fechter, und wurde überwunden, alſo überführt und aufgeknüpft. Die häufige Verhängung von abſcheulichen Leibes- und Lebensſtrafen, welche an Stelle der Buße und des Wehrgeldes überall in den Städten aufkam, Verſtümmlung, die Strafe „an Haut und Haaren", Blendung, Handabhauen, beförderten die rauhe Gewöhnung des Geſchlechts. Der Handlung des Nachrichters, Henkers, klebte nichts Unehrliches an, und wie der heidniſche Prieſter allein ſie vollzog, ward in Ulm, Reutlingen und andern ſchwäbiſchen Städten dem jüngſten Schöffen, in fränkiſchen ſonderbar dem jüngſten Ehemanne, die Hinrichtung aufgetragen."

Es folgt die glänzende Zeit, von der das heilige Köln, das kunſtreiche Nürnberg, das ſächſiſche Braunſchweig noch jetzt dem Beſchauer Wunderbares und Schönes verkünden. — Mit Spannung erwarten wir den dritten Theil des Werkes, der das 14te und 15te Jahrhundert ſchildern ſoll, und empfehlen bis dahin die erſten Theile dem warmen Intereſſe der deutſchen Leſer.

Digitized by Google

Heſſiſche Staatsmänner.

v. Bardeleben, ſpätere Kriegsminiſter.

Unter die vielen Zeichen und Wunder, womit ùns das Jahr 1848 überraſchte, gehörte auch nach dem Rücktritt von Weiß die Ernennung des penſionirten Generallieutenant von Bardeleben zum wirklichen Kriegsminiſter. Zwar glaubten viele ſeiner Kameraden dieſe Erhebung Bardeleben's zum Miniſter ſchon 5—6 Jahre früher erwarten zu dürfen, als derſelbe von Rinteln, wohin er ſeit Anfang der dreißiger Jahre wegen ſeiner notoriſch liberalen Geſinnung als Stadtcommandant verſetzt war, unvermuthet nach Kaſſel beſchieden wurde. Seine Schwelle wurde damals faſt nicht leer von antichambrirenden — Freunden. Der Alte empfing die Huldigungen mit diplomatiſcher Schweigſamkeit und ſchalkhaftem Lächeln. Aber o ſchreckliche Enttäuſchung! Bald offenbarte es ſich, daß Bardeleben nicht als Miniſter, ſondern als — Arreſtant in die Reſidenz berufen worden war; denn die geheime Polizei hatte pflichtſchuldigſt berichtet, daß der alte Herr einen neuen Beweis ſeiner Unverbeſſerlichkeit abgelegt habe, indem er dem heſſiſchen Zopf- und Kamaſchenſyſtem zum Trotz täglich ohne Uniform ausgeht. Zwar konnte der Mann aus Geſundheitsrückſichten die knappe Uniform nicht gut tragen; auch war kein Soldat in der geſchleiſten Feſtung, welcher durch das üble Beiſpiel des Commandanten hätte geärgert werden können. Aber die Gerechtigkeit forderte das Opfer. So mußte der benarbte, mit vielen Orden geſchmückte Held, welcher ſeinem vertriebenen Fürſten Wilhelm I. nach Itzehoe gefolgt und nur mit deſſen ausdrücklicher Einwilligung erſt in preußiſche, dann in weſtphäliſche Dienſte getreten war, welcher alle Feldzüge des Jahrhunderts mitgemacht und als Bataillonscommandeur in Rußland beide Beine erfroren hatte, in Kaſſel einige Tage Hausarreſt aushalten. Die Beſuche fanden ſich von nun an ſpärlicher ein. Der gekränkte Greis, deſſen Körperkraft durch die langjährige aufgezwungene Unthätigkeit ohnehin gebrochen war, wenn gleich ſein Geiſt ſich jung und friſch erhalten, hatte bald darauf ſeinen Abſchied genommen, war nach Kaſſel gezogen, hatte es aber nicht über ſich gewinnen können, dem oberſten Militärchef ſeine Aufwartung zu machen, und lebte fortwährend in allerhöchſter Ungnade. Und jetzt wurde dieſer alte Trotzkopf in's Miniſterium berufen, durfte ſeine Bedingungen ſtellen, erhielt die Erlaubniß, im ſchlichten Militär-Ueberrock in's Palais zu kommen und Vortrag zu halten. Fürwahr eine glänzende Genugthuung! Doch die Freude war nicht von langer Dauer. Wohl ſorgte der patriotiſche Miniſter dafür, daß die vom Reichsverweſer angeordnete militäriſche Huldigungsfeier am 6. Aug. 1848 unter perſönlicher Betheiligung des Kurfürſten mit allem

Pomp vollzogen wurde. Der Tag wurde in Kaſſel als wahres Volksfeſt mit hoffnungsvollem Jubel gefeiert. Der Kurfürſt erſchien zum erſten Mal ſeit dem Antritt ſeiner Regierung in Civilkleidung unter dem jubelnden Volke: man hoffte nicht bloß für Deutſchland ſegensreiche Folgen von dieſem Tag, man hoffte auch für das engere Vaterland auf ein inniges Zuſammenwachſen des Fürſten mit ſeinem Volke, wonach alle treuen Heſſen ſchon ſo lange ſich geſehnt; doch man hoffte vergebens. Wohl ſuchte der Miniſter, deſſen Hand nur zitternd noch ihren Dienſt verſah, ſeine alternde Kraft zu unterſtützen durch Heranziehung einer jugendlichen Arbeitskraft, des wackern und kenntnißreichen Hiſtorigraphen der heſſiſchen Armee, Maximilian von Ditfurth*), welcher unter dem jetzigen Miniſterium leider wieder aus dem Kriegsminiſterium entfernt und durch einen Invaliden erſetzt worden iſt. Doch überzeugte Bardeleben ſich bald, daß ſein an volle Behaglichkeit gewöhntes Alter mehr leibliche und geiſtige Ruhe erheiſchte, als mit ſeiner neuen Stellung verträglich war. Schon nach 5 Wochen nahm er ſeinen Abſchied.

Ueber die Jugend des intereſſanten Mannes verdanke ich einem Freunde einige charakteriſtiſche Notizen. Bardeleben, deſſen Familie nicht zur heſſiſchen Ritterſchaft gehört, ſondern erſt im vorigen Jahrhundert aus Preußen eingewandert iſt, war der Sohn eines alten wenig bemittelten Militärs, der nach dem ſiebenjährigen Kriege ſeinen Abſchied genommen und bei der Bewirthſchaftung eines kleinen Gutes unweit Homberg ſehr thätig war, Bruder von 11 geſunden Geſchwiſtern. Der ernſte und nicht ſelten heftige Vater ſchreckte die Kinder zurück, die liebevolle Mutter zog ſie vertrauensvoll zu ſich hin; ihr Bild prägte ſich dem Sohne unvergeßlich ein. Er wuchs auf als muthwilliger Landjunge im Beſitz unbeſchränkter Freiheit, der Wildeſte unter den Wilden, und härtete ſich auf alle Weiſe ab. Spaziergänge nach dem nahen Eiſenhammer und der benachbarten Bergſtadt mit Ruine weckten früh einen gewiſſen Sinn für das Romantiſche. Dazu kam ſpäter eine Ader von Humor. Weit mehr, als der Unterricht beim Magiſter intereſſirten ihn aber die Zeinngsnachrichten aus Amerika, wo ein vaterländiſches Truppencorps gegen die Amerikaner focht. Anfangs mit dem Vater auf Seiten der Engländer und Heſſen ſtehend, nahm er bald mit der Mutter deſto lebhafter Partei für die Amerikaner. Nach zurückgelegtem achten Lebensjahr nahm ihn der mütterliche Großvater, Hannover'ſcher Land- und Schatzrath zu Erzſtrup bei Hoya zu ſich, ein gemüthreicher, verehrungswürdiger Greis,

*) Maximilian von Ditfurth iſt der Sohn des in bairiſchen Dienſten bei Innsbruck im Jahre 1809 gefallenen tapfern Oberſten von Ditfurth, von dem ſelbſt die Tyroler mit Bewunderung geſagt haben: er ſtritt, als wollt' er allein Tyrol den Baiern erhalten! Wie der kleine Max und ſeine Mutter, die ihren Gemahl nach Innsbruck begleitet hatte, durch den Edelmuth eines Tyrolers der Volkswuth entriſſen worden ſind, das hat Hebel im „Schatzkäſtlein“ unter der Ueberſchrift: „Rettung einer Officiersfrau“ erzählt.

Digitized by Google

der ſein praktiſcher Religionslehrer wurde. Dieſer hätte gern einen Juriſten aus ihm gemacht; aber die erſte Reiſe nach Kaſſel, eine große Parade, ſpäter ein Manöver bei Minden, dem Friedrich der Große ſelbſt beiwohnte, zogen ihn zum Militärſtand hin. Er behauptete damals auch die kriegeriſchen Entbehrungen der Spartaner verſucht zu haben, doch ſelten mit Glück; denn nur, wenn er ſatt war, hielt er die ſchwarze Suppe für hinreichend. 1787 begleitete er ſeinen Großvater als Deputirten der Landſchaft zum fünfzigjährigen Jubiläum der Univerſität Göttingen, wo Feſte an Feſte ſich reiheten. Den 1. April 1788 trat er in's Cadettenhaus zu Kaſſel ein. Er hatte ſeinen Beruf erkannt.

Von Jugend auf abgeſagter Feind jeder Lüge, iſt er bis in ſein Alter Feind aller conventionellen Formalitäten geblieben, ſo weit ſie nicht wirklicher Ausdruck der Geſinnung ſind. Ebenſo haßt er alle Prüderie; dagegen liebt er derbe, naturwüchſige Späße, wenn auch die Grazien dabei ihr Ohr bisweilen verſchließen müſſen. Ueberhaupt iſt der von Natur lebhafte Mann munter und lebensfroh geblieben, obwohl nicht verſchont von den Launen des Alters.

Neben ſeinen Fachwiſſenſchaften haben ihn beſonders hiſtoriſche und äſthetiſche Studien angezogen. Don Quixote wurde des Jünglings und blieb des Greiſes Lieblingslectüre. Auch ſein eigner Humor iſt nicht immer mit attiſchem Salz, ſondern bisweilen mit ſpaniſchem Pfeffer gewürzt. Als militäriſcher Befehlshaber hielt er bei ſeinen Untergebenen ſtreng auf Disciplin und erwarb ſich in Hanau, wo er eine Zeit lang in Garniſon lag, den Beinamen des „Paſcha von drei Roßſchweifen.“ Indeſſen muß es der geſtrenge „Paſcha“ mit ſeinen Leuten gut gemeint haben; ſonſt würden nicht ſo viele jüngere Kameraden mit ſo großer Liebe und Verehrung an ihm hangen. Namentlich rühmen ſie ſeine altgermaniſche, ächtkameradſchaftliche Gaſtfreiheit.

In ſeine Stelle trat von der Mitte September 1848 an Oberſt d'Orville aus Offenbach, ſeit 1814 als Freiwilliger im Yſenburgiſchen Militärdienſt ſtehend, 1816 von Kurheſſen übernommen. Er gilt für einen klugen, in ſeinem Fach wohlunterrichteten Mann. Unter ſeiner Amtsführung fanden die wichtigſten, auf das Militärweſen bezüglichen legislativen Aenderungen ſtatt, worauf wir unten zurückkommen werden. Allein obgleich durch ein Geſetz vom 26. Oct. 1848 ſogar der „oberſte Militärchef“ aus der Verfaſſungsurkunde beſeitigt wurde*), wodurch die Stellung des Kriegsminiſters weſentlich erleichtert ſchien, ſo konnte doch auch d'Orville ſich nicht lange halten und nahm „aus Geſundheitsrückſichten“ ſeine Entlaſſung.

*) Einige Tage vorher hatte die N. H. Z. erklärt: Der oberſte Militärchef muß noch vor Ablauf dieſer Sitzungsperiode (31. Oct. 1848) fallen, und wäre er mit Ketten an den Himmel gebunden. Er fiel. Einige Woche ſpäter, nachdem der Umſchlag in Berlin erfolgt war, würde die Streichung dieſes Verfaſſungsparagraphen unter keiner Bedingung mehr durchzuſetzen geweſen ſein.

Digitized by Google

Nachdem Oberſt von Urff (derſelbe, welcher ſich am 6. Dec. 1847 dazu verſtanden hatte, dem Kurfürſten die Bedenken des Officiercorps hinſichtlich des neuen Fahnen- reſp. Huldigungseides vorzulegen) das Kriegsminiſterium kurze Zeit auftragsweiſe verſehen, wurde im März 1849 Major Bödicker proviſoriſcher Vorſtand deſſelben. Auch dieſer gilt als ſehr geſcheidter, ja ſchlauer, vielgewandter, wohlunterrichteter Officier. Hochſtehende Fachgenoſſen haben ihm hinſichtlich ſeiner Geſchäftsleitung vor allen übrigen März-Kriegsminiſtern die Palme zuerkannt. Beſonders rühmt man ſein taktvolles Benehmen gegen ältere und an Rang höher ſtehende Officiere. Unter ihm fand die Ausrüſtung und Abſendung eines heſſiſchen Truppencorps nach Schleswig ſtatt, bei welcher Gelegenheit ſich unter unſern Soldaten ein edler kriegeriſcher Wetteifer kundgab: die Abziehenden wurden von den Zurückbleibenden um ihr Glück nicht wenig beneidet. Nachdem Bödicker „aus Geſundheitsrückſichten“ erſt einen längern Urlaub, dann ſeine Entlaſſung genommen, wurde er zum Oberſtlieutenant und Commandeur der Diviſion Kurfürſt-Huſaren, frühere Garde du Corps, ernannt, iſt aber in neueſter Zeit wegen ſeiner Verfaſſungstreue dieſes Poſtens enthoben worden.

Sein Nachfolger war vom December 1849 bis zum Fall des Märzminiſteriums der wegen ſeines biedern Charakters, ſeiner Herzensgüte, patriotiſchen Geſinnung und muſterhaften Pflichttreue allgemein hochgeachtete Oberſtlieutenant v. Roques, Abkömmling einer aus dem ſüdlichen Frankreich ſtammenden proteſtantiſchen Familie, welche nach Aufhebung des Edicts von Nantes (1685) in Heſſen eine Zuflucht fand. Er war geboren 1795, ſeit ſeinem 15. Jahre Soldat, ſeit 1840 dem Kriegsminiſterium als Referent beigegeben, daher ein wohlerfahrener Geſchäftsmann. Bei der Rückkehr Haſſenpflug's ſchied er aus dem Cabinet und trat wieder als Stabsofficier in's Garde-Regiment, ſtarb aber ſchon im Juli 1850, tiefbetrauert von ſeinen Waffengefährten und ſonſtigen Freunden, wie man glaubt, ein Opfer der aufreibenden Zeitereigniſſe.

Digitized by Google

Neue Romane.

2.

Ich deutete am Schluß meines letzten Artikels einen Uebelſtand an, der ſeit Goethe ſo ziemlich in allen deutſchen Romanen wiederkehrt, wenn ſie ſich nur einigermaßen über das Niveau des Alltäglichen zu erheben ſuchen. Sonſt war es Mode, die feineren Empfindungen des Herzens und die kühneren Züge des Charakters, die zu fein und zu kühn waren, um ſich in den Handlungen zu entfalten, in Briefen an irgend einen Vertrauten oder eine Vertraute auszuſprechen; ſelbſt wenn die Heldin in Ohnmacht fiel, mußte ſie augenblicklich ihrer Freundin referiren, und wenn nichts vorfiel, ſo wurde auch darüber ein Brief geſchrieben. Die Wuth des Briefſchreibens hat jetzt nachgelaſſen, dagegen iſt das ſchlimmere Laſter der Tagebücher eingeriſſen. Seitdem Ottilie ein Tagebuch geführt, verſäumt keine Frau von einigem Geiſt, in ſorgfältig ſtiliſirten Aphorismen ihrer ſchönen Seele Luft zu machen. Zum Theil ſind es die ſüßen Geheimniſſe des Herzens, der Nachklang ſchöner Stunden, die man in dieſem köſtlichen Schrein aufſpeichert; man malt ſich aus, was man dabei gedacht, als man mit dem ſchönen, blaſſen Polen die erſte Polka tanzte, oder was man empfunden, als der erſte Sonnenſtrahl auf die neuen, ſeelenvoll gruppirten Möbeln fiel; in der Regel aber ſind es Einfälle über literariſche Gegenſtände, namentlich über Fauſt, Byron und Don Juan, die Lieblinge der Damen. Da eine gründlich ausgeführte Kritik weder von einer Dame noch von einem Tagebuch zu erwarten iſt, ſo wird eine epigrammatiſche Poïnte geſucht, ein gefühlvoller Witz, der auf die alte Erſcheinung ein neues Schlaglicht wirft. Daraus geht nicht nur der Nachtheil hervor, daß eine Maſſe ſchiefer, einſeitiger Urtheile in die Welt laufen, daß man ſich zwingt, beſtändig in Aphorismen, in Paradoxien zu denken, eine Manier, die dem geſunden Menſchenverſtand nicht eben förderlich iſt; ſondern auch der größere, daß man auf ſolche Reflexionen einen Werth legt, den ſie in keiner Weiſe verdienen, und über dieſes Schattenſpiel ſchillernder Witze dasjenige aus den Augen läßt, was eigentlich das Intereſſe des menſchlichen Lebens ausmacht: That und Leiden.

Auch „der Tannhäuſer,“ den wir im vorigen Heft beſprachen, gibt uns ein ſolches Tagebuch; es wird noch dazu von der geſetzteſten, verſtändigſten und tugendhafteſten Perſon des Stückes geführt, aber ſie kann ſich doch nicht enthalten, ſich zuweilen in ihren Mußeſtunden die Frage vorzulegen, ob ſie nicht den Opfertod der Charlotte Stieglitz ſterben ſolle, und über Chriſtus, die Republik, die Identität Gottes und der Welt, den Zweifel und den Glauben, die Ehe und das freie Weib, ſich Einfälle auszuarbeiten, die ebenſowenig ſchön als

Digitized by Google

haltbar ſind. Wir Deutſche ſind ſchon ohnehin ſo aphoriſtiſche Naturen, daß unſere Gedanken, Geſchichten und Empfindungen gerade ſo in Duodezform auseinanderfallen, wie unſere Staaten und unſere Kirchen; wir ſollen vor allen Dingen dahin trachten, uns zu concentriren, aus der Zerfloſſenheit unſers Lebens und Denkens mit einem energiſchen Entſchluß uns aufzuraffen. Statt deſſen forciren wir uns in eine immer haltloſere und trübere Verwirrung hinein.

Die allerneuſte Form des Romans trägt viel dazu bei. Bei dem Roman wie bei der Geſchichte vergeſſen wir allzuleicht, daß, wie man auch ſonſt darüber denken mag, die Hauptſache iſt, daß etwas erzählt wird. Seitdem wir aber an den geſcheiterten Verſuchen unſerer Revolution eine willkommene Beziehung für unſern Weltſchmerz gefunden haben, überheben wir uns vollends der Mühe, zuſammenhängende Geſchichte und zuſammenhängende Charaktere zu erfinden, wir beziehen uns auf bekannte Ereigniſſe, auf bekannte politiſche und literariſche Perſönlichkeiten, und die Romantik ſchlingt ſich wie ein ſchales, unſelbſtſtändiges Rankengewächs um die ohnehin ſchon ſehr formloſen Ruinen unſerer jüngſten Träume. Anſtatt zu ſchildern und zu erzählen, wird geſtichelt.

Schon in Gutzkow's Ritter vom Geiſt ſind dieſe Sticheleien, die ein Uneingeweihter gar nicht verſtehen kann, ſehr unbequem; Gutzkow beobachtet aber wenigſtens den Anſtand, nur gewiſſe Eigenſchaften öffentlicher Charaktere zu benutzen und dieſe zu freien Compoſitionen zu verarbeiten. — Der Verfaſſer des „Tannhäuſer“ mißbraucht ſchon dieſe Beziehungen; am roheſten treibt es aber der Verfaſſer des Romans:

Moderne Titanen, kleine Leute in großer Zeit. 3 Bde. Leipzig, Brockhaus.

Was irgend in den letzten Jahren von bekannten Perſönlichkeiten in Berlin, Wien und Breslau aufgetaucht iſt, kommt in irgend einer Verkleidung als Epiſode in dieſen drei Bänden vor. Dieſe Benutzung der Wirklichkeit iſt weder künſtleriſch noch ſittlich zu rechtfertigen. Dergleichen beiläufige Charakteriſtiken ſind immer unwahr, weil ſie eine beliebige hervorſpringende Seite ergreifen und ſich doch den Anſchein geben, als wollten ſie die Totalität des Menſchen darſtellen, und ſie ſind unſchicklich, denn will man lebende Perſonen angreifen, belehren, tadeln oder lächerlich machen, ſo thue man es offen, mit ihrem und ſeinem Namen, man motivire ſein Urtheil und man vertrete es.

Der Roman hat aber in anderer Beziehung ein Intereſſe. Es ſind nämlich höchſt eigenthümliche Geſtändniſſe der Demokratie, die nicht allein an ihrem Erfolg, ſondern auch an ihrem Recht verzweifelt. „Kleine Menſchen in einer großen Zeit!“ Worin liegt aber die Größe einer Zeit anders, als in den Menſchen? Eine Periode des Uebergangs, in der eine alte Form des Lebens allmälig abſtirbt, um einer neuen Platz zu machen, hat leicht den Schein der Größe, weil ſie große Contraſte zeigt. Aber in dem chemiſchen Auflöſungs-

Digitized by Google

proceß liegt an ſich nichts Großes; es kommt darauf an, mit welcher Gewalt die neuen Lebenskeime aufbrechen.

Der Held des Romans, der Träger der neuen Zeit und ihrer Ideen, iſt, wie die meiſten Figuren unſerer modernen Novelliſten, eine Molluske ohne alle Knochen, oder wie wir uns moraliſch ausdrücken würden, ein ausgemachter Lump, deſſen blaſſe Wangen und dunkle Locken uns nicht imponiren; er verſteht es mit einer wahren Meiſterſchaft, in jeder Situation, die für einen leidlich honetten Menſchen gar keine Schwierigkeiten haben würde, ſich auf die möglichſt nichtswürdige Weiſe zu benehmen. Er iſt Atheiſt, ambirt aber ein Pfarramt; er macht einem guten Mädchen feurige Liebesgeſtändniſſe, ſchreibt aber zugleich einem guten Freunde, ſie ſei eine dumme Gans, und ihn werde kein Weib verſtehen; man entdeckt einen atheiſtiſchen Aufſatz, den er anonym in die Epigonen geſchickt, und zieht ihn deshalb zur Unterſuchung; er bettelt bei dem Conſiſtorialrath um Gnade, beſäuft ſich aber zugleich mit den Berliner Gottesleugnern, knüpft Verhältniſſe mit emancipirten Weibern an, ſchreibt aber dabei auch ſeinem Aennchen, er ſei ewig der ihre u. ſ. w. Erſt wird er deutſchkatholiſcher Pfarrer in Breslau, dann Haupt der freien Gemeinde, Communiſt, dann wieder Skeptiker — kurz ein ausgemachter Lump. Jede Perſon, die mit ihm irgendwie in Berührung kommt, führt ihn an der Naſe herum. Zuletzt fällt er bei der Wiener Revolution. — Die andern Demokraten, die epiſodiſch aufgeführt werden, ſind womöglich noch nichtswürdiger.

Es iſt gut, wenn die Demokratie auf dieſe Weiſe, halb bewußt, halb unbewußt, in ſich geht und ihre Sünden bekennt. Der Ekel an einer ſchalen Vergangenheit iſt auch ſchon ein ſittliches Moment; nur reicht er nicht aus. Die Blaſirtheit iſt ein noch ſchlechterer Zuſtand als der Rauſch, wenn auch die unvermeidliche Folge deſſelben. Der Dichter, der übrigens nicht ohne Talent iſt, und das namentlich an der Zeichnung einiger weiblicher Figuren gezeigt hat, wird hoffentlich dieſen Katzenjammer überſtehen. —

Ein zweiter Roman:

Georg Volker. Ein Roman aus dem Jahr 1848 von Otto Müller. 3 Bde., Bremen, Schlodtmann.

behandelt daſſelbe Thema. Diesmal ſind es zwei entgegengeſetzte Charaktere, die von der Revolution ergriffen werden; ein jungdeutſcher Schwindler, Namens Germanos, der immer aus einem Extrem in das andere überſpringt, und ſich von den ähnlichen Romanfiguren nur dadurch unterſcheidet, daß er wenigſtens Anläufe macht zu einer größern Energie in der Verfolgung ſeiner Zwecke; und ein braver, verſtändiger Mann, Namens Volker, der nur an dem Uebelſtand leidet, daß ſein Herz durch eine doppelte Liebe geſpalten wird, zu einem guten Bauermädchen und zu einer Gräfin. Er läßt ſich in den erſten badiſchen Aufſtand verwickeln und erſchießt ſich, als er arretirt werden ſoll: warum? das erfährt man nicht.

Digitized by Google

Diesmal ſind es die Ariſtokraten und ihre Diener, die ſchlecht wegkommen; ein Haufe unwürdigen Geſindels. Der Verfaſſer hofft zum Schluß auf beſſere Zeiten, und fragt das Vaterland, ob es denn auch erwachen werde? — Im Uebrigen iſt der Zuſchnitt dieſes Romans mehr nach der alten Convenienz; Thürme, worin Wahnſinnige wohnen; ſchurkiſche Verwalter; intendirter Vatermord; uneheliche Kinder, denen plötzlich der Vater ſegnend erſcheint u. ſ. w.

Des Republikaners Schwertfart. Kartons von Ernſt Haug, General der römiſchen Republik. Bremen, Schlodtmann.

Hier iſt unbedingte Siegesgewißheit, ſogar in der Orthographie; der Verfaſſer hat mit Herwegh das th und das y aus der deutſchen Sprache verbannt, ſchreibt: rot, tot, miſtiſch u. ſ. w., und hat am Sabandſchaſee in Kleinaſien, von wo die Vorrede datirt iſt, eine neue Philoſophie entdeckt, deren kurzen Abriß er ſeinem Freunde, dem Triumvir Mazzini, in folgenden Worten mittheilt: „Der Karakter unſerer Periode iſt die Emanzipazion der Individualität vom Individuum oder der Unterjochten vom Unterjochenden. Die logiſche Conſequenz bringt es mit ſich, daß der Unterjochte die Herrſchaft der Unterjochenden abſchütteln und für die Emigrazion des Individuums von der unterdrückenden Individualität ringen wird. Unſere kühnſten Wettrenner haben den roten Spagat am Ziel der laufenden Periode ſchon durchbrochen, und ſind, Deſerteurs ihrer Zeit, auf die Arena der Zukunft geſprungen.“ Was in dem Romane ſelbſt ſteht, weiß ich nicht ſo genau zu ſagen, denn der dem Vorigen entſprechende Stil ſtört die Aufmerkſamkeit. Pius IX. wird unter andern ein Chriſtusſchänder und Landesverräter genannt, die übrigen Fürſten noch ſtrenger getadelt, und zum Schluß heißt es: „Ich höre aus dem profundis der Gräber den Poſaunenſchall des ewigen Gerichts erdrönen.“

Der Sohn des Volkes. Roman von Levin Schücking *). 2 Bde. Leipzig, Brockhaus.

Dieſer Roman behandelt zwar auch die Gegenſätze einer Revolutionszeit, aber er bezieht ſich auf eine andere Revolution, auf die große franzöſiſche und deren Einflüſſe auf Deutſchland. Er iſt mit dem bekannten Geſchick des Verfaſſers geſchrieben, und hat uns nur in einer Beziehung befremdet. Es ſprechen ſich nämlich, nicht gerade in politiſchen Excurſen, aber in der Art und Weiſe, wie die einzelnen Figuren ausgemalt und gruppirt ſind, die wunderbarſten Sympathien aus: entſchiedene Sympathie für den deutſchen Adel des vorigen Jahrhunderts gegen die bürgerlichen Emporkömmlinge, entſchiedene Sympathie für Oeſtreich gegen Preußen. Selbſt das, was der Verfaſſer von den Handlungen der Ariſtokratie erzählt, iſt ſo empörend, daß wir auch die Uebertreibungen der Verletzten

*) Von demſelben Verfaſſer ſind früher die Romane erſchienen: Ein Schloß am Meer. 2 Bde. — Eine dunkle That. — Die Ritterbürtigen. 3 Bde.

Digitized by Google

leicht begreifen; aber ſie bleiben zum Schluß als die edlen Menſchen ſtehn, alles kniet vor ihnen, läßt ſich von ihnen ſegnen und küßt ihnen die Hände, dagegen werden der „Sohn des Volkes", der ſich gegen ſie empört, und der preußiſche Hauptmann, der ſie beneidet und gegen ſie intriguirt, als hoffnungsloſe Schurken gebrandmarkt. Iſt das bei dem Redacteur der Cölniſchen Zeitung bloße Objectivität? Dann muß man ſagen, daß ſie in dieſem Maß nicht zu billigen iſt. Jeder Dichter, ſei er Tory oder Whig, ſucht allen Parteien gerecht zu werden; aber ſeine Liebe kann nur denen zu Theil werden, für die ſeine politiſchen Anſichten ſich entſcheiden. Wie man objectiv und gerecht ſein kann, ohne ſeiner Partei etwas zu vergeben, zeigt Walter Scott, den Whig und Tory mit gleichem Intereſſe lieſ't, obgleich er in ſeinen Dichtungen ebenſo entſchieden Tory war, als in ſeinem Leben.

Der Bettler von James Park. Eine Novelle von Alexander Jung. Leipzig, J. J. Weber.

Hier iſt von keiner politiſchen Tendenz die Rede. Es iſt der Verſuch, eine Ausnahmefigur, die mit der gewöhnlichen Natur des Menſchen gar nichts gemein hat, nicht komiſch, ſondern tragiſch und ſentimental zu behandeln; ein Verſuch, der an Wunderlichkeit Alles übertrifft, was Gutzkow oder Hebbel in der Art geleiſtet haben. — Ein junger hoffnungsvoller Engländer verliebt ſich in eine Deutſche, eine gewiſſe Marie, und läßt ſich von ihr in der deutſchen Sprache und der deutſchen Philoſophie unterrichten. Beides gibt ihm Veranlaſſung, ſich ein Tagebuch zu halten, worin er über die Liebe, Gott, die Freiheit und die deutſche Sprache in deutſcher Manier aphoriſtiſch philoſophirt. Da dieſe Manier, was die Liebe, Gott und die Freiheit betrifft, ſchon hinreichend bekannt iſt, ſo halte ich es nicht für nöthig, darauf weiter einzugehn; doch ein linguiſtiſches Fragment muß ich mittheilen. „Wie ſinnvoll neckiſch viele dieſer deutſchen Eigennamen klingen! Tieck zum Beiſpiel! Wenn man dieſen Namen des großen Dichters ausſpricht, allerliebſt gedehnt, wie Marie ihn ſpricht: Tieck, ſo iſt es mir allemal, als befände ich mich mitten in jener Mährchenwelt des deutſchen Romantikers. Rund umher in Käfichen ſitzen Canarienvögel, wie verwünſchte Prinzen und Prinzeſſinnen. Ich trete an einen der Bauer heran, und rufe ſcherzend, neckiſch zu dem gelbluſtigen Vogel da drinnen, wie man wohl zu einem Canarienvogel zu rufen pflegt: Tieck und wieder Tieck, und nun antwortet es gar munter ebenfalls: Tieck, Tieck, und Tieck, Tieck geht es durch alle die übrigen Käfiche fort." — Auf ähnliche Weiſe wird über den Namen Schleiermacher philoſophirt. — Jener gute Philoſoph hat nun eine fixe Idee: ſeiner Familie ſtehe allemal ein Unglück bevor, wenn ein Hauſirer einem Gliede ſeiner Familie ein Eccehomobild anbiete. Als ihm daher einmal wirklich ein Eccehomobild zum Verkauf angetragen wird, verliert er alle Faſſung; er kommt in dieſem Zuſtand zu ſeiner Geliebten, und findet ſie im Sterben. Darüber verliert er den Verſtand, und

Digitized by Google

ſteht nun als Bettler in den Londoner Straßen. Anfangs ſehr mager, und daher ein zum Betteln gut qualificirtes Subject, wird er in die Londoner Bettelzunft aufgenommen. Leider aber wird er dann ſehr fett, er bekommt einen Hängebauch, was ihm ſchon früher geahnt hatte. Doch bemerkt ein Lord, der ihn zum Gegenſtand ſeiner Studien und Menſchenliebe wählt: „Ungeachtet aller Ueppigkeit des Fleiſches und weltlichen Vornehmheit lag etwas Großes in einem höhern Sinn, etwas Erdüberlegenes, Körperſattes, Geiſtvolles, Geiſterhaftes in ſeinen Zügen.“ Da aber nicht das ganze Publicum das ſieht, ſo erhält der Philoſoph jetzt kein Almoſen mehr, wird aus der Zunft ausgeſtoßen und verfällt einem Hospital, wo er ſeine Corpulenz verliert und ſeinen Verſtand wiedererhält. Wenigſtens ſetzt er ſein Tagebuch fort, und legt ein dunkles Cabinet an, wo mehrere Skelette neben einander ſtehen und darüber eine geiſterhafte Aeolsharfe. Nachdem er dieſen Beweis ſeines Verſtandes gegeben, ſtirbt er ſanft und ſelig, jener Lord beweint ihn als treuer Freund, und Marie iſt nicht geſtorben, ſie lebt vielmehr noch heute als Nonne in Frankreich. — Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit ſich träumen läßt, Horatio! —

Schnock. Ein Niederländiſches Gemälde von Friedrich Hebbel. Leipzig, J. J. Weber.

Mit der Bezeichnung eines „Niederländiſchen Gemäldes“ weiſ't Hebbel diejenigen ſeiner Verehrer zurück, welche in jeder ſeiner Schöpfungen ein Ideal erwarten; welche nach ſeiner eignen Theorie nur da die Dichtung berechtigt glauben, wo ein welthiſtoriſches Problem vorliegt. Im Schnock ſtrebt er nach einer andern Idealität. Dieſes Buch „möchte ſich neben Eulenſpiegel, Katzenberger u. ſ. w. einen Platz erobern und würde überglücklich ſein, wenn es ſeinen gegenwärtigen Prachtrock.*) über kurz oder lang einmal abwerfen und ſich auf Jahrmärkten und Kirchmeſſen in einen Bauernkittel von Fließpapier hineintaumeln dürfte.“

Daß Jean Paul's Katzenberger ein Volksbuch iſt, und ſich auf Jahrmärkten und Kirchmeſſen tummelt, hören wir zum erſten Male; es iſt das eine von den Einbildungen, an denen unſer Verfaſſer ſo überreich iſt. Der Katzenberger iſt ſo wenig ein Volksbuch, als es der Schnock jemals werden wird; im Gegentheil kann man ſich nicht leicht eine Manier denken, die weniger populär wäre, als dieſe forcirte Anhäufung von Charakterzügen, die nach einem Muſter zugeſchnitten ſind.

Eigentlich hätte Hebbel an ein anderes Stück von Jean Paul erinnern ſollen, aus welchem er nicht nur die Manier bis in die kleinſten Züge, ſondern auch den Stoff entlehnt hat: Die Reiſe des Feldpredigers Schmelzle. Der Inhalt iſt in beiden ein bis zum Extrem feiger Mann, der an ein determinirtes Weib verheirathet iſt, und wie billig von demſelben geleitet wird. Ich will ihn damit keines

*) Der, beiläufig, der Verlagshandlung in der That alle Ehre macht.

Digitized by Google

Plagiats beſchuldigen, denn er hat das Thema der Feigheit durch andere Einfälle variirt, aber auf dieſelbe Weiſe könnte nun wieder ein Dritter kommen und neue Variationen erfinden, und Duplicate ſind, wie die Vorrede zur Maria Magdalena ganz richtig ſagt, in der Kunſt ein Ueberfluß.

Schnock iſt bereits 1837 geſchrieben, und gehört in die Reihe jener theophraſtiſchen Charakterſtudien, die ich bereits in Heft 45 vollſtändig geſchildert habe. Von ſeiner Manier wird man ſich ein Bild machen, wenn ich folgenden Zug anführe, den Schnock von ſeiner geizigen Gattin erzählt. „Sie ging zuletzt ſo weit, daß ſie ihre ökonomiſchen Rückſichten auf meinen eignen Körper ausdehnte und mir die unnütze Anſtrengung deſſelben, wie ſie ſich ausdrückte, verbot, mir z. B. die Erfüllung der ehelichen Pflichten nur ſelten verſtattete; vermuthlich, weil ſie die Koſten einer Umarmung nach Heller und Pfennig abzuſchätzen verſtand und weil ſie nun calculirte, daß ich meine Kräfte nützlicher und fruchtbringender im Handwerk anlegen könne, als in der Liebe.“ — Ich tadle an dieſer Stelle nicht den Cynismus an ſich, ſondern das Reflectirte, Geſuchte und Unnatürliche des Cynismus; ein Fehler, in den Jean Paul ebenſo oft verfällt, als Hebbel, nur daß, wie es ſtets zu geſchehen pflegt, der Nachahmer das Vorbild noch überbietet.

Zu einem niederländiſchen Gemälde, oder, was hier daſſelbe ſagen will, zu einem humoriſtiſchen Gedichte, gehört vor allen Dingen Heiterkeit und Behagen, Freude an der Realität und Reichthum der Farben. Humor im Lapidarſtil iſt geradezu unerträglich; wir können uns an ihm nur erfreuen, wenn er in einer behaglichen Breite ausgemalt wird. Jean Paul läßt einmal einen ſeiner Lieblingshelden eine Anekdote vortragen, und bemerkt dann ganz mit Recht, der Zuhörer habe ſie erſt in ſeine Sprache überſetzen, ſie ſich im Stillen ausführlicher erzählen müſſen, ehe er den Spaß empfinden und darüber lachen konnte. Dieſer Tadel trifft die ganze Darſtellungsweiſe Jean Paul's und ſeines Schülers: ſie haben mitunter ſehr komiſche Einfälle, aber man wird davon nicht ergriffen, weil ſie nicht zu erzählen verſtehn; ſie ſind zu reflectirt, zu unruhig, zu abſtract; man merkt überall die Abſicht.

Dabei gerathen ſie noch gar zu leicht in den Fehler der Uebertreibung, die durch Aufhebung der Wahrheit alles verdirbt. Die Feigheit iſt in ihrer Erſcheinung an ſich etwas Lächerliches, Hebbel hat aber den Eindruck noch dadurch verſtärken zu müſſen geglaubt, daß er ſie mit einem rieſenſtarken Körper in Verbindung geſetzt hat. Schnock iſt „breitſchultrig, von gewaltigem Knochenbau, aber mit einem Geſicht, worauf das erſte Kindergreinen über empfangene Ruthenſtreiche verſteinert zu ſein ſchien; ein Bär mit einer Kaninchenphyſiognomie.“ Wenn man von ſo einem Mann hört, daß er ſich von einem kleinen, ſchwächlichen Menſchen, den er mit der Hand zerdrücken könnte, prügeln, zur Erde werfen, mit den Füßen treten läßt, nicht aus Gutmüthigkeit oder Faulheit, wie es bei großen

Digitized by Google

Menſchen zuweilen vorkommt, ſondern aus Furcht, ſo glaubt man das nicht, und dem Dichter hülfe es nicht, wenn dergleichen wirklich einmal vorgekommen ſein ſollte, denn unwahrſcheinliche Dinge ſoll die Kunſt nicht darzuſtellen unternehmen. Aehnliche Einfälle kommen zu Hunderten vor, mitunter aber auch ein glücklicher Zug. Einmal z. B. hat Schnock gewettet, er wolle ſeine Frau Abends ausſchelten. Er weiß ſich nicht anders zu helfen, als daß er ſie demüthig um Erlaubniß bittet. Sie erlaubt es auch, weil er ſonſt bezahlen müßte, aber er wagt es doch nicht, und fährt endlich in ſeiner Verzweiflung auf die Lauſcher am Fenſter los. —

Der deutſche Gilblas. Ein komiſcher Roman von A. v. Sternberg. 1r Bd. Bremen, Schlodtmann.

Der Roman hat mit dem vorigen inſofern Aehnlichkeit, als er auch eine Flucht aus der Tendenzmacherei in die reflectirte Tendenzloſigkeit ausdrückt. Der Verf. meint in der Vorrede, wir würden durch unſere ſentimentale Prüderie corrumpirt, und eine lascive Geſchichte ſei lange nicht ſo unſittlich, als die ſieche Wolluſt unſerer neuen Romantik. Ich bin darin mit ihm vollkommen gleicher Meinung, ich halte Paul de Kock für viel weniger unſittlich als Soulié, den Ardinghello für moraliſcher als die Lucinde, das Bordell für rechtſchaffen im Vergleich mit den Conventikeln, wo man unter Anrufung des heiligen Geiſtes ſeinen Lüſten nachging. Aber man rechtfertigt Paul de Kock und Heinſe noch lange nicht, wenn man nachweiſ't, daß es noch unſittlichere Dinge gäbe, als ihre Schriften. Jene cyniſchen Schriften können nur durch die herrſchende Stimmung, deren tiefgefühltes Bedürfniß ſie befriedigen, eine relative Berechtigung erlangen, mit dem Aufhören der Stimmung iſt auch ihr Recht dahin. Wenn Caſanova heute ſchriebe, ſo würde kein Menſch ihn leſen; die bloße Liederlichkeit langweilt uns.

Der „Deutſche Gilblas" enthält übrigens nicht bloß liederliche Geſchichten, wenn auch mehr als nöthig. Er iſt beſſer als manche frühere Schrift deſſelben Verfaſſers. Ein Talent kann man Sternberg nicht abſprechen, und dieſes tritt um ſo mehr hervor, wenn man durch die Lectüre der vorher erwähnten Romane abgeſpannt iſt; er weiß ſehr gut zu erzählen. Er hält die Neugierde in beſtändiger Spannung, er trägt ſeine Anekdoten und Charakterzüge auf eine ſo pikante Weiſe vor, als man es nur verlangt, und er hat aus dem Leben manche wirkliche, bunte und lebendige Anſchauung geſchöpft. Das iſt freilich ein ſubalternes Talent, aber ein nothwendiges, und ein Talent, welches neun Zehnteln unſerer Romanſchreiber völlig abgeht. Und es kommt noch eine zweite Eigenſchaft dazu, die eben ſo ſelten iſt unter den Deutſchen: er iſt nicht verſchroben; wenn er von einer Taſſe Kaffee reden will, ſo macht er keine Anſpielung auf die Hieroglyphen von Perſepolis und auf die Empfindungen einer eingemauerten Nonne in den römiſchen Katakomben.

Digitized by Google

Handel und Wandel. Von F. W. Hackländer.*) 2. B., Berlin, Franz Dunker.

Es freut mich, einmal unbedingt loben zu können. Der Kreis, in dem ſich dieſer kleine Roman bewegt, iſt enge, er beſchränkt ſich auf eine Mühle, eine Schnittwaarenhandlung und ein paar umliegende Häuſer; aber man wird in dieſem Kreiſe vollſtändig vertraut, die einzelnen Figuren ſind in ſcharfen Umriſſen, naturgetreu und mit lebendigen Farben gezeichnet, wir leben unter wirklichen Menſchen, Menſchen von Fleiſch und Blut, nicht Schemen der Fieberphantaſie oder Reminiscenzen aus irgend einem Compendium der Metaphyſik. Es herrſcht in dieſer Welt ein klarer Verſtand und ein geſundes, tüchtiges Gemüth. Hackländer würde ein deutſcher Dickens werden — ohne die Fehler des Briten, die übertriebene Plaſtik in der Sprache und die Moſaik in den Charakteren und Begebenheiten — wenn das deutſche Leben nicht ſo unendlich viel fauler und ſpießbürgerlicher wäre als das britiſche. Aber auch wie er jetzt iſt, ſteht er als eine große Seltenheit unter den deutſchen Romanſchreibern da und verdient eine größere Beachtung, als er bis jetzt — im Ganzen genommen — gefunden zu haben ſcheint. Wir ſind in der Reizbarkeit unſers Geſchmackes ſo überſchwenglich geworden, daß wir uns an eine einfache, geſunde Koſt erſt gewaltſam wieder gewöhnen müſſen — denn der Pumpernickel der uncultivirten Bauernſprache mit dem vaterländiſchen Gewürz der Dialekte iſt doch nichts, als ein neuer haut-gout, der nicht dauern kann.

Herodes und Mariamne.

Tragödie in 5 Acten von Fr. Hebbel. (Wien, Gerold.)

Herodes, König von Judäa, liebt ſeine Gemahlin Mariamne ſo leidenſchaftlich, daß er auch nach ſeinem Tode ihren Beſitz keinem Andern gönnen will. Als er daher auf ein gefährliches Unternehmen ausgeht, beſiehlt er heimlich einem treuen Diener, ſie zu tödten, wenn er nicht zurückkehrte. Er kehrt zurück, aber ſein Geheimniß iſt verrathen, und in Mariamne's Seele verwandelt ſich die Liebe zu ihm in Haß gegen den Tyrannen.

Dies der Stoff, welcher bereits Calderon zu einem ſeiner Trauerſpiele (el mayor monstruo los zelos) Veranlaſſung gegeben hat. — Calderon beſchränkt ſich nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe auf Ausmalung leidenſchaftlicher Stimmungen

*) Frühere Schriften des Verfaſſers ſind: Der Pilgerzug nach Mekka — Daguerreotypen aus dem Orient — Das Soldatenleben im Frieden (hat ſchon 3 Aufl.) — Wachtſtuben-Abenteuer — Humoriſtiſche Erzählungen — Mährchen — Bilder aus dem Leben.

Digitized by Google

und bunter, überraſchender Intriguen und Abenteuer; einen ſittlichen Gedanken hat er nicht hineinzulegen geſucht, und an eine Motivirung ſeiner Geſchichte durch eine Charakteriſtik der Zeit denkt er auch nicht. — Hebbel iſt dagegen im Motiviren ſo gründlich, daß er durch die Menge detaillirter Figuren, welche das Bild der Zeit ergänzen ſollen, die Aufmerkſamkeit zu ſehr in Anſpruch nimmt, obgleich der Hauptfaden der Begebenheit noch immer deutlich genug hervortritt. — Die geſchichtliche Grundlage, welche er ſeinem Drama gegeben hat, iſt folgende.

Herodes iſt Tyrann ſowohl ſeiner Lage als ſeiner Natur nach. Seiner Lage nach: denn er iſt durch den römiſchen Triumvir Antonius eingeſetzt, wider den Willen des Volks; ſeine Heirath mit der Erbin der alten jüdiſchen Könige, der Makkabäerinn Mariamne, hat die Sache nur oberflächlich in's Geleiſe gebracht; denn Antonius, von dem er unbedingt abhängt, iſt ein wüſter Trunkenbold, der leicht in einem Augenblicke des Rauſches, oder durch einen Kuß ſeiner Kleopatra angeregt, ihm einmal zum Spaß das Haupt abſchlagen laſſen kann, und der ſtets geneigt iſt, den Feinden, welche Herodes im eigenen Lande hat, williges Gehör zu leihen. An der Spitze dieſer Feinde ſteht Mariamne's Mutter, die boshafte und intriguante Alexandra, die alle Augenblicke Meuchelmörder gegen ihn ausſchickt, und die er doch ſchonen muß, um ſeine geliebte Gemahlin nicht zu verletzen; ſtehen die Phariſäer, die in ihm den freigeiſtigen Neuerer haſſen, die er durch ſeine Verachtung des moſaiſchen Geſetzes und durch den Spott auf die meſſianiſchen Träumereien beſtändig verletzt, und die einflußreich genug ſind, um in jedem kritiſchen Augenblick den Fanatismus des Volks gegen ihn loszulaſſen; ſtehen endlich alle Ehrgeizigen, denen er den Weg verſperrt, und die in ihm doch nicht die Majeſtät des erblichen Königthums zu ſcheuen haben. — Wenn alſo ſeine Lage ihn zu beſtändigem Mißtrauen zwingt, auch gegen ſeine nächſten Umgebungen, ſo treibt ihn ſeine Natur zu raſchen Gewaltmaßregeln: denn im Gefühl ſeines perſönlichen Werths und der Erbärmlichkeit der meiſten Feinde und Freunde, in der gegründeten Verachtung des beſtehenden Religions- und Sittenſyſtems, in dem Bewußtſein eines feſten, verſtändigen und unbeugſamen Willens, fühlt er in ſich bald den Beruf, ein durchgreifender Reformator zu werden, bald das Gelüſte, die Menſchen zum Spielzeug ſeiner ſuperiören Einfälle zu machen. Es kommt noch hinzu, daß der Orient (in ſcharf hervorgehobenem Gegenſatz gegen das römiſche Rechtsgefühl, ſelbſt unter dem Despotismus der Triumvirn) an Mordthaten und an Hinrichtungen ohne Urtheil und Recht ſo gewöhnt iſt, daß ſie, ſelbſt auf die höchſten Regionen angewendet, kein erhebliches Befremden veranlaſſen.

Da Herodes alſo durch ſeine Lage wie durch ſeine Natur veranlaßt iſt, den Maßſtab für das ſittliche Urtheil über ſeine Handlungsweiſe einzig und allein in ſich ſelbſt zu ſuchen, ſo kann uns die Maßloſigkeit in ſeinen Empfindungen und in dem Ausbruch, den er denſelben verſtattet, nicht befremden. Bei Tyrannen

ſind Sprünge in der Leidenſchaft und ein gewiſſes Raffinement in Liebe und Haß zu begreifen. — Eine andere Frage iſt es freilich, ob das Drama, welches uns doch die allgemeine menſchliche Natur darſtellen ſoll, das Recht hat, Tyrannen zu ſeinem Gegenſtand zu machen; eine Frage, die wir hier dahingeſtellt ſein laſſen, da ſie ſich vollſtändig nur beantworten läßt, wenn wir die Berechtigung des hiſtoriſchen Drama's überhaupt unterſuchen.

Dieſe allgemeinen Vorausſetzungen des Schickſals, welches uns beſchäftigen ſoll, erhalten nun durch ein Ereigniß, welches in der Entwickelung jener Conflicte nothwendig begründet iſt, eine beſtimmte Form. Wer die eigentlichen Führer der Mißvergnügten ſind, wiſſen wir bereits; das gefährlichſte Werkzeug derſelben iſt aber der letzte Makkabäer, Mariamne's Bruder, der ſchöne Hoheprieſter Ariſtobolus. Um ſich ſeiner zu entledigen, läßt ihn Herodes umbringen. Es iſt das ein öffentliches Geheimniß, das nur des Anſtandes wegen durch den leichten Schleier eines zufälligen Todes bedeckt wird.

Die Mutter des Ermordeten verklagt den Mörder vor dem Triumvir Antonius. Da ſie aber auf ſein Rechtsgefühl nicht viel vertraut, ſucht ſie außerdem noch ſeine Lüſte rege zu machen; ſie ſchickt ihm das Bildniß des Ariſtobolus, der ſeiner Schweſter auffallend ähnlich ſieht, um die Begierde nach ihrem Beſitz, und damit den Wunſch, ſich ihres Gemahls zu entledigen, in ihm rege zu machen.

Das Stück wird eröffnet durch eine übermüthige Botſchaft von Seiten des Antonius, der den Herodes vor ſeinen Richterſtuhl citirt. Herodes wird gehorchen, denn er weiß, daß es am ſicherſten iſt, der Gefahr dreiſt entgegenzugehen, aber er muß ſich ſagen, daß ſeine Rückkehr höchſt zweifelhaft iſt. Er will daher zunächſt ſeine häuslichen Angelegenheiten ordnen.

Mariamne hat dem Mörder ihres Bruders ihre Thür verſchloſſen. Aber theils haben ſie die demüthigen Beweiſe ſeiner fortdauernden Liebe gerührt, theils iſt ihre Zuneigung und ihre Achtung vor dem Charakter ihres Gemahls ſo groß, daß ſie fürchtet, von ſeinem Standpunkt aus billigen zu müſſen, was ihr Gefühl verdammt. Sie verſöhnt ſich mit ihm. Er forſcht ſie aus, ob ihre Liebe groß genug ſei, ſie zum Selbſtmord zu beſtimmen, im Fall er unterginge; er fordert einen Eid. Sie weigert ſich, denn ſo ein Opfer könne nur aus dem freien Entſchluß entſpringen, und ihr Eid gäbe ihm keine größere Bürgſchaft, als die Einſicht in ihr Weſen, die von der Liebe unzertrennlich ſei. Er ſcheidet unbefriedigt, und beſtellt, von der Eiferſucht geſtachelt, einen Mörder, in deſſen Intereſſe ihr Tod liegen muß; er bedroht ihn ſelbſt mit dem Tode, im Fall er ihn verräth.

Nach ſeiner Abreiſe geſteht Mariamne ihrer Mutter, die darüber ſehr aufgebracht iſt, ſie ſei entſchloſſen, im Fall eines unglücklichen Ausgangs ſich ſelbſt zu tödten. Mittlerweile verbreitet ſich das Gerücht, daß Herodes todt ſei. Der

Digitized by Google

Mörder erſcheint; aus ſeinem Benehmen erräth Mariamne die Wahrheit; ſie entlockt ihm die Beſtätigung. Im Moment der höchſten Aufregung erſcheint der König, von Antonius vollſtändig freigeſprochen. Sie tritt ihm kalt entgegen, und zeigt ihm ſogleich, daß ſie alles wiſſe. Er läßt den vermeintlichen Verräther hinrichten, kommt aber bald darauf, durch einige Umſtände beſtärkt, auf den Verdacht, ſie habe, um das Geheimniß zu erfahren, ihre Ehre preisgegeben. Sie verſchmäht es, ſich zu vertheidigen. Da kommt eine zweite Gelegenheit der Prüfung. Herodes erhält den Auftrag (es iſt kurz vor der Schlacht bei Actium), für den Antonius in einen gefährlichen Krieg zu ziehen. Wenn er diesmal ſeinen Befehl nicht wiederholt, ſo iſt es das erſte Mal nur in der Hitze der Leidenſchaft geſchehen, und ſie will ihm vergeben. Aber ſie will ihm dabei nicht zu Hilfe kommen; ſie verſchließt ihm ihr Inneres und er mißverſteht ihre Freude bei der Nachricht von ſeiner Abreiſe, er wiederholt ſeinen Befehl an einen Andern, der ihm treu ergeben iſt, diesmal mit dem Glauben einer größern Berechtigung.

Er hat ſich getäuſcht; als ſich zum zweiten Mal die Nachricht von Herodes Tod verbreitet, verräth ihn der Freund, deſſen Gefühl durch jenen Auftrag empört war. Mariamne beſchließt in der Verzweiflung, ihren Gemahl, von deſſen bevorſtehender Rückkehr ſie überzeugt iſt, zu veranlaſſen, ihr ſelber ungerecht den Tod zu geben. Sie gibt öffentlich ein glänzendes Feſt, mit der lauten Erklärung, es geſchehe zur Feier des Todes ihres Gemahls. Alle Welt iſt entſetzt darüber, der rückkehrende Herodes ſtellt ſie vor Gericht. — Weshalb? Wie die ſonſtige Anlage iſt, hätte er ſie ohne Weiteres können tödten laſſen, denn die Freude über ſeinen Tod iſt für den Tyrannen ein todeswürdiges Verbrechen. Aber nein! Er verklagt ſie — wegen Ehebruch. Sie habe das Geheimniß zum zweiten Mal nur auf dieſem Wege erfahren können. Es iſt das ſeine fixe Idee. Sie wird verurtheilt und hingerichtet, vorher offenbart ſie aber das Geheimniß ihrer Motive einem Römer, auf den ich noch nachher komme; dieſer ſagt es Herodes, und der vom Gefühl ſeines Unrechts überwältigte König erlebt nun an ſich, was ihm Mariamne voraus geſagt: es iſt ein Wendepunkt ſeines Lebens; aus Trotz gegen das Schickſal wird er ein Wüthrich, und zur guten Stunde kommen die heiligen drei Könige, um ihm von der Geburt eines Prätendenten auf den jüdiſchen Thron zu melden. Er befiehlt den Bethlehemitiſchen Kindermord.

So iſt dieſer letzte Zug denn allerdings in die pſychologiſche Entwickelung des Helden verwebt, aber eigentlich iſt es doch die alte Manier Hebbel's, den individuellen Schickſalen dadurch ein größeres Relief zu geben, daß er durch das ſymboliſche Hineinſpielen eines bekannten welthiſtoriſchen Moments den Schein einer tieferen Bedeutung hineinlegt. Es iſt das unkünſtleriſch, namentlich in unſerm Fall, wo das Erſcheinen der heiligen drei Könige, mitten in einer Handlung, die nach ganz anderm als bibliſchem Maßſtab gemeſſen werden muß, einen lächerlichen Eindruck hervorruft. Aus demſelben Grunde hat ſich der Dichter

Digitized by Google

verführen laſſen, den Phariſäer, der vorher ganz richtig als ein fanatiſcher Narr geſchildert wurde, plötzlich in einen wunderthuenden Märtyrer zu verwandeln. Die Energie der jüdiſchen Religioſität hat er ſchon einmal, und beſſer, in der Judith geſchildert, und Duplicate ſind von Uebel.

Sehr zu loben iſt die Energie, mit welcher trotz der übertriebenen Zahl von Nebenfiguren und Nebengeſchichten die Hauptſache entwickelt wird. Das Geſetz der Steigerung iſt im Ganzen beobachtet, obgleich einige theatraliſche Ungeſchicklichkeiten unterlaufen, z. B. der an ſich nicht ſchlecht erdachte Einfall, die That und alles was daran hängt, wiederholen zu laſſen, macht dramatiſch einen ſchlechten Eindruck. Wenn man in dem nämlichen Stück denſelben Effect zweimal ſpielen läßt, ſo hebt man ihn auf. Aber noch mißlicher iſt bei Hebbel, bei den raffinirten Empfindungen, mit denen er operirt, und bei der künſtlich geſteigerten Hitze, die er anwendet, die gekniffene, froſtige Sprache der Reflexion, die man ſchon beim Leſen mit der größten Anſtrengung verfolgen muß, um ſie in all ihren Beziehungen zu verſtehen (bei einzelnen Stellen, z. B. p. 80, iſt es mir trotz aller Mühe nicht gelungen), die aber bei der Aufführung mit ihren Pointen vollſtändig verloren geht. Solche Gegenſtände werden nur zu ihrem Recht kommen, wenn man der Gluth freien Lauf läßt, wenn auf dem Theater geraſ't und getobt wird. Hebbel iſt das nicht im Stande; er denkt und empfindet in Epigrammen; wenn die Schauſpieler ſolchem Raffinement einen Ausdruck geben wollten, ſo müßten ſie ſich in beſtändigen Geſichtskrämpfen bewegen. Die Genremalerei des Details ſtört den Eindruck, der auf maſſenhafte große Züge, auf ſchreiende Farben berechnet iſt.

In der Kühnheit der Empfindung ſteht Herodes der Judith und der Genoveva bei weitem nach; in anderer Hinſicht iſt es aber wieder ein Fortſchritt; es iſt weniger Tollheit darin. Herodes iſt beſſer als Holofernes, denn wir ſehen ihn werden, er wird uns nicht in der vollen Unmenſchlichkeit octroyirt; dagegen entſpricht Mariamne der Genoveva; es ſind ſehr viele verſchiedenartige Motive in einander verwickelt, man merkt überall tiefgehende Intentionen, aber man kommt zu keiner Totalanſchauung; es ſind immer nur einzelne Züge, kein vollſtändiges Bild.

Eine neue Figur dieſes Drama's iſt der römiſche Hauptmann Titus, der als unbetheiligter Beobachter und guter Juriſt den griechiſchen Chor erſetzt. An ſich iſt eine ſolche Perſon in der modernen Tragödie, wo ſich das Recht innerhalb der individuellen Conflicte dialektiſch entwickeln ſoll, nicht zu billigen; Hebbel aber ſollte eine ähnliche in jedes ſeiner Stücke einzufügen ſuchen. Denn bei dem Geſchraubten ſeiner Anſprüche, dem Subtilen ſeiner Reflexionen und dem Wechſel in ſeinen Stimmungen wäre es nicht allein für das Publicum, welches doch irgend einen Punkt haben will, an den es ſein Rechtsgefühl anlehnen kann, ſondern für den Dichter ſelber heilſam, ſich in einer nicht außerhalb des

Digitized by Google

Zuſammenhangs ſtehenden, aber unbefangenen Perſon ein ideales Publicum zu ſchaffen, in welchem der geſunde Menſchenverſtand und das Rechtsgefühl der humanen Bildung, den Uebermenſchen Holofernes, Judith, Golo und Genoveva, den Ungeheuern, Engeln und Teufeln gegenüber ſeinen Ausdruck findet.

Literaturblatt.

Franzöſiſches Theater.

Einen nicht unbedeutenden Umfang in der neufranzöſiſchen dramatiſchen Literatur nehmen die Sprichwörter (Proverbes) ein: Dialoge mit einer gewiſſen Action verbunden. Die immer raffinirtere Anwendung des „Esprit“ im Geſpräch macht dieſe Form möglich; es iſt mitunter zum Erſtaunen, wo ein Franzoſe alles das hernimmt, was er der gnädigen Frau am Kamin zu ſagen hat. Namentlich Alfred de Muſſet, deſſen: Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée, durch die Geſellſchaft der Rachel auch in Deutſchland bekannt geworden iſt, hat in dieſem Genre das Unglaubliche geleiſtet. Die Feinheit des Dialogs wird durch ſolche Miniaturmalerei unſtreitig ſehr ausgebildet, man darf nur die Sprache in Alfred de Muſſet mit der Scribe's vergleichen, die bei aller Nachläſſigkeit doch im Ganzen genommen der Typus der guten Pariſer Geſellſchaft war, ſo wird man den Unterſchied wahrnehmen. Das dramatiſche Leben und die Kunſt des Theaters wird aber dadurch keineswegs gefördert. — Ein neues Sprichwort, welches die Revue des deux mondes mittheilt: Une samaritaine von Louis Veuillot, zeigt die Fortſchritte, welche das Chriſtenthum in den Cirkeln der feinen Welt macht, ſelbſt im Faubourg St. Honoré. Ein geiſtreicher Graf überzeugt zwei Damen von der Immoralität des Ehebruchs, von den Pflichten des Weibes im Schooß ihrer Familie und gegen die Armen, und von der Nothwendigkeit religiöſer Erbauungen. — Auf die Frömmigkeit dieſer blaſirten Roués geben wir gar nichts; ſie iſt eine Modeſache, wie es früher die Liederlichkeit war, und ſie drückt ſich mit zu viel Witz und Grazie aus, um tief und ſtark zu ſein. Aber es iſt ſchon gut, wenn einmal die Schneide des Lächerlichen auch gegen die Mode des Laſters gekehrt wird. — Eine von den beiden Bekehrten, die übrigens recht gutmüthig iſt, hatte dieſe weiſen Lehren ſehr nöthig. Sie wollte, nach dem Vorbild der Liaisons dangereuses, einen Tugendhaften unglücklich machen. Je le voulais à mes pieds, à genoux. J'étais curieuse de triompher du confesseur et de savoir comment disent: Madame je vous aime, ceux qui n'en font pas leur métier; car nos lions de par-ici sont jolis, mais point inventifs, et ils copient toujours un peu le jeune premier en vogue. Songez donc à l'émotion, à la pâleur, à l'ingénuité, à la bêtise d'un homme que la crainte même de l'enfer ne retient pas de laisser parler son coeur. Das iſt allerdings ſehr frivol, namentlich von einer gutmüthigen Perſon, und der Graf hat vollkommen Recht, wenn er von den raffinirten Intriguen, den beſtändigen Selbſttäuſchungen dieſer Art Liebe, die ſtets nach der Schablone bearbeitet iſt, ſtets in Berechnung aufgeht, ſagt: Ils appellent cela de l'enivrement, du délire: c'est de la géométrie. —

Wir gehen jetzt auf die Neuigkeiten der eigentlichen Theater über.

Im Théâtre Montansier: Die beiden Adler, Vaudeville in 2 Acten von

Bayard und Biéville. Erſtes Auftreten Achard's nach ſeiner Rückkehr. — Hippolyte Bidoux, Commis in einer Mützenhandlung und Lieutenant in der Nationalgarde, iſt der Abgott aller Frauen ſeines Viertels: er macht Calembours, ſingt Couplets und tanzt alle Sorten Polka, kurz, er iſt ein charmanter Menſch. — Als aber eben dieſer Hippolyte in den Salon des Grafen Chamarat, ſeines Bataillonschefs, eingeführt wird, iſt er nicht mehr derſelbe, und erringt nicht den geringſten Erfolg bei den Marquiſen und Herzoginnen. Dafür ſchwärmen alle dieſe Damen für den jungen Baron Albert, der den Contretanz mit einer ſo leidenden Miene der Reſignation tanzt, als folgte er einem Leichenzug. — Im zweiten Act wendet ſich das Glück. Wir finden uns in der Sonntagsgeſellſchaft eines ſteinreichen Bäckers, um deſſen Tochter und Erbin ſich der junge Baron bewirbt. Aber in dieſem Kreiſe kleiner Epiciers ſcheitern ſeine Künſte, nach dem Sprichwort: l'aigle d'une maison est un dindon dans l'autre, und die Hand der liebenswürdigen Erbin wird unſerm Hippolyte zu Theil.

Opéra comique: **Der Bauer**, Oper in 1 Act, Muſik von Poiſot, Text von Alboize. — Ein deutſcher Baron, adelſtolz und eigenſinnig, wie die deutſchen Barone zu ſein pflegen, verſagt die Hand ſeiner Tochter demjenigen, der ſie liebt. Der Liebende erwirbt ſich durch ſeine Tugenden den Adelsbrief, und geht damit zu dem Vater ſeiner Geliebten. Was, ruft dieſer, ich ſoll die Mesalliance mit einem neugebacknen Edelmann zugeben? Was würden meine Ahnen dazu ſagen! So bliebe unſerm jungen Freund nichts weiter übrig, als zu verzweifeln, wenn nicht gerade der gute Kaiſer Joſeph lebte, der es liebt, wie der Kalif Harun al Raſchid, zuweilen verkleidet ſeine Unterthanen zu überraſchen, um das Laſter zu enthüllen und die Tugend an's Licht zu ziehn. Hier findet er die beſte Gelegenheit, ſeinen landesväterlichen Beruf auszuüben. Mit dem ſchnellen Blick des Philoſophen hat er die ganze Sachlage überſchaut, und beſchließt das Glück der beiden blutenden Herzen zu machen. Er reiſ't in dem Incognito eines Grafen von Falkenſtein, der gute Baron hat nichts in der Speiſekammer, ihn zu bewirthen, da überläßt ihm ein Gärtner ein Reh, welches die Ehre des Hauſes rettet. Der Kaiſer findet es vortrefflich, und lädt den Geber ein, ſich mit zu Tiſche zu ſetzen. Dieſer iſt aber kein Anderer, als der Vater unſers Liebhabers, und da er nun die Ehre gehabt hat, mit dem Kaiſer zu ſpeiſen, kann der Baron gegen eine Allianz mit ihm nichts weiter einwenden. Der gute Fürſt ſegnet die Neuvermählten, und reiſ't weiter, ſich in ſeinen Staaten umzuſehn, ob es noch mehr komiſche Opern gibt, zu deren Löſung er beitragen kann.

Théâtre des variétés: **Der Ring Salomon's**, Vaudeville in 1 Act, von Henri Berthoud. Der Dichter führt uns nach Holland, zur Winterzeit, was zu einer guten Decoration Veranlaſſung gibt. In Holland lebt ein armes blödſinniges junges Mädchen, Namens Threa. Dieſe iſt durch Hans vom Tode gerettet und liebt ihn in Folge deſſen ſo leidenſchaftlich, daß ſie einmal auf ein altes Mauerſtück klettert, um ihn zu ſehen; die Mauer bricht ein, ſie fällt und findet in dem Schutt den Ring Salomonis. Zwar hat die arme Blödſinnige nie davon reden hören, aber ſie ſteckt ihn an ihren Finger. Sogleich erſcheinen Feen in dem bekannten Balletcoſtüm, und entführen ſie, die nun gleichfalls Fee und verſtändig wird, in das holländiſche Paradies. Aber mit ihrem Blödſinn hat ſie nicht zugleich ihre Liebe verloren. Sie will lieber unglücklich ſein mit Hans, als Fee ohne ihn; ſie entſagt alſo allen Anrechten, welche ihr der Ring des alten Zauberers gibt. So viel Tugenden müſſen endlich ihren Lohn finden;

Threa erſcheint in einer neuen Verwandlung, als reizendes Bauermädchen, und heirathet ihren Hans zur allgemeinen Befriedigung. —

Gymnase: **Eine Scheidung unter dem Kaiſerreich**, von Bayard und Courval. — André, ein berühmter Taugenichts mit gutem Herzen, hat ſeine Frau Mathilde ſechs Monate nach der Hochzeit verlaſſen, um mit einer Löwin durchzugehn. Er kehrt, ganz Menſchenhaß und Reue, an die Stelle ſeines frühern Glücks zurück, und findet ſeine Frau in den Armen eines andern, übrigens ganz vortrefflichen Mannes, Namens Benedict. So bleibt ihm denn, wie dem Helden der Houwald'ſchen Heimkehr, nichts übrig, als zu verſchwinden; zwar tödtet er ſich nicht ſelbſt, aber er ſchifft ſich nach Indien ein. —

Für die deutſchen Zeitungen.

Das Wohlwollen der Tagesblätter für die Grenzboten nimmt wieder in einer Weiſe zu, welche unſere Geduld ermüdet. Zeitungen wie die Kölniſche, die Deutſche Reichszeitung drucken unſere Artikel mit ungemeiner Beharrlichkeit und Rückſichtsloſigkeit nach, und füllen ganze Spalten mit unſerer Arbeit; ja die Reichszeitung entlehnte uns neulich in einer Nummer zwei Artikel, von denen der eine ſo lang war, daß ſie ihn in zwei Portionen verſpeiſen mußte. Die Grenzboten ſehen ſich deshalb veranlaßt, ihre Verwandtſchaft in der Tagespreſſe zu erinnern, daß der Abdruck von Artikeln, welche einen andern Zweck haben, als den, Neuigkeiten mitzutheilen, und welche in Form und Inhalt einen gewiſſen ſelbſtſtändigen Werth beanſpruchen, gegen Recht und Geſetz iſt. Wir wünſchen nicht in die Nothwendigkeit verſetzt zu ſein, Blätter unſrer Partei wegen Nachdruck zu belangen. — Und grade wir werden durch ſolchen Nachdruck geſchädigt. Denn die Grenzboten werden als Wochenſchrift zum größten Theil im langſamern Wege des Buchhandels vertrieben, und die Zeitungen, welche Poſtexemplare beziehen, ſind im Stande ihrem Leſerkreis unſere Artikel zu bringen, bevor dieſelben in den Grenzboten ſelbſt verbreitet ſind; ſo daß wir ſelbſt in den Verdacht des Nachdrucks kommen müſſen, zumal da die Chiffre: „Grzb." am Ende des Abdrucks zuweilen in ihrer Beſcheidenheit den Wunſch ausdrückt, überſehen zu werden. Aus dieſen und andern Gründen wollen wir unſere Artikel nicht in den Zeitungen abgedruckt ſehen und erſuchen die Herren Redacteure unſer Recht zu achten. D. Red.

Am 1. Januar 1851 beginnt der **X. Jahrgang** der **„Grenzboten."** Da derſelbe nur auf Verlangen abgegeben wird, ſo werden die geehrten Leſer freundlichſt erſucht, ihre Beſtellungen recht frühzeitig an die betreffenden Buchhandlungen oder Poſtämter abzugeben, damit in der Zuſendung keine Störung eintritt.

Die Verlagshandlung.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Guſtav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Digitized by Google

Das Ende der Kriſis.

Preußiſcher Brief.

Die zweite Periode unſerer Revolution — die Zeit vom 26. Mai 1849 bis zu den Olmützer Punctationen — hat in ihrem Ausgang alle die Wunderlichkeiten zu einem Totaleindruck zuſammengedrängt, die vorher in ihr aufgeſpeichert waren. Jene berühmte Miniſterſitzung, in welcher die Mobiliſirung der Armee mit ihrem Urheber abgeworfen wurde, gleich darauf das Handſchreiben an den geſtürzten Miniſter, gleich darauf die wirklich erfolgte Mobiliſirung nebſt einem wahrhaft heidniſchen, indianiſchen Kriegsgeſchrei in den Heerlagern der ſchwarz-weißen Reaction, das kühne Vorrücken auf Fulda mit der Schlacht bei Bronzell, der ebenſo kühne Rückzug aus ſtrategiſchen Gründen, die Reiſe nach Olmütz in der zwölften Stunde, endlich, um dem Ganzen die Krone aufzuſetzen, das einer beſſern Sache würdige Bonmot: Es iſt die Eigenſchaft des Starken, ſich zurückzuziehn — das alles macht das Andenken einer Zeit, die wir gern aus unſerer Geſchichte vertilgen möchten, zu einem unauslöſchlichen.

Ich muß Ihnen ehrlich geſtehen, in Bezug auf unſere Partei bin ich froh, daß die Zeit vorüber iſt. Wie die Dänen bei Fridericia, haben wir uns zum Schluß noch die theuer erkaufte Befriedigung gewährt, unſern bisherigen werthen Freunden und Bundesgenoſſen einmal recht offen und vollſtändig zu ſagen, was wir von ihnen denken und wie wir gegen ſie empfinden. Vincke's Rede hat dieſem tiefgefühlten Bedürfniß abgeholfen. Sie iſt ſo ſchlagend, und trifft mit jedem ihrer Vorwürfe ſo tief in den Kern der Sache, daß der Ausruf des Miniſters, er wolle lieber Spitzkugeln ausgeſetzt ſein, als ſo ſpitzigen Reden, wohl begreiflich iſt, obgleich er ihn anders verſtanden hat; er wollte ſelber ſpitzig ſein, aber die Spitze kehrte ſich gegen ihn, wie das Herrn von Manteuffel ſchon einige Male begegnet iſt.

Digitized by Google

Aber wir dürfen dieſen letzten Effect nicht dadurch abſchwächen, daß wir ihn über Gebühr ausdehnen. Mit dem definitiven Aufgeben der Union iſt die Partei, welche wenigſtens der Form nach nur durch die Idee der Union zuſammengehalten wurde, die kleindeutſche oder Gothaer Partei, zu Ende. Wären wir die Starken geweſen, ſo wären wir nicht nach dem Rath des Herrn von Manteuffel umgekehrt, ſondern wir hätten ihn und ſeine Verbündeten aus dem Hauſe geworfen und unſere Idee durchgeführt; da wir aber nicht die Starken waren, ſondern die Schwachen, ſo haben wir, nachdem von unſerer Seite Alles geſchehen iſt, die herrſchende Partei wider ihren Willen unſern Zwecken dienſtbar zu machen — und beinahe wäre es uns noch in der letzten Stunde auf das Vollſtändigſte gelungen — jetzt, nachdem die letzte Hoffnung geſchwunden iſt, nur noch die Wahl, ob wir, gleich den Demokraten, uns im beleidigten Gefühl unſers gekränkten Rechts mit ſentimentalem Peſſimismus in den Schmollwinkel zurückziehn wollen, oder ob wir, was abgemacht iſt, abgemacht ſein laſſen, uns umſehn, wie wir unſere fortdauernden, durch eine einzelne Niederlage keineswegs beſeitigten Intereſſen auf eine andere Weiſe verfolgen.

Da die ungeheure Mehrzahl unſerer Partei aus Männern beſteht, die in ihrer Theilnahme am Staat noch etwas Weiteres ſucht, als die augenblickliche Befriedigung in Kammerreden und Journalartikeln, da unſere lebendigen Intereſſen fortwährend von der Geſetzgebung berührt werden, und es alſo im höchſten Grade thöricht wäre, einen wenn auch noch ſo geringen Antheil an dieſer Geſetzgebung freiwillig aufzugeben, ſo kann unſere Wahl keinen Augenblick zweifelhaft ſein.

Um aber in dieſe neue Phaſe unſeres politiſchen Lebens mit friſcher Thätigkeit einzutreten, müſſen wir die ganze Vergangenheit ein für allemal von uns werfen. Wir werden ſowohl unſern Beſtandtheilen als unſerer Idee nach dieſelben bleiben; nur noch verſtärkt durch diejenigen conſervativen Kreiſe, welche die Mobiliſirung der preußiſchen Armee und die damit verbundenen Umſtände aus ihrer zähen Trägheit elektriſirt haben, denn unſere Idee, die in dem Compromiß von Gotha ihren Ausdruck gefunden hat: ſtaatliche Centraliſation des von der heiligen Allianz und dem Ausdruck derſelben, dem Bundestag, emancipirten Deutſchlands durch den ſtarken Arm des Staats, welchem ſeine Geſchichte und ſeine Hilfsmittel eine entſprechende Rolle anweiſen, dieſe Idee iſt nicht aus der Luft gegriffen, ſondern aus der Nothwendigkeit unſerer Lage geſchöpft, und wir müſſen immer wieder darauf zurückkommen, ſo große und gerechte Veranlaſſung wir haben, gegen den augenblicklichen Ausdruck des preußiſchen Weſens ein Gefühl zu hegen, „welches von dem der Achtung ſo weit als irgend möglich entfernt iſt.“

Aber die Form unſeres Wirkens muß eine andere werden, und wir können froh darüber ſein, daß dieſe Nothwendigkeit endlich eine definitive geworden iſt.

Digitized by Google

Denn ſchon ſeit einem Jahre hat der größere Theil unſerer Partei nur noch mit Widerſtreben an den Fetzen der Union feſtgehalten, weil die Partei als ſolche ſich einmal engagirt hatte. Dieſe Union war nicht lebensfähig. Ein Parlament, aus Preußen und 12—13 Duodezſtaaten zuſammengeſetzt, neben einem preußiſchen Parlament; eine loſe politiſche Union, die gar keine geographiſchen Grundlagen hat, neben dem Zollverein, und neben dem deutſchen Bund, das iſt ein Meſſer ohne Klinge, an dem der Stiel fehlt; ein Kleinod, deſſen Beſitz es wahrhaftig nicht werth war, ſeinetwegen unſere natürlichen Verbündeten — Hannover und Sachſen — in die Reihen unſerer Feinde zu treiben. Wenn wir dennoch daran feſthielten, ſo geſchah es in der Ausſicht, es werde dadurch im Drang der Ereigniſſe jener ernſthafte Conflict hervorgebracht werden, der zu etwas Weiterem führen müßte, als zu einem Duodez-Kleindeutſchland. Da aber davon nicht mehr die Rede iſt, ſo können wir uns der Gothaer Uniform mit großer Befriedigung entledigen.

Wenn wir uns durch eine ſo offene Erklärung einen neuen Spott von Seiten der Kreuzritter und der Demokraten zuziehen, ſo können wir uns das gefallen laſſen. Die mit dem Olmützer Vertrag geſchloſſene Periode gehört der Geſchichte an; die Geſchichte wird darüber richten, welche Partei im Lauf der letzten unglückſeligen Jahre die meiſten Thorheiten begangen hat. Gott behüte uns vor der Anmaßung, tadellos daſtehen zu wollen.

Was die Demokratie betrifft, ſo iſt es wieder ein nicht genug zu ſchätzendes Reſultat der gegenwärtigen Kriſis, daß ein Bündniß mit derſelben, welches wie eine unheimliche Wetterwolke über unſern Häuptern drohte, glücklich abgewendet iſt. Ich muß der Nationalzeitung den Ruhm laſſen, daß ſie ſich offen und ehrlich darüber ausgeſprochen hat.

Die Unmöglichkeit eines Bündniſſes mit der Demokratie liegt nicht darin, daß wir früher Gegner waren. Denn es kann geſchehen, daß ehrliche Männer in einer beſtimmten Zeit das Wohl des Vaterlandes auf verſchiedenen Wegen ſuchen, und dennoch ſpäter, unter ganz veränderten Umſtänden, auf den nämlichen Weg gewieſen werden.

Sie hat auch nicht in den verſchiedenen Zwecken ihren Grund. Denn was die eigentlichen Demokraten (ſehr zu unterſcheiden von den Republikanern, Anarchiſten, Socialiſten u. ſ. w., die ſie ja beſtändig desavouiren) eigentlich wollen, ſcheinen nur zwei Blätter zu wiſſen: die Nationalzeitung und die Kreuzzeitung. Die erſte plaudert nichts aus, und der letzten iſt nicht zu trauen. Wir wiſſen nicht, was die Demokraten wollen, alſo auch nicht, in welchem Verhältniſſe ihre Abſichten zu den unſern ſtehen.

Aber wir dürfen nur ein beliebiges demokratiſches Blatt in die Hand nehmen, um uns vollkommen zu überzeugen, daß es ein weſentlich verſchiedenes Publicum von dem der conſtitutionellen Preſſe haben muß. Dieſe Leute denken anders,

empfinden anders, reden anders, geberden ſich anders; ſie haben eine andere Vorausſetzung der Bildung, eine andere Logik als die unſrige; wenn wir uns mit einander verſtändigen wollten, ſo müßten wir anders reden, als uns um's Herz iſt, und ſolch halbes Weſen nutzt in der Politik nichts. Wenn uns die Nothwendigkeit auf den nämlichen Weg treibt, ſo wird das geſchehen, auch ohne daß wir uns vorher ſchöne Dinge ſagen.

Aber mit einer Clique, die auch geneigt iſt, in die lyriſchen Ergüſſe des Kladderadatſch über die Gothaer Würſte einzuſtimmen, muß ich noch ein Wörtchen reden: mit der ſogenannten ſpecifiſch-miniſteriellen Partei, die beſtimmt iſt, bald von den Abſolutiſten, bald von den Conſtitutionellen in's Schlepptau genommen zu werden. Das Organ derſelben — das zugleich, wie ich glaube, der Inbegriff der geſammten Partei iſt — hat ſich bemüſſigt gefunden — wahrſcheinlich weil der Redacteur von der conſtitutionellen Zeitung für einen Narren erklärt iſt — die Schande des ganzen vergangenen Jahres auf die conſtitutionelle Partei zu wälzen. Das iſt von einem Blatt, das ſich der Inſpiration des Herrn v. Manteuffel rühmt, ſehr unbeſonnen. Wenn es uns Schande bringen ſoll, daß ein Plan, den wir als den einzig verſtändigen auffaßten, den wir in jeder Phaſe mit allen Kräften, die uns zur Dispoſition ſtanden, unterſtützt, den wir von Anfang bis zu Ende in der Form, wie wir ihn zuerſt aufgefaßt, gegen alle Widerſacher vertheidigt haben, daß dieſer Plan ohne unſere Schuld geſcheitert iſt, ſo frage ich: was ſoll man denn von der ſtarken Regierung ſagen, die ſich dieſen Plan ohne innere Ueberzeugung von uns, den Schwachen, octroyiren ließ, die ihn zwar ſo ungeſchickt als möglich, und ſo unredlich als möglich, aber doch ſo weit verfolgte, daß ſie ſich darüber beinahe in einen Krieg mit ihren beſten Freunden eingelaſſen hätte? daß ſie erſt in einem Augenblick umkehrte, wo es aller Welt klar ſein mußte, nur äußere Furcht ſei der beſtimmende Grund? Wenn Einer das Recht hat, über uns zu ſpotten, ſo iſt es ſicher nicht die deutſche Reform.

Was wir durch unſere Theilnahme am Staatsleben im letzten Jahr und durch die damit verbundene Complicität bei zwei Schritten, die wir mißbilligten — dem Bruch mit Frankfurt und der willkürlichen Veränderung des Wahlgeſetzes — dem Staat und der liberalen Partei genützt haben, kann Jedermann in den „Rundſchauen“ des Herrn v. Gerlach nachleſen. Ich rechne dazu die Exiſtenz einer beſchworenen Verfaſſung, die allerdings kein Muſter, aber die noch immer viel beſſer iſt, als die vom 3. Februar 1847. Wenn die deutſche Reform meint, wir wären die einzige Partei, die im Laufe der Revolution nichts producirt hätte, ſo möchte ich doch wiſſen, was die ihrige, und was die Demokratie producirt haben?

Freilich ſollten uns einige dunkle Worte der Abſolutiſten über die Zukunft dieſer Verfaſſung beſorgt machen. Die Redaction der Kreuzzeitung erbietet ſich, der Krone auf perſönlichen Credit hinlängliche Geldmittel zu verſchaffen, damit

Digitized by Google

ſie das unnütze „Kammergewäſch" vermeiden kann. — Ich muß geſtehen, daß mir dieſes Anerbieten mehr imponiren würde, wenn ich mich nicht daran erinnerte, daß noch vor einem halben Jahre die Herren Wagner und Gödſche ſehr zweifelhaft waren, ob ſie die ihnen aufgelegte Caution würden auftreiben können; daß ihnen ſogar der mitleidige Kladderadatſch eine Subvention anbot. Nun haben ſie zwar endlich die Caution von 7500 Thalern aufgebracht, und verfügen alſo ſicherlich über Geldmittel; aber ich wage doch, daran zu zweifeln, daß 7500 Thaler preuß. Courant, etwas drüber oder drunter, allem Bedürfniß des preußiſchen Staats genügen ſollten. Wenn alſo keine weitere Furcht vorhanden iſt, als dieſe, ſo können die Kammern in ihrer Oppoſition ruhig fortfahren, der Credit der Kreuzzeitung wird den der legitimen Stände nicht erſetzen.

Wenn ſie aber durch ihre Oppoſition die Auflöſung der gegenwärtigen Kammer herbeiführen, ſo halte ich das für einen unendlichen Gewinn. Die gegenwärtigen Kammern, die man ſehr mit Unrecht geläſtert hat, die an Patriotismus und Einſicht unter den deutſchen Ständen der letzten 30 Jahre wenig ihres Gleichen haben, ſind doch unter Vorausſetzungen gewählt worden, die auf den gegenwärtigen Augenblick nicht mehr paſſen; ſie haben ihre Aufgabe erfüllt, und können es für ein Glück anſehen, wenn dieſer auch äußerlich ein Ende gemacht wird. Die neue Parteibildung, die jetzt nothwendig eintreten muß, erheiſcht auch einen neuen Ausdruck, und es iſt für den preußiſchen Staat ſehr wünſchenswerth, wenn dieſe Umwandlung erfolgt, *bevor* in Frankreich durch einen ähnlichen Act vielleicht ein neuer Sturm heraufbeſchworen wird. Bei der innigen Liebe, welche der neue Miniſterpräſident gegen die Demokraten hegt, wird es ihm zur hohen Befriedigung gereichen, dieſe ſeine Freude, deren volle Berechtigung im Staatsleben er gebührend gewürdigt hat, in hinlänglicher Zahl um ſich verſammelt zu ſehen. Nur fürchte ich, daß, wenn er die Häupter ſeiner Lieben zählt, manch theures Haupt fehlen möchte.

Wenn alſo von den Kammern ebenſo zu erwarten wie zu wünſchen iſt, daß ſie in der gerechten Oppoſition, die ſie vor ihrer Vertagung mit ſo viel Entſchloſſenheit begonnen haben, ihrem Charakter treu, unverdroſſen fortfahren, ohne weitere Rückſicht auf die Folgen, ſo können wir in der Preſſe uns der Betrachtung dieſer Folgen nicht entziehen.

Sie treten bereits auf eine Weiſe hervor, die uns bedenklich machen muß. Die Mobiliſirung der Armee und die widerwärtige Rolle, welche derſelben zugetheilt wurde, hat mehr dazu beigetragen, die Unzufriedenheit mit dem herrſchenden Syſteme im Volk — im wahren Volk, nicht mehr im Pöbel — zu verbreiten, als es Jahrzehnte demokratiſcher Wühlereien vermocht hätten. Leider iſt dieſe Unzufriedenheit eine unbeſtimmte, lediglich dem Inſtinct entſprungen, und darum um ſo gefährlicher. Die Mobiliſirung hat außerdem die Finanzkräfte unſeres Staats auf eine Weiſe angegriffen, daß nothwendig die Krone in eine größere

Digitized by Google

Abhängigkeit von den Contribuenten, alſo auch von den Kammern und von den darin herrſchenden Parteien gerathen muß, als bisher. Außerdem zeigt Hannover durch entſchloſſenes Vorgehen in der dieſem Staat natürlichen und angemeſſenen Politik, Norddeutſchland zu vereinigen, was die preußiſche Regierung hätte thun können und ſollen.

Nicht Alles, was unſern Feinden Schaden bringt, kommt uns zu Gute. Was die Macht, Unabhängigkeit und Feſtigkeit des preußiſchen Staats untergräbt, bringt unſern Ideen, unſern Zwecken keinen Segen. Weit mehr als der angeblich ſchwarzweißen, eigentlich ſchwarzgelben Partei muß uns daran liegen, daß Preußen aus ſeiner hohen Stellung nicht herausgedrängt werde, auch wenn Preußen für den Augenblick in den Händen der Reaction iſt.

Auf der andern Seite fangen die bundestäglichen Regierungen der Mittelſtaaten bereits an zu merken, was ſie durch ihre rückſichtsloſe Feindſchaft gegen Preußen, durch ihre rückſichtsloſe Hingabe an Oeſtreich gewonnen haben. Auch dieſer Erfolg kann uns nicht freuen. Denn ſo entſchieden wir gegen die unberechtigten Großmachts-Gelüſte dieſer Mittelſtaaten Oppoſition gemacht haben, ebenſo ſtark müſſen wir den Wunſch hegen, daß der ſegensreiche Einfluß, welchen die Exiſtenz dieſer Mittelſtaaten, namentlich Hannovers und Sachſens, auf den Wohlſtand und die Cultur gehabt haben, nicht verloren gehe. Dieſer Einfluß iſt aber nur dann möglich, wenn ihnen ein mächtiges Preußen zur Seite ſteht, ein Preußen, welches nicht der Abhängigkeit von Oeſtreich und Rußland verfallen iſt. Die Regierungen dieſer Staaten werden bald — wenn nur nicht zu ſpät — einſehen, daß ihnen an Preußens Unabhängigkeit ebenſo viel, vielleicht mehr gelegen ſein muß, als den Preußen ſelbſt; daß die „entarteten Söhne des Vaterlandes" die eigentlichen Patrioten, auch die ſächſiſchen Patrioten waren.

Weil wir dies wünſchen, müſſen wir auch ferner, wie wir es ſtets gethan haben, in unſerer Oppoſition ſorgfältig die preußiſche Regierung vom preußiſchen Staat (nicht blos vom preußiſchen Volk, welches ohne Staat nicht exiſtirt) unterſcheiden. Unſere Partei, deren einziger bedeutender Fehler wohl überhaupt der geweſen iſt, daß ſie zu ſanguiniſch war, hat bei mehreren Gelegenheiten in Augenblicken leidenſchaftlicher Aufregung ausgerufen: Wenn Preußen jetzt nicht dies oder das thut, ſo iſt ſeine Ehre verloren, und wir müſſen das Klagelied anſtimmen: Finis Borussiae. — Mit der Ehre von Staaten hat es aber eine andere Bewandtniß, als mit der Ehre von Privatperſonen. Zwar wollen wir, auch in Beziehung auf Staaten, nicht unbedingt das ironiſche Bonmot eines Berliner Witzblattes adoptiren: „Ehre verloren, Nichts verloren; Geduld verloren, Alles verloren!" — Aber etwas Richtiges liegt doch darin. Ein Staat kann ein großes Maß von Schimpf und Schande ertragen, ohne darüber zu Grunde zu gehen. Auch die Olmützer Punctationen wird der preußiſche Staat zu verwinden wiſſen, wenn

Digitized by Google

ſeine Bürger nicht die Geduld, d. h. die Ausdauer in der Verfolgung ihres Ziels, verlieren.

Die Schwierigkeiten der Lage Preußens liegen nicht, wenigſtens nicht allein, in der allgemeinen deutſchen Frage. Da die Union ihren urſprünglichen Zweck, die ſtaatliche Concentrirung des außer-öſtreichiſchen Deutſchland, nicht erreicht hat, da ſie in ihrer letzten Form auch nicht im Entfernteſten mehr die Fähigkeit enthielt, Propaganda zu machen, ſo war die Wiederherſtellung eines Organs für die geſammten deutſchen Staaten, wenn auch nur zur Aufrechthaltung des Landfriedens nothwendig. Welche Form auch dieſes Organ haben mag — ſei es auch die des alten Bundestags incluſive des öſtreichiſchen Präſidiums — das materiell für Preußen keine Nachtheile birgt; im Gegentheil, denn es entfernt den Neid — der Sinn dieſes Organs wird immer der ſein: wenn Oeſtreich und Preußen über eine Frage einig ſind, ſo wird geſchehen, was Oeſtreich und Preußen wollen, ob die übrigen einſtimmen oder nicht; und wenn Oeſtreich und Preußen über eine Frage nicht einig ſind, ſo werden ſie wenigſtens ſo weit einig ſein, die Entſcheidung nicht den kleinen Staaten zu überlaſſen, es wird alſo nichts geſchehen. Daß Deutſchland ein Dualismus iſt, und nicht eine Trias, wird ſich in jeder beliebigen Form des Centralorgans herausſtellen.

In Beziehung auf den Bundestag hat Preußen daſſelbe Intereſſe wie Oeſtreich und wie unſere Partei. Allen muß daran liegen, daß der Bundestag keine andere Macht und Bedeutung erhält, als: Aufrechthaltung des Landfriedens und Verhinderung eines Rheinbundes. Daß ſich der Bundestag in die innern Angelegenheiten der größern deutſchen Staaten miſcht, in ihre politiſche und mercantile Geſetzgebung, daran kann weder Oeſtreich noch Preußen etwas liegen. Dagegen liegt es in beider wohlverſtandenem Intereſſe, daß er die Verwaltung des Bundeseigenthums und die Abwickelung der ſchwebenden Rechtsfragen gegen das Ausland in die Hände nimmt — beides faute de mieux. Wir hoffen nicht, daß der Bundestag in der Schleswig-Holſteiniſchen Angelegenheit Deutſchland große Ehre bringen wird, aber es iſt doch ſonſt kein anderes Rechtsſubject da.

Die abgeſchmackte Phraſe von einer Volsvertretung beim deutſchen Bunde — bei einem Congreß von Diplomaten, die an Inſtructionen gebunden ſind — eine Phraſe, auf die unſere unverbeſſerlichen Staatskünſtler, trotz des hundertfältigen Fiasco, das ſie gemacht hat, noch immer zurückkommen, wird von ſelbſt in ihr Nichts zerfallen, ohne daß der eine oder der andere Staat deshalb ernſtliche Anſtrengungen zu machen hätte. — Ebenſo wird der Eintritt Geſammt-Oeſtreichs in den deutſchen Bund, gegen den ſich alle übrigen deutſchen Staaten ſträuben müſſen, von Oeſtreich ſelbſt aufgegeben werden, denn es wird ſich der Controle des Bundes über ſeine auswärtigen Verhältniſſe und über ſeine Maßregeln in Ungarn und Italien nicht unterziehen wollen, nicht unterziehen können, und es wird eben darum auch auf die Garantien ſeiner ſämmtlichen Staaten von

Digitized by Google

Seiten des Bundes Anſpruch machen dürfen; eine Garantie, die der Todesſtreich für Preußens unabhängige Politik ſein würde. — Sollte Oeſtreich dafür von Preußen zum Erſatz den Wiederaustritt ſeiner öſtlichen Provinzen verlangen — was nicht wahrſcheinlich iſt, denn die Aufnahme derſelben beruht auf Bundestagsbeſchlüſſen — ſo ſehe ich keinen erheblichen Grund, dieſer Forderung entgegenzutreten. Preußen bleibt doch immer der erſte deutſche Staat, auch unter öſtreichiſchem Präſidium.

Nicht der größere oder geringere Antheil an der Reichspolizei, der ihm vom Bunde übertragen wird, iſt der entſprechende Ausdruck für dieſe ſeine Stellung, ſondern ſein Vorangehen in den realen Intereſſen der Nation. Der Zollverein konnte aus zwei Gründen nicht genügen, ſoviel Gutes auch ſchon durch ihn gewirkt iſt. Einmal fehlte ihm die richtige geographiſche Baſis. Ein Verein von Staaten, von dem ſich alle Uferſtaaten ausſchloſſen, von dem ſie ſich ihren natürlichen Intereſſen nach ausſchließen *mußten*, konnte keine ſelbſtſtändige Handelspolitik treiben, konnte mit England, Holland und Belgien keine nützlichen Verträge ſchließen; er konnte es ebenſowenig als Preußen für ſich allein. Sodann machte ſeine Form eine progreſſiſtiſche, conſequente Politik unmöglich; es war kein Mittel gegeben, der Majorität einen Ausdruck zu finden. — Die Union litt an denſelben Fehlern und außerdem noch an einer unverkennbaren Unbeſtimmtheit in ihren Zwecken. — Preußen kann nur dadurch eine reale Politik ſich aneignen, *wenn es ſich an Hannover und den Norddeutſchen Steuerverein anſchließt*: ſich anſchließt, auch um den Preis von augenblicklichen materiellen Opfern. Ein ſolcher Verein muß ein Organ finden, in welchem über Zoll- und Handelsgeſetzgebung, über Garantie des Staatspapiergeldes, die Beſchickung der Conſulate und ähnliche materielle Intereſſen beſtimmt wird. Ich meine nicht ein Parlament, ſondern einen von den Regierungen eingeſetzten Congreß, in welchem aber das Stimmenverhältniß dem Gewicht der einzelnen Staaten entſpricht. An der Spitze eines ſolchen Vereins wird Preußen ſeinen natürlichen Verbündeten, England und den Niederlanden, die Hand bieten, es wird ſich eine Flotte ſchaffen, ſich der Holſteiniſchen Angelegenheit annehmen, und, was das Wichtigſte iſt, ſich von Oeſtreich emancipiren, ohne den Frieden und die Territorial-Einheit des heiligen Römiſchen Reichs zu gefährden.

Digitized by Google

Aus der Affaire von Friedrichſtadt.

Unſere Jägerabtheilung war Abends in tiefer Dunkelheit nach ermüdendem Marſche von der Oſtſeite des Landes her in Norderſtapel, eine Stunde von Friedrichſtadt angekommen. Unterwegs hatten wir aus dem lauter ertönenden Donner des ſchweren Geſchützes und aus der am dunkeln Weſthimmel höher aufſteigenden rothen Feuergluth mit Freuden bemerkt, daß wir dem Ort des Treffens näher gekommen waren. Ein dichter Nebel machte am nächſten Morgen jeden Blick nach Friedrichſtadt unmöglich; aber als die Sonne durchbrach, ſammelten ſich an jedem Punkt, der eine Ausſicht gewährte, Gruppen von Jägern, die alle hinüber ſchauten nach dem Orte, durch deſſen Eroberung ſie den Schlüſſel zur ganzen feindlichen Stellung zu erreichen hofften.

Norderſtapel liegt an dem nord-weſtlichen ſanften Abfall eines Sandrückens, der ſich bis nahe an die Eider von Norden her heranzieht, an dem die fruchtbare Marſch, welche ſich um beide Ufer der Treene abgelagert hat, anlehnt. Dieſe Marſch, etwa ½ Meile breit, rechts und links von den wohlhabendſten Dörfern und Höfen begrenzt, war durch die Aufſtauung des hier ziemlich waſſerhaltigen Fluſſes bei Friedrichſtadt von Seiten der Dänen gänzlich überſchwemmt und die weiten Wieſenflächen, die ſonſt mit ihrem herrlichen Weidevieh den Stolz und die einzige aber ſehr ergiebige Nahrungsquelle der Gegend ausmachten, waren ſchon ſeit Monaten in einen weiten häßlichen Waſſerpfuhl verwandelt. Nur die vielfach hervorragenden Ständer und Pforten, welche früher den einzigen Uebergang zu den rings mit tiefen Gräben umgebenen Feldern, hier Fennen genannt, verſchloſſen hatten, zeugten von der verſchwundenen Pracht, die ſonſt hier in dem Kleinod der ganzen Gegend geweſen war. Den Schluß dieſer Waſſerwüſte bildete nach Süden hin ein Ort mit zwei großen ſchlanken Thürmen und freundlichen rothen Dächern, um die ſich jedoch einzelne weißgraue Wolkenſäulen gelagert hatten; dumpfe Donnerſchläge von dort her, denen kleine Rauchwolken ſchon viele Secunden vorhergingen, meldeten, daß dies Friedrichſtadt ſei. Ich ſehe ſie noch in meiner Erinnerung die kleine zierliche Stadt, von Holländern nach holländiſcher Art gebaut, wie ich ſie in meiner Kindheit auf der Durchreiſe ſo oft geſehen hatte, ſie, die mir mit ihren Canälen, graden Straßen, künſtlich geſchnittenen Bäumen und ihrer großen weit berühmten Saardamer Reinlichkeit als Ideal aller kleinen Städte gegolten hatte. Und jetzt — Gott weiß! wie mochte es in der armen ſchon 8 Tage hindurch von ihren eigenen Landsleuten und Freunden mit allen Kriegsmitteln berannten Stadt ausſehen! Der Gedanke machte manches Herz, zumal der Soldaten aus dieſer Gegend, ſchwer und bang. Doch lange dauern die Sorgen des Soldaten nicht. Die lang entbehrte warme Herbſtſonne ſchien ſo

Digitized by Google

freundlich drein, und der unerwartete Raſttag nach den einförmigen Strapazen der letzten Tage entfaltete den ganzen naiven Humor unſerer Schleswig-Holſteiner. Gaben doch die einzelnen däniſchen Poſten, die drüben am andern Ufer des überſchwemmten Terrains uns beobachteten, reiche Ausbeute, und wenn auch nur die ſchärfſten Augen ſie erkennen konnten, ſo wurden doch manche ſpaßhafte Ausforderungen an „Hanemann“ und „Landsmann“ erlaſſen.

„Wir werden doch nicht hier wieder als Reſerve liegen bleiben?“ frugen des Nachmittags ängſtliche Stimmen, „da uns dies Schickſal ſchon ſeit Monaten bei allen Gefechten getroffen und mißmuthig gemacht hat.“ Die langen Wagenreihen mit Strauchwerk, die durch das Dorf kamen, die vielfachen Requiſitionen, bald von Leitern, bald von Wagengeſtellen und dergleichen, die im Dorfe gemacht wurden, deuteten auf einen nahen Sturm und erhöhten unſere Unruhe. Da kommt unſer Hauptmann, der eben vor das Dorf geritten iſt, im Galopp zurückgeſprengt, ihm folgt ein Adjutant, und wir hören, wie letzterer unſerem Abtheilungscommandeur den Befehl überbringt, möglichſt ſchnell mit der Abtheilung nach Friedrichſtadt zu marſchiren. Noch war nicht das erſte Allarmſignal geblaſen, da jagten unſere braven Jäger, denen die eilige Ankunft des Adjutanten genug geſagt hatte, mit vollem Gepäck auf den Allarmplatz und in unglaublich kurzer Zeit war Alles zum Abmarſch fertig. An dem Kampfplatze vorbei, wo im Anfang des Septembers zwei Compagnien des erſten Jägercorps unter Hauptmann Schöning einen Sieg über eine bedeutende Uebermacht erfochten, und wo noch die, wie ein Kartenblatt durchlöcherte große holländiſche Mühle als trauriges Wahrzeichen ſtand, zogen wir im raſchen Schritt nach Seeth, dem letzten Dorfe vor Friedrichſtadt, an demſelben Abhang wie Norderſtapel belegen. Hier concentrirten ſich ſchon ſeit Wochen die zahlreichen zu dieſer Expedition herbeigezogenen Bataillone und hatten jeden Winkel in dieſem großen Dorfe, der ein nothdürftiges Obdach bieten konnte, belegt. Mit Geſang ging es durch das Dorf, trotz dem Wege, der, obwohl heute neu mit Stroh bedeckt, doch grundloſe Stellen bot, welche jeden geordneten Marſch unmöglich machten. Scenen, wie man ſie hier ſtets ſieht, wenn ſich Bataillone, die lange von einander entfernt geweſen ſind, auf dem Marſche begegnen, wiederholten ſich und zerriſſen faſt den Zuſammenhang der Colonnen. Dort ſieht Einer ſeinen lang entbehrten Bruder, ein Anderer den Nachbar aus der Heimath, ein Dritter den alten Schul- und Univerſitätsfreund, und die Gemüthlichkeit geht mit der Disciplin durch. Ein bunter Knäuel von Soldaten aller Waffengattungen bildete ſich um uns, ſo lange wir durch das Dorf zogen; aber ſchnell war die Ordnung hergeſtellt, als wir jenſeits auf einer an der Chauſſee liegenden Koppel aufmarſchirten. Die Gewehre wurden zuſammengeſtellt, und wir warteten der Dinge, die da kommen ſollten.

Es war inzwiſchen ganz Nacht geworden; die Marſchen entwickelten ihre weißen dichten Nebel, durch welche bald die rothen Flammen verdeckt wurden, die

Digitized by Google

noch immer, wenn auch ſchwach, aus einem Hauſe des nahen Friedrichſtadt drangen. Die Geſchütze waren ringsum verſtummt, nur hin und wieder dröhnten noch einzelne Schüſſe vom jenſeitigen Ufer der Eider aus der ſchweren Chriſtianſen-ſchen Batterie herüber. Doch war die Ruhe keine friedliche. Immer mehr Wagen fuhren in größter Stille die Chauſſee nach Friedrichſtadt entlang mit Kriegsbe-dürfniſſen: Sandſäcken, Faſchinen, Schanzkörben und Arbeitsgeräth jeder Art. Adjutanten und Ordonnanzen tauchten aus dem dichten Nebel auf, ſauſ'ten bei uns vorüber und verſchwanden eben ſo ſchnell, als wären ſie Erſcheinungen einer andern Welt. Wir hatten noch nicht erfahren, was für dieſe Nacht beabſichtigt werde, aber wir glaubten, daß uns Allen heiße Stunden bevorſtehen möchten und mancher von uns den folgenden Tag nicht erleben werde. — Das machte die Stimmung wär-mer und herzlicher, als man ſie ſonſt unter dieſen meiſt phlegmatiſchen und kalten Naturen findet. In bunten Gruppen, wie ſie nur dieſes Heer und dieſe Zeit ſchaffen kann, ſtanden Männer aller Stände und aus allen deutſchen Ländern in lebhaftem Geſpräche zuſammen, und manch ernſtes Wort und mancher Scherz ward vorgebracht. Unter Anführung von Juriſten, die ſich weitläufig über das testa-mentum militare ausließen, wurde von den Umſtehenden luſtig über Alles, was ſie hatten und was ſie nicht hatten, zu Gunſten der Umſtehenden teſtirt. Auch ich glaube einige Rittergüter, Bauernhöfe und eine Anzahl Schweſtern teſtirt erhalten zu haben, große Geldſummen gar nicht zu rechnen. Allmälig erhob ſich aus einer Gruppe, und dann aus noch einer und der dritten der Geſang irgend eines der wenigen, hier heimiſchen Lieder, endlich wurden auf Aufforderung eines Officiers von der ganzen Abtheilung die feierlichen Töne des oft gehörten und ſtets erhe-benden „Schleswig-Holſtein" angeſtimmt. Es iſt hier eine ſehr ſeltene Erſchei-nung, daß ſich eine lagernde oder marſchirende Abtheilung zu gemeinſamem Liede vereinigt, vielmehr wird ſicher jedesmal, wenn die eine Section das Lied vom „Waffenſchmidt" ſingt, die andere „Morgenroth" und eine dritte „Hinaus in die Ferne" anſtimmen, und gewöhnlich auch in dieſen Liedern die Nebenleute wenigſtens verſchiedene Melodien ſingen, wodurch eine entſetzliche Anhäufung von Mißtönen entſteht. Doch jeder will ſich beim Singen nur ſelbſt amüſiren, und darum ſind die Bemühungen der Officiere, dieſe Unart abzugewöhnen, meiſtens geſcheitert. Die gehobene Stimmung verließ uns auch nicht, als unſer Comman-deur, welcher ſich inzwiſchen bei von der Tann, dem Höchſtcommandirenden aller hier vereinigten Truppen, gemeldet hatte, den Befehl brachte, wir ſollten einſtweilen in Allarmquartiere zum Dorf rücken und uns dort fertig halten bis gegen Mitternacht. Die Töne „Schleswig-Holſteins" begleiteten uns zurück in's Dorf, und nach uns jede Abtheilung in das ihr angewieſene Quartier, und ehe wir uns trennten, war die allgemeine Verabredung: „Gebt es zum Sturme, ſo mit Schleswig-Holſtein."

Die Befehle, die um Mitternacht kommen ſollten, blieben aus, nur eine halbe Compagnie ward zur Deckung der umfaſſenden Schanz- und Brücken-

Digitized by Google

arbeiten verwandt. Gegen Morgen erſt wurden wir aus dem Schlummer, den wir in den wunderbarſten Stellungen, da das Quartier für die vielen Leute nur wenig Platz bot, geſucht hatten, durch den Befehl geweckt, ſofort die Feldwachen in den äußerſten Schanzen vor Friedrichſtadt zu beziehen. Dies ſollte vor Tagesanbruch ausgeführt werden, allein manche Umſtände verzögerten den Abmarſch, und es war heller Morgen, als wir in der Nähe dieſer Schanzen ankamen. Zwiſchen Seeth und Friedrichſtadt iſt lauter Marſchland, alſo eine ganz ebene Fläche, meiſt als Grasland zu Viehweiden benutzt, weniges für Körnerbau beſtellt. Tiefe und breite Gräben durchſchneiden die Felder und umgeben jedes Landſtück nach allen Seiten hin, theils um zu entwäſſern, theils um das Vieh, welches dort weidet, einzuſchließen. Zu einigen Feldern, namentlich den für den Kornbau, führen Uebergänge, welche mit Thoren verſchloſſen ſind, zu den andern dagegen kann man nur mit Hilfe des von allen Landbewohnern geführten langen Springſtocks gelangen, oder es müſſen eigene Brücken gebaut werden, was auch geſchieht, ſo oft das Vieh im Frühjahr aufgetrieben wird, ebenſo wenn es im Herbſte als „fettes" dieſe ſeine Hochſchule wieder verläßt. Gegen die Ueberſchwemmung der aufgeſtauten Treene war dies Land durch den hohen Treenedeich geſchützt, den zu durchſtechen die Dänen ſich gehütet hatten, da ſonſt auch Friedrichſtadt überſchwemmt wäre. Nach links begrenzt der hohe Eiderdeich dieſe Fläche. Durchſchnitten wird ſie in der Mitte durch die auf ungefähr 20 Fuß hohem Damm gebaute Chauſſee, welche von Seeth nach Friedrichſtadt führt. Auf dieſer war ungefähr 800 Schritt von dem großen däniſchen Blockhauſe, welches unmittelbar vor den letzten Häuſern Friedrichſtadts lag, eine Artillerieſchanze von Sandſäcken gebaut, in welche grade, als wir dort ankamen, zwei große 24Pfünder geführt wurden. In einem kleinen Aufwurf vor und an beiden Seiten dieſer Schanze wurden wir poſtirt, um ſie gegen einen Angriff zu ſchützen. Kleine Schanzen, die in einem weiten Bogen bis 300 Schritt an die Stadt ſich heranzogen, wurden mit einzelnen Sectionen beſetzt. Unbekannt mit der Lage und Nähe der feindlichen Schanzen marſchirten wir in geſchloſſener Colonne auf der durchaus ungedeckten Chauſſee an unſern Beſtimmungsort, wo die ängſtlichen Geſichter der von uns abgelöſ'ten Mannſchaften uns zeigten, in welcher Gefahr wir uns befanden. In kleinen Abtheilungen gingen dieſe über die gefährlichen Stellen zurück, und dennoch begannen die Dänen, die während unſeres Marſches geſchlafen haben mußten, ein furchtbares Geſchützfeuer gegen die Letzten, das jetzt die Einzelnen nicht mehr erreichte, während wenige ſolcher Schüſſe unſere Colonne vernichtet haben würden. Hinter unſeren kleinen Schanzen lagen wir behaglich und ſchauten dem Spiel der Kugeln zu, die auf der Chauſſee aufſchlugen oder ſich rechts und links in den feſten Boden einwühlten; auch das ängſtliche Gefühl, das man auf den Geſichtern unſerer Neulinge las, wenn die Kugeln dicht über unſere kleinen Schanzen wegſauſ'ten, verlor ſich bald. Das im Anfang ſtreng beobachtete Gebot,

Digitized by Google

daß Niemand über die Schanzen wegſehen ſollte, wurde milder gehandhabt, zumal wir durch Erfahrung gelernt hatten, daß, wenn man drüben den Blitz aufſchlagen ſah, vor Ankunft der Kugel noch immer Zeit genug zur Deckung hinter unſerer Schanze war. So hatten wir in unſerer Sicherheit freilich gut Lachen über die Infanteriſten, welche der Artillerie auf kleinen Schubkarren Munition zufahren mußten und gar wunderliche Sprünge auf der ungedeckten Chauſſee machten, ſo oft ſie eine Kugel im Anzuge glaubten. Es bedurfte einer langen Unterhandlung ihres Führers, eines Unterofficiers mit märkiſchem Dialekt, bis er ſie wieder aus unſeren ſichernden Schanzen auf den Rückweg herausgetrieben hatte. Und auch dann noch konnten unſere Jäger ſich nicht enthalten, ihnen noch einigemal ein „ſe kümmt" nachzurufen, und dadurch die geängſtigten Burſchen wieder in den Graben zurückzutreiben, bis ihr Unterofficier, der mit ruhigem Pathos von der Chauſſee aus Vorleſungen über den Muth hielt, ſie mit der Drohung weiter ſchaffte, er werde ſie zur Strafwache in ſein ſchon geöffnetes Buch notiren. Anders benahmen ſich die zahlreichen auf den vor uns liegenden Wieſen weidenden Ochſen. Sie ſchienen ſich ſchon an den Geſchützkampf während der letzten Tage gewöhnt zu haben, denn während doch die Leichen einzelner von ihnen am Boden lagen, gingen ſie ihrer höhern Beſtimmung eingedenk, noch dieſen Herbſt fett zu werden, ruhig auf ihrer Fenne umher und fraßen die ſaftigen Marſchgräſer ab. Nur wenn eine Kugel dicht bei ihnen vorbei ſauſ'te, ſchauten ſie verwundert auf, und ein ängſtliches Gebrüll zeigte, daß auch ihnen ein ahnendes Herz im Buſen ſchlug. Den Tag vorher war es einem muthigen Bauer aus entferntem Dorfe mit Hilfe einiger Soldaten gelungen, ſeine Ochſen, die unmittbelar unter den feindlichen Kanonen weideten, fortzutreiben und in Sicherheit zu bringen. Viele Hundert dagegen gingen noch immer in dem gefährlichen Terrain und hatten keine Ausſicht auf eine Rettung, da ſie meiſt Leuten aus entfernten Gegenden angehörten, und das letzte Jahr, ehe ſie zum Schlachten verkauft werden ſollen, hierher auf dieſe fetten Weiden geſchickt waren, wo ſie gegen Zahlung eines Miethpreiſes, ohne daß man ſich weiter um ſie kümmert, einen ganzen Sommer auf ihrer Fenne gehen. Mit einem ſolchen Ochſen geht jedesmal ein Capital von 90, 100 und mehr Thalern verloren.

Unſere Nachbarn, die 24pfündigen Kanonen, wirkten gewaltig und arbeiteten mit einer Batterie auf dem Treenedeich, einer auf dem Eiderdeich, den auf der Eider liegenden Kanonenböten und den vielen Geſchützen auf dem jenſeitigen Ufer um die Wette. Gegen Mittag verſtummten die uns gegenüber bei dem großen Blockhauſe aufgeſtellten däniſchen Geſchütze. Bald darauf kam von der Tann mit einigen begleitenden Officieren langſam auf der Chauſſee herausgeritten, hielt bei unſerer Schanze an und rief uns luſtig zu: „Nicht wahr, Jäger, hier iſt es beſſer als in Duvenſtädt? (Dort hatten wir ſeither gelegen.) Seht Euch hier nur die Gegend recht an; es iſt grade ein guter Augenblick, unſere Bomben haben die

Digitized by Google

Blockhäuſer drüben zerſtört, und Alles iſt aus dieſen in die Stadt gelaufen.“ Davon hatten wir nun freilich nichts geſehen, und am Abend zeigte ſich, daß es ein großer Irrthum geweſen war. Die Dänen hatten nur ihr Geſchütz zurückgezogen, weil ſie von einigen Schützen aus den vordern kleinen Schanzen zu ſehr beunruhigt wurden, ihre Blockhäuſer aber waren ganz unverſehrt. Doch damals fiel uns kein Zweifel an Tann's Worte bei. Wir ſahen ſeine heitere, ſiegesgewiſſe Miene, die dem Soldaten ſtets ſo viel Zutrauen und Muth eingeflößt hatte, und die Ruhe und Sicherheit, mit der er den Artillerieofficieren ſeine Befehle gab. Das Kopfſchütteln und die bedenklichen Geſichter mancher erfahrenen Officiere und derer, welche Friedrichſtadt mit allen ſeinen Gräben kannten, ſtörten uns in unſerer Zuverſicht nicht.

Das Geſchützfeuer, welches gegen Mittag ſchwächer geworden war, ward in den erſten Nachmittagsſtunden heftig. Schuß auf Schuß donnerte aus den im Halbkreiſe um die Stadt aufgeſtellten Batterien, und jetzt richtete ſich das Feuer nicht mehr ausſchließlich gegen die feindlichen Werke, ſondern auch, wie wir mit Staunen wahrnahmen, gegen einzelne vor der Stadt gelegene hervorragende Gebäude. Die Abſicht, dieſe in Brand zu ſchießen wurde unzweifelhaft. Bald kam noch ein anderes Mittel den Batterien zu Hilfe, indem man anfing, auf die dem Feuer geweihten Häuſer Brandraketen zu werfen. In der Nähe unſerer Schanze wurde von einem Artillerieofficier ein portatives Geſtell, einem Meßtiſch ähnlich, aufgeſtellt, das bald anfing, ſeine Feuerkugeln mit ihrem langen Schweiſe in hohen Bogen durch die Luft zu treiben. Wenn dieſe auch meiſtens ſchon in der Luft zerplatzten oder eine verkehrte Richtung nahmen und die Stadt nicht erreichten, ſo ſtanden doch in kurzer Zeit zwei ſchöne große Höfe, einer am Threenedeich, einer zwiſchen der Chauſſee und dem Eiderdeich, in hellen Flammen und ſelbſt in der Stadt ſtiegen einzelne Rauchſäulen auf und zeigten, daß auch dort manche der platzenden Bomben gezündet hatte. Durch das Niederbrennen dieſer Höfe ſchienen die Dänen eine Lücke in ihren Befeſtigungswerken erhalten zu haben; denn mit einmal wurde es dort lebendig. Nachdem das Löſchen des Feuers durch neue Salven verhindert war, entwickelten ſich vor den Flammen mit einem Male lange Linien Arbeiter, die Schanzen aufzuwerfen ſchienen. Augenblicklich praſſelten die Kartätſchenladungen aus unſern 24-Pfündern, und der Verſuch ward aufgegeben.

Gegen Abend verdoppelte ſich die Heftigkeit des Feuers, es ward nicht mehr auf einzelne Punkte beſchränkt, ſondern es ſchien, als ob mit einem Male die ganze Stadt vernichtet werden ſollte. Eine Bombe nach der andern wurde hineingeworfen, und während einzelne Rauchſäulen, die ſchon früher an manchen Stellen aufgeſtiegen waren, wieder verſchwanden, weil man des Feuers wieder Herr geworden war, leckte jetzt bald hier bald dort die rothe Flamme auf dem Dache eines Hauſes, und nicht lange, ſo ſahen wir, daß das Löſchen aufgegeben

Digitized by Google

ſchien und die Häuſer zuſammenſtürzten, nachdem ſie vorher noch die nächſten Häuſer entzündet hatten.

Beim Anblick der armen brennenden Stadt verſtummte Scherz und Laune, die noch am Morgen hinter unſeren Wällen geherrſcht hatte; auch der Roheſte war ergriffen von der troſtloſen Lage der Unglücklichen in der Stadt, die auf keine Weiſe dem Jammer entfliehen konnten. Die Schrecken des Krieges traten uns in ihrer gräßlichſten Geſtalt vor die Augen. Schweigend ſtand die Schaar und ſchaute in das Flammenmeer, das ſich immer vergrößerte. Doch plötzlich fuhr ein elektriſcher Schlag durch Alle, neues Leben ergriff uns, vergeſſen war das furchtbare Schauſpiel vor uns, und Jubelſchrei ging durch die Reihe. Derſelbe Adjutant, der uns vorgeſtern hierher gerufen, war wieder gekommen, und wir Alle hatten gehört, wie er dem Abtheilungscommandeur, der gerade in unſerer Schanze war, den Befehl unſeres Brigadiers brachte, wornach ſofort ein allgemeiner Sturm beginnen ſollte, indem auf dem Eiderdeich und auf dem links von der Chauſſee belegenen Terrain Sturmcolonnen vorgehen ſollten. Wenn dieſe Erfolg hätten, würde auch auf der Chauſſee und dem Threenedeich angegriffen werden. Wir ſollten benutzt werden, um zwiſchen dieſen einzelnen Colonnen durch Schützenketten Verbindung zu erhalten. Um den Feind zu beſchäftigen und einzuſchüchtern, habe man die Stadt in Brand geſchoſſen. Noch hatte der Adjutant nicht ausgeſprochen, ſo ſahen wir ſchon hinter uns die Colonnen ſich aufſtellen, lange Wagenreihen mit Brückenmaterial herankommen, und die Pioniercorps ihre Einrichtung zum Aufſchlagen von Brücken treffen; auch wir zögerten nicht: die Torniſter wurden als hinderlich bei dieſem Terrain in der Schanze zurückgelaſſen, kurze Zeit, und wir waren rechts und links von der Chauſſee in langen Linien ausgeſchwärmt und erwarteten am Boden gekauert das Signal „Vorwärts.“

Unterdeß war es faſt dunkel geworden und das ſchreckliche Schauſpiel der brennenden Stadt zeigte ſich noch impoſanter. Es brannten nicht mehr einzelne Häuſer, ſondern ganze Straßen in gelbem, rothem und blauem Feuer; auch der hohe Kirchthurm, der bis dahin wie ein ſchwarzer Rieſe im Feuermeer geſtanden, zeigte hier und da einzelne kleine Flammen, die aus den Luken herausleckten; nicht lange, ſo ſtand der ſtattliche Bau in einem unendlichen Flammenmeer und beleuchtete mit ſeinem durch die Kupferdeckung blau gefärbten Lichte weithin die Gegend. Die donnernden Kanonen, die praſſelnden Kartätſchen, die mit lautem Gekrach platzenden Bomben und Granaten, die ziſchenden Raketen machten Muſik zu dem großen Trauerſpiele, das vor uns aufgeführt wurde, und das kleine Gewehrfeuer, das mit großer Heftigkeit jetzt auf dem linken Flügel krachte, erinnerte uns, daß auch wir bald eine Rolle in dem Stücke ſpielen ſollten.

Die Pioniere, welche den Sturmcolonnen vorausgegangen waren, mußten mit ihren Brücken fertig ſein; denn durch den Lärm hindurch konnten wir die

Digitized by Google

Töne des Sturmmarſches vernehmen, und das „Hurrah," welches von dorther klang, machte uns unruhig und ließ uns fürchten, daß wir zu ſpät kommen, daß Andere vor uns in die Stadt dringen würden. Da tönte das „Vorwärts" unſeres Commandeurs durch die Luft und ſetzte ſich in der langen Linie von Rotte zu Rotte fort. Schnell ging es vor, aber plötzlich prallte die Linie zurück. Schon waren wir an einem, von uns nicht geſehenen Graben angelangt, der längs unſerer ganzen Schützenkette entlang lief. „Wir waten durch," rief ein enthuſiaſtiſcher Unterofficier. „Vorwärts, Leute; was ſchadet's, wenn wir heute naſſe Füße kriegen." „Gahn Se man voran," ſagte in meiner Nähe ein dicker Holſteiner mit ironiſchem Lächeln, und noch hatte er nicht ausgeſprochen, ſo ſaß ſchon der Unterofficier bis an die Arme im Graben und rief, da er in dem Schlamm zu verſinken fürchtete, nach Hilfe. Da war denn auch der Dicke der Erſte und ſcheute nicht, bis an den Leib in's Waſſer zu gehen, um dem Armen herauszuhelfen. So ging es nicht; ein anderer Uebergang mußte geſucht werden. Den fanden wir denn auch nach langem Suchen; es war an einer Stelle eine Vorrichtung, um durch Ueberlegen von Brettern eine Brücke zu bilden. Dort gelang es uns hinüberzuſpringen. Wieder wurde in einer langen regelmäßigen Linie ausgeſchwärmt, wieder trafen wir auf einen ebenſo breiten Graben, an dem wir wieder herumirrten und einen Uebergangspunkt fanden, nachdem wir einige weniger breite Quergräben paſſirt hatten. An dieſem ſammelten wir uns in einen Haufen, bis wir alle einzeln hinübergekommen waren. Die Kugeln aller Art, beſonders die Spitzkugeln pfiffen ſchon ganz bedenklich um uns herum, doch verlor ſich der Humor noch nicht. Die hergebrachten Witze von der Unvorſichtigkeit Hanemann's, der mit dem Gewehr ſo ſorglos umgehe und bei ſeinem Schießen gar nicht bedenke, daß hier Leute ſtänden u. dergl. mehr, wurden auch in dieſer ſonderbaren Situation vorgebracht und belacht. Andere dagegen ſtarrten in das Flammenmeer vor uns, wie in ein Bild. Das Feuer war noch immer im Wachſen und erſchien jetzt bei der größeren Nähe noch fürchterlicher, auch das Mitgefühl für die unglücklichen Friedrichſtädter wurde rege, als ihr Jammergeſchrei laut und vernehmlich an unſer Ohr drang. Welch ein Schmerzensruf durchklang die Luft, als eine Bombe in die Kirche ſchlug, die als Lazareth benutzt zu werden ſchien, oder als der brennende Thurm mit hoch aufſchlagender Lohe zuſammenſtürzte. In ſolchen Momenten ſtockte denn unſere kleine Schaar auf ihrem dunkeln und ſchlüpfrigen Wege, bis ein „Vorwärts" des Führers ſie weiter trieb. Schon hatten wir ſo manchen Graben paſſirt und waren den feindlichen Schanzen und Blockhäuſern nahe gekommen; da ſtanden wir abermals an einem Graben, breiter als alle früheren; und vergebens irrten wir rechts und links, ein Uebergangspunkt war nicht zu finden. „Auf die Chauſſee," hieß das Commando, „dort müſſen wir hinüberkommen." Allein dort war auch keine Hilfe, denn der Damm war, als wir nach mancher Mühe dort ankamen, gerade

Digitized by Google

hier durch einen Einſtich, der bis auf die Sohle unſeres Grabens ging und von dieſem mit Waſſer gefüllt war, durchſchnitten, und ſo war uns auch dieſe Hoffnung genommen. Ohne Brückenmaterial und ohne ein anderes Hilfsmittel, dieſen Graben zu paſſiren, hatten wir nur die Wahl, entweder hier zu bleiben, um einen möglichen Ausfall der Dänen an dieſer Seite zu verhindern, oder zurückzugehen und um eine Verwendung an anderen Orten zu bitten. Beide Meinungen wurden aus dem Haufen, der mit der militäriſchen Marſchordnung auch die Disciplin verloren zu haben ſchien, vorgebracht, und ſchon erhob ſich mitten unter den pfeifenden Kugeln eine Debatte, als der Commandeur ſie durch den Befehl zum Zurückgehen abſchnitt.

Hinter der Schanze, in der wir am Tage gelegen hatten, ſammelte und ordnete ſich unſer Zug wieder. Dort merkten wir aus den unzufriedenen Geſichtern und einzelnen Aeußerungen der höheren Officiere, wie die Sache nicht den erwarteten Erfolg habe, wie auf dem linken Flügel die Sturmcolonnen weit größere Schwierigkeiten getroffen, als man erwartet, und wie deshalb die anderen Sturmcolonnen auf der Chauſſee und dem Threenedeich noch gar nicht angegriffen hätten. Wir erfuhren auch, daß die anderen Abtheilungen unſeres Corps auf ähnliche Hinderniſſe geſtoßen ſeien, ſich mit den Sturmcolonnen verbunden und ſchon bedeutende Verluſte erlitten hätten. Vor Allem erzählte man von dem Tode oder der ſchweren Verwundung eines unſerer Officiere, des Lieblings der Compagnie, welcher als einer der erſten auf der feindlichen Schanze, dort „Schleswig-Holſtein“ anſtimmte, bis ihn eine feindliche Kugel niederſtreckte. Da trieb es auch uns, die wir noch nichts gethan hatten, vorwärts aus dem ſichern Verſteck, und mit Freuden empfangen wir die Nachricht, daß wir wiederum vorgehen ſollten, daß das Brückenmaterial, welches für uns beſtimmt geweſen ſei, durch die Aengſtlichkeit der fahrenden Bauern hinten ſtehen geblieben und die uns beigegebene Pionierabtheilung ebenfalls falſch dirigirt worden, daß aber jetzt für beides Abhilfe getroffen ſei. „Alſo wieder vorwärts, und jetzt müſſen wir hinein.“

Schnell wurde die Strecke, die wir ſchon vorher zurückgelegt hatten, auf dem uns jetzt bekannten Wege paſſirt, und bald ſtanden wir wieder vor dem großen Graben. Jetzt zeigte ſich, daß das Brückenmaterial nur aus wenigen, noch dazu durch große Nägel faſt ungangbar gewordenen Balken beſtand, die kaum für zwei Uebergänge hinreichten, die nur von Einzelnen mit Vorſicht zu paſſiren waren, und daß die Pioniere ſich auch bald wieder verloren hatten. Die Brücken konnten nicht anders fertig werden, als daß Einzelne von uns bis an den Leib in's Waſſer gingen und mit dem ungeheuerſten Kraftaufwande die Balken zurecht legten. Das verzweifelte Mittel von Ferdinand Cortez mußten auch wir, freilich aus anderen Gründen, benutzen, wir nahmen die Balken hinter uns weg, um ſie bei dem nächſten Graben wieder zu benutzen. So hatten wir wieder einige Gräben paſſirt, als ein neues Hinderniß uns in den Weg kam, ein noch breiterer Graben,

Digitized by Google

über den unſere Balken nicht reichten. Vergebens irrten wir daran umher, alle Verſuche ſcheiterten. Da halfen uns Plänkler eines anderen Jägerscorps aus der Noth, die von dem Threenedeich aus vorgegangen waren und nun mit unſerem rechten Flügel in Verbindung traten. Durch einen breiten Quergraben von uns geſchieden, reichten ſie, die reichlich mit Brückenmaterial verſehen waren, uns eine große portative Brücke zu, auf welcher der Uebergang gelang. Raſch ging es weiter vor, und eben ſammelten wir uns an einem neuen Graben, da praſſelte mit einem Male eine Kartätſchenſalve und ein heftiges Kleingewehrfeuer auf uns los und nöthigte uns Halt zu machen. Der Feind hatte uns in der erleuchteten Gegend herankommen ſehen, und als wir, ohne es zu merken, den mehr im Schatten liegenden Schanzen und Blockhäuſern ganz nahe gekommen waren, ſprühten von zwei Seiten die feindlichen Geſchoſſe auf uns ein, die wohlweislich ſeit einiger Zeit ihr Feuer nach unſerer Seite hin eingeſtellt hatten.

Im Moment lagen wir auf der Erde; allein die ängſtlichen Klagetöne, das heiſere krampfhafte Auflachen, das ſich aus unſerem Haufen erhob, zeigte, daß des Feindes Liſt geglückt ſei, und daß manchen von uns ſein Schickſal erreicht hatte. Der augenblickliche Schreck währte nicht lange; bald knackten unſere Hähne und ſchoſſen die Büchſen munter drauf los, freilich ohne gerade ein anderes Ziel zu haben, als das Feuer der feindlichen Schüſſe. Doch ein längeres Verweilen konnte hier nichts nützen, ein Vorwärtsgehen war unmöglich, da unter dieſen Umſtänden der Uebergang über den nächſten Graben nicht zu bewerkſtelligen war, und deshalb erfolgte, zumal da das feindliche Feuer jeden Augenblick neue Opfer forderte, ſehr bald der Befehl zum Retiriren. Das iſt immer ſchwer für den ordentlichen Soldaten; hier war es aber doppelt ſchwer, da man zunächſt die ſchöne gedeckte Lage im Graſe aufgeben ſollte, um dem feindlichen Feuer ausgeſetzt zu ſein. Das Schwierigſte war, die vielen Verwundeten mit fortzuſchaffen und über die Gräben zu bringen; dazu gehörte eine große Aufopferungsfähigkeit und viel Muth. Dennoch fanden Alle ihre Samariter, die man mit Recht ſo nennen kann, da faſt nur die ſo viel geſchmähten Freiwilligen dies Liebeswerk verrichteten. Man hat vielfach geſagt, Deutſchland habe diesmal ſeinen Abſchaum hierher geſandt, faſt alle Freiwillige ſeien nur wegen des Werbegeldes gekommen, verdürben die Disciplin, ſeien feig im Feuer und dergleichen mehr, und auch Schreiber dieſes kann nicht leugnen, daß er nicht immer gut von ihnen gedacht hat. Aber dieſen Abend hat er es Allen abgebeten, als er ſah, wie ſie den ganzen Abend das vorwärtstreibende Element waren, wie ſie beim Brückenbau, während der phlegmatiſche Schleswig-Holſteiner Gewehr beim Fuß das Reſultat abwartete, trotz Kugelpfeifen und Kartätſchengepraſſel bis an den Leib in das Waſſer gingen und ſich die Hände wund arbeiteten, und wie ſie endlich jetzt Allem die Krone aufſetzten durch ihr aufopferndes Wegtragen der Verwundeten, das bei den ſchwierigen Grabenübergängen nur mit großer Anſtrengung, langem Auf-

enthalt und dadurch bedingter Lebensgefahr zu bewerkſtelligen war. Nur ein Mann ward ſpäter vermißt und der war wahrſcheinlich entfernt von den übrigen gefallen, da keiner ihn geſehen hatte. Aehnlich haben ſich die Freiwilligen be allen Abtheilungen unſeres Corps ausgezeichnet, auch die Verluſtliſte zeigte eine unverhältnißmäßige Ueberzahl derſelben.

Doch zurück zu unſerer Retirade. Einigen von uns ging ſie zu ſchnell, und hinter dem nächſten Graben wurde erſt nochmals wieder Halt gemacht. Die Brücken ſollten hinter uns zerſtört werden, lautete der Befehl; wir konnten noch nicht wiſſen, ob Alle zurück ſeien, auch hielten ſich jenſeit des uns trennenden Quer-Grabens die Plänkler des andern Corps noch und forderten uns auf, ein Gleiches zu thun, um die Verbindung zu erhalten. Das ſchien einigen zwanzig von uns, welche die Letzten waren, Grund genug, auch ohne Befehl ſich an einer durch eine kleine Unebenheit des Bodens gedeckten Stelle feſtzuſetzen und luſtig auf die feindlichen Schanzen loszufeuern. Jeder Schuß von uns zog uns ganze Salven von jenſeits zu, und wenn dieſe aufhörten, weil der Feind nicht ſicher zu ſein ſchien, ob er noch einen Gegner habe, mußten wieder einzelne Schüſſe von uns ſie herauslocken. Das Spiel gefiel den Unſrigen ganz wohl und die gute Laune war bald wieder mit plattdeutſchen Witzen bei der Hand.

An der Stelle hatten wir Ruhe, uns nach den anderen Seiten des Gefechts umzuſehen, um zu erſpähen, wie dort die Sache ſtehen möge. Wir ſahen nicht viel Tröſtliches. Das Hurrah der Sturmcolonnen und die kurzen Schläge des Sturmmarſches drangen immer noch von Zeit zu Zeit herüber, aber immer noch von derſelben Stelle, wo ſie den ganzen Abend geweſen waren. Noch wenig Terrain ſchien gewonnen zu ſein, der neue Sturm deutete darauf, daß die früheren Colonnen zurückgeſchlagen ſeien und immer friſche Truppen in's Gefecht gezogen würden. Auch dieſe müſſen zurückgeworfen ſein, da das heftige Kleingewehrfeuer ſich von der Stadt entfernt anfängt, und die Eile, mit welcher dies einige Zeit geſchieht, deutet auf einen, für den Augenblick erfolgreichen Ausfall des Feindes. Wenn dieſer auch ſchnell aufgegeben ſcheint, ſo nimmt doch die Heftigkeit des Feuers allmälig ab, auch unſere Geſchütze ſenden in längerem Zwiſchenraume ihre feurigen Kugeln durch die Luft. In der Stadt lodert freilich noch immer ein unendliches Feuermeer, aber es ſcheint ihm doch die Nahrung auszugehen, da alle hervorragenden Punkte zuſammengeſtürzt ſind; und nur noch die eine Kirche ragt ſtolz und unverſehrt über ihre Umgebung hervor. Schwarz aufſteigende Rauchwolken deuten an, daß man jetzt, wo die Heftigkeit des Angriffs nachläßt, an einigen Orten zu löſchen verſucht.

So begann der Kriegslärm zu verſtummen und das unglückſelige Drama, welches wir heute geſehen, ſchien ſeinem Ende nahe. Doch in jedem Spectakelſtück muß noch ein Knalleffect kommen, der blieb denn auch hier nicht aus. „Was war das?" frugen wir Alle gleichzeitig, als mit einem Male in der Nähe des

Digitized by Google

Eiderdammes ein fürchterliches Gekrach allen Kanonendonner übertäubte, und gleichzeitig eine gelbe Lichtmaſſe zum Himmel hoch aufloderte und, wie ein Blitz, Alles mit einem Lichtſtrahl übergoß. Helle glänzende Wolken dauerten auch noch über den Moment hinaus, und bewieſen, daß die Erſcheinung nicht ein bloßes Spiel der aufgeregten Nerven war. „Signal zu neuem Angriff", lautete die Antwort Einiger, zumal gleich darauf ein Hurrah von jener Seite ertönte, von dem wir noch nicht unterſcheiden konnten, ob deutſche oder däniſche Kehlen es ausſtießen. Ein alter kriegserfahrener Sergeant belehrte, es ſei eine entzündete Mine oder ein aufgeflogener Pulverwagen geweſen. Bald ſahen wir auch, daß das Hurrah von den Dänen ſtammte, die den Augenblick zu einem Ausfall benutzen wollten, jedoch eilig zurückgehen mußten.

Und als es nun immer ſtiller und ſtiller wurde, da ward es uns in dem feuchten ſumpfigen Graſe ungemüthlich. Wir Alle waren bei den ſchlüpfrigen Uebergängen in's Waſſer gefallen oder beim Brückenbau freiwillig hineingeſprungen, hatten darauf in der kalten Octobernacht ſtundenlang in den durchnäßten Kleidern gelegen, und fühlten jetzt, wo die Aufregung nachließ, eiſige Erſtarrung. Da wir in unſrer Poſition bei dem allgemein abgebrochenen Kampfe nichts mehr zu nützen glaubten, auch unſere Nachbarn, die Jäger des anderen Corps, zurückgegangen waren, ſo beſchloſſen wir auch aufzubrechen, zumal da ſich das Gewiſſen wegen des eigenmächtigen Zurückbleibens regte, und ein längeres Zögern unverantwortlich erſchien. Nach der Schanze, wo wir den Tag über geweſen waren, richteten wir unſeren Weg und hofften dort über unſere Jägerabtheilung Auskunft zu erhalten. Dort aber fanden wir nur mürriſche Geſichter der höheren Officiere, die, unzufrieden mit dem Reſultat des Abends, dies dem Benehmen der braven Truppen zuzuſchreiben ſchienen, während es doch in der Unmöglichkeit lag, ſolche Aufgabe mit ungenügenden Mitteln zu löſen, und das von dem, welcher die Verhältniſſe kannte, vorausgeſehen werden mußte. Lange irrten wir umher, um unſere Kameraden zu finden, und trafen dabei auf manche ſchreckliche Scenen, die uns die Gräuel des Kriegs in einer neuen Form vor die Augen führten. In einem nicht weit von der Schanze belegenen Chauſſeehaus war der Verbandplatz einer Brigade. Dichte Gruppen von Leuten, die alle mögliche Arten von leichteren Verwundungen davongetragen hatten, ſtanden und lagen umher und ſuchten zuerſt den Eingang zu erreichen, andere, die oft gräßlich verſtümmelt waren und die ſchrecklichſten Jammertöne ausſtießen, wurden von allen Seiten heran getragen, um hier den erſten Verband zu erhalten. Die Bataillone kamen hier vorbeigezogen, um im Dorfe die Ruhe aufzuſuchen; aber wie waren ſie zuſammengeſchmolzen, und vor Allem wie viele Officiere hatte wieder dieſe Nacht weggerafft! Und doch, wie die Hoffnung immer noch einen Anhaltspunkt findet, ſo glaubten Viele, es ſei nur ein augenblicklicher Rückgang, gegen Morgen werde man wieder angreifen und ſich dann für dieſe Niederlage

Digitized by Google

entſchädigen. Trotz der Verluſte dieſes Abends, die durch die Gerüchte noch vergrößert wurden, wollte man doch dem Gedanken nicht Raum geben, daß man es aufgeben müſſe Friedrichſtadt zu nehmen, beſonders weil die letzte Zeit das einzige Geſpräch der ganzen Armee war, wie man allein von hier aus den Feind von ſeiner ganzen Linie zurückwerfen könne.

Endlich trafen wir in dem Menſchenknäuel auf der Chauſſee unſer Corps, welches ſeitwärts von der Chauſſee ſchon ſtundenlang Gewehr bei Fuß daſtand, um einen etwaigen Angriff auf die Batterie zurückzuweiſen. Da ſahen wir manch frohes Geſicht und fühlten warmen Händedruck, als wir Alle ſo unerwartet wieder in die Mitte der Kameraden traten. Und oben wurde unſer Zurückbleiben auch gnädiger angeſehen, als wir erwartet hatten.

Wir erhielten Befehl zum Rückmarſch. Jedoch ging es nicht, wie wir in unſeren naſſen Kleidern hofften, zurück in die Quartiere, uns ward die ſchwere Aufgabe zu Theil, unſere Kameraden den Reſt der Nacht zu bewachen, indem wir eine Reſerveſtellung für die Vorpoſten bei dem Chauſſeehaus einnehmen ſollten. Langſam verging dieſe Nacht und es däuchte uns eine Ewigkeit, bis der Morgen graute. Die Kälte und Näſſe erlaubte keinen Schlaf und die Erſtarrung, welche allmälig Körper und Geiſt ergriff, ließ das einzige Mittel, welches Leben in den Gliedern erhalten konnte, ſtete Bewegung, verſäumen. Einige Glückliche fanden gegen Morgen in unſerer Nähe einen ſogenannten Haferdiemen, d. h. einen hohen Schober von unausgedroſchenem Hafer, und dieſe Nachricht brachte ſchnell die ganze Schaar in Bewegung, indem jetzt Alle hinſtürzten, um einen Arm voll erwärmenden Strohs zu erhaſchen. Dabei ging es zwar Manchem durch den Sinn, wie hier das werthvolle Eigenthum eines Fremden, vielleicht eines Armen, um des geringen augenblicklichen Nutzens willen verwüſtet werde, und manche Hand zauderte einen Augenblick, ehe ſie zugriff, aber es war auch nur ein Moment. Der Trieb der Selbſterhaltung überwog jede Regung des Gewiſſens, und bald ſaßen Alle dicht zuſammengekauert, hoch mit Stroh bedeckt, und ſtarrten halb ſchlafend, halb wachend in die noch immer hoch auflodernden Flammen der vor uns liegenden Stadt. Ringsherum herrſchte tiefes Schweigen, das nur durch das Wimmern der Verwundeten, welches aus dem Chauſſeehauſe zu uns drang, unterbrochen wurde. Dichte, weiße Marſchnebel ſtiegen allmälig Geiſtern gleich in wunderbaren Formen aus den Gräben empor und wogten umher, bis ſie ſich in Haufen zuſammenballten und Alles, auch das unglückliche Friedrichſtadt, mit ihrem kalten Hauche verdeckt hatten. Da entſchlummerten Viele, die ſich bis dahin gewaltſam wach erhalten hatten, durch die drückende beängſtigende Luft noch mehr ermüdet, zu einem unerquicklichen, träumereichen Schlaf, und wurden nicht einmal durch den unglücklichen Schuß erweckt, welcher aus einem durch Unvorſichtigkeit entladenen Gewehr fiel und in unſerer Nähe einen Kameraden ſo traf, daß er bald verſchied, und einen andern ſchwer verwundete. Selbſt

Digitized by Google

wer mit wachenden Augen dieſen Jammer mit anſah, war ſtumpf dagegen und verſank bald wieder in ſein ſtilles Brüten.

Als endlich der neue Tag anbrach, da lag ein Schmerz auf all den bleichen fahlen Geſichtern, wie ich ihn noch nie geſehen. Alle Hoffnung war verſchwunden, man verlor faſt den Glauben an die Sache, da ein leicht erachtetes Unternehmen einen ſo unglücklichen Erfolg gehabt hatte. Nur ein Mann war hier, der ſeinen Muth bewahrt hatte, auf deſſen Geſicht man zwar auch Kummer und Schmerz, aber zugleich Kraft und Vertrauen leſen konnte, es war — Heinrich von Gagern, der umherging und in ſeiner freundlichen Weiſe ſich an die einzelnen Soldaten wandte und ihre Leiden anhörte. Schon hatten wir unſere brüllenden Kameraden von geſtern, die beiden 24-Pfünder nach rückwärts an uns vorüberziehen ſehen, und kein anderes Gefühl war ihnen gefolgt, als die Hoffnung, daß auch wir bald die warmen Quartiere des Dorfs aufſuchen dürften. Und als wir dieſen Befehl endlich erhielten, da ward auch nicht gezögert, ſondern bald waren wir im Dorfe. Manche warfen doch noch einen Blick rückwärts auf Friedrichſtadt. Der Nebel hatte ſich dort eben verzogen, das Feuer war erloſchen, aber das Herz wollte einem brechen über dem traurigen Anblick, den die geſtern noch ſo freundlich im Sonnenſchein glänzende Stadt jetzt darbot. Eine Kirche ſtand noch, aber ringsum ſtarrten häßliche, ſchwarze Mauerreſte, ſelbſt dieſe waren nicht überall, mitten durch waren große Lücken gebrannt und geſchoſſen, durch welche man das freie Feld hinter der Stadt erblickte.

Ueber die preußiſche Armee.

Von einem nicht-preußiſchen Militär.

Die allgemeine Militärpflicht, die Jeden ohne Ausnahme zum Kriegsdienſt verpflichtet, iſt ein Hauptvorzug der preußiſchen Armee. Das Soldatenkleid iſt hier ein Ehrenrock, den auch der Vornehmſte ſich nicht zu tragen ſchämt, während da, wo die Stellvertretung erlaubt iſt, und faſt nur Individuen aus den unterſten Ständen ihn tragen, die Montur wenig Achtung im bürgerlichen Leben genießt. Der Recrut aus dem Bauern- oder niedern Handwerkerſtand fühlt ſich geehrt, wenn er ſieht, daß der Sohn des Grafen oder reichen Banquiers mit gleichem Rock und gleichen Rechten und Pflichten in Reih und Glied neben ihm ſteht. Seinem gebildeten, äußerlich geſitteten Kameraden möglichſt in Geſittung und Anſtand gleich zu kommen, iſt ſein eifrigſtes Beſtreben. Aus ſolchem Wettſtreit geht das anſtändige, ehrenhafte Betragen hervor, das die preußiſchen Soldaten ſo rühmlich auszeichnet. Die Zeit der Dienſtpflicht

Digitized by Google

iſt im Allgemeinen drei Jahr in der Linie und dann bis zum vollendeten zweiunddreißigſten Jahr bei der Landwehr erſten Aufgebotes. Durch die große Zahl der Dienſtpflichtigen, die bei der ſteigenden Bevölkerung alljährlich ſehr wächſt, hat ſich aber herausgeſtellt, daß man bei der Infanterie die Leute größtentheils ſchon mit 2½, ja oft ſchon mit zwei Jahren, in welchem Zeitraum ein Infanteriſt vollkommen ausgebildet werden kann, wieder entläßt. Um den höher Gebildeten, in deren Leben eine längere Dienſtzeit oft ſehr ſtörend einwirken könnte, ihre Dienſtpflicht zu erleichtern, hat man die Claſſe der ſogenannten „einjährigen Freiwilligen" eingerichtet. Jeder junge Mann, der durch ein Schulzeugniß oder Examen ſeine höhere geiſtige Ausbildung nachzuweiſen vermag (ungefähr Secunda der Gymnaſien), kann bei ſonſt geeigneter Körperbeſchaffenheit als Freiwilliger in ein beliebiges Corps eintreten. Er muß in dieſem Fall ſeine Uniform und Waffen dem Staate nach den etatsmäßigen Preiſen bezahlen und auf alle Löhnung und ſonſtige Verpflegung verzichten, kommt aber dafür in der Linie mit einer Dienſtzeit von 12 Monaten frei, nach welcher er in die Landwehr eintritt. Dieſe Freiwilligen erhalten zur Auszeichnung eine Einfaſſung der Achſelklappen mit einer dünnen ſchwarz und weißen Schnur, haben aber ſonſt nicht den mindeſten Vorzug vor den andern Soldaten, außer daß ihnen geſtattet iſt, den Wachtdienſt und ähnlichen derartigen Dienſt, wenn ſie ſolchen erſt einigemal gethan haben, für Geld von andern Soldaten thun zu laſſen, falls ſich dazu welche bereitwillig finden. Gewöhnlich benutzen die Studenten, Polytechniker, junge Landwirthe u. ſ. w. das erſte Jahr ihrer Studirzeit, um zugleich ihre Militärpflicht zu erfüllen, und man ſieht daher in den Hörſälen der preußiſchen Univerſitäten und derartigen Anſtalten ſtets viele junge in Uniform gekleidete Leute ſitzen, die ihre dienſtfreien Stunden zum Fortſtudiren anwenden. Gewöhnlich ſind daher auch in Univerſitätsſtädten, z. B. Greifswald, Breslau, Halle, Berlin, Königsberg, Bonn, Jäger- oder Füſilierbataillone in Garniſon gelegt, da die jungen Freiwilligen ſich vorzugsweiſe gern dem Dienſt der leichten Infanterie zu widmen pflegen. Das ſogenannte „Neuſchateller Schützenbataillon" in Berlin beſtand faſt ſtets zur Hälfte aus einjährigen Freiwilligen, die dabei in Berlin die Univerſität oder andere Bildungsanſtalten beſuchten. Da der Militärdienſt in Preußen alle waffenfähigen Männer ohne Ausnahme trifft, ſo iſt er für den Einzelnen lange nicht ſo ſtörend und in ſeinem bürgerlichen Fortkommen hindernd, als es ſonſt der Fall ſein würde.

Das zweite Fundament des preußiſchen Heeres nächſt dieſer allgemeinen Dienſtpflicht gründeten die Reformatoren des Staats dadurch, daß ſie den Sinn der Ehre unter den Soldaten möglichſt zu erwecken ſuchten. Hierauf gingen die vorzüglichen Beſtimmungen der Jahre 1807—1815 ganz beſonders aus, und wenn auch in der folgenden Zeit, von 1820—1840, wo der ruſſiſche Einfluß wie ein böſer Fluch auf Preußen lag, ein Stillſtand, ja ſelbſt ein Rückſchritt eintrat, ſo iſt doch im letzten Jahr wieder mancher Fortſchritt gemacht, wozu wir beſonders

Digitized by Google

die befohlene Anrede jedes Soldaten ohne Ausnahme mit „Sie" zählen. Schon in jener Zeit, wo außer in der franzöſiſchen Armee der Stock in allen Heeren Europa's herrſchte, ward in Preußen jede körperliche Strafe der unbeſcholtenen Gemeinen aufgehoben. Der preußiſche Soldat darf weder geſchlagen noch ſonſt mit einer körperlichen Strafe oder Mißhandlung belegt, ja ſelbſt nach einem ſtrengen Gebot der letzten Zeit mit keinem Schimpf- oder Fluchworte mehr beleidigt werden. Wenn ein Officier ſelbſt im Eifer des Exercirens den ungeſchickten Recruten etwa mit „Schafskopf" oder ähnlichem Schimpfworte benennte, oder ihn gar unſanft anfaßte, ſo würde er auf Anzeige davon ganz entſchieden mit einem ſehr ſtrengen Verweis, ja ſogar mit Arreſt beſtraft werden.

Die Strafen, welche den Soldaten treffen dürfen, ſind Verweis unter vier Augen, oder wenn ſchärfer, vor ſeinen Kameraden, Nachexerciren, Strafwachen, häufiges Erſcheinen mit gepaktem Torniſter, Caſernenarreſt, Mittelarreſt und endlich ſtrenger Arreſt in dunkelem Local und abwechſelnd bei Waſſer und Brod. Wer wegen grober gemeiner Vergehen durch ein Kriegsgericht in die zweite Claſſe des Soldatenſtandes verſetzt iſt, kann erforderlichen Falls dann ſpäter zu körperlichen Strafen verurtheilt werden. Aeußerlich unterſcheidet ſich der Soldat II. Claſſe übrigens von ſeinen Kameraden dadurch, daß ihm die preußiſche Cocarde, die jeder Soldat an ſeiner Kopfbedeckung trägt, fehlt. Eine Verſetzung aus der II. Claſſe in die I. zurück, kann nur erfolgen, wenn der Degradirte durch mehrmonatliches muſterhaftes Betragen ſeine Beſſerung zeigt, und ſeine Kameraden von der Compagnie, Batterie oder Schwadron, durch eine förmliche Bitte darum nachſuchen, daß er wieder ganz zu ihnen gehören dürfe. Aber auch auf jede mögliche andere Weiſe wird darauf hingearbeitet, das Ehrgefühl des Soldaten zu erhöhen und ihm Achtung vor ſeinem Stande einzuflößen. Alle Roheiten und Exceſſe der Soldaten werden äußerſt ſtrenge beſtraft, ja in den meiſten preußiſchen Regimentern wachen die Leute unter ſich ſelbſt darüber, daß keine Roheiten vorkommen und beſtrafen jede Uebertretung davon unter ſich auf ſehr empfindliche Weiſe. Wiſſen wir doch zum Beiſpiel, daß, als ein preußiſche, Soldat in trunkenem Zuſtand ein Glas in einem Wirthshauſe entzweigeſchlagen hatte, ſeine Kameraden am anderen Tage eigens zu dem Wirthe gingen, um Entſchuldigung baten, den Schaden bezahlten und ſagten, der Thäter ſei dadurch beſtraft, daß Keiner von ihnen einen ganzen Monat auch nur ein Wort mit ihm ſprechen würde. Auf äußeren Anſtand, und namentlich ordentliche, reinliche ja ſelbſt zierliche Kleidung wird der preußiſche Soldat viel halten und ſchon ſeine Kameraden werden im Intereſſe ihres Regiments nicht dulden, daß Einer der ihren ſich grobe Vernachläſſigung hierin zu Schulden kommen laſſe. Der ärmſte Recrut wird ſo lange ſparen und lieber trockenes Brod eſſen, bis er ſich ein paar lederne weiße Handſchuhe zum ſonntäglichen Spaziergang, ein gutes Taſchentuch und wo möglich eine feine Halsbinde angeſchafft hat. Auch auf dem Marſche,

Digitized by Google

im Felde, ja ſelbſt im ſchmutzigſten Bivouak, erſcheint der preußiſche Soldat ſo reinlich und ordentlich wie möglich, ſo daß er hierin im Allgemeinen die Truppen aller übrigen deutſchen Contingente ohne Ausnahme weit übertrifft. Und dabei iſt in Preußen die Löhnung verhältnißmäßig die niedrigſte in ganz Deutſchland, und der Soldat dieſes Staates, mit Ausnahme der Stabsofficierſtellen, die ganz unverhältnißmäßig hoch bezahlt werden, erhält weniger als in den meiſten andern Staaten. Das ſehr geſteigerte Ehrgefühl bewirkt auch, daß man, abgeſehen von aller politiſchen Ab= oder Zuneigung, die preußiſchen Soldaten am Liebſten als Einquartierung nimmt, die ſich als ſolche ſtets das beſte Lob erwerben. Ueberall in ganz Deutſchland, in Schleswig=Holſtein wie in Sachſen und Baden, wird man im Allgemeinen, denn vielfache Ausnahmen kommen natürlich vor, den preußiſchen Soldaten das Prädikat, daß ſie die angenehmſte, am Leichteſten zufriedenzuſtellende Einquartierung ſind, gerne ertheilen. Iſt man gegen dieſelben von Seiten der Wirthsleute nur artig und höflich, denn darauf ſehen ſie viel, ſo ſind ſie mit Allem zufrieden und begnügen ſich gerne mit ſehr mäßigen Quartieren und Speiſen, ſobald ſie ſehen, daß ihnen die Umſtände keine beſſeren geſtatten. Die Abneigung, die früher in Süddeutſchland ſo häufig gegen Preußen herrſchte, und von demokratiſcher, wie ultramontaner Seite noch künſtlich geſteigert wurde, iſt in all den Gegenden, wo preußiſche Truppen längere Zeit geſtanden haben, grade in Folge des Betragens derſelben, weſentlich vermindert. Daß bisweilen dies gerechte Ehr= und Selbſtgefühl des preußiſchen Soldaten in unangenehme, ja ſogar unleidliche Selbſtüberſchätzung ausartet, iſt nicht zu leugnen. So halten die preußiſchen Truppen wegen dieſer Selbſtüberſchätzung nicht ſelten ſchlechte Kameradſchaft mit allen ü rigen Deutſchen und tragen gewöhnlich die Hauptſchuld daran. Wollte ein großen Theil des preußiſchen Heeres, und gar der Officiere deſſelben, ſeine unleugbar großen Vorzüge nicht ſelbſt ſo übermäßig loben und rühmen, man wäre in ganz Deutſchland viel geneigter, dies zu thun, als es jetzt oft noch geſchieht. Dies Ruhmreden, in welches der preußiſche Soldat aller Grade häufig verfällt, iſt entſchieden ſein größter Fehler. Wir haben in Holſtein wie in Baden vielfache Gelegenheit gehabt, uns von der Richtigkeit dieſer Behauptung zu überzeugen.

Daß man, wie bei den Soldaten, ſo auch bei den Unterofficieren und Officieren, in Preußen Alles anwendet, um ihr Ehrgefühl zu ſteigern, läßt ſich denken. Die Unterofficiere werden nur mäßig bezahlt und ſehr angeſtrengt, aber ſonſt anſtändig behandelt und nach 10= (?) jähriger tadelloſer Dienſtzeit größtentheils in Civilſtellen verſorgt. Es herrſcht viel Bildung, Geſittung und namentlich äußerer Anſtand unter denſelben, und man trifft beſonders in neuerer Zeit viele ſo geiſtig gebildete und anſtändige Männer in der Claſſe der gewöhnlichen Unterofficiere, daß ſie für jeden Geſellſchaftskreis paſſen würden. Zu Officiersſtellen der Linie wurden früher Unterofficiere, die nicht ſchon gleich von vorn=

Digitized by Google

herein auf Avancement dienten, wozu beſondere Erlaubniß und ein eigenes Eintrittsexamen gehörten, ſehr ſelten befördert, ſchon deshalb, weil die meiſten nicht das nöthige Geld beſaßen, um ſich die vielfachen Kenntniſſe, die im Officiersexamen gefordert wurden, zu erwerben. Nach einer Vorſchrift des letzten Jahres ſcheint man es aber wenigſtens officiell begünſtigen zu wollen, daß auch gewöhnliche Unterofficiere ſich zum Officiersexamen melden, und man thut wohl hieran, da ſich ſonſt mit der Zeit in dieſen oft ſehr ausgebildeten Subalternen, denen in Friedenszeiten jedes fernere Avancement abgeſchnitten wäre, ein gefährliches Element hätte bilden können. Ueberhaupt ſcheint man jetzt endlich von der Anſicht, vorzugsweiſe Edelleute zu Officieren zu machen, etwas zurückgekommen zu ſein.

In noch höherem Grade als bei den Unterofficieren ſucht man bei den Officieren den Geiſt der Ehre rege zu halten. So wichtig dies auch iſt, ſo verfällt man bisweilen doch dabei in den ſchädlichen Fehler der Uebertreibung und hat bei einem Theil der Officiere Kaſtenſtolz, Eitelkeit und Selbſtüberſchätzung hervorgerufen, welche dem ganzen Staate ſchaden. In keiner Armee findet man mehr wahrhaft gebildete, die ſtrengſten Forderungen der Ehre mit beſcheidenem Betragen verbindende, durch und durch tüchtige und dabei im Umgang liebenswürdige Officiere als in der preußiſchen, in keiner aber auch mehr anmaßende, von der lächerlichſten Arroganz und von dem Glauben aufgeblaſene, daß das Epaulett auf der Schulter ihnen einen hohen Vorzug vor allen übrigen Menſchen gebe. Namentlich das privilegirte, ganz unzeitgemäße Gardecorps und einige Cavallerie-Regimenter, in denen vorzugsweiſe jüngere Söhne der Ariſtokratie dienen, leiden an ſolchem Uebelſtand, während man bei den Linien-Infanterie-Regimentern und gar bei der ſehr wiſſenſchaftlich gebildeten Artillerie und den Ingenieuren ſolche viel ſeltener findet. Die wiſſenſchaftliche Bildung, wie man ſie mit Recht von einem Mann der höhern Stände fordert, beſitzen übrigens faſt alle Officiere, Dank den ſtrengen und ganz unparteiiſchen Examen, die alle ohne Ausnahme machen müſſen. Der junge Mann, der auf Avancement dienen will, muß bei ſeinem Eintritt als Gemeiner ein Examen machen, ein zweites, nicht ganz leichtes, vor ſeiner Ernennung zum Unterofficier und Portepeefähndrich wornach er 6—12 Monate die Diviſionsſchule beſucht und ſich ſo zum Officiersexamen vorbereitet. Dieſe Examina ſind in letzter Zeit noch verſchärft worden. Deshalb ſind die Officiersſtellen nicht Verſorgungsanſtalten für alle dummen oder faulen vornehmen jungen Leute, wie es in andern Staaten noch ſehr der Fall iſt. Sehr viele Officiere erhält das Heer aus dem großen Berliner Cadettenhaus und den Vorbereitungsſchulen zu Potsdam, Kulm und Benrath. Je nach dem Grad ihres Austrittsexamens treten die Cadetten, größtentheils Officiersſöhne, als Unterofficiere oder Fähndriche, ja einzelne wenige ſogar, ſchon nach überſtandenem Lieutenantsexamen in die Armee ein. Als höhere Bildungsſchule für Officiere, die in den Generalſtab treten oder ſich ſonſt hervorthun

Digitized by Google

wollen, dient die Kriegsſchule in Berlin, zur ſpeciellen Ausbildung der verſchiedenen Waffengattungen aber das Lehrbataillon in Potsdam und die Lehrſchwadron in Berlin. Auch findet vielfach die Einrichtung ſtatt, daß Infantrie- oder Cavallerieofficiere auf Jahre zum Eintritt in die verſchiedenen Waffengattungen commandirt werden, damit ſie den Dienſt bei dieſen auch kennen lernen. Ueberhaupt wird wiſſenſchaftliche Fortbildung der Officiere patroniſirt, daher man denn beſonders bei der Artillerie und Infantrie eine Menge Officiere findet, die ſich ſpeciell mit einzelnen Fächern der Wiſſenſchaften, beſonders Geſchichte, Geographie, Naturwiſſenſchaften, Mathematik u. ſ. w. beſchäftigen und oft recht Tüchtiges darin leiſten. Auch mehrere geachtete Belletriſten Deutſchlands dienen noch in der preußiſchen Armee, oder haben derſelben angehört. Das Betragen der Officiere auch außer dem Dienſt wird auf verſchiedene Weiſe ungemein ſtreng überwacht, und jede, auch die kleinſte Unehrenhaftigkeit zieht gewiß die Entlaſſung aus dem Dienſte nach ſich. Vor dem Eintritt mißliebiger Perſönlichkeiten in die Officiersſtellen ſichert, daß jedes Officiercorps des Regiments darüber entſcheiden muß, ob es einen neuen Officier zum Kameraden aufnehmen will, ſo daß die Genehmigung des Corps zum Eintritt erforderlich iſt. Die befohlene Einrichtung, daß alle unverheiratheten Officiere eines Regiments einen gemeinſamen Mittagstiſch haben, verbindet dieſe außer ihren dienſtlichen Verhältniſſen noch miteinander, wie auch ein eigenes Ehrengericht über das richtige oder falſche Verhalten jedes Officiers des Regiments in allen Ehrenfällen zu entſcheiden hat, welches Jeden, deſſen Benehmen es alsdann nicht billigt, zum Austritt aus dem Dienſt veranlaßt. Genaue Conduitenliſten, eine Einrichtung, die wir entſchieden tadeln müſſen, da ſie viel Gehäſſiges hat und oft gemißbraucht wird, werden außerdem von Seiten der Vorgeſetzten noch über jeden einzelnen Officier geführt. Wenn auch alle dieſe Einrichtungen für Erhaltung des Standesgeiſtes viel dazu beitragen, den Sinn der ſtrengſten Ehrenhaftigkeit und auch des geſitteten Betragens unter den Officieren zu erhalten und manchen jungen, leichtſinnigen Menſchen vor dem Verderben gerettet haben, ſo können ſie auf der andern Seite, beſonders wenn ſie von Vorgeſetzten gemißbraucht werden, unnatürlichen Zwang und eine geiſtige Sklaverei erzeugen, die freier denkenden und ſich ſelbſtſtändiger bewegenden Menſchen ſo unerträglich erſcheinen muß, daß ſie ihren Austritt aus der Armee vorziehen. So ſind manche ſonſt ehrenhafte, tüchtige und dabei geiſtig hochgebildete Männer gerade aus Oppoſition gegen dieſe beſtändige, oft engherzige Ueberwachung aus dem Heere ausgeſchieden, und dann ſpäter aus perſönlichem Groll gegen das Beſtehende und verletzter Selbſtliebe, bisweilen auch um ſich den pecuniairen Unterhalt zu verdienen, zu den extremſten politiſchen Richtungen übergegangen. Viele Führer der letzten politiſchen Unruhen in Deutſchland, z. B. Willich, Annecke, v. Schimmelpfennig, Graf Görtz-Weisberg, Corvin-Wierbitzky, v. Bornſted und noch viele andere, ſind frühere preußiſche Officiere, die größtentheils

Digitized by Google

ehrenvoll gedient und nur ihrer freiern Richtung wegen ihren Abſchied erhalten oder freiwillig gefordert hatten. Einzelne ſolcher Demokraten haben übrigens wegen gemeiner Streiche ihre Regimenter verlaſſen müſſen und ergriffen gern die Gelegenheit, ihre Schande mit dem Mantel des politiſchen Liberalismus zu verdecken. — Auch ſonſt liefert das preußiſche Officiercorps gerade wegen ſeiner ſtrengen Bevormundung manches Opfer nach Amerika oder für die Fremdenlegion. Beſonders leichtſinniges Schuldenmachen, das jetzt mit Recht nicht geduldet wird, obgleich früher bei der Garde viel Mißbrauch damit getrieben ward, zwingt junge Leute ihren Abſchied zu nehmen.

Das Gehalt der Subalternenofficiere iſt ſo gering, daß ſie ohne Zulage nur durch die alleräußerſte Sparſamkeit auskommen, zumal ſtets auf eine ſehr gute Bekleidung und anſtändige Repräſentation ſtrenge geſehen wird. Ein echter preußiſcher Lieutenant lebt übrigens lieber Abends und Morgens von trocknem Brod und Waſſer, als daß er ſich ohne eine gute Uniform und weiße feine Handſchuhe auf der Straße ſehen ließe. Ueberreichlich werden hingegen die höheren Stabsofficiere bezahlt, und wir glauben, daß hierin Erſparniſſe, ſchon den Finanzen wegen, dringend nothwendig ſind. In letzter Zeit ſind häufig geſcheute preußiſche Officiere in die Dienſte anderer Staaten getreten, um dort das preußiſche Militärſyſtem einzuführen, ſo z. B. in Meklenburg 8—10; in Schleswig-Holſtein über 30, auch in badiſche Dienſte werden gewiß noch viele übergehen. Das Avancement, das bis zum Stabsofficier im Regiment, von da aber in der Armee geſchieht, iſt im Ganzen nur mittelmäßig. Zehn Jahr Seconde-Lieutenant, zehn Jahr Premier-Lieutenant und zehn Jahr Hauptmann dürfte wohl die mittlere Durchſchnittszeit ſein. Durch Verſetzung in den Generalſtab oder in die Adjutantur wird aber beſonders fähigen oder begünſtigten Officieren vielfache Gelegenheit zu einem raſcheren Avancement gegeben, wie man denn auch in letzter Zeit das richtige Princip befolgt, Niemanden, der ſchon ein höheres Lebensalter erreicht hat und nicht mehr vollkommen geiſtig und körperlich friſch und geſund iſt, zum Stabsofficier zu machen. Ueberhaupt geht man vernünftiger Weiſe bei den höheren Stellen ganz von der Anciennität ab und läßt hier nur Verdienſt und Talent, oft wohl auch Protection entſcheiden.

Die preußiſche Armee iſt außer dem abgeſonderten Gardecorps in 8 Armeecorps eingetheilt, von denen wieder je zwei eine Armeeabtheilung bilden. Das erſte Armeecorps iſt das oſt- und weſtpreußiſche mit dem Sitz des Generalcommando's in Königsberg, das zweite, das pommerſche, mit Stettin, das dritte, das brandenburgiſche, mit Frankfurt a/O., das vierte, das ſächſiſche, mit Magdeburg, das fünfte, das poſenſche, mit Poſen, das ſechſte, das ſchleſiſche, mit Breslau, das ſiebente, das weſtphäliſche, mit Münſter, das achte, das rheiniſche, mit Coblenz. Jedes Armeecorps enthält im Frieden, wo dieſe Eintheilung gilt, 8 Linien-Infanterie-Regimenter zu 3 Bataillonen, 8 Landwehr-Infanterie-Regi-

Digitized by Google

menter zu 3 Bataillonen, 1 Linien-Reſerve-Regiment zu 2 Bataillonen, die aber größtentheils zur Beſetzung der Bundesfeſtungen Mainz und Luxemburg abcommandirt ſind, 1 Jägerbataillon zu 4 Compagnien, 1 Artillerie-Brigade, 2 Pionier-Compagnien, 2 Regimenter leichte und 2 Regimenter ſchwere Linien-Cavallerie und 4 Landwehr-Uhlanen-Regimenter. Je 2 Regimenter bilden eine Brigade, je 4 eine Diviſion. Die preußiſche Armee beſteht demnach an Infanterie der Linie aus 32 Regimentern à 3 Bataillonen und 8 Regimentern à 2 Bataillone, 8 Jäger-Bataillonen, dann 8 Brigaden Artillerie und 32 Regimentern Cavallerie, nämlich 8 Regimentern Küraſſieren, 8 Regimentern Uhlanen als ſchwere, und 12 Regimentern Huſaren und 4 Regimentern Dragoner als leichte Cavallerie. Die Landwehr beſteht aus 32 Regimentern der Linie à 3 Bataillonen, und 4 Garde-Landwehr-Regimentern, und aus 32 Regimentern Landwehr-Uhlanen. Das abgeſonderte Garde-Corps, deſſen Aufhebung mit Recht ſchon vielfach gewünſcht iſt, da es unnöthige Koſten verurſacht und zu mannigfacher Eiferſucht in der Armee Anlaß gibt, beſteht aus 4 Regimentern Infanterie à 3 Bataillonen, 1 Garde-Reſerve-Regiment à 2 Bataillonen, 1 Jäger-Bataillon zu 4 Compagnien, 1 Schützen-Bataillon (den ſogenannten Neufchatellern) zu 4 Compagnien, 1 Artillerie-Brigade, 1 Regiment Garde du Corps, 1 Regiment Garde-Küraſſiere, 2 Regimentern Garde-Uhlanen, 1 Regiment Garde-Dragonern, 1 Regiment Garde-Huſaren. Es beſteht demnach die preußiſche Armee, außer der Landwehr, aus 134 Bataillonen Infanterie zu 4 Compagnien, 10 Jägerbataillonen zu 4 Compagnien. 9 Artillerie-Brigaden zu 3 reitenden und 12 Fuß-Batterien, 9 Pionierabtheilungen zu 2 Compagnien, 10 Regimentern Küraſſiere (incl. Garde du Corps), 10 Regimentern Uhlanen, 13 Regimentern Huſaren, 5 Regimentern Dragoner, jedes Regiment 4 Schwadronen, zuſammen alſo 152 Schwadronen Reiterei (die Schwadron 120—160 Pferde ſtark). Die Landwehr erſten Aufgebotes, die in 8 Tagen völlig ausmarſchiren kann, da alle Vorräthe dazu in den Landwehrzeughäuſern bereit liegen und deren Infanterie der Linie an Kriegstüchtigkeit gleich kommt, ja dieſelbe wohl gar noch übertrifft, da ſie ſtärkere, erfahrenere Leute beſitzt, beſteht aus 116 Bataillonen zu 4 Compagnien, und 128 Schwadronen Landwehr-Uhlanen. Da übrigens alle Regimenter viel Kriegsreſerviſten, und wegen Ueberfluß an Mannſchaft noch nicht einberufene Leute beſitzen, ſo können ſie ihren etwaigen Verluſt im Felde immer gleich wieder erſetzen und ſtets in derſelben Stärke bleiben. Preußen kann ſo im Fall eines Krieges, ohne die Landwehr zweiten Aufgebots zu rechnen, an 500,000 Mann vollſtändig geübter und gut ausgerüſteter Soldaten in's Feld ſtellen, iſt aber trotz der muſterhaften Ordnung ſeiner Finanzen und der Zweckmäßigkeit ſeiner Militärverwaltung, die wirklich ihres Gleichen ſucht, nicht im Stande ein ſo ungeheures Heer bei ſeinen 16 Millionen Einwohnern lange zu ernähren.

Die Ausrüſtung und Bekleidung aller Truppen iſt ausgezeichnet gut und

Digitized by Google

verbindet Zweckmäßigkeit, Sparſamkeit und gefälliges Ausſehen. Die Uniform der Infanterie beſteht aus einem kurzen, dunkelblauen Waffenrock mit offenem niedrigem, an der vorderen Hälfte rothem Kragen und einer Reihe gelber Knöpfe, dunkelgrauen Pantalons mit rothem Vorſtoß, gewöhnlichen Stiefeln, einem langen guten dunkelgrauen Mantel mit halbſtehendem Kragen und der berühmten ſchwarzledernen Pickelhaube mit gelbem Meſſingbeſchlag, oben mit einer gelben Spitze, in der ein Luftzug angebracht iſt. Die Patrontaſche und das kurze Seitengewehr wird an einem ledernen Kuppelriemen um den Leib getragen, ſo daß die Bruſt ganz frei bleibt. Ebenſo iſt das Tragen der zweckmäßig eingerichteten Torniſter ſehr leicht und für den Soldaten bequem. Die Musketier-Bataillone haben weißes, die Füſilier-Bataillone, wie die dritten Bataillone der Garde und der 32 eigentlichen Linienregimenter genannt werden, ſchwarzes Lederzeug. Zur Unterſcheidung führen die Regimenter ihre Regimentsnummern auf den Achſelklappen, die beim erſten und zweiten Armeecorps weiß, beim dritten und vierten roth, beim fünften und ſechſten gelb und beim ſiebenten und achten hellblau ſind.

Die Bewaffnung beſteht aus kurzem Seitengewehr, Percuſſionsflinte mit Bajonnet bei den Musketieren, und den berühmten Zündnadelgewehren, die von hinten geladen werden und mit denen man in einer Minute acht Mal ſchießen kann, bei den 36 Füſilier-Bataillonen. Die Garderegimenter haben Litzen an Kragen und Aufſchlägen, Namenszüge auf den Achſelklappen und Pferdehaarbüſche auf den Pickelhauben. Die Jägerbataillone tragen dunkelgrüne Waffenröcke mit rothem Kragen, wie die Linie einen Hirſchfänger an einem ſchwarzledernen Gurt um den Leib, an dem zugleich auch die Patrontaſche befeſtigt iſt, und gezogene Spitzkugelbüchſen, ſind im übrigen aber ebenſo wie die Infanterie uniformirt. Die Artillerie hat ſchwarze Kragen, ebenſo auch die Pioniere, gleicht aber ſonſt in Allem ganz der Infanterie. Bei der reitenden Artillerie, wie auch bei den Fahrkanonieren der Fußartillerie findet man Reithoſen und Schleppſäbel, wie die Cavallerie ſie hat. Die Beſpannung der Artillerie, wie auch des ganzen Trains der Infanterie, iſt durchgängig gut und dem Zweck vollkommen entſprechend, wenn auch ſonſt weiter nicht elegant. Ueberhaupt iſt alles Material ohne Ausnahme bei der preußiſchen Armee ſehr gut, vollſtändig und ſeinem Zwecke entſprechend, wenn man auch ſieht, daß die ſtrengſte Sparſamkeit und Ordnung bei allen Zweigen der militäriſchen Verwaltung beobachtet wird. Die Küraſſiere, die ſehr hohe, bisweilen aber doch etwas zu ſchwache Pferde inländiſcher Zucht reiten, tragen weiße Waffenröcke mit verſchiedenfarbigen Krägen und Einfaſſungen, graue mit Leder beſetzte Reithoſen, blanke Stahlharniſche auf Bruſt und Rücken und ſtählerne Pickelhauben. Die Bewaffnung beſteht in Pallaſch und Piſtolen; das Sattelzeug iſt deutſch. Die Uhlanen, die nebſt den Küraſſieren in Preußen zur ſchweren Cavallerie gerechnet werden, und auch ſchwere jedoch etwas

Digitized by Google

leichtere Pferde als die Küraſſiere reiten, haben dunkelblaue kurze Jacken, roth auf den Näthen eingeſäumt, mit rothem Kragen,und Rabatten, metallene Schuppen-epauletts und rothe, blaue oder gelbe Chapka's. Die Bewaffnung iſt eine lange Lanze mit ſchwarz-weißer Fahne, leicht gekrümmter Säbel, eine Piſtole und ein Carabiner. Die Dragoner haben hellblaue Waffenröcke, ganz nach dem Schnitt der Infanterie gemacht, mit rothen, oder weißen, oder blauen, oder ſchwarzen Kragen, und lederne Pickelhauben, wie die der Infanterie mit ſchwarzem Roßhaarbuſch. Sie reiten leichte Pferde wie die Huſaren und ſind auch ebenſo wie dieſe mit krummem Säbel und Piſtole bewaffnet. Die Huſaren haben ſchwarze, oder braune, oder hell- oder dunkelblaue, oder grüne, oder rothe Pelze und Dolmans mit gelben oder weißen Schnüren, Kolpacks mit Federbüſchen, oder Flügelmützen, und graue Reithoſen, und ſind ſonſt ebenſo wie die Dragoner mit kleinen leichten, zwar ſehr eleganten, oft aber zu ſchwachen Pferden beritten. Beſondere Nationalitäten ſind bei den verſchiedenen Waffengattungen nicht vorherrſchend, und alle Provinzen ſind in denſelben vertreten, obgleich ein und daſſelbe Regiment mit Ausnahme der Garde in der Regel nur Leute aus derſelben Provinz erhält. Die Garde erhält Leute aus allen Theilen des Königreichs, wobei auf Größe und äußerliche Schönheit beſonders geſehen wird.

Der Ausgabenetat des preußiſchen Staates beträgt 88,506,061 Thaler, und hievon allein kommen 25,811,007 auf das Kriegsminiſterium. Von dieſer Summe kommen über 2,700,000 Thaler für das Invalidenweſen. Wenn nun auch der preußiſche Staat für dieſe Summe eine verhältnißmäßig ſehr ſtarke, ungemein gut gerüſtete Armee zu ſtellen vermag, ſo glauben wir doch, daß die Koſten derſelben vermindert werden können: durch Aufhebung des koſtbaren Gardecorps, das nicht mehr nützt, aber viel mehr koſtet als ein Liniencorps von gleicher Stärke; Beſchränkung der Zahl der im Frieden ziemlich nutzloſen und unthätigen Brigadegenerale, Verminderung der ſehr hohen Gehalte der commandirenden Generale, Vereinfachung der theuren Uniformen der Huſaren und Reducirung der ſehr koſtbaren Küraſſierregimenter, die durch die unendlich verbeſſerten Schußwaffen ſehr viel von ihrer früheren Bedeutung verloren haben. Vor dem äußern Feind oder bei innern Aufſtänden ſind übrigens ſeit dem März v. J. von der preußiſchen Armee 40 Officiere und nahe an 400 Unterofficiere und Soldaten erſchoſſen, verwundet aber 100 Officiere und 1600 Soldaten.*) Ueber die Einrichtung der Landwehr in einem ſpätern Artikel.

*) Wir geben dieſen Artikel eines Offiziers, obgleich er in ſeinen Daten nichts Unbekanntes bringt und manche Angaben flüchtig erſcheinen werden, weil wir die Urtheile des praktiſch erfahrenen Mannes über das preußiſche Heer für richtig halten.

Digitized by Google

Die Wiederaufnahme des Claſſicismus im franzöſiſchen Theater.

Die Abneigung, welche nicht nur in dem beſſern Theil der franzöſiſchen Kritik, ſondern auch im Publicum gegen das geſpreizte Weſen der Romantiker ebenſo wie gegen die leichtfertige Manier der Vaudeville-Dichter herrſchend geworden iſt, geht urſprünglich hervor aus der Reaction des eigentlich franzöſiſchen Geiſtes gegen den Einfluß der Deutſchen und Engländer. Nur iſt dieſe Reaction ebenſowenig frei von den Einwirkungen des Geiſtes, den ſie bekämpft, als die Romantik frei war von der franzöſiſchen Natur, von der ſie ſich abwandte. In dem Spiel der Rachel, die ſich mit großem Eigenſinn auf die claſſiſche Schule einſchränkt, wird man ebenſowenig die Zeitgenoſſin Victor Hugo's verkennen, als in Victor Hugo ſelbſt den Landsmann Corneille's.

Erſt durch das Spiel der Rachel ſind wir darauf gekommen, die altfranzöſiſchen Stücke in einem andern Licht zu betrachten, als wir es ſeit Leſſing und Schlegel gewöhnt waren. Wenn man von Corneille und Racine ſprach, ſo dachte man eigentlich nur an Boileau, und auch dieſen kannte man meiſtens nur aus der Tradition. Man ſtellte ſich pedantiſche Schulmeiſter vor mit der Perücke auf dem Kopf und die Tabatiere in der Hand, die auf Gottſched'ſche Manier ſich in ſteifen Alexandrinern unterhielten, und durch die Galanterien, die ſie ſich gegenſeitig ſagten, ebenſo wie durch ihr Coſtüm die römiſchen Namen, die ſie trugen, verhöhnten. Abgeſehen davon, daß die Perücken erſt in einer Zeit aufkamen, wo Corneille bereits geſtorben, und Racine ſo fromm geworden war, daß er an ſeine Stücke nur mit dem Gefühl einer büßenden Magdelena gegen ihre vergangenen Liebesfreuden dachte, ſollte man ſich doch etwas beſinnen, ehe man eine Zeit, in der Pascal, Carteſius, Spinoza, Calderon, Wallenſtein, Cromwell ꝛc. blühten, ſo ohne weiteres für ein Zeitalter der Pedanterie anſieht, und die großen Dichter, die einer ſolchen Zeit imponirt haben, für Schulmeiſter nach dem Bilde Gottſched's, das wir aus Göthe's Wahrheit und Dichtung überkommen haben.

Wenn wir die Rachel zuerſt, etwa als Camille in den Horatiern ſehen, einer Rolle, in der ſie ſich ſelbſt am meiſten zu gefallen ſcheint, ſo reißt das alle unſere Vorſtellungen von Perücken und pedantiſchen Schulmeiſtern über den Haufen, und da es unbequem iſt, ſich ſchnell einer alten Gewohnheit des Denkens zu entziehn, ſo glauben wir nicht anders, als daß die geniale Schauſpielerin eigenmächtig dem alten Dichter einen ihm vollkommen fremdem Charakter octroyirt hat. Wenn wir aber nachher den Text zur Hand nehmen, ſo überzeugen wir uns, daß ihr Spiel nicht nur ein berechtigtes, ſondern ein nothwendiges war. Wir haben freilich von dem Schauſpiel aus der erſten Hälfte des 17. Jahr-

Digitized by Google

hunderts ſo gut wie gar keine Kenntniß, und können geſchichtlich nicht erweiſen, daß ſchon damals eine Rachel gelebt hat, aber man leſe — ohne ſich an die Alexandriner zu ſtoßen, die gräßliche Verwünſchung, die Camille gegen ihren Bruder und gegen Rom ausſtößt, und frage ſich, ob ſo etwas anders geſprochen werden kann, als ſchäumend, tobend, raſend, mit rollenden Augen und wilden Geberden; oder man erwäge ihr vielſagendes Hélas! am Schluß des langen Berichts über den Fall ihres Geliebten, und frage ſich, ob dieſer Schlußaccord nicht eine furchtbare Reihe von Diſſonanzen vorausſetzt, die ſie nur durch ein ſehr bewegtes Mienenſpiel ausdrücken konnte. Die Poeſie des Contraſtes iſt bei Corneille ebenſo das leitende Princip, wie bei Victor Hugo; der Idealismus der Tugend, „der Geiſter ſchreckliches Geſetz," contraſtirt ſo gewaltſam mit der menſchlichen Natur, mit der Totalität der Seele, daß daraus jede Hitze der Leidenſchaft begreiflich wird.

Ich berühre den Gegenſtand, der eine eigne gründliche Betrachtung erfordert, hier nur beiläufig. Wenn Rachel die Geiſter der alten Claſſiker dadurch heraufbeſchwor, daß ſie Victor Hugo noch überbot, ſo hat ſie dieſelben beſſer verſtanden, als z. B. Ponſard und ſeine Kritiker, welche die Claſſicität eines Stücks nach der Langweiligkeit und Eintönigkeit deſſelben abmeſſen.

So muß man in den Widerſachern der Romantik auch zwei Geſichtspunkte unterſcheiden. Die erſten Claſſiker, die gegen Victor Hugo in die Schranken traten, zehrten von den Reminiscenzen, nicht der Richelieu'ſchen, ſondern der Napoleoniſchen Zeit. Unter dem Kaiſer war alle officielle Kunſt claſſiſch, das Theater, wie die Malerei und die plaſtiſche Kunſt. Es gab nichts als conventionelle Phraſen, conventionelle Farben, conventionelle Drapirungen und Geberden. So ging es noch in der erſten Periode der Reſtauration fort.

Als Victor Hugo und Alexander Dumas gleichzeitig, in den letzten zwanziger Jahren, mit ihren kühnen Neuerungen hervortraten, war es zunächſt die Convenienz, die ſich ihnen entgegenſetzte. Man eiferte für die drei Einheiten, für den regelrechten Vers, für den hergebrachten Stil in Liebeserklärungen und im Ausdruck der Leidenſchaft. Mit einer ſolchen Oppoſition konnten die Romantiker leicht fertig werden. Aber ihre Neuerungen wurden bald Manier, Convenienz; es bildete ſich eine Schule, die in verba magistri ſchwur, und nun war es nicht mehr die Pedanterie, ſondern die Freiheit, die ſie bekämpfte. Dieſer waren ſie nicht gewachſen, denn ihr Weſen war unfrei und unklar.

Unter den franzöſiſchen Kritikern, die die Fahne des alten Claſſicismus aufpflanzten, zeichne ich zwei aus: Guſtav Planche und Niſard. Beide unterſcheiden ſich durch eine ſeltene Eigenſchaft von der ungeheueren Mehrzahl der übrigen Kritiker: Beſtimmtheit in den Principien und Klarheit und Energie in der Anwendung. Was ihre Collegen betrifft, von St. Beuve an bis herunter zu Jules Janin, ſo würden ſie ihren jungdeutſchen und pſeudohegelianiſchen Zeitgenoſſen

Digitized by Google

an Confuſion, Schwulſt und eitler Faſelei nicht nachſtehen, wenn es die franzöſiſche Sprache nicht unmöglich machte, reinen Unſinn zu reden.

Planche und Niſard ſind ſehr verſtändige, klare und nüchterne Denker; aber nicht von jener Nüchternheit, die aus Schwäche und Leere entſpringt, ſondern von jener, die gleichbedeutend iſt mit Beſonnenheit, und die ſich von der Mannigfaltigkeit der Eindrücke und Geſichtspunkte nicht überwältigen und verwirren läßt. Niſard, der in ſeiner Literaturgeſchichte ſo weit geht, Boileau's l'art poétique für eine völlig erſchöpfende Kritik der geſammten vorhergehenden Literatur zu erklären, welche die ſpäteren Unterſuchungen näher erörtern und begründen, aber nicht verändern, nicht einmal mehr erweitern könnten, der in Racine das Maximum aller dramatiſchen Poeſie ſieht, gegen welches Shakespeare, die Deutſchen und die modernen Franzoſen nur Stümper wären — iſt darum nicht unempfänglich für Paradoxien des Gedankens, für dreiſte Charakteriſtik, für wilde Ausbrüche der Leidenſchaft in der Poeſie; er fordert nur für den Gedanken Beſtimmtheit, für die Charakteriſtik plaſtiſches Maß, für die Leidenſchaft Concentration und Feſthalten am Geſetz der Stimmung; er kämpft gegen jene Zerſtreutheit in den Gedanken, Empfindungen und Thaten, die neugierig von einem Gegenſtand zum andern flattert und ſich zuletzt in Curioſitäten und Aeußerlichkeiten verliert.

Ich bin weit entfernt, in jenen beiden Schriftſtellern das höchſte Ideal der Kritik zu verehren, aber man kann unendlich viel mehr aus ihnen lernen, als von einem Hundert jener belletriſtiſchen Feuilleton-Kritiker, die aus dem Esprit ein Geſchäft machen.

Planche, der ſeit zwanzig Jahren in der Revue des deux mondes — in welcher Anfangs die Romantik und ihre Apoſtel, St.-Beuve u. ſ. w., das große Wort führten — als unermüdlicher Quälgeiſt die Ausſchweifungen der jungen Schule verfolgt, ſteht keineswegs auf dem Standpunkt der ariſtoteliſchen Einheit und der Napoleoniſchen Claſſicität. Dieſe hatten ſich ein allgemeines Ideal von guten und poetiſchen Menſchen gebildet, das aus den alten Schäferſpielen und Ritterromanen herrührte; ſie waren darüber ungehalten, daß ihnen dieſes Ideal durch die Abnormitäten der Geſchichte, aus der die neuen Dichter ihre ſittliche Beſtimmtheit ſuchten, verkehrt wurde. Im Intereſſe des allgemein Menſchlichen, das allein Gegenſtand der Kunſt ſein dürfe, proteſtirten ſie gegen die geſchichtliche Beſtimmtheit der dramatiſchen Figuren, aus denen doch nur gebrochene Charaktere hervorgehen könnten. Planche ſchlägt den umgekehrten Weg ein. Er tadelt die Romantiker nicht, daß ſie ſich überhaupt in die Details hiſtoriſcher Zuſtände vertiefen, ſondern daß ſie es nicht mit dem gehörigen Ernſt thun. Verſtänden ſie es, die Verhältniſſe einer beſtimmten Zeit in ihrer vollen Breite und Tiefe zu umfaſſen, ſo würden die Reſultate dieſer Verhältniſſe, die hiſtoriſchen Figuren, aufhören, Zerrbilder zu ſein; ſie würden, allerdings auf dem Umwege der zeitlichen Beſtimmtheit, wieder in die Idealität des allgemein Menſchlichen zurückkehren.

Digitized by Google

Um ein hiſtoriches Drama zu ſchreiben, müſſe man alſo vorher nicht blos das Coſtüm und die Gebräuche, ſondern die Geſchichte und die ſittlichen Verhältniſſe der Zeit, welche man ſchildern wolle, genau ſtudiren. Von dieſem Princip ausgehend, beginnt er jede Kritik eines hiſtoriſchen Stücks mit der Expoſition der geſchichtlichen Grundlage, um davon den Maßſtab ſeines Urtheils zu entlehnen. Er treibt dieſe Methode zuweilen bis zur Pedanterie, indem er z. B. das jüngſte Erzeugniß der Scribe'ſchen Muſe, les contes de la reine de Navarre, welches, wie alle hiſtoriſchen Luſtſpiele dieſes bürgerlichen Dichters, eigentlich unter dem conſtitutionellen Regiment der Julidynaſtie ſpielt, einer ernſthaften hiſtoriſchen Kritik unterwirft.

Auch dieſes Princip wird, einſeitig verfolgt, ſich als unzureichend bewähren. Man kann ein gutes hiſtoriſches Stück ſchreiben, ohne gründliches Studium der geſchilderten Zeit, und umgekehrt. Es kommt darauf an, daß der Dichter mit einem richtigen und ſchnellen Blick für das Weſentliche ausgeſtattet iſt. Planche thut daher nicht ſelten den romantiſchen Dichtern Unrecht. Ich habe ſelber in meiner Kritik Victor Hugo's nachzuweiſen geſucht, daß dieſem Dichter die beiden erſten Erforderniſſe der Kunſt abgehen: Wahrheit und Schönheit. Es iſt aber trotzdem nicht zu verkennen, daß ſeine Darſtellung in gewiſſer Beziehung einen Fortſchritt gegen die Napoleoniſche Periode enthält. Er hat die Convenienz in der Sprache, die Convenienz in der Miſchung der verſchiedenen Elemente, welche einen Charakter ausmachen, aufgehoben. Nehmen wir z. B. eines ſeiner Stücke, das keineswegs das beſte iſt, Marie Tudor. Die Geſchwätzigkeit, mit der dieſe Königin ihrer Leidenſchaft freien Lauf läßt, iſt weder ſchön noch poetiſch wahr, denn ſie widerſpricht den Gewohnheiten ihres Standes; dennoch iſt dieſes Beſtreben, die Sprünge eines heißblütigen Gemüths im Detail zu empfinden und ſie in volksthümlichem Ausdruck wiederzugeben, ein nothwendiger Durchgangspunkt zur idealen dramatiſchen Geſtaltung. In einer Zeit des Uebergangs iſt die Kritik im Unrecht, welche nicht wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade auch der bloßen Tendenz Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Darum iſt auch mit der einſeitigen Rückkehr zu der alten, freilich ebenſo einſeitig überwundenen Form noch nichts gewonnen. Unter den modernen Dichtern, die das verſucht haben, hat Ponſard den größten, aber keineswegs gerechtfertigten Erfolg davongetragen. Daß er die Zerſtreutheiten der romantiſchen Schule, die beſtändigen Abſchweifungen in Details, die nicht zur Sache gehören, die Anhäufung von originellen Figuren, die nicht im Verhältniß zu den durch ſie ausgedrückten Ideen ſtehen, vermeidet, daß er die Handlung in wenig Perſonen und in einfache Begebenheiten concentrirt, iſt nur zu loben; aber gerade in dieſer Einfachheit tritt auch der Mangel an derjenigen Kraft, welche eigentlich den Dramatiker macht, um ſo empfindlicher hervor. Seine drei Stücke: Lucrèce, Agnes de Méranie und Charlotte Corday, welche den drei Hauptperioden der Geſchichte entnommen ſind, haben durch den Reiz der Neuheit imponirt; ſie können aber

Digitized by Google

nicht von Dauer ſein, weil ihr Ausdruck der Leidenſchaft, die er wiedergeben ſoll, nicht gerecht wird. Sie vereinigen alle Fehler der alten und der neuen Schule: die politiſchen Unterredungen z. B. in der Charlotte ſind ebenſo ſeicht rationaliſtiſch, wie in den ſchlechteſten Dramen von Voltaire, und Lucrèce enthält durch Einmiſchung irrationeller Momente, z. B. der Cumaniſchen Sybille, ſoviel Romantik, als ſich mit einer exceſſiv nüchternen Darſtellung nur überhaupt verträgt. Dieſe Art der Claſſicität iſt nur ein neuer Abweg der Romantik.

Am verkehrteſten iſt aber die Wiederaufnahme der antiken Stoffe. In dem ſogenannten claſſiſchen Theater wurden die Römer nicht als Römer, ſondern als geläufige populäre Figuren der aus Livius excerpirten Kinderbücher geſchildert. Weil man die hiſtoriſche Beſtimmtheit vermeiden wollte, nahm man eine Zeit, die nur aus naiven Darſtellungen bekannt war, und die daher dem currenten Idealismus keinen Widerſtand entgegenſetzte. Dieſe Perſonen waren ſchon durch Plutarch und Livius hinlänglich idealiſirt, um als Rechenexempel der Carteſianiſchen Probleme benützt werden zu können. Seitdem aber die neuere Forſchung ſich in die concreten ſittlichen Verhältniſſe, in die Details des Rechtsweſens, der Gebräuche und ſo zu ſagen des Stilllebens im Alterthum vertieft, ſeitdem die neueren Dichter, namentlich Byron, die bisher nur aus der Schule bekannten Localfarben des Homeriſchen Himmels durch unmittelbare lebendige Anſchauung aufgefriſcht haben, kann die Antike ſich zu einem willigen Stoff des modernen Gefühlsconflicts nicht mehr hergeben. Auch ein ungelehrter Mann, wie Alexander Dumas, wird in ſeinem Caligula eine Fülle von Genremalerei anbringen müſſen, die den naiven Kaiſer- und Tyrannengeſchichten eines Corneille oder Racine ſo fremd iſt, wie Niebuhrs Studien den Plutarchiſchen Floskeln, aus denen Robespierre ſeine Staatsweisheit ſchöpfte. Wenn wir aber einmal die Detailmalerei nicht vermeiden können, ſo ziehen wir billig eine Zeit vor, zu der wir uns noch in beſtimmtem Verhältniß wiſſen. Am abgeſchmackteſten iſt aber die angebliche Wiederherſtellung des antiken Luſtſpiels, welches außer Ponſard noch einige andere junge Dichter verſucht haben. Aus einzelnen witzigen Oden des Horaz oder Catull (Lydie; le moineau de Lesbie) wird eine Intrigue zuſammengeſetzt, die auf einen ſentimental-epigrammatiſchen Effect hinausläuft, und ſchon durch ihre Ausführlichkeit den poetiſchen Duft jener Lyrik vollſtändig zerſtört; die uns Sitten ſchildert, die nicht die unſrigen ſind, und in denen wir uns doch zu Hauſe finden ſollen; die ſatiriſch iſt gegen einen Schatten, oder gegen den Schatten eines Schattens. Zum Luſtſpiel eignet ſich nur eine ſittliche Vorausſetzung: die unſrige. J. S.

Digitized by Google

Correſpondenz:

Der Auslieferungscartell zwiſchen Preußen und Rußland.

Von der polniſchen Grenze.

Die Erneuerung des Cartells zwiſchen Preußen und Rußland hat der preußiſchen Regierung in dem letzten Jahr manchen Vorwurf zugezogen. Traurige und empörende Scenen, wie z. B. das neuliche Tſcherkeſſenſchlachten, erregten das deutſche Mitgefühl und die Behauptung, zwiſchen einer humanen Regierung und einem Deſpotismus, der in ſeinen Aeußerungen ſo oft barbariſch ſei, dürfe ein ſolcher Vertrag, der arme Flüchtlinge einem grauſamen Verhängniß überliefere, nicht ſtattfinden. Man vergißt dabei die nächſte Vergangenheit. Ohne Zweifel war es das warme Herz des gegenwärtigen Herrſchers von Preußen, welches auf eine kurze Zeit die Erneuerung des Cartells nach deſſen Ablauf zu verhindern ſuchte; ſicher aber iſt, daß die humanen Rückſichten auf das Loos der Flüchtlinge ſehr bald der zwingenden Rückſicht auf das Wohl der eigenen Staatsbürger weichen mußten. Die Erfahrung bewies, daß die Aufrechthaltung des Cartells vielleicht noch mehr in preußiſchem, als in ruſſiſchem Intereſſe lag; daß es zwar ein Unglück für Preußen ſei, auf ſeiner langen offenen Oſtgrenze Rußland zum Nachbar zu haben, daß aber dies Unglück für die preußiſchen Oſtprovinzen doppelt fühlbar werde, wenn man die Flüchtlinge aus Rußland behalte.

Die Aufhebung des Vertrages war nämlich in Polen und im ruſſiſchen Heer ſehr bald bekannt geworden und die Anzahl der Ueberläufer nahm auf ſo bedrohliche Weiſe zu, daß die Sicherheitspolizei der Grenzkreiſe vollſtändig ungenügend wurde. Verbrechen an Perſonen und Eigenthum vermehrten ſich auf ſehr bedrohliche Weiſe und die Anzahl der ſubſiſtenzloſen Individuen wuchs ſo ſchnell, daß es nicht möglich war, ſie unterzubringen. Preußen hat keinen Abzuggraben für faule Kraft, wie Algier für Frankreich iſt, und ſein Heerſyſtem macht den Kriegsdienſt geworbener Fremdlinge unmöglich. Für die Beſchäftigungen des Friedens aber war die ungeheure Mehrzahl der Ueberläufer unbrauchbar. Zum größten Theil aus der niederſten Claſſe des rohen Volkes, verzweifelnd an ihrem Schickſal, losgeriſſen von Allem, was ihnen menſchlich werth geweſen war, verwildert ſelbſt durch die Flucht, die Furcht und das Gewiſſen, mitten unter Fremden, deren Sprache ſie oft nicht verſtanden, wurden dieſe Unglücklichen, ſelbſt wenn ſie in ihrer Heimath noch nicht Verbrecher geweſen waren, doch auf preußiſchem Grund zu ſchlechten Subjecten. Sie beſtahlen die Bauern, von welchen ſie als Knechte aufgenommen wurden, zündeten Höfe an, entliefen in die Wälder und wurden als Bettler, Wilddiebe und Räuber eine Geißel der Grenzkreiſe. Man ſah ſich endlich genöthigt, ſie in die Feſtungen zu ſtecken und durch Zwangsarbeit zu beſchäftigen; aber auch hier vermehrte ſich die Zahl ſo ſchnell, daß ſie bereits nach Hunderten in den einzelnen Bezirken gezählt wurden und ihr Unterhalt und ihre Beaufſichtigung eine große Laſt ward. Dazu kam, daß ſich vorausſetzen ließ, das Ueberlaufen werde mit jedem Jahr zunehmen, je mehr die Sache in den polniſchen und ruſſiſchen Dörfern bekannt würde. In Polen ſelbſt fand eine allgemeine Aufregung ſtatt.

Digitized by Google

Allenthalben auf der Grenze kam es vor, daß die Ueberläufer ſich förmlich durch die Grenzbeſatzung ſchlugen. Waren nur einige beiſammen und kein verborgener Durchgang möglich, ſo überfielen ſie die Wachtpoſten, entwaffneten dieſe und gingen kraft eines Sieges nach Preußen herüber. Die ruſſiſche Behörde verſtärkte die Wachtpoſten auf vier und dann auf ſechs Mann, zog die Distancen von einer halben Stunde auf zwanzig und dann auf zehn Minuten ein, hemmte aber dadurch noch keineswegs den flüchtigen Menſchenſtrom, der das Land floh. Die ganze polniſche Bevölkerung war den Flüchtlingen freundſchaftlich verbündet. Edelherren, Bauern, ja ſelbſt Juden waren treue Hehler und eifrige Beförderer. An der Thür eines Polen klopfte niemals ein Flüchtling umſonſt an und ſtets fand er die Mittel, welche ſeinem Unternehmen dienten. Man bewahrte die Flüchtlinge in Scheuern, Speichern, Kellern und an anderen Orten oft Wochen lang und förderte ſie häufig in wirklich künſtlicher Weiſe über die Grenze. Ein Gutsbeſitzer in dem kaliſcher Guberium, den ich kenne, hatte eigens für die Ueberläufer ein unterirdiſches Local unter dem Banſen in einer Scheuer, und in ſeinem Walde, der bis auf die Grenze reichte, ebenfalls mehrere unterirdiſche Verſtecke einrichten laſſen. Ein Mal beherbergte er an zwanzig Ueberläufer, worunter ſich zwei geborene Deutſche befanden. Man war förmlich begeiſtert, man hielt es für Patriotismus, Jedem behilflich zu ſein, der ſich dem Dienſt Rußlands zu entziehen ſuchte, und pries Jeden glücklich, deſſen Verhältniſſe ſo waren, daß er ſich zur Flucht aus dem Lande bereiten konnte.

Schaudererregende Strafproclamationen, welche immer häufiger wiederholt wurden, verhinderten die zahlreichen Fluchten nicht. Es war, als ſei für die Polen die Zeit gekommen, der Regierung recht laut Hohn zu ſprechen, und viele Scenen erſchienen der Regierung höchſt bedenklich.

In einem Gerichtskreis des Guberniums Plock hatte man z. B. die Militärconſcription gehalten; man hatte nahe an vierhundert Recruten verſammelt und ſich ihrer bereits dadurch verſichert, daß man ihnen, wie das bei jeder Aushebung geſchieht, die Haare kahl von den Köpfen abraſirt. Die ruſſiſchen Beamten begriffen ſehr gut, daß dieſe Leute in'sgeſammt zu dem Geſchlechte der Ueberlaufluſtigen gehörten und ihre blanken Schädel ſie keineswegs am Gebrauch ihrer Füße hinderten. Deshalb las man ihnen die in Betreff der Ueberläuferei für's ganze Land erlaſſene Strafproclamation vor und ſperrte ſie, um kein Mittel außer Acht zu laſſen, in eine große Scheuer ein, vor welcher zwei Wachtpoſten aufgeſtellt waren. Um Mitternacht verſuchten die Recruten das Thor zu ſprengen; allein es war ſo wohl verfeſtigt, daß dieſes Unternehmen mißlang. Da legten ſie Feuer in den Banſen, und als die Flamme aus dem Gebäude ſchlug, erzwang der Gutsbeſitzer gegen den der Bewachung wegen zurückgebliebenen Unterofficier, welcher aus perſönlicher Furcht entſchloſſen war, die Recruten verbrennen zu laſſen, die Oeffnung des Thores. Sogleich ſtürzte die Maſſe heraus, riß die wenigen Infanteriſten nieder, entwand ihnen die Gewehre, warf dieſe in das Feuer und eilte flüchtend der Grenze zu, die nur ſechs Meilen entfernt, aber wegen der Cavalleriebeſatzung zweier faſt im Wege liegender Städte fern genug war, um die Flucht in Gefahr zu ſetzen. Die Flüchtlinge vereinzelten ſich, und über dreihundert ſollen, von den Edelleuten und Bürgern in ihrem Unternehmen begünſtigt, glücklich nach und nach das preußiſche Gebiet erreicht haben. Siebzig und einige dagegen wurden von den Koſaken aufgefangen und bei dem Gericht eingebracht. Man ſchaffte ſie unverweilt in die Gubernialſtadt und ſchrieb jedem der Gefangenen fünfhundert Balki und unverzügliche Einſtellung

Digitized by Google

in das Heer zu. (Balka heißt nämlich Keule. Das Inſtrument, welches beim ruſſiſchen Strafweſen eine ſo große Rolle ſpielt, iſt in der That auch nicht eine Knute, ſondern eine Art Keule von ungefähr einem Zoll im Durchmeſſer. Es beſteht aus Fiſchbein oder Rohrſtäben, die in Leder eingenäht und dergeſtalt mit Eiſendraht umwunden ſind, daß von dem andern Material nichts zu ſehen iſt.)

Aus dieſen Gründen wurde es für beide Regierungen nothwendig, eine Erneuerung des Cartells zu bewirken. — Allerdings macht der Auslieferungsvertrag den preußiſchen Behörden größere Arbeit, als den ruſſiſchen, denn die Anzahl der Ueberläufer *nach* Rußland iſt ſehr gering und der Dienſteifer der ruſſiſchen Behörden, brauchbare Leute über die Grenze zu weiſen, keineswegs ſo groß, als der preußiſchen. Es iſt für Flüchtlinge, welche einiges Geld bei ſich führen, z. B. Bankerottirer, gar nicht ſo ſchwer, in Rußland zu bleiben. Sie werden von den gewonnenen Behörden in ein inneres Departement Rußlands geſchickt, und dort gelingt es ihnen, ſich zu naturaliſiren. Dagegen ſind die Ruſſen häufig, wenn ſtrenge Befehle von Warſchau kommen oder ſie ſich an den preußiſchen Grenzleuten reiben wollen, durch tölpelhaften Dienſteifer und kleine Gaunereien läſtig und behandeln aus Eigennutz oder Uebermuth an der Grenze oft Unſchuldige als Ueberläufer. Empörende wie lächerliche Beiſpiele erlebt man hier ſo häufig, daß man faſt gleichgültig gegen die Frechheit und Brutalität geworden iſt, mit welcher der einzelne Preuße an der ruſſiſchen Grenze behandelt wird. Wenigſtens haben die landräthlichen Aemter und die Regierungen für ſolche Fälle nicht viel mehr als Achſelzucken und eine amtliche Beſchwerde in Warſchau, deren Nutzen höchſt problematiſch iſt. — — Mit den vielen traurigen Beiſpielen, welche in unſerm Grenzland courſiren, will ich Ihre Leſer nicht unterhalten. Aber es fehlt auch die Komik nicht, wenigſtens dann nicht, wenn die Koſaken, gleichſam die Hanswürſte der Grenzbeſatzung, als handelnd auftreten.

Stehen zwei Grenzkoſaken auf ihren Poſten, ſo iſt ihr Blick keineswegs immer in ihr eignes Land gerichtet, um der Erſcheinung ungetreuer Unterthanen ihres Herrn und Kaiſers zu begegnen, ihr Auge bohrt gern hinein in das ſchöne Preußenland. Ja die Jagdluſt treibt ſie zuweilen eine Strecke von ihren Poſten in das Preußenland hinein. Ein ſtattlicher Pachter erſcheint, ein Oekonom, der ſeine Saat beſchaut, ein ſchmucker Handwerksburſch, der ſorglos ſeines Weges zieht, oder ein harmloſer Geſchäftsmann, deſſen Blick unverwandt auf ſeinem Schatten oder ſeinen Fußſpitzen ruht, während ſein Geiſt eifrig an dem Geſchäft arbeitet. Die beiden Koſaken ſind glücklich. A braciu, proceku tom, a swóy drogu lu bojdid! Der eine ſchleicht dort, der andere da herum und plötzlich ſtehen beide, wie jener Straßenräuber, der dem Wanderer mitten im ſchneeüberweheten Walde, mit einer mörderiſchen Keule bewaffnet, zum Neujahr gratulirt, vor dem Preußiſchen. „O kak ty Suken syn. O was biſt Du für ein Hundeſohn, Du entlauf will deiner König!" „Kerle, ſeid Ihr nicht geſcheidt mich hier anzufallen?" „Was Anfall; Du Hundsfott bin; Du entlauf will deiner König; Du herüber will zu unſer Kaiſer; Du Ueburlauf ſein!" „Hölle und Wetter, ſeht Ihr nicht, daß hier preußiſches Gebiet iſt?" „Ach was pruſſiſch Kubit, nix hier Pruſſiſch, hier Du Ueburlauf ſein, Du mit uns muß nach die Thorn." „Seid Ihr des Teufels? Das Landrathsamt dieſes Kreiſes liegt eine Stunde von hier in Straßburg, was ſoll ich in dem ſechs Meilen entfernten Thorn?" „Ach was Straßburg! Du mit muß nach

Digitized by Google

Thorn." „So ſoll euch der Teufel ꝛc." Und hiermit bemächtigen ſich die beiden Ruſſen des Unglücklichen, binden ihm die Hände auf den Rücken und ſchleppen ihn bis auf die ruſſiſche Grenzlinie. Dort machen ſie plötzlich Halt und wenden ſich mit der Frage an den Gefangenen: „Hallunk Du von Ueburlauf, will Du zahl uns ein Trinkgeld, wenn wir laſſu Dir entlauf?" Der Gefangene, freudig überraſcht, ſich durch ein Löſegeld von einer unnützen, meilenweiten, unfreiwilligen Reiſe befreien zu können, bietet flugs einen halben Thaler, und die Koſaken ſind ſogleich gute Freunde. „O Du gutes Menſch ſein! Du uns noch vier Gros gebu für unſir Pferdu!" „Nun gut, Ihr Canaillen, ſo bekommt Ihr 16 Groſchen von mir." „O, Gott ſoll Dir vergelt; Du ganz gutes Menſch ſein. Geb her Geld. So! O Du gutes Menſch! Nun geh' zurück in Deine Land, mach aber nix wieder Ueburlauf!" — — Bei ſolchen Scenen werden ſelbſt die, welche darin die leidende Rolle ſpielen, durch die Komik der Ruſſen oft dergeſtalt verſöhnt ſein, daß ſie an Beſchwerdeführung nicht denken.

Noch jetzt, nachdem der Vertrag von Neuem geſchloſſen iſt, werden wir durch eine Menge von Flüchtlingen beläſtigt, obgleich die polniſche Grenze durch eine Mauer von Wächtern abgeſperrt iſt, die Grenzdiſtricte im Ruſſiſchen einer fortlaufenden Wüſtenei gleichen, und der Flüchtling gegenwärtig mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Dem Gebildeten gelingt es allerdings leichter, durch Preußen durchzuſchlüpfen, ohne mit der Polizei in Berührung zu kommen. Schmuggler und Juden helfen ihm die Grenzwächter beſtechen, oder führen ihn in dunkler Nacht bei den Baracken der Poſten vorüber; aber auch die Militärflüchtlinge aus den Dörfern wiſſen oft mit großer Schlauheit und unter furchtbaren Entbehrungen ſich durchzuſchlagen und in einem entlegenen Gehöft zu bergen. Jedes Jahr wiſſen wir an der Grenze, ſo oft in Polen die Zeit der Conſcription kommt; wenn wir die Flüchtlinge nicht ſehen, ſo merken wir ſie an der vermehrten Zahl der Diebſtähle und Einbrüche, und den häufiger auflodernden nächtlichen Feuern.

Es iſt ein Unglück an Rußland zu grenzen, aber eine Aufhebung des Cartells wäre, ſo lange dieſe Nachbarſchaft währt, für uns an der Grenze ein großes Unglück.

Am 1. Januar 1851 beginnt der **X. Jahrgang** der **„Grenzboten."** Da derſelbe nur auf Verlangen abgegeben wird, ſo werden die geehrten Leſer freundlichſt erſucht, ihre Beſtellungen recht frühzeitig an die betreffenden Buchhandlungen oder Poſtämter abzugeben, damit in der Zuſendung keine Störung eintritt.

Die Verlagshandlung.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Guſtav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von C. E. Elbert.

Oeſtreich und die freien Conferenzen.

In Dresden wird am Schluß des Jahres der Congreß zuſammentreten, welcher endlich definitiv über die deutſche Verfaſſung und die ſchwebenden politiſchen Fragen entſcheiden ſoll. Seit langer Zeit erwartet die preußiſche Regierung Sühne und Frieden von dieſer „freien" Vereinbarung, Oeſtreich hat ſcheinbar zögernd und widerwillig denſelben Weg betreten, die Völker warten verſtimmt und mißtrauiſch, und ſo groß iſt die Abſpannung, die Ermüdung, der Ueberdruß an der politiſchen Unſicherheit der letzten Jahre, daß einer großen Menge von Deutſchen bereits jede Vereinigung unter jeder Bedingung genehm wäre.

Aber ſelbſt dieſe deſperate Friedenspolitik hat keine Ausſicht, durch die Conferenzen befriedigt zu werden. Es muß vielmehr Solchen, welche die gegenwärtige Situation der deutſchen Staaten ſcharf in's Auge faſſen, ganz unverſtändlich bleiben, wie überhaupt bei dieſen freien Conferenzen *irgend etwas Dauerndes* herauskommen ſoll. Es iſt zur Zeit nicht möglich, die Pläne der öſtreichiſchen und preußiſchen Regierung vollſtändig zu erkennen, wohl aber liegt das Elend unſerer Verhältniſſe klar vor Aller Augen, und es iſt nicht ſchwer, daraus Schlüſſe zu ziehn über das Mögliche und Rathſame. — Allerdings läßt ſich nicht ableugnen, daß es der großen Staatsklugheit der beiden großen Regierungen bereits öfter gelungen iſt, das Unmögliche möglich und das Unglaubliche wirklich zu machen.

Daß aber die freien Conferenzen dem gemeinen Menſchenverſtand wenig Hoffnung auf eine Conſolidirung der deutſchen Verhältniſſe geben, und daß gar nicht abzuſehen, wie etwas durch ſie erreicht werden kann, außer Veranlaſſung zu neuen Zerwürfniſſen, das wünſchen die folgenden Zeilen anzudeuten.

Die Beendigung des kurheſſiſchen und holſteiniſchen Verfaſſungskampfes ſoll, ſo verhängnißvoll beide Actionen auch für die Zukunft Deutſchlands ſein mögen, doch nicht die Hauptaufgabe dieſer diplomatiſchen Conferenzen ſein. Die Reviſion der Bundesacte und die neue Conſtituirung des Bundes ſind in Ausſicht geſtellt. Der neue deutſche Bund muß nach Analogie der Bundesacte und um

Digitized by Google

dem gegenwärtigen Bedürfniß der Regierungen zu genügen, zum wenigſten Folgendes enthalten: Offenſiv- und Defenſivbündniß der einzelnen Staaten des Bundes; Conſtitution eines Bundesgerichts für Streitigkeiten der Staaten unter einander und der Regierungen mit der Volksvertretung; Organiſation für Geſetzgebung in Bundesſachen; Verwaltung des Bundeseigenthums, der Feſtungen und Flotten; und Zuſammenſetzung der Bundesbehörde. — Die neue Organiſation eines „Bundesheers“ verliert bei der veränderten Conſtruction des öſtreichiſchen und preußiſchen Staates an Bedeutung; eine gemeinſame Vertretung durch Bundesgeſandte und Conſuln im Ausland iſt ohne Wichtigkeit, da Preußen und Oeſtreich ihre eigenen Geſandten nicht aufgeben können, und da die Zollſyſteme und Verkehrsgeſetze der Bundestheile ſehr verſchieden ſind, und divergirende, oft einander widerſprechende Intereſſen nicht durch dieſelben Perſonen (Geſandte, Geſchäftsträger, Conſuln) wahrgenommen werden können; von einer Repräſentation der Völker bei dieſem Bund wird vorläufig abzuſehen ſein, da ſie weder für die Regierungen noch für die Völker wünſchenswerth wäre, und der größte Theil der öſtreichiſchen Unterthanen der deutſchen Sprache gar nicht mächtig iſt, die Preußen, Sachſen, Baiern u. ſ. w. aber in ſlaviſcher oder walachiſcher Sprache ebenfalls nicht debattiren können.

Die Grundlage des neuen Bundes muß ein Offenſiv- und Defenſivbündniß der Bundesſtaaten ſein.

Es war dies die erſte Beſtimmung auch der alten Bundesacte. Dieſem Bündniß könnte Oeſtreich entweder mit den „deutſchen“ Ländern beitreten, wie im alten Bunde geſchehen, oder mit ſeinem geſammten Gebiet. Tritt Oeſtreich nur mit einem Theil ſeiner Länder bei, ſo nehmen natürlich auch nur dieſe an den Pflichten und Rechten Theil, welche der Bund auferlegt. Bundestruppen dürften nur aus ihnen geſtellt werden, und etwaige Bundesgeſetze würden nur für ſie, und nicht für alle Theile des Reiches gelten. Dies aber wäre entſchieden gegen das Princip des jetzigen Oeſtreichs. Die Truppenkörper Oeſtreichs ſind recht abſichtlich aus Mannſchaften der verſchiedenſten Landestheile zuſammengeſetzt, und in Geſetzgebung und Adminiſtration eine vollſtändige Einheit durchzuführen iſt die Hauptthätigkeit des Cabinets Schwarzenberg. Es ſcheint unmöglich, daß grade dies Miniſterium die blutig zuſammengefügte Einheit des Kaiſerſtaates wieder in zwei Theile zerreißen ſollte, ſelbſt wenn dieſe Theilung mehr theoretiſch als praktiſch wäre. Ferner aber iſt Oeſtreich ein conſtitutioneller Staat; er wird es unrettbar, ſo wenig ſein gegenwärtiges Regiment dem Begriff einer conſtitutionellen Regierung entſpricht. Der Reichsrath wird gegenwärtig aus den Autoritäten der einzelnen Kronländer zuſammengeſetzt, ein Reichstag wird folgen, die Finanzen und durch unglückliche Reformen herbeigeführte Desorganiſation einzelner Landestheile werden ihn endlich unvermeidlich herbeiführen. Jede einheitliche Repräſentation des Volkes aber, und ſei ſie noch ſo roh und mangelhaft, macht

Digitized by Google

das theilweiſe Eintreten in den Bund höchſt bedenklich, ja unausführbar. Denn es iſt zwar möglich, das Verhältniß der Geſetze berathenden oder auch nur Geld bewilligenden Volksvertretung zur Bundesbehörde zu regeln, wenn der ganze Staat dem Bunde zugehört; aber es iſt unmöglich, die Rechte und die Stellung der Volksvertretung zu demſelben Bunde geſetzlich zu regeln, ſobald ein Theil der Volksvertreter aus zum Bunde gehörigen Provinzen, ein Theil aus nicht zum Bunde gehörigen Ländern gewählt iſt. Entweder hat der Reichsrath und Reichstag nach Bundesgeſetz kein Recht, gegen Beſchlüſſe des Bundes irgend etwas einzuwenden, dann wird der nicht zum Bund gehörige Theil der Volksvertretung gegen die Beſchlüſſe des Bundes proteſtiren, denn er hat das Recht dazu; oder die Volksvertretung hat bei Bundesbeſchlüſſen irgend mitzuſprechen, und dann würde in Oeſtreich über Bundesſachen durch einen Rath beſchloſſen werden, welcher zur großen Hälfte aus Bundesfremden beſteht; ein Verfahren, gegen das andere Bundesglieder ſogleich proteſtiren müßten. Aus dieſen Gründen iſt es unmöglich geworden, daß Oeſtreich an irgend einer Bundesorganiſation Theil nimmt, welche nur einem Theil ſeines Reiches Rechte und Pflichten auflegt. Es muß mit dem ganzen Gebiet beitreten.

Die unmittelbare Folge davon aber iſt, daß Preußen und die übrigen deutſchen Staaten die Verpflichtung übernehmen, Oeſtreichs ganzen Beſitz zu garantiren, und ihm Hülfe zu leiſten, ſo oft es die Bundeshilfe gegen ſeine innern und auswärtigen Feinde anruft: in Kroatien gegen die Serben, in Italien gegen Sardinien, Frankreich und England. Im Jahre 1815 hatten Preußens Staatsmänner ſo viel Weisheit einzuſehen, daß für die außer-deutſchen Beſitzungen Oeſtreichs am wenigſten von Preußen eine dauernde Bundesverpflichtung übernommen werden dürfe, nicht aus purer Feindſeligkeit gegen Oeſtreich, ſondern weil die Lage u. ſ. w. Preußens eine andere Stellung zu England nöthig macht. Und ſelbſt jetzt im Jahre 1850 muß man ſich ſcheuen, einem preußiſchen Staatsmann die verhängnißvolle Kurzſichtigkeit zuzutrauen, daß er in eine Föderation unter ſolchen Bedingungen willigen könnte. Wenn preußiſche Truppen die guten Dienſte Rußlands in Ungarn oder Italien verichten — wenn das ein Reſultat der Olmützer Conferenzen wird — ſo werden die Preußen einſt den Frieden von 1850 und den Mann, der ihn zu vermitteln wagte, verfluchen. Es iſt aber nicht zu hoffen, daß durch längere Jahre ein Zuſammenſtoß in Italien oder blutige Kämpfe im Donaugebiet vermieden werden.

Für das Oeſtreich des Fürſten Schwarzenberg aber iſt eine ſolche Föderation ſeines geſammten unſicheren Beſitzes mit den deutſchen Staaten, zumal mit Preußen, allerdings die günſtige Löſung einer Lebensfrage. Zu tief ſchmerzte jetzt nachträglich die Demüthigung der ruſſiſchen Hilfe, und zu beunruhigend wird die patroniſirende Freundſchaft des Czaarenhofes, deſſen Paladine ſich keine Mühe geben, den Mepris zu verhehlen, mit welchem ſie die loyalen öſtreichiſchen

Digitized by Google

Phraſen von Freundſchaft und gegenſeitiger Hochachtung betrachten. Gegen Rußlands Freundſchaft, gegen die ſchmähliche Abhängigkeit vom ruſſiſchen Intereſſe gibt es für den „neuen" Staat, der noch zu gelähmt iſt, um allein zu ſtehen, kein beſſeres Band als die Verbrüderung mit den deutſchen Staaten. Und noch Zweierlei wird dadurch erreicht, außer der größern Unabhängigkeit von St. Petersburg. Erſtens die Möglichkeit den deutſchen Geiſt, welcher Oeſtreichs Bildung in unablösbarer Abhängigkeit hält, nach den Bedürfniſſen des Kaiſerhauſes zu zügeln, und zweitens, Preußen von ſeiner Beſtimmung: ein abgerundeter, alſo ſtarker und großer Staat zu werden, ſo lange als möglich fern zu halten. Das Alles erreicht Oeſtreich, wenn es mit ſeinem Geſammtgebiet in den Bund tritt. Es iſt ein großer und vortrefflicher Sieg, an den das Cabinet noch vor einem Jahr nicht dachte; er iſt gewonnen ohne Blutvergießen und Gefahr; durch einige Stilübungen, einige Malicen; einige kleine Intriguen der kaiſerlichen Diplomaten und durch die Haltung des preußiſchen Cabinets, für welche ſchwerlich in unſerer Sprache ein bezeichnendes Prädicat zu finden iſt.

Es iſt nicht die Abſicht, hier auszuführen, daß die Hoffnung der öſtreichiſchen Diplomaten, eine freie Poſition gegen Rußland zu gewinnen, vergeblich ſein wird. Der Bund ſei geſchloſſen, preußiſche Landwehren ſollen helfen, die aufſäßigen Ungarn in Arad zu füſiliren, oder italieniſche Frauen in Brescia aufzuſchneiden; Preußen und Oeſtreich helfen zuſammen den kleinen Regierungen ihre Demokraten einſperren und aufſäßige Kammermitglieder durch ſtarke Einquartierung beruhigen; brüderliche Geſinnung ſtellt ſich ein, und Friede und Freundſchaft herrſcht in Deutſchland und Oeſtreich; der neue Bund hat die ſchwachen Staaten in ihrer Scheinſouveränität erhalten und Preußen und Oeſtreich regieren dieſelben gemeinſchaftlich, ſo leiſe und ſelten gegen einander intriguirend, als nur möglich.

Wie aber will der Bund regieren? Preußen und Oeſtreich haben die Veränderungen auch in ihrer Stellung zum Ausland erfahren, welche eine jede Verfaſſung nothwendig mit ſich führt. Die Volksvertretung, welche das Bewußtſein und Selbſtgefühl der Nation darſtellt, iſt überall eiferſüchtig auf jede Gewalt, welche ihren Antheil an der Staatsregierung zu beſchränken droht; als Wächter für die Ehre und Freiheit des Staates kann und wird ſie nirgend ertragen, daß die Souveränität ihres Staates, die Geſetzgebung und Politik der Heimath, beſtimmt und gemodelt wird durch einen hohen Rath der Regierungen, welcher unverantwortlich und außer dem Bereich der Landesgeſetze waltet, und doch von ihr, der Volksvertretung des einzelnen Staates bezahlt wird; denn ſie muß alljährlich ein Budget genehmigen, zu welchem auch die Bundescontribution des Staates gehört. — Noch mehr, in der Verfaſſung Preußens (auch der projectirten von Oeſtreich) hat die Volksvertretung ihre Genehmigung zu der neuen Bundesverfaſſung zu ertheilen. Es iſt keine Ausſicht, daß ſie dieſe Genehmigung ertheilen wird, ohne jede Garantie genommen zu haben gegen die Octroyirung

Digitized by Google

von Bundesgeſetzen für Preußen. Die Kammern müſſen fordern, daß kein Geſetz des Bundes Geſetzeskraft in Preußen erhält, ohne der Kammern Genehmigung. Welche Ausſicht für die Zukunft! Vom erſten Tage des Bundes ab wird gegen denſelben ein erbitterter und unaufhörlicher Kampf in den einzelnen Kammern entbrennen, und die Volksvertretung Preußens wird die Führerſchaft in dieſem Streit übernehmen. So wird eine tödtliche Feindſchaft entſtehen zwiſchen dem Bund und dem conſtitutionellen Leben der einzelnen Staaten; vergebens wird die Bundesregierung ſich im Anfang mühen liberal zu ſein, und mit Verwunderung werden die Liberalen ſehen, daß ſie über Nacht antideutſch, ſpecifiſche Patrioten geworden ſind.

Das Ende dieſes Kampfes zwiſchen dem Bund und dem repräſentativen Syſtem wird entweder Unterdrückung des letztern, oder Sprengung des Bundes; im erſtern Fall der Beginn einer neuen Revolution gegen die Throne, im zweiten freie Vereinigung deutſcher Staaten außer Oeſtreich zu einem Bundesſtaat.

Wie gering auch die Befugniß der Centralbundesbehörde gegenüber den einzelnen Staaten ſei, ihre Thätigkeit wird der Volksvertretung der größeren Staaten immer Veranlaſſung und Recht zu kräftiger, mißtrauiſcher Oppoſition geben, denn faſt Alles, was die Executive veranlaſſen kann: Geſetze, Geldbeiträge, Truppenbewegungen, fällt direct oder indirect der Beurtheilung durch die Volksvertretung der Einzelſtaaten anheim. — Es iſt nicht möglich, größere conſtitutionelle Staaten durch eine Diplomatenverbindung zu regieren, es iſt auch nicht möglich, Oeſtreich und die deutſchen Staaten durch eine Centralrepräſentation der Völker zuſammenzulöthen. Hoffnungslos und reſignirt muß der Einzelne dieſe freien Conferenzen als einen neuen unglücklichen Verſuch betrachten, unvermeidliche Conflicte zu umgehen, als eine unglückverheißende Einführung innerer Widerſprüche und eine Vergrößerung der Schwierigkeiten, welche den Ausbau Preußens und Deutſchlands verhindern. Ein Bündniß zwiſchen Deutſchland und Oeſtreich kann nur beſtehen, wenn es mit Regieren und executiver Gewalt nichts zu thun hat.

Rußland ſoll im Anfange den Eintritt des ganzen Oeſtreichs in einen deutſchen Bund mit Unruhe betrachtet haben. Ohne Zweifel hat es ſich überzeugt, daß dieſer Bund dazu dienen kann, die Eiferſucht zwiſchen Oeſtreich und Preußen in das Gebiet gefahrloſer Intriguen und politiſcher Spielereien hinüberzuleiten, daß er Rußlands Einfluß auf Deutſchland aber noch vergrößern wird, weil der Czaar nicht mehr nöthig hat, ſelbſtſtändige Launen einzelner Staaten zu fürchten, und weil die Oppoſition der liberalen Partei gegen den Bund die Regierungen dem Princip Rußlands immer mehr nähern wird. Ihm iſt der Bund eine Lebensverſicherung der deutſchen Regierungen, und er wird nöthigenfalls die Kräfte dieſer Societät für ſeine Zwecke benutzen. — Es iſt auch möglich, daß England, von welchem ſchon längſt die preußiſche Regierung achſelzuckend aufgegeben wurde, ſich beſtimmen läßt, den Bund trotz

Digitized by Google

dem Eintritt der Ungarn und Italiener anzuerkennen, obwohl daran noch zu zweifeln iſt. Es würde anerkennen, in der Ausſicht, in der letzten, traurigen welche auch uns bleibt: daß dies Bündniß, falls es überhaupt zu Stande kommt, vom Tage ſeiner Geburt an ſo viele Keime des Todes entwickeln wird, daß dauernde Gefahren für die liberale Partei in Deutſchland davon kaum zu fürchten ſind.

Schleſiſche Gedichte von Karl v. Holtei.

(Breslau, Trewendt 1850.)

In neuem Rocke ſitzen die kleinen Verſe zuſammen, welche ſeit einer Reihe von Jahren das Herz der Schleſier erfreut haben. Gar wenig kennt man in dem übrigen Deutſchland das ſchöne Grenzland gegen Polen, wo die gelbe Oder noch jung und unruhig durch weite Thalflächen zieht und der Granitwall des Gebirges von gräulichen Rieſen gegen das alte Huſſitenland Böhmen aufgeworfen ward. Und wenig kennt man das Volk, das dort zwiſchen Berg und Stromthal lebt; es wohnt ein bischen entlegen, und im Winkel. Das fühlt man in Schleſien und ſendet deshalb Boten durch die deutſchen Lande, damit ſie als gute Schreier, als Maler, Dichter, Muſiker, Schauſpieler der Menſchheit verkünden, was für Leute hinter den alten Bergen wohnen. Auch Holtei iſt ausgeſandt worden, ſchleſiſche Laune, Sitte, Poeterei und Sprache in der Welt zu verbreiten, und den Schleſiern Ruhm zu verſchaffen. Und er hat ihn redlich verſchafft. Er iſt unglaublich viel herumgereiſ't und hat ungeheuer viel gethan, ſein Vaterland berühmt zu machen; hat Stücke geſchrieben, Lebensläufe verfaßt, Gedichte gemacht, Komödie geſpielt, Theater regiert, geſungen und vorgeleſen; Alles mit Gemüthlichkeit und Gefühl, wie es dem Schleſier geziemt. Auf dem deutſchen Parnaß, welcher übrigens jetzt etwas flach geworden iſt und gar keinen unangenehmen Gipfel mehr hat, ſitzen ſehr viele Schleſier — ich glaube, die Hälfte aller vorhandenen Poeten ſind Schleſier — aber Holtei iſt der größte; in allen Orten Deutſchlands ſitzen ſehr viele behagliche und ausgezeichnete Menſchen, welche ſich von andern Menſchen dadurch unterſcheiden, daß ſie bei dem Mittageſſen ſagen: „Suppen ber ok ä brinkel" und nach dem Eſſen: „Wohl geſpeiſ't zu haben", aber von allen dieſen kann keiner die Worte ſo ſagen, wie der behaglichſte und ausgezeichnetſte unter ihnen, nämlich Holtei. Es iſt hier durchaus nicht die Abſicht, Holtei's Verdienſte um Literatur und Theater auszuführen, es iſt jetzt nur Holtei der Schleſier, um den es ſich handelt, denn er iſt der ächte und unverfälſchte Repräſentant der Em-

Digitized by Google

pfindungsweiſe ſeines Stammes. Nur dunkle Ahnungen hatte man früher in der Außenwelt von dem ſchleſiſchen Gemüth: dem allerliebſten Gemiſch von polniſcher Lebhaftigkeit und altſächſiſcher Bedächtigkeit, von gutmüthiger Einfalt und calculirendem Scharfſinn, von ſentimentaler Weichheit und reflectirender Ironie; von lauter Fröhlichkeit und andächtigem Ernſt. Wer unterhält ſeine Kameraden auf der Geſellenbank? Der Schleſier. Wer weint mit ſeiner Geliebten im Mondenſchein? Der Schleſier. Wer wiſcht ſich dieſe Thränen mit dem Tabaksbeutel ab und denkt zuletzt: „Es iſt alles Wurſt?“ Der Schleſier. Wem ſteigt der Wein am ſchnellſten zu Kopf und wer hält doch am längſten beim Becher aus? Wieder der Schleſier. Wer verzückt ſich am tiefſten in myſtiſcher Gottſeligkeit und wer converſirt am gleichgültigſten mit dem Teufel? Immer der Schleſier. Alles was man auf Erden nur werden kann, wird der Schleſier mit Leichtigkeit: Engländer und Ruſſe, Miniſter und Seiltänzer, Poſaune und Klapphorn, fromm und gottlos, reich und arm. Am liebſten wird er allerdings Poet, weil ihm das die Einſeitigkeit erſpart, irgend etwas Specielles zu werden.

Der deutſche Dialekt, welcher ſich in dieſem Stamme allmälig aus dem Zuſammenſtoß ſchwäbiſcher, heſſiſcher und ſächſiſcher Coloniſtenſprache mit ſlaviſchen Lauten gebildet hat, iſt ſo wunderlich, wie die Anlage des Volkes. Bald dehnt er phlegmatiſch kurze Vocale zu unerhörter Länge, bald ſchnellt er ungeduldig lange Silben als kurze heraus; platt und behaglich drückt er die Worte zwiſchen Zunge und Lippen, dunkle Doppelvocale macht er hell, er dröhnt nicht aus der Bruſt und rollt nicht aus der Kehle, ſondern bildet ſich die Laute zur Vermeidung von Anſtrengungen im Vordertheil des Mundes mit breiter Zunge und ſehr beweglichem Munde. Er iſt, wie die Dialekte in allen ſpät coloniſirten Ländern, faſt auf jeder Quadratmeile ein anderer, und doch haben alle dieſe verſchiedenen Sprechweiſen ſo viel Gemeinſames, daß ſie dem Hörer den Eindruck derſelben Individualität machen. Holtei hat vortrefflich verſtanden, dies Gemeinſame des Dialekts in der Schrift zu fixiren und poetiſch zu verwenden.

Auch das Weſen des Schleſiers, ſeine Art zu fühlen, zu reflectiren und zu handeln iſt von ihm in den vorliegenden Gedichten gut wiedergegeben, ſo weit es überhaupt möglich iſt, im Dialekt des Volkes die charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten des Volkes auszudrücken. Denn der Dialekt eines Landes iſt zwar ſelbſt aus der individuellen Anlage ſeines Stammes hervorgegangen, aber als Gegenſatz zur gebildeten Sprache iſt er doch nur im Stande, einzelne, wenige Kreiſe von Empfindungen zweckmäßig darzuſtellen, ungefähr wie die verſchiedenen Tonarten in der Muſik jede nur gewiſſen Reihen von muſikaliſchen Empfindungen Ausdruck geben können. Der ſchleſiſche Dialekt ſteht ſeinem Charakter, nicht ſeinen Lauten nach, etwa zwiſchen dem plattdeutſchen und dem alemanniſchen, zwiſchen der derben trockenen Laune des Nordens und der gefühlvollen Beweglichkeit des Südens. Er klingt breit und behaglich, aber auch kindlich und ſchelmiſch, und

Digitized by Google

einfältiger als irgend ein anderer. Daher gelingt in ihm am Beſten die Rede pfiffiger Einfalt, derben Scherzes. Für die flüchtige Sentimentalität des Schleſiers, welche im Volke allerdings ein hervorſtechender Zug iſt, eignet er ſich wenig. Auch in Holtei's Gedichten iſt das Einbrechen weichen Gefühls in die drollige Laune häufig, aber nicht immer von guter Wirkung.

Die Gedichte waren zum größten Theil ſchon früher in einer Sammlung gedruckt, andere ſind ſpäter entſtanden und haben bei verſchiedenen Gelegenheiten in großen Kreiſen Freude bereitet. Ein großer Theil iſt ſingbar, und wer je den Genuß gehabt hat Holtei als Liederſänger in fröhlichem Kreiſe zu hören, wird bei der Lectüre der leichten liebenswürdigen Scherze den virtuoſen Vortrag des Dichters durch die Zeilen durchklingen hören.

Für ſolche Leſer, welchen der ſchleſiſche Dialekt fremd iſt, möge hier eines der derben Gedichte ſtehen, deren Werth in der drolligen Einfalt des Inhalts und der meiſterhaft benutzten Sprache liegt. Unſere Theologen werden nicht zürnen, daß das launige Gedicht grade gegen ſie unartig iſt. Es iſt nur Scherz, im Ernſt iſt der Schleſier der Theologie ſehr zugethan, und wahre und falſche Frömmigkeit iſt an der Oder und im Gebirge zu Hauſe. — Freilich iſt das Charakteriſtiſche eines Dialekts durch Schriftzeichen nur höchſt unvollſtändig wiederzugeben.

Es folgt alſo dies Gedicht, weil es ſeinem Inhalt nach in jedem andern Dialekt faſt abgeſchmackt wäre, während es im ſchleſiſchen ausgezeichnet klingt:

De 'Farr'n.

Gräupnerſch Julchen ſpricht zu ihrer Mutter:
Mutterle, warum ha'n denn-t-de Juden,
Wie ſe noch derheeme ſeyn gewäſen,
Eh-b-ſe ſeyn bis nach der Schläſing' kummen,
Ihre 'Farr'n gemußt zum Opfer ſchlachten?

Wees denn ihchs? Du kleenes Kümmergrittel?
Und was gihn denn Dihch, Du Alp, de Juden
Und der Juden ihre 'Farr'n an? Luſſ' mihch!
Fur meinswägen mügen ſihch ſe ſchlachten,
Wenn ſe wullen alle underſammen,
Judekerl und Jüdchen ſammt'a Kindern.

Und de Julchen kümmt zu ihrem Vater:
Vaterle, wißt ihr mer'ſch ärndt zu ſagen?

Ach, Quargſpitzen! Gih' mer weg mit ſitten
Tälſchen Fragen; was ſchiert mihch der Jude?
Schuldig bihn ihch keenem niſcht und ſuſte
Kan' a' mihch — mit Frieden luſſen; hirſcht de?

Digitized by Google

Ader, Jeſeſſ, jammert nu' de Julchen,
Fur was hab' ihch denn zum heil'gen Chriſte
Su a' Buch gekrigt, als Einbeſchärſchel,
Su a' dickes, Bibel heeßt's; fur was denn,
Wenn ihch nich' ſol' drinne läſen dürfen?
Und was nützt mer'ſch läſen in der Bibel,
Wenn mer'ſch, daß mer'ſch Keen's nich' wil' d'erklären?
Nächten war'n ber hie' im kleenen Stiebel,
Ihch, Benditerſch Lieſel und de Tildel
Bum Partkrämer, wu a' ſeine Baude
Bur 'em Rathhauſ' hot bei der Staupſaule.
Und do ha' ber ſihch 'was vorgeläſen,
Haldig aus däm al'en Teſtamente.
Oder da ſtiht's ganz ausdrücklich drinne,
Daß ſe ſullen annen jungen 'Farren
Uf'em Altar ſchlachten. Meiner Gütte!!
Und bir Mädel hätten weiter niſchte
Einzuwenden wider das Geſchlachte,
Wenn's nich' juſtement de jungen träfe.
Al'e 'Farren hot's ja überflüſſig
Und um ſille wär'ſch kee' grußer Schade,
Wenn ſe uf'a Kuttelhof ſe fuhrten;
Worum hot der Härr denn zu dam Moſus
Nich' geſa't: a' ſol' de al'en ſchlachten?
Kunnt a' nich' de jungen gihen luſſen?
Ihch bihn eemal lieber in der Kerche,
Wenn de hübſchen, jungen Kandeldaten
Uf der Kanzel ſeyn, — nu' ja! — wie wenn der
Senejur und Suppenſenejur,
Ader de Diakonuſſe pred'gen.
Denn de jungen machen's wirklich ſchiener
Und es läßt i'u'n haldig eemol beſſer.
Warum ſol'-ma' denn de jungen ſchlachten?
Al'e ſeyn genung! Ack furt dermite! —

Du verfliſchte Kräte, ſpricht der Gräupner,
Tirletanz Du kleener, drehniger,
Red'ſt Du ſchund vun Jung und Alt? Dir ſöllde
Alles Mannsvulk noch Partie eegal ſeyn.
Kümmſt d'mer noch eemal mit ſitten Räden,
Kri'gſt de ſicherlich an'n Schilg; ihch wihl Dihch
Schund verſohlen, naſeweiſe Boorſchte!
Und zu Seiner ſa't a: Si'ſt de, Lore,
Was derbeine 'rauskümmt, wenn de Kinder
In der Bibel läſen? Se verſtihn's nich'!

Sulch' a' Buch, was wievel hundert Jahre
Uf'em Puckel hat, aus fremden Landen
Und aus fremden Zungen ſtammt, das is' nich',
Daß ma' drinne li'ſt, wie in dan'n Büchern,
Die=s=d'der aus der Leihbibliaptheke
Hulen t'uſt. Do ha'n der Schriftgelehrten,
Wenn ſe uf'm Predigtſtuhle papern
Manchesmal zwee Stunden lang zu mähren,
Eh=b=ſe a' klee' numpernes Geſetzel
Vun zwee Zeideln ock vunſammen klauben?
Uf de Letzte, wenn ber nich' meh' künnen,
Wir vum hieren blußig, ſie vum räden,
Sey' ber ſu geſcheidt als wie zuvor.

Underdeſſen hot ſihch ünſe Julchen
Aus 'em Hauſe uf a' Hof geſchlichen;
Do begegent' i'r der Schneider=Fritze,
Där kümmt juſte aus der Kinderlehre.
Dän befragt ſe ooch. — Gerechter Struhſack!
Wil' ſihch där nich' etwan ſchäckigt lachen?
„Bücklich künnt' ma' drüber wer'n," ſu ſchreit a';
„Hot ma' ſu was ſchund d'erhiert, ihr Gänſe?!
Wißt i'r nich', was 'Farr bedeut't? A' Uchſe
Is' a' Farr! Und Uchſen muhß ma' ſchlachten."

Und de Julchen ſtellt ſihch, wie de Henne
Wenn ſe gaakert. „Was? A' 'Farr a' Uchſe?
Nee' uf ſu was, wär' ihch mei' Läbtage
Nich' gerathen! — Seyn de 'Farren Uchſen?!
Deſthalb thun ſe manchesmal ſu prüllen!"

Ungariſche Zuſtände.

Ungarn ſchwärmt. In dieſem Worte liegt das vollſtändige Bild unſers unſäglichen Jammers. Sechzehn Monden ſind bereits verfloſſen ſeit dem verhängnißvollen Tage von Világos; wir lebten während dieſer Zeit in einem Zuſtande, den man gewöhnlich „Frieden" nennt; der Belagerungszuſtand machte jede politiſche Agitation, ja ſelbſt die Beſprechung der untergeordnetſten Regierungsangelegenheiten unmöglich; das große Heer von Beamten, und die in's Unendliche gehenden Regierungserlaſſe mahnen uns täglich an die neuen Zuſtände, in die wir gedrängt worden ſind, und dennoch wiſſen wir uns nicht in die gegebenen Verhältniſſe zu fügen, und unſer Volk lebt in einem Zuſtande der trau-

rigſten Apathie, die ihm die Gegenwart als eine „Zeit der harten Prüfung“ erſcheinen läßt, der zuverläſſig eine beſſere, eine Zeit der Neugeburt, eine Zeit des höchſten Glückes folgen muß. Wie, und durch wen dieſe beſſere Zeit herbeigeführt werden ſoll, dies bleibt der Phantaſie überlaſſen, und dieſe iſt nie um Mittel und Perſonen verlegen. — Natürlich ſpielt der kleine Mann mit den großen blauen Augen und dem noch größern glühenden Herzen in dem kleinen Städtchen in Kleinaſien die Hauptrolle in dieſem Feentraum, aber auch der ſpröden Wollſacknatur in der Themſeſtadt, dem demokratiſchen Lord der europäiſchen Diplomatie wird hier eine bedeutende Stelle angewieſen, und obwohl wir jetzt zur Genüge überzeugt ſind, daß die Nachricht von Koſſuth's Flucht aus Kiutahia ganz grundlos war, ſo fehlt es doch bei uns nicht an Mährchen, die die Thatſache theils als dennoch geſchehen, theils als im Angriff geweſen behandeln, und ammenmäßig ausſchmücken.

Unſere Regierung ſcheint mit dieſem Zuſtande unſers Volkes überaus zufrieden zu ſein, denn nicht nur geſchieht nichts von ihrer Seite, was den geſunden Sinn des ungariſchen Volkes aus dieſem magnetiſchen Schlaf wecken könnte, ſondern viel, ja mehr als zu viel, was die Verzweiflung an der Gegenwart und dadurch das Schwärmen in einer geträumten Zukunft fördern muß. Die öſtreichiſche Regierung hat in dem Kampfe mit Ungarn ihr Alles, und nachdem dies faſt verloren war, durch die ruſſiſche Hilfe auch ihre Ehre eingeſetzt, und hat — wie man wenigſtens officiell zu ſagen pflegt — gewonnen; nun heißt es: aut Caesar, aut nihil; entweder ſoll ſich das geknebelte Ungarn in die 123 Paragraphen von Olmütz, und vor Allem in den leeren Staatsſäckel Neuöſtreichs hineinzwängen laſſen, oder es wird zum Aeußerſten gereizt, und dann: vae victis!

Die Kanonen haben ſich in der Radicalcur herrlich bewährt; doch als Palliativmittel gegen die Ideen verdient unſtreitig der materielle Ruin eines Volkes vor allem andern den Vorzug. Ungarn war nie reich an barem Gelde. Unſere Schätze lagen gezaubert in dem Schoße unſeres feiſten Bodens, und einer nationalen, das Wohl Ungarns vor Allem berückſichtigenden Regierung war es beſchieden, dieſen Zauber zu löſen und unter den arbeitſamen Händen der Staatsbürger zu vertheilen. Die kurze Dauer der ungariſchen Regierung, und der unſelige Kampf, der ihre Kraft ausſchließlich in Anſpruch nahm, vereitelte dieſe ſchönen Hoffnungen, und raubte uns einen großen Theil unſeres liegenden Capitals. Die fruchtbarſten Gegenden unſeres Landes ſind entvölkert; Hunderttauſende der arbeitſamſten Hände raffte hin oder lähmte der Bürgerkrieg; der übriggebliebene Theil der kernigen Jugend, die zum größten Theil in der Inſurgentenarmee gedient hatte, wurde von den Siegern als Beute betrachtet, und der in der niedergebrannten Hütte zurückgebliebene hilfloſe Familienvater hat jetzt vier- oder fünfmal ſoviel an Steuern zu entrichten als früher in ſeinem höchſten Wohlſtande. Grund-

127*

Digitized by Google

ſteuer, Hausſteuer, Einkommenſteuer, Getränkeſteuer, Verzehrungsſteuer — Namen, die bei uns meiſt unbekannt waren — ſind einander mit Telegraphenſchnelle jetzt gefolgt; nun iſt das Tabaksmonopol bereits beſchloſſen und die diesfällige Unterbreitung von Sr. Majeſtät ſanctionirt; der Ruin des Landes wird alſo ſyſtematiſch und mit einer nur einem öſtreichiſchen Finanzminiſter eigenen Haſt herbeigeführt. Nur einige Beiſpiele mögen als Beleg dienen. Der Bauer muß von jedem Schaf 8 Kreuzer C.=M. bezahlen, während der Wolleertrag dieſer ordinären Gattung höchſtens auf 36 Kreuzer C.=M. geſchätzt werden kann; rechnen wir davon ab die Steuer des Grundes, auf welchem das Schaf gehalten wird, Winterung, Knechte, Salz und Schurlohn, ſo ergibt ſich leicht, daß der Schafbauer faſt ſeinen ganzen Reinertrag an die Regierung entrichten muß. Die Stempeltaxe war bei uns ſtets eine exotiſche Pflanze, und nichts konnte einen Ungar mehr in Wuth bringen, als das Wort „Stempelezés“. — Jetzt wird es mit dem magyariſchen Worte „bélyegdij“ gegeben; die alte magyariſche Sprache hatte keinen Ausdruck dafür, und nur als Popanz wurde obiger Germanism gebraucht — jetzt ſind wir gleichberechtigt, aber wir ſollen es nicht ſo gemächlich haben wie unſere loyalen Altöſtreicher, die in jedem kleinen Dorfe einen Stempelpapierverſchleiß haben; bei uns gibt es ſolche nur in Kreisſtädten, die umliegenden Ortſchaften auf 15 Meilen im Umfange müſſen um jeden Sechskreuzerbogen nach der Kreisſtadt laufen, wodurch natürlich Induſtrie und Handel ſehr gefördert werden. Vergebens petitionirten bereits mehrere Gemeinden bei der hohen Regierung, ſie möge ihnen doch für eine gewiſſe Summe Stempelpapier auf Verrechnung zukommen laſſen; der Beſcheid war ganz einfach: die Gemeinden mögen voraus bezahlen, wenn ſie Stempelpapier haben wollen, was bei unſern Zuſtänden, wo faſt keine Gemeinde zu finden iſt, die in den letzten Jahren nicht einige tauſend Gulden Schulden auf ſich geladen hätte, wirklich wie Hohn klingt. — Ueber die Einführung des Tabakmonopols in Ungarn hat ſich die unabhängige ausländiſche Preſſe bereits zur Genüge ausgeſprochen, und auch in dieſen Blättern iſt nicht nur die Unzweckmäßigkeit, ſondern auch die Unmöglichkeit der Ausführung dieſes Mordſtreichs auf die ungariſche Tabakproduction mit Klarheit und Sachkenntniß erörtert worden; jetzt, nachdem das Unheilvolle beſchloſſen iſt, ohne daß wir noch von der Möglichkeit der Ausführung überzeugt wären, demonſtriren uns unſere geduldigen und geduldeten Journale, daß das Monopol durchaus nicht hemmend auf die Erzeugniß des Tabaks in Ungarn wirken werde, obwohl einer der Hauptpunkte des Entwurfs lautet: „Der Tabakerzeuger muß ſein ganzes Product an die Regierung abliefern“ u. ſ. w.

Dieſen öſtreichiſchen Segnungen wurde durch die tauſendfingrige Bureaukratie die Krone aufgeſetzt. Die Centraliſation, wie ſie in Oeſtreich gehandhabt wird, iſt ohne ein großes Beamtenheer nicht denkbar. Wie ſich ein Land, welches ſeit Jahrhunderten an ein Selfgouvernement gewohnt war, unter der Manipu-

Digitized by Google

lation dieſer tauſendrädrigen Maſchine befinden muß, iſt in Journalen und Flugſchriften zur Genüge dargelegt worden; aber unſere Regierung iſt eine ſtarke, ſie geht conſequent ihren begonnenen Weg. Vielleicht mögen die Recht haben, welche ihn den Weg der eiſernen Rothwendigkeit nennen; wir wollen hier die Politik ganz außer Acht laſſen, und nur die moraliſche und adminiſtrative Seite des Gegenſtandes in Betracht nehmen. In Oeſtreich iſt die Bureaukratie eine alte Pflanzung. — Alte Jahrhunderte haben ſie entſtehen geſehen, und jede Generation bildete für die kommende ein junges Heer von Praktikanten, Protocollanten, Regiſtranten u. ſ. w. heran, die nach dem Kamaſchenreglement vorwärts geſchoben wurden, und endlich die Stellen ihrer in Gott entſchlafenen, oder in Gnaden quiescirten Lehrer einnahmen. Bei uns erforderte die Municipalverfaſſung eine verhältnißmäßig viel kleinere Anzahl von Beamten überhaupt. Die Revolution und der Krieg machten den größten Theil des beſtandenen Beamtenſtandes zu Hochverräthern, die Aſpiranten zu Compromittirten; als nun für uns eine neue Bureaukratie geſchaffen werden ſollte, war natürlich das erſte Erforderniß „Vollblutgutgeſinntheit," und da dieſe unter den wirklich fähigen und ehrenhaften Individuen nur ſehr ſpärlich zu finden war, ſo mußte die Regierung — welche die niedern Aemter, wegen der unmittelbaren Berührung mit dem Volke, unmöglich mit den der Sprachen unkundigen Ausländern beſetzen konnte — zu jener Kategorie von Subjecten ihre Zuflucht nehmen, die ſich weder Wiſſenſchaft aus der Schule, noch Ehre aus dem Leben geholt, und die in aller Völker Ländern ſtets bereit ſtehen dem zu dienen, der ihre nackte Erbärmlichkeit mit einem Beamtenrock zu bedecken verſpricht. Dieſe Individuen überſprudeln ſtets von Gutgeſinntheit, wiſſen auf den erſten Blick ein compromittirtes Geſicht von tauſend loyalen herauszufinden, und — machen dabei gute Geſchäfte. Die Herren von der Ehre, die Alles was nicht Portepée trägt zur Canaille rechnen, bieten ihnen beim Fangen hilfreiche Hand, und die Gendarmerie ſorgt dafür, daß es an „Compromittirten" nicht fehlen ſoll. Ueberhaupt iſt nichts leichter auf der Welt, als bei uns ein „Compromittirter" zu werden. Ein Wirth iſt über ſeinen Collegen aufgebracht, weil jener von ſeinem beſſern Wein mehr verkauft als er von ſeinem ſchlechten, oder ein raitziſcher Droguiſt, der ſeit zwanzig Jahren allein in einem rein magyariſchen oder deutſchen Dorfe Handel trieb, ärgert ſich über ſeinen jüdiſchen Rivalen, der unlängſt auch einen Laden öffnete, und ſiehe, nach einigen Tagen wird der Gaſtwirth mit dem guten Wein oder der Jude mit der billigeren Waare in der Nacht abgeholt, einige Meilen von ſeinem Wohnorte abgeführt, und überzeugt, daß er compromittirt iſt, denn, er iſt im Sommer 1848 — auf Befehl des geſetzlichen Miniſteriums und des königlichen Palatins — mit dem Landſturm gegen Jellachich gezogen, oder hat Nationalgardendienſte in irgend einer Feſtung gethan. Umſonſt betheuert der Unglückliche, daß er damals dem Befehl der Behörde gehorchen mußte und daß ihn die Bauern, welche ſämmtlich mit-

Digitized by Google

zogen, im Weigerungsfalle maſſacrirt hätten; vergebens, er bleibt compromittirt und muß ſich purificiren.

Was heißt „purificiren"? „Purificiren heißt", könnte mancher Purificirte demonſtriren, „gewiſſe runde, weiße oder gelbe, aber jedenfalls metallene Plättchen aus der Hand des Purificandus in die Hand des Purificans gleiten laſſen, dabei eine gewiſſe Formel von Gutgeſinntheitsverſicherung herſagen, und das Verſprechen hinzufügen, gegen die verdammten Koſſuthianer unerbittlich zu ſein." Außer dieſer ſehr ergiebigen Quelle der Purificationen gibt es noch andere, die, wenn auch nicht fließen, doch immer rieſeln. Will Jemand, der nur je „Eljen Kossuth" gerufen, oder eine Nationalcocarde getragen hat, nach einem benachbarten Comitate reiſen, und erſcheint, um ſich einen Paß zu löſen, ſo wird ihm ganz leiſe und achſelzuckend die Bemerkung gemacht: „Ja, Freund, Sie ſind 'mal ein Individuum, mit deſſen Vergangenheit die Regierung Sr. Majeſtät ſehr Urſache hat unzufrieden zu ſein; ich bedaure ſehr, aber ich darf gegen meine Inſtruction nicht handeln, Sie müſſen ſich alſo erſt ausweiſen, was Sie denn eigentlich auf Ihrer Reiſe unternehmen wollen" u. ſ. w. Die Art des Ausweiſes iſt wie beim Purificiren. — Wie gewiſſenhaft und für das Wohl der Bevölkerung beſorgt übrigens unſere Beamtenſchaft verfährt, ſoll folgende Thatſache beweiſen. Ich habe ſie von einem Augenzeugen, der bei der Entwirrungsſcene des drolligen Stückes zugegen war. Als vor nicht langer Zeit in mehrern Gegenden unſeres Landes die Viehſeuche herrſchte, hatten ſich die verſchont gebliebenen Comitate von den angegriffenen abgeſperrt, und Jeder mußte auf den Viehmärkten einen Sanitätspaß über ſein zu Markte gebrachtes Vieh vorzeigen. Indeß kam ein Kupetz (Händler) auf die glückliche Idee, in ſeiner von der Viehſeuche heimgeſuchten Gegend einen beträchtlichen Trieb krankes Hornvieh zuſammenzukaufen, und ſich in einem andern, geſunden Comitate einen Paß für ſich und ſeine gehörnten Reiſegefährten bei einem ſehr gefälligen Beamten einzulöſen. Die Sache hatte natürlich keine Schwierigkeit, und unſer Kupetz erſchien mit ſeinem Einkauf auf dem Markte der benachbarten Stadt G. — Unter der eingeſchmuggelten Waare befanden ſich auch ein Paar ſchöne Ochſen, die einem reichen Bauern gehört hatten, der an ihnen einige Symptome der Seuche wahrnahm, und ſich beeilte, ſie an unſern Kupetz zu veräußern. Da aber der Bauer nicht lange ohne Hornvieh bleiben konnte, ſo trug er ſeinem Schwiegerſohne, der in dem benachbarten Comitate wohnte, auf, ihm bei erſter Gelegenheit ein gutes geſundes Paar Ochſen einzukaufen. Der Schwiegerſohn, welcher eben den Viehmarkt zu G. beſuchte, beeilte ſich, den Auftrag ſeines Schwiegervaters zu erfüllen, und da er unſern Kupetz mit guten Documenten verſehen ſah, ſo ſtand er nicht an, das ſchöne Paar Ochſen — welche keine andern waren, als die ſeines Schwiegervaters — zu kaufen, und ſie durch einen ſichern Mann an den Ort ihrer Beſtimmung zu ſenden. Man denke ſich die Ueberraſchung des geprellten Bauern, als er ſein krankes

Digitized by Google

Vieh für den doppelten Preis zurückgekauft erhielt, als er es an den Kupetz verkauft hatte. Nach drei Tagen kaufte ein Jude von ihm ein Paar Häute für 40 Gulden Wiener Währung.

Um unſeren Jammer vollſtändig zu machen, ſchickte uns die Vorſehung eine Recrutirung. Officiell wurden von den 76 Tauſend Mann, welche ausgehoben werden ſollten, 16 Tauſend auf das Kronland Ungarn repartirt; als Beiſpiel, wie viel man eigentlich unter den 16 Tauſend verſteht, will ich nur die Stadt Peſth anführen. Wenn wir in dem Kronlande 10,000,000 Einwohner annehmen, ſo dürfte dies das Maximum ſein; repartiren wir die angegebenen 16,000 auf dieſe Zahl, ſo ergibt ſich auf einmal hunderttauſend Einwohner — Peſth hat nach der neueſten Zählung nur 87 Tauſend — die Zahl 160, und dennoch müſſen wir 240 Mann ſtellen. Aber auch damit begnügt man ſich nicht, ſondern hauſ't in dem unglücklichen Lande ganz nach ruſſiſcher Methode. In dem Miniſterialbefehl wegen der Recrutenaushebung war ausdrücklich darauf hingewieſen, der geweſenen, und etwa noch übrigen Honvéd beſonders zu gedenken, und unſere Gendarmen und Beamten ſind in derartigen Dingen ſehr zuverläſſig. Alle Komorner Capitulanten, oder ſolche Individuen, die während des Krieges in irgend einer Feſtung, oder gegen Raitzen und Walachen Nationalgardendienſte gethan haben, werden aus den Armen ihrer Familien geriſſen, und zur „großen Armee" entſendet. Daß aber ſelbſt ganz ſchuldloſe Individuen nicht ſicher ſind, kann folgende hier ſtadtkundige Thatſache bezeugen. Vor einigen Tagen gehen zwei Gehilfen eines hieſigen bekannten Großhandlungshauſes von einem öffentlichen Beluſtigungsorte, wo ſie ihr Abendbrod eingenommen hatten, nach ihrer Wohnung. Auf dem Wege — es war noch nicht 10 Uhr Abends — werden ſie von einer Rotte Gendarmen angehalten, ohne alle Umſtände nach einem gewiſſen Amte abgeführt und — erſcheinen des Morgens nicht wieder in dem Comptoir ihres Herrn. Dieſer, in der Meinung, ſeine Leute wären vielleicht wegen eines polizeilichen Vergehens — und deſſen kann man ſich jetzt bei uns durch Pfeifen, Singen, ja durch ungebührliches Huſten oder Nieſen ſehr leicht ſchuldig machen — eingeſteckt worden, ſtellte alle diesfällige Erkundigungen an, doch ſie waren fruchtlos, und der Herr wie die Anverwandten der jungen Leute betrachteten dieſe ſchon als Opfer eines bei uns gar nicht ſeltenen Raubanfalls auf offener Straße, als der Handlungsherr nach einigen Tagen aus einer nördlichen Grenzſtadt ein kleines mit Bleiſtift geſchriebenes Briefchen erhält, in welchem einer der Verlorenen ihm anzeigt, daß es ihm gelungen ſei, trotz der ſtrengſten Ueberwachung ſich die Gelegenheit zur Ausfertigung dieſes Schreibens zu verſchaffen. Aus dem fernern Inhalt erfährt der Handlungsherr, daß ſeine Bedienſteten bereits aſſentirt, und auf dem Transport nach Italien begriffen ſeien, wo ſie ihren reſp. Regimentern eingereiht werden ſollen. Die beſagten Individuen haben ſich weder mit den Waffen noch ſonſtwie an der Revolution betheiligt. Auch aus der

Digitized by Google

Provinz kommen uns täglich derartige traurige Nachrichten zu, die nicht wenig beitragen, den paniſchen Schrecken, der ſich der hieſigen Jugend bemächtigt, zu vermehren, und wirklich ſtanden in den letzten Tagen alle Gaſthäuſer und öffentlichen Orte leer, da bei uns die Luſt ſehr gering iſt, an dem Ruhme, welchen ſich die kroatiſchen Waffenbrüder in Deutſchland erwerben dürften, Theil zu nehmen, oder Herrn Haſſenpflug bei ſeinem Einzug in Kaſſel als Spalier zu dienen.

Was ſoll ich von unſerem moraliſchen Jammer erzählen? Man will dem ungariſchen Volke nicht nur die nationale Ausbildung, ſondern jede Bildung überhaupt unmöglich machen. — Der ſeit Jahren beſtandene, mit vielen Opfern erhaltene iparegyesület — Gewerbverein — der beſonders auf die gewerblichen Klaſſen ſo wohlthätig wirkte, wurde — zum Hohn mit einer lächerlichen Motivirung — aufgelöſ't, und die durch dieſen Verein erhaltene Induſtrieſchule, in welcher, trotzdem daß ſie ein nationales Inſtitut war, die Wiſſenſchaften in ungariſcher und deutſcher Sprache gelehrt wurden, geſchloſſen. Jetzt iſt nur noch eine derartige, von der Gleichberechtigungsregierung gegründete Schule in Peſth; in dieſer werden aber die Gegenſtände blos in deutſcher Sprache vorgetragen. — In Klauſenburg, einer ächt magyariſchen Stadt Siebenbürgens, gab der Theaterdirector Frieſe in dem von dem magyariſchen Adel geſtifteten und erhaltenen Ständetheater deutſche und ungariſche Vorſtellungen; die deutſchen wurden nur von den Officieren der Garniſon und einigen Beamten beſucht, während die magyariſchen volle Häuſer machten. Dies gefiel dem aus der Kriegszeit durch ſeine Niederlagen berühmt gewordenen Commandanten, General Urban, nicht, und er ſtellte einen Ukas aus, nach welchem das bisherige ſtändiſche Theater, als „durch die Errungenſchaften der letzten Zeit in den Beſitz der Stadt übergegangen“ erklärt, und dieſer aufgetragen wird, dafür zu ſorgen, daß die deutſchen Vorſtellungen durch die „von feindlicher Geſinnung gegen das deutſche Element und alſo gegen die Regierung zeugenden Demonſtrationen“ keine Störung erleiden mögen. Ferner werden dem Theaterdirector Frieſe die contractmäßig von jeder Vorſtellung zu zahlenden 4 Gulden Münze für die deutſchen Vorſtellungen erlaſſen, und die durch den Rückſtand dieſer Taxe entſtandene beträchtliche Schuld des Directors als getilgt erklärt. Wie es heißt, wird der Herr General im Falle der Renitenz täglich einen Theil der Klauſenburger Bevölkerung in's Theater commandiren.

Dies ſoll nur eine ſchwache Schilderung von unſeren Zuſtänden ſein, wie ſie am Ende des Jahres 1850 geſtaltet waren; vollſtändig kann ſie nur die unmittelbare Anſchauung geben.

Digitized by Google

Das März-Miniſterium in Kurheſſen.

Kein heſſiſches Miniſterium trat ſein Amt unter ſo ſchwierigen Umſtänden an, als das März-Miniſterium. Dieſe Schwierigkeiten waren nicht von ihm verſchuldet; ſie lagen theils in den allgemeinen Zeitverhältniſſen, theils waren ſie die bittere Erbſchaft des ſeit vielen Jahren befolgten Regierungsſyſtems. So bramarbaſirend auch deſſen Vertreter in den „glücklichen" Tagen des Polizeiſtaates oftmals aufgetreten waren, ſo mußten ſie doch jetzt in der Stunde der Noth das Staatsruder ohnmächtig fahren laſſen. Weder ein Haſſenpflug, noch ein Scheffer hätten bei den täglich höher ſteigenden Revolutionswellen das Staatsſchiff glücklich durch die Brandung führen können. Das März-Miniſterium hingegen, obgleich von Vilmar's Volksfreund als „regierungsunfähig" verſchrien, aber ſtark als Vertreter der berechtigten Zeitideen und getragen von dem Vertrauen des Volkes, hat die ſchwere Aufgabe gelöſ't. Hat es dem Fürſten auch manches empfindliche Opfer angeſonnen, ſo hat es ihm doch vielleicht eben dadurch Krone und Land gerettet. Ihren frühern Gegnern, beziehungsweiſe politiſchen Verfolgern gegenüber haben ſich die Führer der liberalen Partei, nachdem ſie zur Macht gelangt waren, durchaus nobel und großmüthig gezeigt. Keiner derſelben dachte auch nur im Entfernteſten an Wiedervergeltung.

Faſt alle frühern Miniſter, außer Haſſenpflug, waren dem Fürſten gegenüber nicht feſt und ſelbſtſtändig genug, wußten ihren Rathſchlägen nicht die gebührende Beachtung zu ſichern, ſondern fügten ſich in Allem, was nicht geradezu eine Verfaſſungsverletzung war, dem geheimen Cabinet und dem „unveränderlichen Gedanken", welcher über ſie herrſchte nach dem Spruche: divide et impera! Erſt das März-Miniſterium hatte ſich eine conſtitutionelle Stellung erobert, theils dadurch, daß es ſein Entlaſſungsgeſuch immer in der Taſche behält, theils durch Beſeitigung des geheimen Cabinets; eine Eroberung, in deren Beſitz das Miniſterium Haſſenpflug ſehr bereitwillig ohne die Rechtswohlthat des Inventars eingetreten iſt.

Man hat oft geſagt, eine politiſche Partei ſei ruinirt, ſobald ſie zur Leitung der Geſchäfte gelange und ſomit aus der Negation in die Poſition übergehen müſſe. Gewiß iſt: das Regieren iſt eine ſchwere Kunſt, und die meiſten März-Miniſterien in Deutſchland haben ſich auch nicht gerade als Meiſter vom Stuhle ausgewieſen. Aber das kurheſſiſche März-Miniſterium hat mehr geleiſtet, als die meiſten übrigen: es hat Ordnung und Freiheit zu verſöhnen gewußt, wenn auch erſtere nach dem Urtheil Mancher dabei ein wenig zu kurz gekommen ſein ſollte; es hat in kurzer Zeit viele ſchwere Neubauten aufgeführt. Zum Theil allerdings Fabrikarbeit. Es ſoll nicht in Abrede geſtellt werden, daß vielen

Digitized by Google

Geſetzen ſelbſt im Intereſſe der Freiheit mehr das Gepräge des organiſchen Fortſchritts zu wünſchen wäre. Aber vergeſſe man doch ja nicht, daß die Schuld dieſes unorganiſchen Fortſchreitens weit mehr auf den vormärzlichen Stillſtands-Miniſtern, als auf den nachmärzlichen Fortſchritts-Miniſtern ruht. Wäre z. B. das ſchon im Jahr 1831 feierlich verheißene und nachher unzähligemal ſollicitirte Wildſchadengeſetz von Haſſenpflug und ſeinen Nachfolgern nicht auf die unverantwortlichſte Weiſe zurückgehalten worden, ſo würden wir mit dem radicalen Jagdgeſetz verſchont geblieben ſein. Hätte Scheffer nicht die im §. 30 der Verfaſſungs-Urkunde garantirte Freiheit der Religionsübung auf die brutalſte Weiſe unterdrückt, ſo würden wir im Jahr 1848 nicht ein Religionsgeſetz erhalten haben, welches, ſo zu ſagen, das Kind mit dem Bade auszuſchütten droht. Hätte Scheffer uns nicht die Wohlthaten des chriſtlich-germaniſchen Staates nach Stahl'ſcher Theorie aufzudringen geſucht, ſo würde das März-Miniſterium uns nicht, einem abſtracten Princip zu Liebe, mit dem Zwang der Civil-Ehe beglückt haben, welche, abgeſehen von andern Gründen, wegen der doppelten Weitläufigkeiten und Koſten vom Volke mit großem Unwillen aufgenommen worden iſt. Als Ausnahme war ſie gerechtfertigt; als Zwangsvorſchrift iſt ſie nur eine veränderte Form der vormärzlichen Tyrannei. Einen ähnlichen Verſtoß gegen einen der erſten Grundſätze wahrer Freiheit: „beneficia ne obtrudantur“ enthält die zwangsweiſe Aufhebung des Lehns- und Meierverbandes, deren Ausführung nur langſam und theilweiſe mit Widerſtreben der Betheiligten vorſchreitet und jedesfalls eine weitere Hinausrückung des dafür anberaumten Termines erheiſchen wird. Auch für manche radicale Beſtimmungen dieſes Geſetzes haften zunächſt unſere früheren Stabilitätsminiſter, inſonderheit Haſſenpflug, welche ſich nicht entſchließen konnten, das verheißene Geſetz über die Lehns- und Meierverhältniſſe zu rechter Zeit vorzulegen. Bei der Beurtheilung der vom Volksfreund ſo oft und hart getadelten Eilfertigkeit, womit das Märzminiſterium viele wichtige Geſetze zu Stande brachte, vergeſſe man ferner nicht, daß ihm durch die noch von einem ſeiner Amtsvorgänger unterzeichnete Proclamation vom 7. März die Hände gebunden waren, inſofern die wichtigſten Reformen ſchon für die nächſte Ständeſitzung zugeſagt waren. Auch drängte bei unſern bittern Erfahrungen, die wir über die Auslegung des Wörtleins „alsbald“ in der V.-U. gemacht hatten, Alles zur Eile, um die Verheißungen in Sicherheit zu bringen; denn die Miniſterkriſis war ſchon ſeit Januar 1849 faſt permanent geworden. Hätte man dem Miniſterium Zeit gegönnt, daß es ſelbſt die beſſernde Hand an ſeine Schöpfungen legen konnte, ſo würde Vieles, namentlich in der Juſtizverfaſſung, im conſervativen Sinne geändert worden ſein, wozu die Einleitungen bereits getroffen waren.

Man hat ferner behauptet, das Märzminiſterium habe trotz ſeiner äußerlich feindſeligen Stellung gegen die Demokratie faſt nichts Anderes gethan, als daß es Schritt vor Schritt eben dieſer Demokratie ein Zugeſtändniß über das andere gemacht

Digitized by Google

habe, ja es habe durch ſeine Geſetze das Amt der Obrigkeit völlig lahm gelegt. Das iſt eine gehäſſige Uebertreibung. Wahr iſt, daß durch die eilfertige Geſetzgebung der Demokratie manche gefährliche Schleuſe geöffnet worden iſt. Dahin gehört vor Allem das faſt jeder ſchützenden Garantie entbehrende Preßgeſetz, über deſſen heilloſe Früchte ſich Eberhard ſpäter ſelbſt entſetzt hat, obwohl die Geſetzvorlage dem Deputirten Henkel damals noch viel zu engherzig war. Auch hat die Staatsbehörde nach zwei mißlungenen Verſuchen auf die Verfolgung der Preßvergehen ganz verzichtet, wozu doch die ultraradicale Preſſe Veranlaſſung genug darbot. Dahin gehört ferner die geſetzliche Beſtimmung über Auswahl der Geſchwornen auf breiteſter Grundlage ohne allen Cenſus. Die hierin liegende Gefahr wird jedoch größtentheils dadurch beſeitigt, daß die Aufſtellung der Hauptgeſchwornenliſte für jeden Bezirk in die Hand des Bezirksrathes gelegt iſt, deſſen Wahl und Zuſammenſetzung genügende Garantien darbietet. Eine dritte der Demokratie aufgethane Schleuſe findet ſich in der Beſtimmung des Geſetzes über Mitwirkung der Landſtände bei Beſetzung des Oberappellationsgerichtes, wonach die Stände bei ihren Vorſchlägen nicht an das Urtheil des Oberappellationsgerichts über die Befähigung der Candidaten ſollen gebunden ſein. Vergebens vindicirte B. W. Pfeiffer die Qualificationsfeſtſtellung unbedingt dem höchſten Gerichtshof ſelbſt; vergebens ſprach der Deputirte Ziegler aus Hanau, ein Nichtjuriſt, das warnende Wort: „Wir ſuchen ſtets nach Garantie der Regierung gegenüber; ſchaffen wir ſie aber auch gegen unſre eigne Unvollkommenheit.“ Vergebens vertheidigte der Landtagscommiſſar die Geſetzvorlage. Die Juriſten Henkel, Victor, Nebelthau gewannen die Majorität für die Anſicht, daß in dieſer Beſchränkung eine „unwürdige Bevormundung“ der Ständeverſammlung liege, und das Miniſterium war leider ſchwach genug nachzugeben. Die Sache wäre ziemlich unbedenklich geblieben, wenn wir der frühern gemäßigten Majorität in der Kammer immer hätten verſichert ſein können. Aber wie, wenn nun unſre röthliche Linke, die in der purificirten alten Kammer (18¼⁄₈) noch gar nicht, in der nach dem revidirten alten Wahlgeſetz berufenen Kammer (ſeit Nov. 1848) ſchon durch 8 Stimmen, in der erſten nach dem neuen Wahlgeſetz gewählten Verſammlung (ſeit Mai 1849) durch 14 Stimmen, in der folgenden unter dem Eindruck des Unmuths über Haſſenpflug gewählten Kammer (Auguſt 1850) ſogar durch 25 Stimmen vertreten war, — eine dauernde Majorität gewänne: welchen Vorſchlägen für die Beſetzung des höchſten Gerichtshofes dürften wir dann vielleicht entgegenſehen?! Daß aber die Demokratenpartei, ungeachtet ihrer numeriſchen Minorität im Volke, die Majorität in der Kammer noch öfters an ſich reiße, iſt ſehr möglich, weil ihr durch Einführung der directen Wahlen auf ziemlich breiter Grundlage im neuen Wahlgeſetz abermals ein weites Feld für ihre Demagogenkünſte geöffnet worden iſt. Sogar B. W. Pfeiffer erwartete ſchon vor Haſſenpflug's Wiederkehr mit bekümmertem Herzen nur von Erfurt aus die Cor-

Digitized by Google

rectur dieſes circulus vitiosus. Und doch iſt unſer Wahlgeſetz, welches durch ein Compromiß widerſtreitender Parteien und Anſichten unter großen Kämpfen entſtanden iſt, noch weit beſſer ausgefallen, als die meiſten übrigen nachmärzlichen Wahlgeſetze. Unſere Kammer beſteht zu einem Drittel aus Abgeordneten der Städte, zum Drittel aus Abgeordneten der Landbevölkerung und zum Drittel aus Abgeordneten der höchſtbeſteuerten Grundbeſitzer und Gewerbtreibenden. Demnach beſitzen wir eine gegliederte Intereſſenvertretung. Auch fehlen keineswegs alle conſervativen Garantien. Das Wahlrecht iſt bedingt neben der Unbeſcholtenheit durch das zurückgelegte dreißigſte Lebensjahr (ein ſehr empfehlenswerthes, keinem Neid unterworfenes, aus dem alten Wahlgeſetz in das neue herübergenommenes Privilegium!) und durch die bürgerliche Selbſtſtändigkeit. Als ſelbſtſtändig gilt, wer als Ortsbürger oder Beſitzer einen eignen Haushalt führt oder eine directe Staatsſteuer entrichtet. Das ſind offenbar zweckmäßige Beſchränkungen. Daher wurde auch das neue Wahlgeſetz nicht blos von den conſervativſten Mitgliedern der Ritterſchaft, ſondern auch von mehrern Standesherren, namentlich vom Grafen Ferd. Max zu Yſenburg-Büdingen, Schwiegerſohn des Kurfürſten, der Ständeverſammlung in einem beſondern Schreiben dringend zur Annahme empfohlen. Die Einführung der *directen* Wahl, obwohl entſchuldigt durch die vielen hierauf gerichteten Petitionen,*) und durch das befriedigende Ergebniß der ebenfalls auf directem Wege vollzognen kurheſſiſchen Wahlen zum Parlament, bleibt dennoch ein großer Uebelſtand, den wir auf verfaſſungsmäßigem Wege wieder zu beſeitigen ſtreben müſſen. Das letzte vom Märzminiſterium vorgelegte Geſetz, über die *Wahl der Bezirksräthe*, (deſſen Trefflichkeit Haſſenpflug alsbald durch Publicirung deſſelben anerkannt hat) zeigt deutlich, daß das Miniſterium die gemachten Erfahrungen zu nützen verſtanden hat. Aber klar iſt auch, daß, wenn man ſogar für Bezirkswahlen das indirecte Verfahren vorzieht und Beiſitzer und Taglöhner ausſchließt, dieſer Wahlmodus noch weit dringender für ſolche Angelegenheiten geboten iſt, die den ganzen Staat betreffen, alſo einen ſehr erweiterten politiſchen Horizont vorausſetzen. Ueberdies hat das directe Wahlverfahren bei der dadurch herbeigeführten Stimmenzerſplitterung faſt lauter Minoritätswahlen zur Folge gehabt. Die größte Stadt, das größte Dorf eines Wahlbezirks kann durch planmäßige Concentrirung der Stimmen für ſich allein ſchon den Ausſchlag geben; kein Wunder, daß die Demokraten bei ihrer bekannten großen Rührigkeit ſelbſt in vorwiegend conſervativen Bezirken Wahlſiege errungen haben. Ein anderer Mangel des Wahlgeſetzes iſt, daß bei der Berechnung des Wahlcenſus der Höchſtbe-

*) Sogar *Vilmar*, jetzt der heftigſte Gegner unſres neuen Wahlgeſetzes, hatte ſich in Nr. 7 des „Volksfreundes" von 1848 ganz entſchieden für directe Ständewahlen ausgeſprochen, in Nr. 47 deſſelben Jahrganges ſagt er ſogar, daß er in den Artikeln der Neuen Heſſ. Ztg. über den Wahlgeſetz-Entwurf „ſeine eigne Anſicht ausgedrückt" finde.

Digitized by Google

ſteuerten die Claſſenſteuer ausgeſchloſſen iſt. Da nun dieſe Steuer vorzugsweiſe von Staatsdienern gezahlt wird, ſo hat jene geſetzliche Beſtimmung die Folge, daß die hochbeſteuerten Staatsdiener an den Wahlhandlungen der Höchſtbeſteuerten nicht Theil nehmen können, daß die Wahlcollegien der Höchſtbeſteuerten faſt nur aus ſ. g. großen Bauern beſtehen, und daß grade von denjenigen Wahlen, bei denen am erſten eine gemeinſame Verſtändigung der Wähler möglich iſt, die ſ. g. Vertreter der Intelligenz ausgeſchloſſen ſind. Dem Deputirten Prof. Bergk von Marburg gebührt übrigens die Anerkennung, daß er die Gefahren des neuen Wahlgeſetzes ſchon bei der Berathung vorhergeſehen und vorhergeſagt hat. Aber bei der großen Schwierigkeit, für eine andere Faſſung deſſelben Stimmeneinhelligkeit oder zweimalige Majorität von drei Viertel aller Stimmen auf zwei nach einander folgenden Landtagen zu gewinnen, vermochte er mit ſeinen Anträgen, die wenigſtens zum Theil unzweifelhafte Verbeſſerungsvorſchläge waren, in der Kammer nicht durchzudringen. Von den übrigen, größtentheils heilſamen Geſetzen, durch welche ſich das Märzminiſterium ein ehrenvolles Denkmal geſetzt hat, erwähne ich nur folgende: die revidirte ſtändiſche Geſchäftsordnung, wodurch der Kammer eine freiere Bewegung, namentlich die ſelbſtſtändige Entſcheidung über die Legitimationsfragen und das unbeſchränkte Recht der Präſidentenwahl geſichert worden iſt, welches Recht freilich der bevormundungsſüchtige Stüve mit dem monarchiſchen Princip unvereinbar findet; das treffliche Geſetz über Beſeitigung der Anzeigegebühren, welche nunmehr vom Staat erhoben werden und in einen Fonds fließen, aus welchem die zur Anzeige verpflichteten Diener für Verhütung der Vergehen belohnt werden; das Geſetz über die Uebertragung der Polizeiverwaltung an die Ortsbehörden, welches zwar der Handhabung der Polizei nicht förderlich geweſen iſt, aber doch dem Publicum eine große Wohlthat erzeigt hat durch Aufhebung der läſtigen Polizeicommiſſionen und ihrer „kleinen Geſetzgebung". Dieſe Zwitterbehörden waren keine unabhängigen Gerichte, und doch konnte man von ihren Erkenntniſſen erſt bei einer Strafe von 20 Thlrn. oder 14 Tagen Gefängniß appelliren. Uebrigens iſt eine ſtrengere Beaufſichtigung der Localpolizei von Seiten des Miniſteriums wünſchenswerth, damit nicht etwa Reaction von Unten eintrete. Das Geſetz über die Lehns- und Meierverhältniſſe hilft trotz mancher radicalen Beſtimmung im Weſentlichen einem längſt gefühlten Bedürfniſſe ab. Das Geſetz, die freie Wahl der Staatsdiener zu Landtagsabgeordneten betreffend, könnte den Staat mit empfindlichem Nachtheil bedrohen, wenn man nicht auf das Pflichtgefühl der Staatsdiener beim Gebrauch dieſer Freiheit getroſt rechnen dürfte. Das neue Recrutirungsgeſetz, veranlaßt durch die bekannten Beſchlüſſe der Nationalverſammlung, mildert das Drückende der aufgehobenen Stellvertretung weislich durch die Beſtimmung, daß die Stellvertretung nur im zweiten Aufgebot

Digitized by Google

gänzlich aufgehoben iſt, daß man ſich aber im erſten Aufgebot durch Männer des zweiten Aufgebots kann vertreten laſſen.

Einen ſehr erfreulichen Fortſchritt bekundet im Militärweſen das Geſetz über öffentliche Abhaltung der Stand- und Kriegsgerichte, desgleichen die Abſchaffung der körperlichen Züchtigung, des ſcharfen Arreſts und der Lattenſtrafe und deren Erſatz durch Strafabtheilungen und Dunkel-Arreſt. Die Umbildung der Strafjuſtiz nach früherm weſtphäliſchen und jetzigem rheinländiſchen Muſter iſt mit überraſchender Schnelligkeit, aber auf einem allzu koſtſpieligen Fuße vor ſich gegangen. Manche unnöthige Weitläufigkeit muß abgeſchnitten und viel erſpart werden, namentlich durch Erweiterung der Competenz der Unter- und Obergerichte und möglichſte Beſeitigung der vielen koſtſpieligen Reiſen des höhern Richterperſonals. — Eine neue Organiſation der Verwaltung war zwar in den Proclamationen vom 7. und 11. März nicht verheißen, wurde aber, zuſammengreifend mit dem in der Verfaſſung längſt verheißenen Bezirksrathsinſtitute und mit der neuen Gerichtsorganiſation, für zweckmäßig erachtet. Die neue Bezirkseintheilung ſchließt ſich mit Ausnahme der neuheſſiſchen Gebiete den altheſſiſchen Landſchaften oder Strombezirken, den Bezirksbehörden im Allgemeinen der frühern weſtphäliſchen Organiſation an. Die Einrichtung iſt noch zu neu, als daß man ſchon ein endgültiges Urtheil darüber abgeben könnte. Der in den „Motiven“ ausgeſprochene Grundgedanke, eine wahrhaft volksthümliche und möglichſt vereinfachte Verwaltung zu erzielen, iſt vortrefflich, ſcheint aber ziemlich unvollkommen ausgeführt worden zu ſein. Man hat formell Vieles geändert, materiell aber das Meiſte beim Alten gelaſſen. Behörden, Geſchäfte und Koſten ſind eher vermehrt als vermindert worden. Dazu kommt der Uebelſtand, daß die Bezirkskaſſen Geld im Ueberfluß (zuſammen an 170,000 Thaler) haben und die Ueberſchüſſe auf Zinſen austhun, während es in der Staatskaſſe mangelt, ohne daß dieſe auch nur das Recht hat, die Ueberſchüſſe der Bezirkskaſſen einzuziehen. Auch hier müſſen bedeutende Erſparniſſe eintreten. Ueberhaupt ſcheint mir auch nach der von B. W. Pfeiffer in Nr. 79 und 81 der K. A. Z. von 1850 und nach der in der „Gedenkſchrift“ verſuchten Widerlegung der Vorwurf noch nicht ganz entkräftet, daß das März-Miniſterium mit unſern Finanzen nicht behutſam und ſparſam genug umgegangen ſei. — Für die Ordnung der Kirchen- und Schulverhältniſſe blieb dem vielgeplagten Miniſterium Eberhard eigentlich keine Muße übrig. Doch wurden für Kirchen- und Schulweſen (nicht ohne manche Perſonal-Mißgriffe) Commiſſionen niedergeſetzt, die Gehalte der Volksſchullehrer mit 38000 Thaler Zuſchuß aus der Staatskaſſe erhöht u. ſ. w. Durch Berufung Zeller's nach Marburg hat Eberhard der heſſiſchen Kirche keinen guten Dienſt geleiſtet; doch trifft die Verantwortung weit mehr den geiſtlichen Referenten in dieſer Angelegenheit, als den Miniſter.

Man hat dem März-Miniſterium ferner vorgeworfen, daß es ohne feſtes

Digitized by Google

Princip ſich von den Ereigniſſen habe treiben, daß es die Regierung auf die Stände habe übergehen laſſen, daß es auch, abgeſehen von ſeinen legislatoriſchen Acten, der kühn auftretenden Demokratie nicht kühn und entſchieden mit der Macht des Geiſtes entgegengetreten ſei. Auch in dieſem Vorwurf iſt neben manchem Wahrheitskörnlein viel Uebertreibung enthalten. Es iſt wahr, daß der „jugendliche Landtagscommiſſär" gegenüber den Impertinenzen der äußerſten Linken in der vorletzten Kammer öfters eine zu beſcheidene Rolle geſpielt hat, ſo daß man ihm eine Doſis — nicht gerade von Scheffer's Grobheit, aber doch von deſſen Kraft und Schlagfertigkeit wünſchen mußte. Auch Eberhard, als Mitglied dieſer Kammer, hat gar manchmal geſchwiegen, wo er gegen verlockende und doch unfruchtbare oder gefährliche Theorien laut hätte reden ſollen. Aber in entſcheidenden Momenten hat auch er und das ganze Miniſterium Feſtigkeit gezeigt. So entſchied ſich daſſelbe gegen die ſtürmiſch geforderte Auflöſung der vormärzlichen Ständeverſammlung, obgleich dieſelbe unter dem Einfluß des Miniſteriums Scheffer gewählt war und ihrer Mehrheit nach ſich dem damaligen Regierungsſyſtem ergeben gezeigt hatte; ſo widerſtand es dem in den Märztagen laut erſchallenden Rufe nach einer allgemeinen Reviſion der Verfaſſungsurkunde oder gar nach einer conſtituirenden Verſammlung, und wenn in dieſer Hinſicht dem März-Miniſterium ein gerechter Vorwurf gemacht werden kann, ſo iſt es der, daß es mit Rückſicht auf die klar vorliegenden Erfahrungen der Vergangenheit — auf die Eludirung der Miniſterverantwortlichkeit durch Beſchlüſſe des Geſammt-Staatsminiſteriums, auf die Nichtachtung des ſtändiſchen Ausgabenverwilligungsrechtes, dem Scheffer durch Wort und That unzählige Mal Hohn geſprochen, auf das oberſtgerichtliche Präjudicium gegen das dem permanenten Ausſchuß gebührende Recht der Miniſteranklage — zu wenig Aenderungen oder authentiſche Erläuterungen der Verfaſſungsurkunde hat eintreten laſſen. Ich erinnere ferner an die von Eberhard's eignen Parteigenoſſen (Henkel, Victor, Oetker u. ſ. w.) wiederholt geſtellten Anträge auf Beſeitigung des abſoluten Veto. Damals erklärte Eberhard in der Ständeverſammlung: „Die Regierung wird der weitern Entwicklung unſrer Verfaſſungsurkunde nicht in den Weg treten; ſie ſieht aber auch ein, daß eine freiſinnige Verfaſſung eine kräftige Regierung fordert, und ſie darf daher im wahren Intereſſe des Landes die zur Handhabung der verfaſſungsmäßigen Inſtitutionen erforderliche Kraft nicht aufgeben. Die Regierung wird ſich deshalb von den Grundprincipien unſrer Verfaſſung nicht entfernen, wird nicht zugeben, daß gewiſſermaßen die Stellung der Ständeverſammlung und der Regierung gewechſelt werde, wie dies durch den geſtellten Antrag geſchehen würde." Ich erinnere ferner an den Sturmlauf ſämmtlicher demokratiſchen Vereine des Kurſtaats im Mai des Jahres 1849, vermittelſt deſſen die Beſchwörung der Reichsverfaſſung durchgeſetzt werden ſollte. Aber das Miniſterium ſtand feſt und verhütete in jener bewegten Zeit einen Mißbrauch des Eides, den in Würtemberg nicht einmal der energiſche Römer abzu-

Digitized by Google

wehren vermocht hatte. Das ſollten die, welche ſo ſehr gegen politiſche Eide eifern, daneben aber ohne Unterlaß auf die „Schwäche" des März-Miniſteriums ſchelten, nicht unbeherzigt laſſen.

Weiter hat man die übereilte Annahme der Grundrechte und der Reichsverfaſſung getadelt. Die Annahme der erſtern mit Vilmar's Volksfreund aus „revolutionären Gelüſten" der März-Miniſter abzuleiten, iſt eine ebenſo lächerliche als unwürdige Beſchuldigung. Sie war eine einfache Folge des von Vilmar ſelbſt in beſſern Tagen gepredigten Grundſatzes der Unterordnung unter die verfaſſunggebende Nationalverſammlung. Noch weniger Tadel verdient die Annahme der Reichsverfaſſung, (deren Anerkennung ſogar Vilmar für eine Pflicht des Königs von Preußen erklärte) und, nachdem deren Unausführbarkeit erkannt war, der Anſchluß an das preußiſche Bündniß vom 26. Mai 1849. Es war eine durchaus geſunde und nothwendige Politik, daß das kleine Heſſen ſich an Frankfurt anlehnte, ſolange dort der Schwerpunkt der deutſchen Bewegung lag, zumal da Oeſtreich und Preußen ſelber damals keine Stütze bieten konnten; es war ebenſo natürlich, daß Heſſen ſich an Preußen anſchloß, als der Schwerpunkt der nationalen Bewegung von Frankfurt nach Berlin fortrückte. Auch Vilmar (Volksfr. 1849 Nr. 75) hat nicht umhin gekonnt, dies anzuerkennen, und Haſſenpflug, wäre er nicht vom politiſchen Parteigeiſt verblendet, würde im Weſentlichen keine andre auswärtige Politik für Kurheſſen eingeſchlagen haben, als die vom März-Miniſterium überkommene. Der Fürſt ſelbſt aber wird es einſt dem Miniſter ſchlechten Dank wiſſen, daß ihn derſelbe durch Auflöſung der Union aus einem Bundesgenoſſen Preußens zu einem Vaſallen der „Großmacht" Baiern erniedrigt hat.

Man hat endlich auch, unter Hinweiſung auf das noble Verhältniß Stüve's zu Ernſt Auguſt, das perſönliche Verhalten unſrer Miniſter, das Bloßſtellen ſeiner Perſon bei den Conflicten mit der Ständeverſammlung, überhaupt den Mangel an Discretion getadelt. Wir geben zu, daß Manches, was vorgekommen iſt, nur in unſern Ausnahmszuſtänden ſeine Entſchuldigung finden kann. Aber man überſehe auch nicht, daß Friedrich Wilhelm I. bekanntlich eine ſehr ſchwer zu behandelnde Perſönlichkeit iſt, dazu verwöhnt von den frühern Miniſtern, und daß er nicht, wie Ernſt Auguſt, die parlamentariſche Schule Englands durchgemacht hat. Ueberdies verdankte Stüve (der übrigens 40 Mal um ſeine Entlaſſung eingekommen ſein ſoll!) die günſtigere Stellung zum Monarchen hauptſächlich ſeinem zähen hannoverſchen Particularismus, worin er völlig mit ſeinem König ſympathiſirte. Unſre heſſiſchen März-Miniſter dagegen waren ächt deutſchgeſinnte Männer, welche als ſolche die Souveränität des Kurſtaates der Souveränität des Geſammtvaterlandes pflichtgemäß unterordnen wollten, was freilich den Träger der Krone unangenehm berühren mochte. Dennoch bleibt es ein höchſt bedauerlicher Umſtand, daß es dem März-Miniſterium, ungeachtet ſeiner großen Verdienſte, nicht gelungen iſt, des Fürſten Vertrauen zu erwerben und ſeinem Volke wieder zuzuwenden. Denn

Digitized by Google

„ſtändiſche Verfaſſungen — ſagt Jakob Grimm — ſind ein Damm, der wohl den einbrechenden und verſandenden Wellen wehrt, aber eine Gegend noch nicht fruchtbar macht. Der eigentliche Segen geht allerdings erſt von der reinen Liebe des Fürſten zu ſeinem Lande aus.“

Liberalismus und hiſtoriſche Schule.

Preußiſcher Brief.

Bei der politiſchen Windſtille, die an Stelle der ſtürmiſchen Aufregung unſerer allzukurzen Kammer-Seſſion getreten iſt, und die wenigſtens ſo lange fortdauern wird, bis wir einen beſtimmteren Einblick in den zu erwartenden Gang der Dresdner Conferenzen erlangt haben, als jetzt der Fall iſt, will ich Sie heute mit dem Bericht über ein Paar politiſche Bücher unterhalten, an die ſich einzelne Bemerkungen über die weſentlichen Hauptrichtungen unſerer Politik anknüpfen laſſen. Einleitend erwähne ich eine in England erſchienene Schrift: Memoirs and Papers of Sir Andrew Mitchell, K. B., Envoy Extraordinary and Minister Plenipotentiary from the Court of Great Britain to the Court of Prussia, from 1756 to 1771. By Andrew Bisset. Dieſe Memoiren betreffen eine Zeit, in welcher Preußen noch eine wirkliche Politik hatte, und ſind von einem Mann geſchrieben, der als Britte einen ſchnellen Blick für große Staatsverhältniſſe, als bevollmächtigter Miniſter am befreundeten Hofe Friedrich des Großen Gelegenheit zu ſcharfen Beobachtungen hatte. Die Geſchichte unſers Verhältniſſes zu England geht weit über das blos hiſtoriſche Intereſſe hinaus, denn in dieſem Verhältniß liegt unſere Zukunft. — Die beiden Bücher, von denen ich eigentlich reden wollte, ſind:

Ideen zu einem Verſuch, die Grenzen der Wirkſamkeit des Staats zu beſtimmen. Von Wilhelm von Humboldt. Breslau, Trewendt. — Und:

Zwölf politiſche Monats-Rundſchauen vom Juli 1849 bis dahin 1850. Berlin, W. Hertz.

Dieſe Zuſammenſtellung ſoll natürlich einen Gegenſatz, nicht eine Gleichartigkeit ausdrücken. Die Jugendſchrift des liberalen und aufgeklärten Staatsmannes ſteht unſerer Geſinnung und Anſchauungsweiſe um ſo viel näher, als die Capucinaden des theologiſchen Juriſten, wie die Bildung, aus der ſie hervorgegangen iſt, die Göthe-Schiller-Kantiſche uns näher ſteht als die trübe Quelle der letzteren, die politiſche Romantik der ſpecifiſch-hiſtoriſchen Schule, denn viele ihrer Lehrſätze könnten unſeren Herrſchern von heute und geſtern noch immer wenigſtens

als Warnungsſtimmen gelten. Dennoch werden wir gegen die abſtracte Grundanſchauung vom Staat, von welcher Humboldt ausgeht, vom Standpunkt der Theorie nicht weniger polemiſiren müſſen als gegen das wüſte Durcheinander von Vorſtellungen und Reminiscenzen, auf welche Herr von Gerlach ſeine Kreuzpredigten gründet, wenn auch unſere Sympathien ausſchließlich der erſten angehören.

Die „Ideen" ſind aus dem Jahre 1792, und hatten urſprünglich einen beſtimmten polemiſchen Zweck. Sie waren an den Coadjutor v. Dalberg gerichtet, und ſollten denſelben von den Nachtheilen der Vielregiererei überzeugen. Dalberg hat in einer anonymen Schrift: „Von den wahren Grenzen der Wirkſamkeit des Staats in Beziehung auf ſeine Mitglieder" darauf geantwortet. Die Ideen ſelbſt ſind nur fragmentariſch veröffentlicht worden; die Herausgabe des Ganzen, auf welche Humboldt anfangs im Verein mit Schiller ſehr eifrig hinarbeitete, unterblieb, weil er ſich bald überzeugte, daß an der Ausführung noch Vieles mangelhaft ſei. Von der ſorgfältigeren Durcharbeitung entfernten ihn aber ſeine anderweitigen Studien. Das Buch erſcheint jetzt, durch die Sorgfalt des Herausgebers, Dr. Eduard Cauer, in ſeiner urſprünglichen Geſtalt und bildet einen wichtigen Beitrag zur Charakteriſtik des ausgezeichneten Mannes, den wir in ſeiner politiſchen wie in ſeiner gelehrten Wirkſamkeit gleichmäßig ſchätzen müſſen.

Die Schrift geht aus von der „Natur" des einzelnen Menſchen und ſeiner „Beſtimmung" — einer damals ſehr geläufigen Frage. Sie findet den wahren Zweck des Menſchen in der höchſten und proportionirlichſten Bildung ſeiner Kräfte zu einem Ganzen, und die nothwendigen Bedingungen zur Erreichung derſelben in der Freiheit des Handelns und der Mannigfaltigkeit der Situationen. Von dieſem Grundſatz ausgehend, verwirft ſie die Sorgfalt des Staats für das poſitive Wohl der Bürger als ſchädlich: denn dieſelbe bringe Einförmigkeit hervor, ſchwäche die Kraft, ſtöre die Rückwirkung der äußern Verhältniſſe auf den Charakter der Menſchen, und hindere, weil ſie auf eine gemiſchte Menge gerichtet ſein müſſe, die Entwickelung der Individualität und Eigenthümlichkeit. Die Sorgfalt für das poſitive Wohl werde zweckmäßiger durch freiwillige gemeinſchaftliche Veranſtaltungen der Bürger ausgeübt. Dagegen ſei die Sorgfalt des Staats für das negative Wohl der Bürger, für ihre Sicherheit, nothwendig, und mache den eigentlichen Endzweck deſſelben aus. Sehr ſcharf und gründlich wird der Satz ausgeführt, daß Alles, was die Religion betrifft, außerhalb der Grenzen der Wirkſamkeit des Staats liege, und daß der Gottesdienſt eine, ohne alle Aufſicht des Staats zu laſſende Einrichtung der Gemeinen ſein müſſe; daß ferner der Staat ſich ſchlechterdings alles Beſtrebens, direct oder indirect auf die Sitten und den Charakter der Nation anders zu wirken, als inſofern dies als eine natürliche, von ſelbſt entſtehende Folge ſeiner übrigen ſchlechterdings erforderlichen Maßregeln ſei, gänzlich enthalten müſſe. Dieſes theoretiſche Ideal des Staats ſoll übrigens keineswegs unmittelbare Wirklichkeit werden, vielmehr wird als leitender Grundſatz aller Refor-

Digitized by Google

men aufgeſtellt: 1) **Man trage Grundſätze der reinen Theorie allemal alsdann, aber nie eher in die Wirklichkeit über, als bis dieſe in ihrem ganzen Umfang dieſelben nicht mehr hindert, diejenigen Folgen zu äußern, welche ſie, ohne alle** fremde Beimiſchung, immer hervorbringen würden; 2) um den Uebergang von dem gegenwärtigen Zuſtande zum neu beſchloſſenen zu bewirken, laſſe man, ſoviel möglich, jede Reform von den Ideen und den Köpfen der Menſchen ausgehen.

Dieſe Unterſuchung leidet an dem Uebelſtand, welcher mit dem Weſen der Kantiſch-Fichtiſchen Philoſophie zuſammenhängt: daß ſie nämlich „den Menſchen" als ein Prius annimmt, an den der Staat in dieſer oder jener Form erſt herankomme. Der Staat wird folgerecht als eine künſtliche Anſtalt zum Beſten der in demſelben vorhandenen Individuen betrachtet; die um ſo mehr eingeſchränkt werden müſſe, je mehr ſich die Bürger vervollkommneten, deren höchſter Zweck endlich ſei, ſich ſelber überflüſſig zu machen. Dieſe unwahre Auffaſſung des einſeitigen Liberalismus vom Weſen des Staats widerlegt zu haben, iſt das Hauptverdienſt der hiſtoriſchen Schule; ein Verdienſt, um deſſen willen wir ihr manche Sünden zu Gute halten mögen.

Der Staat iſt nicht eine einzelne Anſtalt, die neben den übrigen bürgerlichen hergeht; nicht eine beliebige Form, die ſo oder auch anders hätte ausfallen können, und die man abwerfen kann, ſobald man eine beſſere Einſicht in die Zwecke des Menſchen erlangt hat; nicht eine bloße Uebergangsſtufe, die mit dem höchſten Ideale der menſchlichen Natur unvereinbar iſt: ſondern er iſt die Totalität des menſchlichen Lebens, die nothwendige Naturform, die jede Volksindividualität ſich ſelbſt gibt, und zugleich die höchſte Entfaltung des menſchlichen Weſens. Eine Theorie von dem Zweck des Staats iſt leer, wenn nicht vorher erörtert wird, von welchem Staat die Rede iſt, denn die eine politiſche Individualität iſt ihrer Form wie ihrem Inhalt nach von der andern gerade ſo verſchieden — ſo weit ſolche Vergleiche überhaupt ſtatthaft ſind — wie eine thieriſche Individualität von der andern. Der Staat iſt ein lebendiger Organismus, deſſen innere Entwickelung Revolutionen nicht ausſchließt, doch nur in der Weiſe, daß auch die Revolution dem Geſetz des Organismus entſpricht.

Ich wollte dieſe allgemeine Bemerkung, die weiter zu verfolgen hier nicht der Ort iſt, nur andeuten, um ſofort die Anwendung auf den preußiſchen Staat zu machen. — Die Jünger der hiſtoriſchen Schule, wie jener Rundſchauer der Kreuzzeitung, überraſchen uns in ihrer Kritik des Liberalismus zuweilen durch eine treffende Bemerkung, aus der aber dann ſogleich die ſchiefſten Folgerungen gezogen werden. Nichts kann richtiger ſein, als der Tadel jener Schablonen, vermittelſt welcher entweder nach dem Beiſpiel Englands oder Frankreichs oder der nordamerikaniſchen Freiſtaaten, oder nach einem a priori aufgeſtellten Begriff des conſtitutionellen Staats aus Preußen etwas weſentlich Verſchiedenes gemacht werden ſoll von dem, was es bis jetzt war. Das Königthum mit ſeinem Heer und ſeiner Bureaukratie

Digitized by Google

hat bei uns noch eine ganz andere Bedeutung, als in England; das Volk, zum großen Theil aus eroberten oder angekauften Provinzen zuſammengefügt und nur im Königthum ſeine Einigung findend, eine viel geringere, als in irgend einem andern Staat, wo doch in der Regel die Nation die Baſis geweſen iſt, und es wäre ein ebenſo unbilliges als unausführbares Verlangen, daß augenblicklich die verſchiedenen Momente, aus denen der Staat beſteht, dieſelbe Harmonie der Formen und daſſelbe Gleichgewicht der Kräfte ausdrücken ſollten, deren ſich das meerumſpülte Britannien erfreut. Aber wenn dieſe Reaction auf's Einzelne eingeht und ihrerſeits die Kräfte aufzählt, die im preußiſchen Staatsleben vorhanden ſind, und aus deren organiſcher Ineinanderfügung ſeine politiſche Wiedergeburt hervorgebracht werden ſoll, ſo ſieht es faſt ſo aus, als hätte ſie nie einen Blick in die preußiſche Geſchichte geworfen. Preußen iſt in ſeiner Entſtehung wie in ſeiner Ausbildung ein beſtändiger Proteſt gegen das Fortbeſtehen des heiligen römiſchen Reichs, und doch ſoll es ſeine Stütze ſein; es hat ſich in ſeiner ganzen Geſchichte auf den Proteſtantismus und ſeine Conſequenzen geſtützt, und doch ſoll es zu einem Schirmherrn oder zu einem gehorſamen Diener ſämmtlicher Kirchen, namentlich der römiſch-katholiſchen und einer nicht exiſtirenden deutſch-evangeliſchen gemacht werden; es hat mit dem adligen Feudalſtaat ſeit Jahrhunderten ſo entſchieden gebrochen, wie kein anderes Königthum, und doch ſoll es wieder in den Schoß des Feudalismus zurückkehren. Alle dieſe Anforderungen ſind doch ſo unhiſtoriſch als möglich.

Es iſt ein großes Unglück, daß eine Partei, die in den geſchichtlichen Vorausſetzungen Preußens ihre volle Berechtigung hat, und die neben den andern Factoren des Staats — dem altpreußiſchen, abſolutiſtiſchen Beamten-Liberalismus und der ſtädtiſchen, beweglichen Demokratie *) — ihre weſentliche Stelle einnehmen ſoll, daß die Partei des großen Grundbeſitzes und des mit demſelben enge verknüpften militäriſchen Adels in die Hände einer Coterie gefallen iſt, die nichts weniger als preußiſch, nichts weniger als hiſtoriſch genannt werden kann. Man weiß nicht, ob man ſie mehr wegen der Mitwirkung eines Gerlach, oder eines Ohm bedauern ſoll. Die letzte Species iſt zwar eine Allianz, die der Partei keine Ehre bringt, aber ſie gehört doch nur zum dienenden Troß, zu der Canaille, die man gebraucht, indem man ſie zugleich verachtet. Aber der „Rundſchauer" und ſeine Freunde ſind nicht blos die Geſchäftsträger, ſondern die geiſtigen Führer der Partei, und wenn man dieſe ſalbungsreichen Bußpredigten, bei denen man nie recht unterſcheidet, wo fängt die Scheinheiligkeit an und wo die doctrinäre

*) Ich gebrauche dieſen Ausdruck — um bei dieſer Gelegenheit Herrn von Manteuffel zu corrigiren — nicht in dem hiſtoriſchen Sinn, wo er mehr eine Gemeinſamkeit der Perſonen als der Ideen ausdrückt, ſondern in dem urſprünglichen und idealen, wo es ſich ergeben wird, daß der bei Weitem größere Theil unſerer Partei zur Demokratie gehört, und eigentlich nichts anders darſtellt, als den Verſtand der Demokratie.

Digitized by Google

Verſchrobenheit, vor ſich hat, ſo ſollte man leicht auf die Vermuthung kommen, nächſtens den geſammten preußiſchen Adel im weißen Hemdchen, wie die Flagellanten des Mittelalters, von Stadt zu Stadt ziehn und ſich gegenſeitig den Rücken wund geißeln zu ſehen. Freilich wird er dies unterlaſſen, aber eben dadurch kommt in ſeine Erſcheinung eine Doppelnatur (um den ſtärkeren Ausdruck Heuchelei zu vermeiden), die eben nicht geeignet iſt, ſeine ſittlichen Grundlagen zu befeſtigen, und die uns in die Lage treibt, ihm nicht im edlen Wetteifer um das Wohl des gemeinſamen Vaterlandes, ſondern in offener, tödtlicher Feindſchaft zu begegnen. Denn der Abſolutismus iſt ein vorübergehendes Uebel, das unter Umſtänden Segen bringt; wäre es aber möglich, was jene Partei mit großer Oſtentation erſtrebt, den freien Geiſt in die alte Unmündigkeit zurückzuführen, ſo wäre das ein ſittliches Verderbniß, deſſen Wirkungen ſich weit über die gegenwärtige Generation hinaus erſtrecken müßten.

Wenn wir mit der Partei, welche im Namen der Geſchichte gegen unſre Beſtrebungen anzukämpfen vorgibt, abrechnen wollten, ſo würde es ſich leicht nachweiſen laſſen, daß wir überall für das hiſtoriſche Recht, oder, beſtimmter ausgedrückt, für die Erfüllung der hiſtoriſchen Vorausſetzungen aufgetreten ſind, und daß ſie die Ideologen waren, die Träumer, die vor dem Nebel ihrer phantaſtiſchen Viſionen die Wirklichkeit nicht ſahen. — Wenn ich von dem Berliner politiſchen Wochenblatt und dem rheiniſchen Beobachter abſehe, ſo fand ihr erſtes ernſthaftes Auftreten im Vereinigten Landtag ſtatt. — Der Vereinigte Landtag war nicht blos eine Berufung auf die Papiere von 1815; er war eine Geſtaltung, zu welcher von zwei verſchiedenen Seiten das Bedürfniß drängte. — Der preußiſche Staat, der allerdings ſeine Begründung lediglich im Königthum zu ſuchen hat, war bis dahin nur durch das Militär und den Beamtenſtand repräſentirt worden: ein Militär, welches, von einzelnen Inconvenienzen abgeſehen, in ſeinem Inhalt wie in ſeiner Form als Muſter für Europa daſtand, und eine Bureaukratie, die wenigſtens im Ganzen an ſchulmäßiger Bildung und an redlichem Willen ihres Gleichen nicht hatte, die ſich einer gewiſſen Unabhängigkeit von dem Wechſel der oberſten Machthaber erfreute, und die nicht ganz mit Unrecht glauben konnte, zu der eigentlichen Vertretung des preußiſchen Volkes berufen zu ſein. — Allein ſie reichte, trotz ihrer hohen Bildung, für die fortſchreitenden Anſprüche der Zeit nicht aus. Sie war nicht allein ihrer iſolirten Stellung wegen dem Volk, das ſich allmälig ſelber fühlte, entfremdet, ſondern es hatten ſich außerhalb ihres Umkreiſes Kräfte entwickelt, die mit ihr nichts zu thun hatten, denen ſie auch an Einſicht nicht mehr gewachſen war. Die großen induſtriellen und andern auf privater Aſſociation beruhenden Unternehmungen einerſeits, die Entwickelung der Landwirthſchaft andererſeits, die nicht mehr ausſchließlich bei den Domänen in die Schule zu gehen brauchte, endlich die freie Wiſſenſchaft, die ſich dem officiellen Codex entzog, verlangten einen Platz in dem rechtlich geordneten Staatsweſen. —

Digitized by Google

In vielen Fällen durften ſie nur Freiheit ihrer Entwicklung fordern; die Literatur verbat ſich die Einmiſchung amtlich beſtallter Kritiker, die Aſſociation die lähmende Aufſicht der Behörden; das Recht wollte vom Volk ſelbſt gefunden ſein; in andern Fällen mußte der Staat ſich dazu verſtehen, ſelbſt zu einer Ergänzung ſeiner vorhandenen Kräfte zu ſchreiten.

Es war ſchon Manches geſchehen. Die Städteordnung, die Landwehr, die im Ganzen populäre Kreisverfaſſung, endlich die Provinziallandtage waren gute Vorbereitungen. Es fehlte das gemeinſame Medium, dieſe iſolirten Kräfte zur Concentration des geſammten Staatslebens anzuwenden. Der vereinigte Landtag ſollte dies Medium bilden.

Allerdings waren die Landtage nur der Idee, nicht der Ausführung nach, zu billigen. Die Beziehung auf die drei productiven Stände — den großen Grundbeſitz, die Städte und die Landgemeinden, ſo wie auf die Kreisverfaſſung, war ſachgemäß; dagegen waren für das active und namentlich das paſſive Wahlrecht (den Committenten ſoll es überall frei ſtehen, ſich durch Jeden, der ihr Vertrauen beſitzt, vertreten zu laſſen) die ſinnwidrigſten Beſchränkungen eingeführt, und gegen das Verhältniß der verſchiedenen Factoren war auch Manches einzuwenden. — Trotzdem begnügte ſich die liberale Partei, für dieſen neuen Factor des Staats nur eine beſtimmte, klare Stellung, d. h. genau abgegrenzte Rechte zu fordern, und es war natürlich, daß ſie ſich mit dieſer Forderung auf die beſtehenden Verheißungen bezog, obgleich ſie auch darin keineswegs pedantiſch zu Werke ging.

Die „hiſtoriſche“ Partei hat nun alles gethan, dieſe Beſtrebungen zu hintertreiben, nicht zu Gunſten des Rechts oder der hiſtoriſchen Vorausſetzungen, ſondern zu Gunſten der Willkür, des unklaren, myſtiſchen Abſolutismus, der von dem hiſtoriſchen Abſolutismus Preußens, dem bureaukratiſchen, ſehr zu ſcheiden war. Jede Unbeſtimmtheit, Unklarheit und Unſicherheit des Rechts iſt aber eine Thür, die man der Revolution öffnet.

Die „hiſtoriſche“ Partei hat aber in die Geſtaltung der Stände ſelbſt einen ſehr unhiſtoriſchen Factor eingeführt. Trotz ihrer Proteſtationen zu Gunſten des preußiſchen Naturwuchſes ſchwebte ihr doch eine unpreußiſche, die engliſche Verfaſſung vor. Aus dieſer ideologiſchen Reminiscenz ging die Herrencurie hervor, von der bisher im preußiſchen Staate nicht die Rede geweſen, gegen die noch im Jahre 1840 der oſtpreußiſche Landtag proteſtirt hatte, die in den gegebenen Verhältniſſen keine Wurzel ſchlagen konnte. Man wollte, weil es in London ein Oberhaus gab — ein Inſtitut, deſſen rapide Auflöſung die Reform, die Korngeſetz-Acte und neuerdings noch das verächtliche Benehmen Lord Palmerſton's in der griechiſchen Frage hinreichend an den Tag legen — zwei Kammern haben, und vergaß, daß zu einer lebensfähigen Pärie noch etwas anders gehört, als Grafen- und Fürſtentitel, man vergaß, daß in der preußiſchen Verfaſſung bereits ein Inſtitut vorhanden war, welches den hiſtoriſchen, auf techniſcher Bildung beruhenden

Digitized by Google

Staat, das Beamtenthum, ſtaatsrechtlich ebenſo vertreten konnte, wie der Landtag den neuen volksthümlichen Staat, und welches daher eine geſchichtlich begründete erſte Kammer zu bilden geeignet war: das Inſtitut des Staatsraths, der ſeit zwei Jahrhunderten zu einer verhältnißmäßig unabhängigen Mitwirkung an der legislativen Gewalt berufen war und der in ſeiner Zuſammenſetzung ebenſo reformirt werden konnte als der Landtag ſelbſt.

Man hatte aber noch nicht genug an der Neuerung des Herrenſtandes, man wollte auch noch eine Selbſtregierung der rechtgläubigen Kirche hinzufügen, und ließ ſich nicht ſtören, als es ſich fand, daß die in der Generalſynode verſammelte Schaar der Auserwählten, die im dreifachen Feuer der Läuterung beſtanden hatten, zuletzt dennoch zu Beſchlüſſen gelangte, über welche die Vollblut-Orthodoxie Zeter rufen mußte. Selbſtſtändiges, orthodoxes Kirchenregiment war eben nur die unhiſtoriſche, unvolksthümliche Liebhaberei einiger Doctrinärs, die es vergaßen, daß Preußen gerade unter einem unkirchlichen, toleranten Regiment den Gipfel ſeiner Macht erreicht hatte, daß es unter den Orthodoxen (den Wöllner u. ſ. w.) der Spott aller Welt geweſen war.

Dieſe neuchriſtlichen Ausſchweifungen dürfen wir nicht mehr mit dem Gleichmuth hinnehmen, wie in den vormärzlichen Zeiten. Schon damals hat das Miniſterium Eichhorn vielen Schaden angeſtiftet. Es hat ſich damals ſo mancher junge Candidat, mehr um des irdiſchen, als um des himmliſchen Manna willen, in die myſtiſch-ſpiritualiſtiſche Richtung treiben laſſen, der jetzt der Kirche nicht minder läſtig fällt, als dem Volk. Aber damals waren es immer nur vereinzelte Fälle; jetzt, wo ſich die franzöſiſche Reaction mit einer wahren Todesangſt, mit geſchloſſenen Augen in den Schoß der allein ſeligmachenden Kirche wirft, iſt die Gelehrigkeit und der Nachahmungstrieb der Deutſchen zu fürchten. Erſt wird man ſich bemühen, uns zu rechtgläubigen Lutheranern zu machen, dann wird man noch im Lutherthum die Spuren der frechen und unehrerbietigen Auflehnung gegen die heilige Kirche Gregor's VII. und Bonifacius des VIII. vertilgen, bis zuletzt wieder Ein Hirt und Eine Heerde ſein wird in der Welt, bis die fromme Edelfrau in Demuth die ſchmutzige Kapuze des Beichtvaters küßt, und unſere Jugend in die Klöſter geſchickt wird, die einzigen Aſyle der Wiſſenſchaft und der Frömmigkeit. Es iſt nun zwar wenig Chance, daß dieſes Vorhaben zur Ausführung kommt; die frechen Lehren der Naturwiſſenſchaft und der Philologie haben ſich in zu weiten Kreiſen ausgebreitet; aber es iſt jedenfalls eine unnütze Kraftvergeudung, wenn wir noch einmal den Kampf mit Mumien aufnehmen ſollen, während wir hinlänglich mit den Lebendigen zu thun haben.

Digitized by Google

Die ſtrenge Sonntagsfeier in Preußen.

Die preußiſche Regierung beabſichtigt — wenn man dem Geflüſter der Federn glauben darf, welche für ſie ſchreiben — durch eine ſtrenge Sonntagsfeier ihr Volk zu beſſern. Die Trompete des Poſtillons ſoll am Sonntag ſchweigen, die Locomotive ſoll unter ihrem Schirmdach abkühlen, der Telegraph ſoll aufhören, die Arme geſchäftig gen Himmel zu ſtrecken; kein Brief wird befördert, kein Reiſender fortgeſchafft werden; in Ruhe und frommer Betrachtung wird Stadt und Land liegen und den Tag des Herrn durch Werkeltagsgeräuſch nicht entweihen. Gute, väterliche Regierung!

Wohl iſt es etwas Großes um eine würdige Sonntagsfeier! Wer in Stadt und Dorf das geſchäftige Leben der Handwerksſtuben und Bauernhöfe betrachtet hat, weiß, was der Sonntag bedeutet. Wenn die ſechs Arbeitstage vorhanden ſind, dem kleinen Mann praktiſche Tüchtigkeit und ſein Brod zu verſchaffen, ſo iſt der Sonntag eingeſetzt, ſeiner Seele Nahrung zu geben, ihn zu erinnern, daß ſein Herrgott lebt, daß die Natur ſchön iſt, daß es Menſchen gibt, die er liebt und die ihn lieben, daß es gute Bücher gibt, fröhliche Geſelligkeit, Freude, Lachen und Genuß. Jedem thätigen Landwirth iſt der feierliche Tag mit ſeinem Glockengeläut, der Ruhe im Hof und Acker ſo viel werth, als die ſechs Arbeitstage vorher, denn er weiht ihm die ganze nächſte Woche. Seine Geſpanne ruhen aus, behaglich ſtampfen die Pferde im Stalle und knuſpern am Heu vornehm und wähleriſch, ihre aufgetriebenen Muskeln und geſchwollenen Adern glätten ſich, und das müde Fleiſch quillt wieder kräftig auf unter dem glänzenden Haar; auch der Jugochs liegt wiederkäuend wie ein vornehmer Herr auf ſeiner Dormeuſe von Stroh und brüllt den eintretenden Wirth wohlwollend an, als wollte er ſagen: „Guten Muth, Gevatter, ſein wir nur gemüthlich, alles Uebrige werde ich euch ſchon beſorgen.“ — Und das Hofgeſinde! Sechs Tage ſind ſie ernſt an einander vorbeigegangen, kurze Worte, ein trockner Scherz war ihre Rede; heut am Sonntag ſind ſie nicht dieſelben Menſchen. Zuerſt der reine Hemdsärmel! Eine Welt von Selbſtgefühl liegt in der weißen, dicken, aufgeblähten Leinwand, welche den muskulöſen Arm des Großknechts umſchließt. Mit ungeheurem Behagen ſieht er auf die reinliche Farbe, während er pfeift, die blaue Tuchjacke ſäubert und den Kupferbeſchlag ſeines Pfeifenkopfs von Maſerholz polirt. Durch die ganze Woche hat die Magd ſich auf die Stunde gefreut, wo ſie ſich hübſch machen und das neue Mieder anlegen wird, heut ſteht ſie glücklich vor der Thür des Geſindehauſes und legt coquettirend die Hände übereinander, mit geöffnetem Ohr die bewundernden Worte des Pfifficus, des kleinen Pferdejungen, anhörend, der durch „Bethulichkeit“ zu erſetzen ſucht, was ihm an Rang und Würde ab-

Digitized by Google

geht. Sie fühlen ſich ſauber, ſie fühlen ſich hübſch, heut gefallen ſie und haben ſelbſt Gefallen am Leben. — Tretet in die Tagelöhnerhütte nebenan. Die Frau hatte in der Woche wenig Zeit für ihre Wirthſchaft, denn ſie und ihr Mann haben ihre Arme auf ſechs Tage dem Gutsherrn vermiethet; das einfache Eſſen mußte in einer Stunde mit müden Händen bereitet und ſchnell verzehrt werden, und den Kindern fehlte durch den ganzen Tag die Aufſicht der Mutter. Heut hat die Frau am frühen Morgen Stube und Geſchirr geſcheuert, jetzt durchflicht ſie die Zöpfe des kleinen Mädchens mit ſchmalem rothem Bande, und ſieht dabei, wie hübſch die Augen und roſigen Bäckchen der Kleinen ſind. Nach der Kirche wird ſie fettdurchwachſenes Schweinfleiſch kochen und ihre beſten Klöße dazu machen, damit ihr Mann ſie lobe. Nachmittags führt ſie die Kinder vor den Augen des ganzen Dorfs vorüber zur Großmutter, Abends gibt's Eierkuchen; ihr Mann iſt kein Säufer, ſie wird im Freien mit den Nachbarinnen plaudern und ihn erwarten; er wird bei guter Zeit zu ihr zurückkehren und freundlich gegen ſie ſein. Unterdeß ſteht ihr Hausherr bereits im Sonntagsſtaat mit geſchwärzten Stiefeln in bedächtigem Geſpräch mit einem vorübergehenden Bekannten und überlegt mit ihm, ob es rathſamer ſei, die erſparten drei Thaler in der Sparkaſſe oder in einem Ferkel anzulegen; er klopft dabei ſeinem Jungen auf den blonden Kopf und empfindet ſich glücklich als ein ganzer Kerl. Holder Tag, wo der Arme Selbſtgefühl gewinnt, wo der Beſitz eines zweiten Hemdes, eines beſſern Kleides, und das Gefühl der Freiheit von den Mühen des Lebens zuverſichtlich, heiter, lebensluſtig macht! wer dich dem Arbeiter verkümmert durch den Zwang übermäßiger Arbeit, iſt grauſam und begeht ein ſchweres Unrecht an ſeinen Nebenmenſchen.

Es iſt darum ein ſchlechter Brauch, der in den Städten eingeriſſen iſt, den Vormittag des Sonntags zu den Arbeitstagen zu ſchlagen, nicht ſowohl, weil dem Arbeiter dadurch einige Stunden der Ruhe genommen werden, ſondern deshalb, weil gerade dieſe Stunden eine eigenthümliche Bedeutung haben. Am Sonntag Vormittag iſt der Menſch in Deutſchland ſtill, friedlich, in ſich gekehrt, er überdenkt ſein Leben, ſeine Liebe, ſeinen Gott, er lieſ't, er ſchreibt an ſeine Familie, er ſammelt ſich und bereitet ſich vor für die Freuden und Zerſtreuungen der nächſten Woche. Der Sonntag Nachmittag aber iſt in Deutſchland ein luſtiger Geſelle, ein Lebemann; da ſucht Einer den Andern, und in Geſellſchaft ſucht man das Vergnügen. Es iſt unrecht, wenn der Meiſter ſeinen Geſellen nur die Zeit des Vergnügens freiläßt, die Zeit des Ernſtes aber wegnimmt. Dann fehlt dem Sonntag die Weihe, und dem Menſchen die Kraft das Vergnügen würdig zu ertragen; man verliert ſich leicht in den Genüſſen, weil man ſich vorher nicht darauf vorbereitet hat. Immer wird einem der Arbeiter leid thun, der gradeweg vom Arbeitstiſch zu ſeinem Kaſten ſtürzt, den Sonntagsrock packt und zu ſeinen Kameraden in's Wirthshaus rennt. Er hat mit ſich ſelber noch gar nicht gelebt,

Digitized by Google

das ruhige und ernſte Behagen an ſich und am Feſttag, welches ihm unter den Kameraden Selbſtſchätzung und Haltung geben müßte, fehlt ganz; er genießt ſeine Freiheit unmäßig, wie ein entlaufener Sklave, und findet am nächſten Morgen in dem haſtig ausgeleerten Becher des Genuſſes die Reue, nicht die frohe Erinnerung. Ihn hat der Sonntag nicht gekräftigt, ſondern ſchwächer gemacht.

Den Sonntag, den ganzen Sonntag ſoll der Arbeiter feiern. Er ſoll ihn feiern auf gute deutſche Weiſe, nicht in puritaniſcher Stille, wie die Engländer, ſondern in der rechten Miſchung von ſtillem Ernſt und fröhlichem Treiben, ſo will es unſere Natur und Sitte, und die ſoll uns Niemand ändern. Wollte eine deutſche Regierung am Sonntag Nachmittag die Wirthshäuſer ſchließen und den Tanz verbieten, ſie würde ihren Bürgern dadurch ein größeres Weh bereiten, als ſie wieder gut machen könnte. Die Menſchen würden dadurch weder beſſer noch kräftiger werden, wohl aber muthlos, mürriſch und aufſätzig. Aber auch die ſchlechte Gewohnheit vieler Handwerker, am Vormittag zu arbeiten, wird eine verſtändige Regierung durch directes Verbot nicht abſchaffen. Sie kann den Schmied verhindern Lärm zu machen, aber ſie darf dem Schneider, dem Schuſter nicht inquiſitoriſch in das Innere der Häuſer nachſpüren. Außerdem hat ſie ſich ſehr zu hüten, daß ſie durch eine falſche Sonntagspolizei nicht auch wahrhaftem Bedürfniß des Volkes entgegenarbeitet. Denn in dieſem Fall wird ihre Thätigkeit nicht nur ungerecht, ſondern auch vergeblich ſein.

Es hat ſich nämlich in den meiſten Gegenden Deutſchlands, zumal in preußiſchen Provinzen, ein beſtimmter Theil des kleinen Geſchäftsverkehrs aus guten Gründen am Sonntag ſo feſtgeſetzt, daß er gar nicht fortzuſchaffen iſt; dies iſt der wichtige Verkehr des flachen Landes mit den Städten, wohl auch der Dörfer unter einander. Die Landleute der eingepfarrten Dörfer pilgern am Sonntag früh nach der Kirche der Provinzialſtadt oder des Pfarrdorfes; oft haben ſie in ärmeren Gegenden zwei Meilen und darüber zu gehen, und die Familie macht ſich in ſolchem Fall bei anbrechendem Morgen auf den Weg. Nach dem Gottesdienſt benutzt der Landmann ſeine Anweſenheit in der Stadt oder dem großen Kirchdorf, die Bedürfniſſe ſeines Haushalts einzukaufen: Eiſenzeug, Tuch, Kattun, Stiefeln, Colonialwaaren, Töpferarbeit wandert im Korbe der Frau und an der Hand des Mannes in das entfernte Dorf zurück. Deshalb erwartet der Waarenkaufmann ungeduldig das Ende des Gottesdienſtes, ſeinen Laden zu öffnen, und der Meiſter trägt mit ſchnellem Schritt ſein Geſangbuch aus der Kirche in die Wohnung zurück, weil er Ausſicht hat ſeine Kunden vom Lande zu empfangen. Nach Mittag ziehen auf allen Feldwegen, welche wie Radien von der Stadt in die runde Welt führen, die Bäuerlein zufrieden nach Hauſe, Gottes Wort im Gedächtniß, eine gute Senſenklinge in der Fauſt, zwei Stiefeln und ein Bündel mit Cichoriendüten, Gewürz und Heringen am Stocke, welcher militäriſch auf der Schulter liegt. Nur ein Thor kann gegen dieſe Art von Kleinhandel eifern,

Digitized by Google

welcher übrigens im Ganzen betrachtet den Umſatz von ſehr großen Summen darſtellt; er iſt natürlich und nothwendig, denn der kleine Landmann hat keine Zeit in der Woche nach der Stadt zu gehen oder zu ſchicken. Wie ſoll er ſich alle dieſe guten Sachen nach ſeines Herzens Begehr auswählen und erwerben, wenn nicht am Sonntag? Die adminiſtrativen Behörden Preußens haben ſeit langer Zeit eine beſondere Vorliebe für das Verbot dieſes ſonntäglichen Verkehrs gehabt, und die Magiſtrate der kleinen Städte waren ſicher, daß von Zeit zu Zeit ein fulminantes Gebot der Bezirks-Regierungen einlief, die Kaufläden am Sonntag geſchloſſen zu halten; worauf gehorſamſt zurückgeſchrieben wurde, die Sache ſei nicht ausführbar, und die Ausführung wäre außerdem ein großer Nachtheil für die Stadt; worauf von der Regierung replicirt wurde, es müſſe doch geſchehen, denn die Heiligkeit des Sonntags leide durch die offenen Läden; worauf vom Magiſtrat wieder gehorſamſt bemerkt wurde, es gehe aber doch nicht, worauf die Regierung in einem Endreſcript vornehm murrte und ſich ſo lange zufrieden gab, bis dieſelbe dramatiſche Action wieder losging. Das war freilich in der guten alten Zeit, wo Preußen noch bureaukratiſch regiert wurde. Da aber jetzt die Freiheit gekommen iſt, ſteht zu fürchten, daß die tyranniſche Bevormundung durch die Regierungen ärger werden wird.

Wenn ſich ſo ſchon im kleinen Verkehr des Tages der obrigkeitliche Befehl einer ſtrengen Sonntagsfeier als mißlich herausſtellt, und dringend zu warnen iſt vor ſchädlichen und unausführbaren Verboten; was ſoll man zu dem abenteuerlichen Project ſagen, Poſten und Eiſenbahnen am Sonntag zu ſuspendiren! Wenn im Ernſt eine deutſche Regierung ſo etwas verſuchen wollte, könnten ihre Gegner ſich freuen, denn es gäbe keine Maaßregel, welche mehr geeignet wäre, ſie den Bürgern ihres Staates verhaßt zu machen. Es iſt möglich, daß ein iſolirtes Land, welches, getrennt von den übrigen, in ſich abgeſchloſſen daliegt, dieſe Art von Sonntagsruhe beobachtet, wenn es nämlich, wie in England, alte Sitte iſt, den Sonntag mit finſtrer Gravität zu begehen; aber es wäre unvernünftig, Gleiches in einem Staat einzurichten, welcher von allen Seiten durch Poſten und Eiſenbahnen mit den Nachbarſtaaten verbunden iſt, in Handel, Induſtrie und Verkehr überall mit dem Ausland zu concurriren hat, und außerdem Bürger von fröhlicherem Gemüth beſitzt, welche es für einen guten Brauch halten, ſich am Nachmittage mit ihrer Familie durch den Dampfer in die freie Natur fahren zu laſſen. Wenn z. B. Preußen dieſer Staat wäre, ſo würde zunächſt in allen Branchen des Geſchäftes große Verwirrung entſtehen. Sämmtliche Geſchäftsbriefe blieben im Felleiſen von Sonnabend zu Montag ohnmächtig, regungslos auf den Stationen da liegen, wo ſie zufällig der Sonntag feſtgezaubert hat; ihre Beförderung wird um wenigſtens 24 Stunden verzögert! Das wäre jetzt ein großes Unglück! Schon der Geſchäftsbrief, welcher Sonnabend Abend am Ort der Adreſſe ankommt, wird erſt Montag ausgetragen, aber der, welcher am Sonnabend Abend aufgegeben

Digitized by Google

wird, könnte erſt Montag früh abgehen, und hätte zwei Nächte und einen Tag müßig gelegen. Es iſt ſehr möglich, daß er unterdeß veraltet iſt. Das Geſchäftsleben der ganzen Woche wird dadurch geſtört und verkümmert; am Montag Morgen fehlen z. B. auf der Börſe in Berlin die Nachrichten von Sonnabend Mittag ab aus dem nahen Hamburg, Leipzig, am Dienſtag die von Wien und Paris u. ſ. w., welche an der Grenze des Sonntags liegen geblieben ſind. Schon das würde ſehr läſtig ſein, den großen Kaufmann beunruhigen und Verluſte bereiten.

Aber die Sache wird noch ärger. Bei zwei Plätzen, welche wenige Meilen von einander entfernt ſind, wird am Ende der Woche eine ungeheure Differenz in Ankunft der Geſchäftsnachrichten ſtattfinden. Was der Kaufmann in Hamburg am Sonnabend Abend von London erfährt, wird der Kaufmann in Berlin erſt Montag Abend wiſſen. Geſetzt, am Sonnabend Abend läuft in Hamburg die Nachricht ein, daß in London der Kaffee um 1 Sch. gefallen oder daß plötzlicher Begehr von Zink den Preis des Centners um ½ Thaler getrieben hat. Der Hamburger nimmt ſogleich Extrapoſt, oder am Sonntag früh in Preußen Lohnfuhre, und wird in den erſten Börſenſtunden des Montags dem unwiſſenden Berliner die Hamburger Vorräthe von Kaffee 1 Sh. *über* den Werth verkaufen, oder am Montag Abend in Breslau ſämmtlichen gelagerten Zink ½ Thaler unter dem Werth einkaufen. In beiden Beiſpielen, die aus der Unzahl von tauſenderlei verſchiedenen Möglichkeiten beliebig herausgegriffen wurden, werdem dem preußiſchen Geſchäft durch ein fremdes mit einem Schlage Summen entzogen, die ohne Uebertreibung nach Hunderttauſenden gerechnet werden. Da nun ein ähnlicher Vortheil der Geſchäfte des Auslands vor den concurrirenden preußiſchen ſich 52mal im Jahre wiederholen müßte, da Hamburg, Bremen, die Niederländer, Belgier, Frankfurt, Leipzig und Wien als thätige Geſchäftsrivalen an der preußiſchen Grenze wachen und jede Schwäche des Nachbars benutzen müßten, ſo iſt klar, daß der Handel und die induſtrielle Entwicklung Preußens durch das Aufhören der Briefbeförderung am Sonntag einen furchtbaren Stoß erleiden würde. Die Wiener Nachrichten vom Sonnabend früh werden eher über Prag in Leipzig und von Leipzig aus in Berlin, als in Breslau ſein, Hamburger Briefe über Leipzig in Wien zu derſelben Stunde ankommen, wie in Breslau; von zwei Städten, welche nur wenige Meilen auseinanderliegen, wird die eine, welche zufällig Ausgang einer Eiſenbahn oder Poſtlinie iſt, die Nachrichten von dieſer Richtung her am Sonnabend Abend erhalten, während die Nachbarſtadt dieſelben erſt am Montag früh bekömmt u. ſ. w.

Die großen Strömungen unſeres Lebens dürfen nicht verſtopft werden, damit ein Einzelner: der Poſtillon, der Eiſenbahnbeamte, den Sonntag in orthodoxem Sinn heiligen kann. Stellt mehr Beamte an, damit dieſe von drei Sonntagen zwei frei haben, und ſie werden am dritten ohne Schaden für ihr Herz und ihre

Digitized by Google

Sittlichkeit im Dienſt ſein', zumal ſich der Dienſt für dieſen Tag vielfach verkürzen läßt.

Sorgt lieber dafür, ihr frommen Herren, daß der Gottesdienſt unſerer Sonntage ſeinen Zweck erfülle. Sorgt dafür, daß die Männer, welche Gottes Wort zu verkünden haben, nicht ſchmähliche Augenverdreher und anmaßende Salbaderer ſind, ſondern daß ſie ihr ſchwieriges Amt mit friſcher Kraft, heiterem Muth und verſtändiger Beſcheidenheit verwalten. Sorgt dafür, ihr Herren, daß ihr ſelbſt euer Volk nicht als eine Heerde ungezogener Kinder betrachtet, welche durch Verminderung ihres Behagens und durch Entbehrungen zu Ernſt und Sitte gebracht werden können. Und ſorgt vor Allem dafür, daß ihr ſelbſt an den ſechs Werkeltagen keine dummen und elenden Streiche macht, ſondern euch ſo aufführt, daß ihr ein gutes Beiſpiel werdet für alles Volk, in Kraft, in Freudigkeit des Herzens, in den Tugenden, die einen Mann zieren und ſein Leben rühmlich machen für Zeit und Ewigkeit. Amen.

Ein Engländer über Oeſtreich.

Den Organen der gothaiſchen Partei wird von öſtreichiſchen Stimmen beſtändig vorgeworfen, ſie malten öſtreichiſche Zuſtände abſichtlich in's Schwarze und verdächtigten die Aufrichtigkeit der conſtitutionellen Geſinnung ſeiner Staatsmänner, um Oeſtreichs Anſehen in Deutſchland zu ſchaden. Dabei verſäumen ſie nie, ſich in pomphaften Worten über Oeſtreichs unendliche Macht und über die Friſchheit ſeiner conſtitutionellen Entwickelung zu ergehen. Der Anklage der leidenſchaftlichen Verdächtigung und den Prahlereien conſtitutionellen Fortſchritts ſtellen wir jetzt ein gewiß unverdächtiges Zeugniß gegenüber, einen Brief des Wiener Correſpondenten der Times, der bis in die neueſte Zeit ſich als ſtandhafter Vertheidiger und warmer Lobredner des öſtreichiſchen Staates gezeigt hat, bis ihm durch die neueſten Maßnahmen der öſtreichiſchen Regierung die Schuppen von den Augen gefallen ſind. Der Correſpondent ſchreibt bei Gelegenheit ſeines Referats über die Olmützer Conferenzen:

„Jeder Deutſche, mit dem ich über dieſe Sache geſprochen, fühlt ſich tief gedemüthigt, daß Rußland auf rein innere Angelegenheiten ſo großen Einfluß hat, und überläßt ſich düſtern Befürchtungen, die gewiß nichts weniger als unbegründet ſind. Läßt ſich nur einen Augenblick an den Beſtand conſtitutioneller Freiheit in einem Staate glauben, der der rechtzeitigen Hilfe und der bundesfreundlichen Geſinnung Rußlands ſeine Erhaltung verdankt? Das läßt ſich der öffentlichen Meinung nicht länger verhehlen, und die Folge iſt, daß Preußen, wenn es weniger ſpecifiſch-preußiſch und mehr deutſch wäre, ſich der Sympathien des größten Theils der Bewohner Oeſtreichs erfreuen würde. Ich bitte, das Ebengeſagte nicht mißzuverſtehen. Die Oeſtreicher verabſcheuen Preußens aggreſſive Politik, aber ſie haben mehr Vertrauen auf die Freiſinnigkeit ſeiner Staatsmänner als auf die Verläßlichkeit der ihrigen. Die Maske iſt jetzt faſt ganz gefallen,

Digitized by Google

und eine Maßregel nach der andern zeigt, daß das dem Oeſtreicher vergönnte Maß der Freiheit bald nicht größer ſein wird, als vor dem 13. März 1848. Der unerfahrenſte Neuling in der Politik kann die Reſultate einer ſo kurzſichtigen Staatskunſt vorausſagen. Oeſtreich muß mit dem Schwert ſtatt mit dem Scepter regiert werden, und um dies thun zu können, muß es ein großes ſtehendes Heer auf den Beinen erhalten, wodurch es ſich unfehlbar finanziell ruiniren wird. Man darf nicht vergeſſen, daß der Geiſt in der Armee lange nicht mehr ſo iſt, wie er während des italieniſchen Kriegs war. Seit dem Aufhören der Feindſeligkeiten haben ſich die alten Mißbräuche wieder eingeſchlichen — der Nepotismus iſt wieder Regel geworden, und die verdienſtvollſten bürgerlichen Officiere ſehen ſich jungen Adligen nachgeſetzt, die nicht die mindeſten Anſprüche auf die ihnen zu Theil werdende Bevorzugung haben. Die natürliche Folge iſt große und gefährliche Unzufriedenheit in der Armee. Wenn die Discretion es nicht verböte, könnte ich Ihnen darüber die ausführlichſten Details mittheilen. Ich könnte Grafen nennen, die 1845 in die Armee eingetreten ſind und jetzt Majorsrang haben, ohne ſich im mindeſten ausgezeichnet zu haben, während es auf der andern Seite zahlloſe Fälle gibt, daß Männer, welche in den Tagen der Noth und Gefahr ihrem Vaterlande die größten Dienſte leiſteten, total vergeſſen wurden, als es Bänder, Kreuze und Sterne regnete. Hunderte von Officieren verſicherten mir, ſie würden den alten übelberüchtigten Hofkriegsrath vorziehen, da bei dieſem doch die Möglichkeit einer Appellation an den Kaiſer vorhanden war, während die kaiſerliche Central-Militärkanzlei unbeſchränkte Macht hat. Der Kriegsminiſter hat ſehr wenig zu bedeuten, und ich zweifle ſehr, ob er einen ſimpeln Lieutenant ernennen kann, denn die ihm zukommende Autorität ruht ganz in den Händen des Generaladjutanten des Kaiſers, Grafen Grünne, der einen ebenſo unbegrenzten als unbegreiflichen Einfluß ausübt.

Nicht weniger als das Kriegsdepartement gibt das Civildepartement Anlaß zu Klagen. Eine gute Politik verlangte, daß man den Bewohnern der Kronländer, die ihre alten Verfaſſungen verloren haben, durch aufrichtige Durchführung der neuen Reichsverfaſſung zeigte, daß ihr Verluſt in Wahrheit Gewinn war. Hat man das verſucht? Nicht im mindeſten. Die Regierung führte eine verhaßte Maßregel nach der andern in's Leben, als ob ſie die Stämme, welche durch die letzten Erſchütterungen am meiſten gelitten haben, vorſätzlich aufreizen und das Vertrauen derer, welche den ſchönen Verſprechungen der Regierung Glauben geſchenkt haben, täuſchen wollte. Die Folge dieſes verkehrten Verfahrens iſt, daß die Regierung nur Anhänger hat an der Hofpartei und den höhern Beamten, und was dieſe in der Stunde der Gefahr werth ſind, haben die Ereigniſſe von 1848 hinlänglich gezeigt."

Nach einigen Worten über die Wiedereinführung der Theatercenſur fährt der Correſpondent fort:

„Aus beſter Quelle vernehme ich, daß die Kroaten und Serben mit dem gegenwärtigen Stand der Dinge ebenſo unzufrieden ſind, wie die Ungarn, und daß eine Coalition zwiſchen den ungariſchen Slaven und den Magyaren durchaus nicht unwahrſcheinlich iſt. Die neuerliche Politik der Regierung hat die Unzufriedenheit aller der verſchiedenen Volksſtämme erregt, welche nicht für die Wiederherſtellung des Abſolutismus, ſondern für ihre Gleichberechtigung gekämpft haben. Unter den gegenwärtigen Verhältniſſen kann von einer Zuſammenberufung der Landtage der einzelnen Kronländer nicht die Rede ſein, denn im Fall ihres Zuſammentritts würden ihre Proteſte ſo energiſch ſein, daß ihre

Digitized by Google

ſofortige Auflöſung die unfehlbare Folge wäre. Da die Regierung die Oppoſitionsorgane faſt ohne Ausnahme unterdrückt hat, ſo entgeht ihr ein Hauptmittel, die wahre Beſchaffenheit der Volksſtimmung kennen zu lernen, und ſie ſcheint nicht zu wiſſen, daß die Gährung im Innern nie größer war als jetzt. Und die jetzige Unzufriedenheit iſt gefährlicher, weil ſie nicht wie 1848 künſtlich durch äußere Einwirkung hervorgebracht ſondern lediglich eine Folge von Mißgriffen und Treuloſigkeit in der innern Politik iſt. Freilich iſt für die nächſte Zukunft noch kein Ausbruch zu fürchten, aber die Gefahr verliert nicht dadurch an Bedeutung, daß ſie hinausgeſchoben iſt. Faſt kein Einziger der Einheimiſchen von Namen in Ungarn hat ein Amt aus der Hand der Regierung angenommen; die Wenigen, die ſich dazu verſtanden haben, werden von ihren Landsleuten wie Parias gemieden. Dies Syſtem des „In Verruf Thuens", das man den Lombarden und Venetianern entlehnt hat, lähmt die Macht der Regierung faſt vollſtändig und zwingt ſie, Ungarn nicht als integrirenden Theil des Reichs, ſondern als erobertes Land zu behandeln; die neue Gendarmerie findet überall Widerſtand, wo ſie ihre Pflichten auszuüben ſucht, und die angeordnete Conſcription kann ohne Zwangsmaßregeln gar nicht durchgeführt werden. Ueber den Geiſt der in Böhmen aufgeſtellten ungariſchen Regimenter könnte ich ſeltſame Dinge berichten, wenn mir die Discretion nicht Stillſchweigen auferlegte." So weit unſer Gewährsmann. Zu Erläuterung ſeiner letzten Aeußerung ſind nur noch die öſtreichiſchen Ueberläufer zu erwähnen, die in der letzten Zeit truppweiſe mit vollſtändiger Bewaffnung über die preußiſche Grenze gegangen ſind. Wir wollten diesmal nur zeigen, daß nicht blos die „Feinde" Oeſtreichs, ſondern auch ſeine wärmſten Anhänger, zu denen die Times und ihr Correſpondent unleugbar gehörten, an der Aufrichtigkeit der conſtitutionellen Abſichten des Schwarzenbergiſchen Cabinets und an der Geſundheit des öſtreichiſchen Staats zweifeln.

Literaturblatt.

Franzöſiſches Theater.

Théâtre de la Porte St. Martin. Der Löwe und die Mücke, Drama in 5 Acten von Emile Souveſtre und Eugène Bourgeois. Der Löwe iſt Lord Overton, die Mücke ſein treuer Diener Max, dem der Herr zum Lohn ſeiner Ergebenheit ſeine Maitreſſe entführt. Die Mücke weiß die Wahrheit des Lafontaineſchen Sprichworts zu beweiſen, worin ſie allerdings durch den Umſtand unterſtützt wird, daß Lord Overton weder Lord iſt, noch Overton heißt; vielmehr ein Lump, der ſich dieſen Titel nur angemaßt hat, und der daher ſeiner rechtmäßigen Strafe und Beſchämung übergeben werden kann. —

Théâtre de la Gaité. Le Paillasse, in 5 Acten von Dennery und Marc. Fournier. Der Hanswurſt — durch das ausgezeichnete Spiel von **Frédéric Lemaître** zur Geltung gebracht — iſt ein rührender, ein tragiſcher Hanswurſt in der Manier Triboulet's. Es iſt ein guter Familienvater und ein liebender Gatte, aber man will ihm ſeine ſchöne Gemahlin rauben, die zufällig einer großen Familie angehört, und es

Digitized by Google

koſtet ihm tauſend Aufopferungen und Anſtrengungen, bis es ihm vergönnt wird, ſein Weib und ſeine Kinder in die Arme zu ſchließen. Um ſo wohler kann ihm dann ſein. —

Théâtre du Gymnase. Die kleinen Mittel, Vaudeville in 1 Act, von Guſt. Lemoine und einigen Andern. — Madame Grumlot wendet allerdings nur kleine Mittel an, um ihren Mann, der einige Neigung zum liederlichen Leben hat, zur Solidität zurückzuführen: wenn er zu einem verliebten Rendezvous eilen will, ſo findet er die Knöpfe an ſeinem Rock abgeriſſen, auf ſeiner Weſte einen großen Fleck; entſchlüpft er in den Opernball, ſo wird ihm in einem Glas Zuckerwaſſer eine Doſis Magneſia beigebracht, und er kehrt mit jämmerlichen Geberden und mit Verwünſchungen gegen alle Dominos, Debardeurs und Titis nach Hauſe zurück. — So wird auch durch kleine Mittel die Tugend gefördert. —

Théâtre du Vaudeville. Die Sterne, in 6 Tableaux von St. Yves. — Die Sterne ſind natürlich liebenswürdige Choriſtinnen. Sie haben einige Tage Urlaub erhalten, um ſich auf der Erde zu amuſiren, und benutzen ihre Ferien, um gegen die armen Sterblichen Koboldſtreiche auszuüben, oder ſie zu beſchützen, wie es gerade ihre Laune mit ſich bringt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Liebesgeſchichten die Hauptſache ſind, und daß der „Stern des Schäfers" die erſte Rolle ſpielt. —

Théâtre de l'Odéon. Sappho, Drama in 1 Act und in Verſen, von Philoxène Boyer. Ein Erſtlingswerk im Ponſard'ſchen Geſchmack, welches großen Succeß gehabt hat. Sappho betet Phaon an, Phaon die Erina; als eine unbetheiligte Perſon iſt Anakreon hinzugefügt. Das Stück endigt mit dem bekannten Sprung vom Felſen. — Auf demſelben Theater hat eine Poſſe von Hippolyte Lucas Glück gemacht: Die Küſſe. Eine Marquiſe, hübſch und abergläubiſch, wie es die Marquiſen des 18. Jahrhunderts zu ſein pflegten, zieht zu einem Doctor, um ſich von ihren Vapeurs curiren zu laſſen. Der alte Doctor iſt abweſend, ſein zwanzigjähriger Neffe übernimmt die Cur, und führt ſie glücklich durch die im Titel angegebene Arznei aus. Eine Hochzeit bildet den angemeſſenen Schluß. —

Im Ganzen tritt das Schauſpiel hinter der Oper, in welcher die Garcia und die Sonntag, und dem Ballet, in welchem die Cerritto neue Triumphe einerntet, und namentlich vor dem Circus zurück, in welchem Herr Poitevin wöchentlich 2 Mal drei luſtige Sylphiden im allerkühnſten und leichteſten Balletcoſtum und in noch kühnern Balletſtellungen in die Wolken entführt.

Am 1. Januar 1851 beginnt der **X. Jahrgang** der „**Grenzboten.**" Da derſelbe nur auf Verlangen abgegeben wird, ſo werden die geehrten Leſer freundlichſt erſucht, ihre Beſtellungen recht frühzeitig an die betreffenden Buchhandlungen oder Poſtämter abzugeben, damit in der Zuſendung keine Störung eintritt.

Die Verlagshandlung.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Guſtav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Digitized by Google

14 DAY USE

RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

MAR 18 1967 9

MAR 18 67 -4 PM

REC'D LD

JUN 21 1986

RECEIVED

JUL 15 1986

CIRCULATION DEPT.

LD 21A-60m-7,'66
(G4427s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google

YE 06719

GENERAL LIBRARY - U.C. BERKELEY

B000994081

NON-CIRCULATING BOOK

Digitized by Google

Digitized by Google